Christoph Hoeft

STILLSTAND IN BEWEGUNG?

Kollektives Lernen in sozialen Bewegungen

[transcript] Soziale Bewegung und Protest

Christoph Hoeft
Stillstand in Bewegung?

Soziale Bewegung und Protest | Band 6

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch den Fachinformationsdienst Politikwissenschaft POLLUX

und ein Netzwerk wissenschaftlicher Bibliotheken zur Förderung von Open Access in den Sozial- und Geisteswissenschaften (transcript, Politikwissenschaft 2021)

Die Publikation beachtet die Qualitätsstandards für die Open-Access-Publikation von Büchern (Nationaler Open-Access-Kontaktpunkt et al. 2018), Phase 1
https://oa2020-de.org/blog/2018/07/31/empfehlungen_qualitätsstandards_oabücher/

Hauptsponsor: Staats- und Universitätsbibliothek Bremen (POLLUX – Informationsdienst Politikwissenschaft)
Vollsponsoren: Universitätsbibliothek Bayreuth | Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin | Freie Universität Berlin - Universitätsbibliothek | Staatsbibliothek zu Berlin | Universitätsbibliothek Bielefeld | Universitätsbibliothek der Ruhr-Universität Bochum (RUB) | Universitäts- und Landesbibliothek Bonn | Vorarlberger Landesbibliothek | Universitätsbibliothek der Technischen Universität Chemnitz | Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt | Sächsische Landesbibliothek Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) | Universitätsbibliothek Duisburg-Essen | Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf | Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg | Universitätsbibliothek Frankfurt/M. | Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen | Universitätsbibliothek Greifswald | Universitätsbibliothek der FernUniversität in Hagen | Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg | TIB – Leibniz-Informationszentrum Technik und Naturwissenschaften und Universitätsbibliothek | Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek - Niedersächsische Landesbibliothek | Universitätsbibliothek Heidelberg | Universitätsbibliothek Kassel | Universitätsbibliothek Kiel (CAU) | Universitätsbibliothek Koblenz · Landau | Universitäts- und Stadtbibliothek Köln | Universitätsbibliothek Leipzig | Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern | Universitätsbibliothek Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg | Universitätsbibliothek Marburg | Max Planck Digital Library (MPDL) | Universitäts- und Landesbibliothek Münster | Universitätsbibliothek der Carl von Ossietzky-Universität, Oldenburg | Universitätsbibliothek Osnabrück | Universitätsbibliothek Passau | Universitätsbibliothek St. Gallen | Universitätsbibliothek Vechta | Universitätsbibliothek Wien | Universitätsbibliothek Wuppertal | Zentralbibliothek Zürich
Sponsoring Light: Bundesministerium der Verteidigung | Landesbibliothek Oldenburg
Mikrosponsoring: Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP) - Deutsches Institut für Internationale Politik und Sicherheit | Leibniz-Institut für Europäische Geschichte, Mainz

Christoph Hoeft, geb. 1984, ist Politikwissenschaftler mit einem Schwerpunkt auf sozialer Bewegungsforschung. Seit 2019 arbeitet er als politischer Referent beim Deutschen Gewerkschaftsbund.

Christoph Hoeft

Stillstand in Bewegung?

Kollektives Lernen in sozialen Bewegungen

[transcript]

Diese Arbeit wurde gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung.

Hans Böckler Stiftung

Mitbestimmung · Forschung · Stipendien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de
Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

© 2021 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld
Lektorat: Katharina Rahlf, SPLENDID. Text- & Webdesign, Göttingen
Satz: SPLENDID. Text- & Webdesign, Göttingen
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-5828-6
PDF-ISBN 978-3-8394-5828-0
EPUB-ISBN 978-3-7328-5828-6
https://doi.org/10.14361/9783839458280
Buchreihen-ISSN: 2701-0473
Buchreihen-eISSN: 2703-1667

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

Inhalt

Abbildungsverzeichnis 9

Dank 11

Abschnitt A: Lernmodell und Untersuchungsdesign

1 Lernprozesse von sozialen Bewegungen 15
1.1 Einleitung und Aufbau der Arbeit 15
1.2 Lernen 22
1.3 Lernen in Politik und Organisationen 24
1.4 Das Lernen von sozialen Bewegungen – Kollektive Identität als Zugang 32
1.5 Weitere Studien zum Lernen von und in sozialen Bewegungen 39
1.6 Das Lernen von sozialen Bewegungen – Ablauf eines Lernprozesses 42

2 Methode und Vorgehen 45
2.1 Bewegungszeitschriften als Arena kollektiver Aushandlungsprozesse 49
2.2 Streit als Lernprozess 59

3 Fallbeispiel: Die undogmatische Linke in Hamburg 63
3.1 Undogmatische Linke 65
3.2 Städtische soziale Bewegungen 70
3.3 Hausbesetzungen als Protestform 75
3.4 Die Autonomen 81
3.5 Hausbesetzungen in Hamburg 83

Abschnitt B:
Empirische Analyse

4 Lernprozesse sozialer Bewegungen
Kollektive Identität im Spiegel von Bewegungsdiskursen 111
4.1 Bewegungsdebatten in der *Zeck* 111
4.2 Themen und Debattenformen 114

5 »Aufs Maul, ›Genossen‹, das habt ihr verdient!«
Kollektive Identität in Debatten um Geschlechterverhältnisse und Sexismus 121
5.1 »Ist W. einer von ›uns‹?« – Sexualisierte Gewalt und linke Szeneanwälte 123
5.2 »Genossen auf der Straße, Faschisten im Bett.« –
Sexualisierte Gewalt und Vergewaltigung in der linken Szene 131
5.3 »Wir bestimmen selbst, was wir lesen wollen!!!« –
Diskussionen um Zensur und Sexismus 162
5.4 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen mit Sexismus
und sexualisierter Gewalt gelernt? 171

6 »Hauptsache es knallt!«
Kollektive Identität in Debatten um Militanz 177
6.1 »Falsche Kritik, famose Krawalle« –
Debatten um Sinn und Unsinn militanter Auseinandersetzungen 184
6.2 »Vorwärts in die Vergangenheit« – Militanz als Prinzip des Internationalismus 206
6.3 »Für einen solidarischen und respektvollen Umgang in linken Strukturen!« –
Militanz in innerlinken Auseinandersetzungen 212
6.4 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen mit Militanz gelernt? 215

7 »Jenseits von Eden«
Kollektive Identität in Debatten um linke Freiräume,
Gentrifizierung und Stadtteilpolitik in Hamburg 219
7.1 »Flora bleibt unverträglich« –
Debatten um Vertragsverhandlungen, Privatisierungen und Besetzungen 220
7.2 »Autonomie ist selbstbestimmte Abhängigkeit« –
Debatten um Drogen, Vertreibung und Stadtteilpolitik 242
7.3 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen
um Stadtteilpolitik gelernt? 276

8 »Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten«
Kollektive Identität in Debatten um Antisemitismus in der Linken 281
8.1 Diskussionen um Antisemitismus 284
8.2 Auf der Suche nach geteilten Werten: Versuche der Etablierung eines Konsenses 312
8.3 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen
um Antisemitismus in der Linken gelernt? 332

9 »Wenn am Anfang nicht das Ende steht, wird das Neue immer das Alte sein«
Kollektive Identität in Debatten um Organisationsformen und Strategien 339
9.1 »... und der Kongress tanzte doch.« – Autonome Kongresse und Vollversammlungen 341
9.2 Debatten über Demonstrationen und konkrete Strategie 364
9.3 Zweifel an der Politik der ersten Person 374
9.4 Kritik an Hierarchien und BewegungsmanagerInnen 376
9.5 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen um Organisationsformen und Strategien gelernt? 379

Abschnitt C: Schlussbemerkungen

10 Fazit: Das kollektive Lernen von sozialen Bewegungen 387
10.1 Erfolgreiche Lernprozesse? 388
10.2 SprecherInnen und Autorität 390
10.3 Offenheit für Lernimpulse und Institutionalisierung von Wissen 392
10.4 Spaltungen als Lernprozess 397
10.5 Lernen als Machtressource 399
10.6 Lernen und Vergessen 400
10.7 Unterschiedliche Reichweiten von Lernprozessen 402
10.8 Kollektives Lernen in der Bewegungsforschung – Potenziale, Probleme und Ausblick 403

Literaturverzeichnis 407

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Schematische Darstellung eines Lernprozesses, S. 44.
Abb. 2: Themenverteilung der verschlagworteten Artikel, S. 115.
Abb. 3: Anzahl der Debattenbeiträge in verschiedenen Themenfeldern, S. 117.
Abb. 4: Debattenstränge in ausgewählten Themenfeldern im Zeitverlauf, S. 118.
Abb. 5: Debattenbeiträge im Themenfeld Sexismus, S. 122.
Abb. 6: Debattenbeiträge im Themenfeld Militanz, S. 183.
Abb. 7: Debattenbeiträge im Themenfeld Stadtteilpolitik, S. 220.
Abb. 8: Debattenbeiträge im Themenfeld Antisemitismus in der Linken, S. 285.
Abb. 9: Debattenbeiträge im Themenfeld Organisationsdebatte, S. 340.

Dank

Beim vorliegenden Buch handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertationsschrift, die ich im Dezember 2019 an der Universität Göttingen eingereicht und im April 2020 verteidigt habe. Dass am Ende über einer Arbeit, die – von der ersten Idee bis zum fertig gedruckten Buch – über einen langen Zeitraum von etlichen Jahren entstanden ist, nur ein einzelner Name steht, wird der Realität selbstverständlich nicht gerecht. Dass ich diese Arbeit abschließen konnte, verdanke ich einer Vielzahl von Menschen, die mir mit Ratschlägen zur Seite gestanden, sich meine Ideen und Probleme angehört und dabei immer wieder die richtigen Fragen gestellt haben.

Insbesondere Franz Walter bin ich zu größtem Dank verpflichtet. Als langjähriger Leiter des Göttinger Instituts für Demokratieforschung und Betreuer meiner Arbeit hat er meinen Blick auf Politik, Gesellschaft und Wissenschaft wesentlich geprägt. Am Institut und insbesondere in den dortigen Kolloquien habe ich viel gelernt. In den Projekten, in denen ich am Institut gearbeitet habe (zu Engagement in sozial benachteiligten Stadtteilen und zu Protesten im Zuge der Energiewende), bin ich außerdem immer wieder auf die Frage nach dem Lernen sozialer Bewegungen gestoßen – so entstand überhaupt erst die Idee zu dieser Dissertation. Franz Walters Betreuung meiner Arbeit auch über seine Emeritierung hinaus war alles andere als selbstverständlich – dafür möchte ich mich herzlich bedanken.

Ein großer Dank geht auch an die weiteren Betreuer meiner Arbeit, Steffen Kühnel und Sebastian Haunss. Sie haben sich ohne zu zögern bereit erklärt, diese Arbeit zu betreuen, haben mir wertvolle Tipps und Hinweise gegeben und sich auch auf das Wagnis einer Disputation unter Pandemie-Bedingungen eingelassen – vielen Dank dafür!

Diese Dissertation wäre nicht ohne die Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung (HBS) zustande gekommen. Erst das Promotionsstipendium der Stiftung ermöglichte mir, mich tatsächlich voll und ganz auf die Arbeit an der Dissertation zu konzentrieren. Durch einen Druckkostenzuschuss hat die Stiftung zu guter Letzt auch die Veröffentlichung der Arbeit in vorliegender Form ermöglicht. Neben der materiellen Unterstützung war zudem die immaterielle Förderung der HBS sehr bereichernd. Ebenfalls danke ich der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen, die mir durch ein Abschlussstipendium ein paar zusätzliche Monate Arbeit an der Dissertation ermöglichte.

Dem Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung danke ich für die kompetente und hilfsbereite Unterstützung bei der Zusammenstellung der Quellen für diese Arbeit.

Katharina Rahlf und Robert Lorenz von SPLENDID. Text- & Webdesign haben die vorliegende Arbeit akribisch lektoriert, mir kluge Hinweise gegeben, meine Anflüge von Panik vor der Abgabe abgefangen und mich bei der Erstellung der Druckfahnen unterstützt.

Mit Alex Hensel, Julia Zilles, Sören Messinger-Zimmer und Tobias Neef-Methfessel konnte ich regelmäßig über meine Arbeit, die Probleme und Zweifel diskutieren, meine Argumente prüfen und schärfen oder auch nur von Zeit zu Zeit ein bisschen Abstand zum Thema gewinnen – ohne euch hätte es nicht geklappt.

Entscheidend war auch die Unterstützung durch meine Familie und insbesondere meine Eltern. Danke, dass ihr immer für mich da wart! Es ist ein großes Glück, zu wissen, dass ich mich jederzeit auf euch verlassen kann.

Insbesondere bei Merle, aber auch bei allen anderen FreundInnen in Göttingen, Bremen, Berlin und anderswo möchte ich mich für die Hilfe, die manchmal nötige Ablenkung und insgesamt für unsere gemeinsame Zeit bedanken. Auch wenn ich nach der ganzen Arbeit an dieser Dissertation immer noch nicht endgültig klären konnte, ob es das richtige Leben im falschen geben kann, weiß ich eines mit Sicherheit: Wenn es dieses Leben gibt, dann nur mit euch!

Abschnitt A:
Lernmodell und Untersuchungsdesign

1 Lernprozesse von sozialen Bewegungen

1.1 Einleitung und Aufbau der Arbeit

Ob soziale Bewegungen in der Lage sind, aus Erfahrungen zu lernen oder nicht, darüber gehen die Meinungen unter AktivistInnen weit auseinander. Manche betonen, dass der Aktivismus von heute zweifellos aus den Lehren der Vergangenheit profitieren könne. So stellt ein Aktivist aus dem Hamburger »Recht auf Stadt«-Netzwerk fest:

> »Also es gibt auch 'nen Wissenstransfer. Das Gängeviertel hat zum Beispiel bestimmte Erfahrungen nicht mehr machen müssen. Man sieht halt, okay, in Hamburg kann man so und so agieren. Da hat man 'nen bestimmtes Erfahrungsmuster vorliegen, wie bestimmte Dinge funktioniert haben, wie sie nicht funktioniert haben, weil man sozusagen nicht bei null anfängt.«[1]

Andere AktivistInnen wiederum bemängeln, die spezifischen Organisationsformen von sozialen Bewegungen seien »mitverantwortlich für einen fehlenden Geschichtsbezug. Debatten, die vor Jahren schon einmal geführt wurden, werden nicht weitervermittelt. Die Jungen fangen immer wieder von vorne an.«[2] Man findet also durchaus erstaunlich gegensätzliche Beurteilungen der Lernfähigkeit von sozialen Bewegungen – bedenkt man, dass sich beide Zitate auf ganz ähnliche Bewegungen in derselben Stadt beziehen. Wie ist es denn nun – können soziale Bewegungen lernen oder nicht? Sind sie fähig, Lehren aus ihrer eigenen Geschichte zu ziehen, oder fangen sie immer wieder »bei null« an? Kann kollektives Wissen innerhalb einer sozialen Bewegung entstehen, kann es weitergegeben, geteilt und gegebenenfalls weiterentwickelt, verändert oder verworfen werden?

---

1 Zitat aus einem Interview mit einem Recht-auf-Stadt-Aktivisten, das im Rahmen eines Forschungsprojektes 2012 geführt wurde, vgl. dazu Butzlaff, Felix; Hoeft, Christoph; Kopp, Julia (2013): »Wir lassen nicht mehr alles mit uns machen!« Bürgerproteste an und um den öffentlichen Raum, Infrastruktur und Stadtentwicklung. In: Franz Walter et al. (Hg.): Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 48-93.

2 Beck, Sabine: Ein erster Schritt, der auf Vertiefung wartet. Autonom Kongress – ein Rückblick. In: *Zeck* 154_2010, S. 21-23, hier S. 22.

Wenn diese Fragen aus Sicht der Beteiligten strittig erscheinen, hilft vielleicht ein Blick in die wissenschaftliche Literatur über soziale Bewegungen weiter. Doch auch hier bleibt das Lernen von sozialen Bewegungen erstaunlich vage. Zwar ist in etlichen Ansätzen der Bewegungsforschung ein gewisses Lernvermögen implizit angelegt; wie genau ein solches Lernen aber abläuft, wer in den betreffenden Fällen was auf welche Art und Weise erlernen kann, wird nicht genau erläutert. So geht beispielsweise der *Framing*-Ansatz davon aus, dass soziale Bewegungen fähig sind, ihre Botschaften ständig an ein wechselndes Publikum anzupassen.

> »Research on the core framing processes indicates that collective action frames are not static, reified entities but are continuously contested, reproduced, transformed, and/or replaced during the course of social movement activity. Hence, framing is a dynamic, ongoing process. […] The movement framing literature suggests that the audience(s) targeted are one of the major contextual factors that help explain why movements seek, from time to time, to modify their collective action frames.«[3]

Wie genau soziale Bewegungen aber in der Lage sein sollten, ihre Kernbotschaften immer wieder zu verändern und auf neue Zielgruppen auszurichten, wenn sie nicht gleichzeitig fähig wären, aus vergangenen Erfahrungen zu lernen und ihr Handeln an bisherigen Erfahrungen auszurichten, ist nur schwer nachvollziehbar.

Auch wenn es somit zunächst intuitiv naheliegend und logisch erscheint, dass soziale Bewegungen bei ihren Aktionen und Kampagnen auf zurückliegende Erfahrungen zurückgreifen und ihr Handeln, wenn nötig, verändern und anpassen – das Lernen von sozialen Bewegungen ist und bleibt ein erklärungswürdiges Phänomen. Das liegt zuallererst an den spezifischen Eigenschaften von Bewegungen: Im Unterschied zu anderen Großorganisationen, beispielsweise Parteien oder Gewerkschaften, verfügen soziale Bewegungen über keinen festen institutionellen Rahmen, der die Produktion und Archivierung von Wissen sicherstellen könnte; ebenso wenig kennen sie verbindliche Mitgliedschaften, die eine personelle Kontinuität und eine direkte Weitergabe von Informationen und Wissen ermöglichen würden.

Daraus folgt das zentrale Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit:

> Wie lernen soziale Bewegungen? Wo befinden sich die Lernorte und wer genau lernt überhaupt? Wie entsteht kollektives Wissen innerhalb einer sozialen Bewegung, auf das die nachfolgenden Protestgenerationen zugreifen können, von dem sie profitieren und an dem sie ihre eigene politische Arbeit ausrichten können?

Ganz grundsätzlich muss zunächst gefragt werden, wann genau überhaupt von einem Lernprozess ausgegangen werden kann. Wann hat eine Bewegung eigentlich gelernt – und an welchen (messbaren) Faktoren lässt sich dies feststellen?

Ein Beispiel kann diese Frage illustrieren: Stellen wir uns eine soziale Bewegung vor, die sich mit ihrer politischen Arbeit gegen Gentrifizierung und steigende Mieten richtet. Sie ruft regelmäßig zu Demonstrationen auf, die in den betroffenen Stadtvierteln stattfinden; sie verteilt Flugblätter an PassantInnen in der Innenstadt, sie organisiert

3 Benford, Robert; Snow, David (2000): Framing Processes and Social Movements: An Overview and Assessment. In: *Annual Review of Sociology* 26 (1), S. 611-639, hier S. 628-630.

Vorträge und Diskussionsveranstaltungen. Warum aber tut sie all das? Warum genau diese Dinge – und nicht ganz andere? Tut sie es, weil sie irgendwann einmal gelernt hat, dass diese Aktionen erfolgversprechend sind? Wenn sie dann im Laufe der Zeit immer seltener zu Demonstrationen aufruft – liegt das daran, dass sie einen Lernprozess durchlaufen hat und Demonstrationen jetzt nicht mehr für sinnvoll erachtet? Oder haben sowohl das ursprüngliche als auch das veränderte Vorgehen später ganz andere Gründe, die nichts mit Lernen zu tun haben? Hat die Bewegung vielleicht schlicht nicht mehr genug Geld, um einen Lautsprecherwagen zu mieten oder Flugblätter zu drucken? Lässt sich das (veränderte) Handeln von Bewegungen also durch Lernen erklären – oder sind andere Faktoren ausschlaggebend? Was genau ist »Lernen« in Bezug auf soziale Bewegungen und wann kann sicher davon gesprochen werden? Eine weitere offene Frage betrifft das Subjekt von etwaigen kollektiven Lernprozessen: Wer genau ist in diesem Zusammenhang eigentlich »die Bewegung«? Kann ein Kollektiv überhaupt lernen?

Der Rückgriff auf ein intuitives Verständnis von Lernen hilft bei der Beantwortung dieser Fragen nur bedingt weiter. Wenn wir im Alltag über Lernen sprechen, dann sprechen wir über das Lernen in der Schule, darüber, dass wir eine neue Sprache oder ein neues Musikinstrument lernen wollen, oder auch über das Lernen aus zurückliegenden Erfahrungen: »Das wird mir eine Lehre sein!«, »Diesen Fehler werde ich nicht noch einmal machen.« All diesen Situationen ist gemein, dass es sich bei ihnen um einen normativ positiv konnotierten Zugewinn von Wissen und Kompetenzen handelt und dass der Fokus zumeist auf dem mehr oder weniger bewussten Erlernen bestimmter Fakten und Zusammenhänge liegt.

Das Konzept des kollektiven Lernens, das in dieser Arbeit herausgearbeitet wird, unterscheidet sich in bestimmten Aspekten recht deutlich von diesem Alltagsverständnis von Lernen. Denn erstens soll »Wissen«, das in der vorliegenden Studie die Basis des Lernens darstellt, breiter verstanden werden und mehr beinhalten als lediglich die Kenntnis von Fakten. Vielmehr soll (kollektives) Wissen das gesamte Ensemble von Weltsichten, Deutungen und Werten einer Gruppe umfassen – also alle Faktoren, mit denen eine Gruppe auf ihre Umgebung blickt und sich die Welt erschließt.[4] Wissen bedeutet nach diesem Verständnis weniger einen bestimmten Kenntnisstand (der objektiv auf Richtigkeit oder Vollständigkeit abgeprüft werden könnte) als vielmehr ein kollektives Verständnis der Welt, inklusive bestimmter Werthaltungen, Ideologien, Glaubensüberzeugungen o.Ä.

Zweitens scheint es nicht sinnvoll zu sein, Lernen in diesem Zusammenhang stets als Zugewinn von Wissen und damit tendenziell positiv zu beurteilen. Für eine normative Beurteilung von Lernprozessen steht schlicht und ergreifend kein geeigneter Maßstab zur Verfügung: Wann sollte ein Lernprozess einer sozialen Bewegung als »erfolgreich« oder als »positiv« bezeichnet werden? Anhand welcher Kriterien könnte eine

4 Vgl. Jäger, Siegfried (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller et al. (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 91-124, hier S. 91.

solche Entscheidung überhaupt getroffen werden? Auch wenn es zunächst schwerzufallen scheint – eine neutrale Perspektive auf Lernen scheint dem Gegenstand angemessener zu sein.[5] So muss nicht entschieden werden, ob eine soziale Bewegung durch einen bestimmten Lernprozess nun einen Fortschritt erzielen konnte, ihren Zielen nähergekommen ist oder einfach eine »wichtige Lektion« gelernt hat. Stattdessen soll die Analyse lediglich herausarbeiten, an welchen Punkten sich das kollektive Wissen der Bewegung verändert hat und durch welche Argumentationen und Diskussionen diese Veränderung in Gang gesetzt wurde. Selbstverständlich werden die AktivistInnen, die auf einen Lernimpuls drängen, dieses Lernen auch mit normativen Gründen verteidigen, während Teile der Bewegung, die den spezifischen Lernprozess abwehren möchten, dies vermutlich ebenfalls aus einer bestimmten normativen Haltung heraus tun. Zentral für die folgende Untersuchung ist aber, dass es sich stets ausschließlich um die normativen Haltungen der beteiligten Akteure handelt und in der Analyse nicht beurteilt werden soll, ob die eine oder die andere Position die »richtige« ist.

Zudem macht auch das »Verlernen«, also die Abkehr von bestimmten Elementen des Wissens, einen wichtigen Teil kollektiver Lernprozesse aus, wie in Abschnitt 1.3 näher ausgeführt wird. Lernen ist nicht nur auf einen Zugewinn von neuem Wissen angewiesen, sondern kann nur funktionieren, wenn gleichzeitig altes Wissen vergessen oder verworfen wird. Ein offener Lernbegriff, der auf generelle Veränderungen von Wissen abzielt und dabei sowohl Zuwachs als auch Verlust zulässt, scheint also geeigneter zu sein, um sich dem kollektiven Lernen von sozialen Bewegungen zu nähern.

Wie soll nun aber konkret das Lernen von sozialen Bewegungen untersucht werden? Wann kann von kollektivem Lernen gesprochen werden? Wer genau lernt im Zuge eines kollektiven Lernprozesses eigentlich: Ist das kollektive Wissen einer sozialen Bewegung die Summe des Wissens ihrer einzelnen Mitglieder? Oder genügt es, wenn einzelne AktivistInnen etwas lernen, um von einem kollektiven Lernen der Bewegung zu sprechen? Andersherum: Wenn sich das kollektive Wissen einer Gruppe verändert – bedeutet das, dass sich auch das jeweilige Wissen der individuellen Mitglieder verändert haben muss?

All diesen Fragen soll sich Abschnitt 1.3 eingehender widmen. Hier wird unter Rückgriff auf verschiedene Lernansätze aus Politikwissenschaft und Soziologie ein Lernmodell entwickelt, das insbesondere das Verhältnis der unterschiedlichen beteiligten Ebenen (Individuen, Gruppen, soziale Bewegung als Ganzes) berücksichtigt. Lernen wird dabei als Zusammenspiel von neuen Impulsen und der Verankerung und Institutionalisierung von Wissen konzipiert. Um das Lernen von sozialen Bewegungen genauer zu erfassen, wird in Abschnitt 1.4 außerdem eine Verbindung von Lernen mit dem Konzept der kollektiven Identität vorgeschlagen.[6] Da mittels der kollektiven Identität einer Bewegung ausgehandelt wird, wer zu dieser Bewegung dazugehören kann, welche Ziele die Bewegung anstrebt und welche Strategien und Mittel dazu eingesetzt werden

5 Vgl. Nullmeier, Frank (2003): Zur Normativität des Lernbegriffs. In: Matthias Leonhard Maier et al. (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 329-342.

6 Vgl. Daphi, Priska (2011): Soziale Bewegungen und kollektive Identität. Forschungsstand und Forschungslücken. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 13-26.

sollen, bietet sich eine genauere Analyse der Aushandlungsprozesse kollektiver Identität an, um Lernprozesse auf diesen drei Ebenen (Wer sind wir? Was wollen wir? Wie können wir das erreichen?) nachzeichnen zu können.

Um die Aushandlungsprozesse einer sozialen Bewegung nachzuvollziehen, wird im Rahmen dieser Arbeit eine kritische Diskursanalyse[7] von Debatten in einer Bewegungszeitschrift durchgeführt. Aus dieser Fokussierung auf die schriftliche und diskursive Verhandlung von kollektiver Identität folgt, dass andere Ebenen, auf denen ebenfalls kollektive Identität verhandelt wird und die dementsprechend für das kollektive Lernen einer Bewegung ebenfalls bedeutsam sein könnten, nicht eingehender untersucht werden. Insbesondere persönliche Kontakte zwischen AktivistInnen könnten für das Lernen in sozialen Bewegungen von hoher Relevanz sein – eine genauere Analyse dieser sozialen Interaktionen innerhalb einer Bewegung würde jedoch einen gänzlich anderen Ansatz der Studie erfordern. Für eine solche Untersuchung hätten sich eher der Einsatz von Interviews, Gruppendiskussionen und ethnografischen Methoden wie beispielsweise teilnehmenden Beobachtungen über einen längeren Zeitraum angeboten. Allerdings zeichnet sich die undogmatische Linke, die in dieser Arbeit im Zentrum der Untersuchung steht, durch eine grundlegende Skepsis gegenüber wissenschaftlicher Erforschung aus – der Zugang über Interviews oder Gruppendiskussionen als Ergänzung zur diskursanalytischen Methode war daher leider (wie bereits in etlichen anderen Studien zuvor) nicht möglich.[8] Ethnografische Methoden und teilnehmende Beobachtungen hätten den Zeitrahmen dieser Arbeit leider in erheblichem Maße verlängert, sodass letztlich auch hiervon abgesehen wurde. Die Untersuchung fokussiert sich daher auf die schriftlichen Diskurse in einer Bewegungszeitschrift – dieses Verfahren verspricht insbesondere aufgrund der Spezifika der ausgewählten Zeitschrift *Zeck*, die für die Hamburger linke Szene das zentrale, strömungsübergreifende Diskussionsforum darstellt, sehr aufschlussreiche Einblicke in das kollektive Lernen.

Das konkrete Fallbeispiel, an dem kollektives Lernen untersucht werden soll, ist, wie bereits angedeutet, die undogmatische linke Szene in Hamburg. Die Gründe, die eine Analyse des Lernens anhand dieses Beispiels sinnvoll und aufschlussreich machen, werden in Abschnitt 3 genauer vorgestellt, deshalb müssen an dieser Stelle einige elementare Hinweise genügen. Eine Reihe von Faktoren lassen die undogmatische Linke in Hamburg zu einem geeigneten und vielversprechenden Untersuchungsobjekt werden. Die Bewegung existiert seit mehreren Jahrzehnten und umfasst daher verschiedene Generationen von AktivistInnen, zwischen denen eine Weitergabe von Wissen stattfinden könnte. Sie zeichnet sich durch eine dezidierte Ablehnung von festen Institutionen und Organisationen aus und bietet sich daher an, um zu überprüfen, ob es trotz dieser Strukturlosigkeit möglich ist, Lernprozesse zu initiieren. Auch wenn die Szene über die Jahre keine festen Bewegungsorganisationen hervorgebracht hat, gibt es dennoch etablierte Räume und lokale Kristallisationspunkte in Hamburg, die ermöglichen, sich der

7 Vgl. Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.

8 Vgl. zu den Hindernissen einer empirischen Erforschung der linken Szene Golova, Tatiana (2013): Identitätskonstruktion in Proteströumen der Berliner linksradikalen Szene. In: Michaela Glaser und René Schultens (Hg.): »Linke« Militanz im Jugendalter. Befunde zu einem umstrittenen Phänomen. Halle: Dt. Jugendinst. e.V., S. 71-95. Vgl. dazu auch die Bemerkungen im Fazit dieser Untersuchung, Abschnitt 10.8.

Bewegung konkret und empirisch zu nähern – zusätzlich existiert mit der *Zeck* eine Szenezeitschrift, die einen Einblick in über zwei Jahrzehnte Bewegungshistorie bietet. Es handelt sich bei der undogmatischen bzw. der autonomen Linken außerdem nach wie vor um eine Bewegung, die relativ selten Gegenstand sozialwissenschaftlicher Untersuchungen wird – die vorliegende Studie befasst sich also mit einem Phänomen, über das noch nicht alles bekannt ist, und kann, hoffentlich, auch zu der wissenschaftlichen Debatte über die radikale Linke einige neue Erkenntnisse beisteuern. Nicht zuletzt kann im Rahmen der Untersuchungen auf Erfahrungen mit dem Forschungsfeld und eigenes Vorwissen aus einem vergangenen Forschungsprojekt zurückgegriffen werden.[9]

In Abschnitt 3.1 wird die Hamburger undogmatische Linke ausführlicher vorgestellt. Dabei stehen zunächst insbesondere ihre historischen Vorläufer und die Entwicklung dieser Szene im Fokus. Außerdem wird das Verhältnis unterschiedlicher Konzepte wie »Szene«, »Milieu« und »Bewegung« näher beleuchtet. Ein besonders detaillierter Blick richtet sich auf die Gruppe der Autonomen und die Aktionsform der Hausbesetzungen, die für die urbane soziale Bewegung in Hamburg äußerst prägend waren und sind. Im Anschluss werden in Abschnitt 3.5 drei zentrale Kristallisationspunkte der Hamburger linken Szene skizziert, nämlich die Besetzungen in der Hafenstraße, in der Roten Flora und im Gängeviertel. Auch wenn in der folgenden Analyse (bedingt durch den thematischen Schwerpunkt der *Zeck*) der Fokus stark auf der Roten Flora liegt, handelt es sich sämtlich um wichtige Orte und Räume der linken Szene in Hamburg, auf die in unterschiedlichem Maße auch in den Diskussionen der Linken immer wieder rekurriert wird, weshalb eine genauere Vorstellung aller drei Besetzungen ein besseres Verständnis der Szene und ihrer lokalen und lebensweltlichen Verankerung ermöglicht. Der spätere Fokus der Analyse auf die Rote Flora folgt dabei auch der historischen Entwicklung, denn das Zentrum hat sich über die Dauer seiner Existenz zu einem zentralen Knotenpunkt der linken Szene in Hamburg entwickelt. Indem ganz unterschiedliche Gruppen und Strömungen die Räumlichkeiten der Flora gemeinsam nutzen, ist sie zu einer Art Spiegelbild für den aktuellen Zustand der Szene geworden – verlässlich werden wichtige Debatten, die die radikale Linke insgesamt betreffen, auch innerhalb der Strukturen der Roten Flora geführt und ausgetragen. Dies macht die Rote Flora (bzw. die von ihr maßgeblich geprägte Szenezeitschrift *Zeck*) zu einem idealen Untersuchungsgegenstand, um sich den kollektiven Lernprozessen in der undogmatischen Linken analytisch zu nähern.

In dieser Arbeit werden verschiedene Charakterisierungen der linken Szene mehr oder weniger synonym verwendet: Dazu gehören beispielsweise die Attribute »undogmatisch« und »(links-)radikal« (vgl. dazu ausführlicher Abschnitt 3.1). Auf weitere Zuschreibungen, die in anderen Publikationen zu dieser Szene verwendet werden, beispielsweise »(links-)extremistisch« oder »militant«, wird aus unterschiedlichen Gründen nicht zurückgegriffen.[10] Zunächst zeichnen sich insbesondere die Ansätze, die sich

9 Vgl. Butzlaff et al. 2013.

10 Die folgenden Ausführungen bleiben notwendigerweise kursorisch. An dieser Stelle die Diskussionen und Kontroversen um die Extremismustheorie detailliert nachzuzeichnen, würde den Umfang dieser Arbeit sprengen und wäre bereits ein eigenständiges Forschungsobjekt.

der Linken als einer Strömung des politischen Extremismus[11] widmen, häufig durch eine zumindest implizite Idealisierung der gesellschaftlichen Mitte, eine problematische Gleichsetzung verschiedener Formen von Extremismus und eine vorschnelle Kriminalisierung und Delegitimierung von oppositioneller, systemkritischer Politik aus.[12] Die Einführung alternativer Begrifflichkeiten, beispielsweise in jüngster Zeit des Konzepts der »linken Militanz«, erfolgte zwar aus guten Gründen als Reaktion auf und Kritik an der Extremismustheorie, soll im Rahmen dieser Arbeit aber ebensowenig nachvollzogen werden.[13] Wie im weiteren Verlauf der Analyse noch genauer gezeigt werden wird, zeichnet sich die linke Szene durch eine konstante Kontroverse um Militanz aus; es handelt sich lediglich um eine Strategie neben vielen anderen, weshalb eine alleinige Reduzierung der Linken auf das Attribut »militant« an dieser Stelle nicht weiterführt. Zudem gibt es etliche Gruppen, die konkrete militante Aktionen fundamental kritisieren, aber dennoch eindeutig Teil der undogmatischen Linken sind.[14] In dieser Arbeit wird daher auf Bezeichnungen zurückgegriffen, die sich in der analysierten Szene selbst wiederfinden und von den AktivistInnen selbst genutzt werden, wie »radikal« (in Abgrenzung zur reformistischen, bürgerlichen Linken) oder »undogmatisch« (in Abgrenzung zu den K-Gruppen und anderen Parteien des linken Spektrums).

Der Hauptteil der Arbeit besteht in der empirischen Analyse der Aushandlungsprozesse der undogmatischen Linken. In den Abschnitten 5 bis 9 werden dafür insgesamt fünf unterschiedliche thematische Debattenstränge, die in der *Zeck* verhandelt wurden,

---

11 Vgl. grundlegend zur Extremismusforschung Backes, Uwe; Jesse, Eckhard (1983): Demokratie und Extremismus. Anmerkungen zu einem antithetischen Begriffspaar. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) (44), S. 3-18.

12 Vgl. dazu stellvertretend für viele Fuhrmann, Maximilian (2019): Wer vage bleibt, gewinnt. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Grundlagen der Extremismusforschung. In: Uwe Backes, Alexander Gallus, Eckhard Jesse und Tom Thieme (Hg.): Jahrbuch Extremismus & Demokratie. Baden-Baden: Nomos, S. 81-96 und Stöss, Richard (2015): Kritische Anmerkungen zur Verwendung des Extremismuskonzepts in den Sozialwissenschaften. Hg. v. d. Bundeszentrale für Politische Bildung. Online verfügbar unter https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/200099/kritische-anmerkungen-zur-verwendung-des-extremismuskonzepts-in-den-sozialwissenschaften [zuletzt eingesehen am 08.12.2019]. Die aufgeführten Kritikpunkte machen daher eine Verwendung des Extremismusbegriffs für die vorliegende Arbeit unmöglich. Daran ändert auch nichts, dass überzeugte Vertreter der Extremismustheorie die meisten der Kritikpunkte zurückweisen bzw. sich falsch interpretiert fühlen, vgl. bspw. Pfahl-Traughber, Armin (2018): Die blinden Flecken in der Kritik an der Extremismustheorie. Eine Antwort auf Jonathan Riedl und Matthias Micus. In: *Demokratie-Dialog. Werkstattbericht der Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen (FoDEx)* (2), S. 24-28.

13 Vgl. Micus, Matthias; Riedl, Jonathan (2017): Der blinde Fleck des Extremismus(-Begriffes). Überlegungen zu einer möglichen Alternative. In: *Demokratie-Dialog. Werkstattbericht der Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen (FoDEx)* (1), S. 16-22 sowie Gmeiner, Jens; Micus, Matthias (2018): Radikalismus der Tat. Linke Militanz oder die Ethnologie der (Post-)Autonomen. In: *Demokratie-Dialog. Werkstattbericht der Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen (FoDEx)* (2), S. 29-35.

14 Zur Kritik an der Unbestimmtheit des Begriffs der »linken Militanz« vgl. Fuhrmann, Maximilian (2016): Konjunkturen der Containerbegriffe. Das neue Bundesprogramm »Demokratie leben!« in extremismustheoretischer Hinsicht. In: Friedrich Burschel (Hg.): Durchmarsch von rechts. Völkischer Aufbruch: Rassismus, Rechtspopulismus, rechter Terror. Berlin, S. 131-137.

ausführlich analysiert. Den Anfang machen Diskussionen über Sexismus innerhalb der linken Szene, gefolgt von den Debatten, die im Zusammenhang mit der Bedeutung von Militanz für die linke Szene geführt wurden. In Abschnitt 7 wird eine Debatte nachgezeichnet, die sich mit der Rolle von linken Freiräumen, Gentrifizierung und Stadtteilpolitik insbesondere im Hamburger Schanzenviertel beschäftigt. Daran anschließend werden die Diskussionen um das Thema Antisemitismus in der Linken näher betrachtet. Den Abschluss bildet eine Analyse der Debatten, die in der *Zeck* über bestimmte Organisationsformen und Strategien geführt wurden. In allen Analyseteilen kommen die an den Debatten beteiligten Gruppen ausführlich zu Wort und es wird detailliert nachgezeichnet, auf welche Weise in den jeweiligen Auseinandersetzungen über die gemeinsame kollektive Identität der Linken gekämpft wurde. In kurzen Zwischenfazits werden für jedes thematische Feld einige Besonderheiten und erste Erkenntnisse festgehalten, bevor in Abschnitt 10 übergreifende Schlussfolgerungen zum kollektiven Lernen von sozialen Bewegungen gezogen werden.

In der Schlussbetrachtung wird skizziert, in welchem Verhältnis das Zulassen von Lernimpulsen, die Verankerung von neuem Wissen und die ständige Wiederholung von Debatten zueinanderstehen. Außerdem werden u.a. die Bedeutung von Autorität für das Lernen sowie das Phänomen der Spaltung sozialer Bewegungen als Konsequenz aus Lernprozessen diskutiert. Auch die Wichtigkeit des Vergessens für das kollektive Lernen wird nochmals betont. Letztlich bietet sich an, beim kollektiven Lernen in unterschiedliche Reichweiten von Lernprozessen zu differenzieren, um Unterschiede in den konkreten Abläufen einzelner Aushandlungsprozesse besser zu verstehen.

Insgesamt bemüht sich die Arbeit, dem oft unklar bleibenden Konzept des kollektiven Lernens von sozialen Bewegungen durch eine detaillierte Analyse der Diskussionen einer konkreten sozialen Bewegung einige neue Erkenntnisse hinzuzufügen. Ein besseres Verständnis des kollektiven Lernens sozialer Bewegungen könnte sowohl der wissenschaftlichen Debatte in der Bewegungsforschung als auch der politischen Praxis in sozialen Bewegungen neue Impulse geben. Letztlich müssen aber die LeserInnen dieser Arbeit aus Wissenschaft und Praxis selbst entscheiden, ob sie nach der Lektüre dieser Ausführungen etwas Nützliches über das Lernen gelernt haben.

1.2 Lernen

Zunächst gilt es jedoch zu klären, was genau mit dem Begriff »Lernen« gemeint ist. Im Allgemeinen wird mit »Lernen« der Erwerb von Wissen, Kenntnissen oder Fähigkeiten bezeichnet. Bei jedem Lernprozess gibt es ein *Lernsubjekt*, also den Träger des Lernprozesses; dieser Träger erwirbt Wissen, Fähigkeiten oder auch Einstellungen, die als *Lernobjekt* bezeichnet werden. Die Art und Weise, wie genau sich das Lernsubjekt das Lernobjekt aneignet, wird als *Lernmodus* bezeichnet.[15] Typische Modi des Lernens

15 Vgl. Röhr-Sendlmeier, Una; Käser, Udo (2012a): Inzidentelles Lernen von Faktenwissen. In: Una Röhr-Sendlmeier (Hg.): Inzidentelles Lernen. Wie wir beiläufig Wissen erwerben. Berlin: Logos, S. 11-41.

sind beispielsweise das Lernen aus zurückliegenden Erfahrungen oder das Lernen auf Grundlage von neuen Informationen.

Oftmals wird Lernen als Reaktion auf ein spezifisches Handlungsproblem konzipiert. Dabei führt eine empfundene Diskrepanz zwischen Wollen und Können zu der Entscheidung eines Individuums, dieser Handlungsproblematik mit Lernen zu begegnen. Aus einer solchen Problematik entsteht somit eine Lernhandlung. Der Fokus liegt also zumeist auf dem sogenannten intentionalen Lernen. Ausgangspunkt für eine Lernhandlung ist der lebensweltliche Kontext einer Person, die dabei immer selbst entscheiden kann, ob sie auf auftauchende Probleme mit Lernen reagiert oder nicht.[16]

Ein solches intentionales Lernen ist im alltäglichen Verständnis der Normalfall des Lernens; der Lernprozess ist dem Lernsubjekt bewusst, es kennt das Lernobjekt und weiß, dass es lernt. Dieses explizite Lernen führt auch zu explizitem Wissen, auf das nach dem Lernen wieder zurückgegriffen werden kann, wie man es beispielsweise aus der Schule kennt. Es gibt aber auch andere, nicht weniger wichtige Typen des Lernens. Beim impliziten Lernen handelt es sich um eine Form des unbewussten Lernens, währenddessen sich das Lernsubjekt zwar intensiv mit dem Lernmaterial auseinandersetzt und dabei Wissen erwirbt, allerdings die Struktur des Lernobjekts nicht kennt und nie gezielt seine Aufmerksamkeit darauf richtet. Ein Beispiel für das implizite Lernen ist der Erwerb der Muttersprache.

Eine weitere Form des unbewussten Lernens ist das inzidentelle Lernen. Das Lernsubjekt eignet sich dabei Wissen an, ohne dass ihm überhaupt bewusst ist, dass es lernt. Anders als beim impliziten Lernen, das meistens über eine langfristige Beschäftigung mit dem Material und häufige Wiederholungen entsteht, handelt es sich beim inzidentellen Lernen um eine einmalige Situation. Das inzidentelle Lernen führt zu Wissen, das oft nicht bewusst ist und das nur schwer verbalisiert werden kann. Zumeist besteht es lediglich in der Kenntnis von einzelnen Fakten statt von Zusammenhängen.[17] Trotz dieser Einschränkungen ist auch die Bedeutung eines solchen Erwerbs von Wissen für die Frage des Lernens von sozialen Bewegungen nicht zu unterschätzen: Dass man in politischen Auseinandersetzungen und Konflikten »beiläufig« Wissen erwirbt, ohne dass man dies reflektiert und sich bewusst ist, dass man gerade lernt, ist ein wichtiger Bestandteil des Lernens in sozialen Bewegungen, weshalb dieser Punkt später noch einmal ausführlicher behandelt wird.

Lernen bezeichnet also allgemein formuliert den Erwerb von Wissen, Fähigkeiten oder Einstellungen. Da es sich beim Lernsubjekt in der vorliegenden Arbeit allerdings nicht um eine individuelle Person, sondern um eine kollektive Gruppe handelt, die überdies auch noch ohne feste Aufgabenteilung, Hierarchie oder institutionellen Rahmen funktioniert, müssen einige der bislang vorgestellten Gedanken über das Lernen weiter präzisiert werden. Zunächst scheint es aber sinnvoll zu sein, für diese Arbeit einen relativ offenen Begriff des Lernens zu verfolgen, wobei gleichzeitig Lernen nicht zu einem

16 Trumann, Jana (2013): Lernen in Bewegung(en). Politische Partizipation und Bildung in Bürgerinitiativen. Bielefeld: transcript, hier S. 104-113.

17 Röhr-Sendlmeier, Una; Käser, Udo (2012b): Das Lernen komplexer sprachlicher Strukturen – Wissenserwerb nach unterschiedlichen Lernmodi. In: Una Röhr-Sendlmeier (Hg.): Inzidentelles Lernen. Wie wir beiläufig Wissen erwerben. Berlin: Logos, S. 43-85; vgl. auch Röhr-Sendlmeier und Käser 2012a, S. 12-15.

Sammelbegriff werden darf, der dann *jede* Veränderung des Handelns als »Lernprozess« beschreiben würde. Sinnvoll scheint zudem ein Begriff zu sein, der jede Veränderung von *Wissen* umfasst, damit also sowohl einen Zuwachs als auch einen Verlust von Wissen abdeckt.[18] Als Lernen soll daher zunächst jede Veränderung von Wissen gelten, die auf einer Verarbeitung von neuen Informationen oder einer Bewertung von bereits gemachten Erfahrungen beruht.[19]

1.3 Lernen in Politik und Organisationen

Trotz der später noch ausführlich diskutierten Besonderheiten von sozialen Bewegungen kann auf Erkenntnisse aus Politikwissenschaft und Organisationssoziologie zurückgegriffen werden, um sich dem politischen Lernen von kollektiven Akteuren weiter zu nähern. In der Politikwissenschaft haben sich seit den 1980er und 1990er Jahren neben den macht- und interessensbasierten Erklärungen von politischem Handeln zunehmend ideen- und wissensbasierte Ansätze etabliert. Insgesamt wird in der Politikwissenschaft zwar relativ häufig mit dem Lernbegriff operiert, allerdings oftmals ohne die Begriffe und Implikationen ausreichend deutlich zu machen. So bleibt bei vielen Ansätzen beispielsweise unklar, wer oder was bei einem Lernprozess eigentlich das Lernsubjekt oder das Lernobjekt ist.[20]

Bei Lernprozessen von kollektiven Akteuren stehen aus politikwissenschaftlicher Perspektive oft das ›Lernen der Fähigkeit zur Wissensänderung‹ und die ›Fähigkeit zur Selbstregulierung‹ im Mittelpunkt des Interesses.[21] Wie nimmt eine Organisation eine sich verändernde Umwelt wahr und wie kann es ihr gelingen, sich an eine solche wandelnde Umwelt anzupassen?[22] Diese Fragen werden häufig beispielsweise anhand von Parteien[23], politischen Institutionen oder Verwaltungsapparaten[24] diskutiert.

Allgemein kann dabei zwischen sehr unterschiedlichen Typen von lerntheoretischen Ansätzen unterschieden werden:[25] Einige Ansätze zeichnen sich durch einen mehr oder

18 Das Verlernen bzw. Vergessen (z.B. von bestimmten Denk- oder Handlungsroutinen) wird als Voraussetzung für das Erlernen von neuen Handlungsformen betrachtet, vgl. dazu ausführlicher Abschnitt 10.6.

19 Eine ähnliche Definition schlägt auch Peter Biegelbauer vor, vgl. Biegelbauer, Peter (2013): Wie lernt die Politik? Lernen aus Erfahrung in Politik und Verwaltung. Wiesbaden: Springer VS, S. 50.

20 Maier, Matthias Leonhard et al. (2003): Einleitung: Kann Politik lernen? In: Matthias Leonhard Maier et al. (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 7-22.

21 Vgl. Frey, Ruth; Wiesenthal, Helmut (2004): Die politische Partei als lernende Organisation. In: *Utopie kreativ* (168), S. 910-922, hier S. 911.

22 Vgl. Wiesenthal, Helmut (1995): Konventionelles und unkonventionelles Organisationslernen. In: *Zeitschrift für Soziologie* 24 (2), S. 137-155.

23 Vgl. z.B. Frey und Wiesenthal 2004. Vgl. exemplarisch für die SPD Schalski-Seehann, Thomas (2007): SPD als lernende Organisation. Eine kritische Analyse der Personal- und Organisationsentwicklung in Parteien. Hamburg: Diplomica-Verlag.

24 Vgl. Biegelbauer 2013.

25 Für einen systematisierenden Überblick vgl. Dunlop, Claire; Radaelli, Claudio (2013): Systematising Policy Learning: From Monolith to Dimensions. In: *Political Studies* 61 (3), S. 599-619. Vgl. auch Bandelow, Nils (2003): Lerntheoretische Ansätze in der Policy-Forschung. In: Matthias Leonhard

weniger explizit normativen Lernbegriff aus. Lernen gilt hier als Verbesserung der Qualität von Politik; die Ansätze fokussieren dementsprechend vor allem auf Faktoren, die Lernen erschweren oder erleichtern, und versuchen häufig, Empfehlungen und Ratschläge für ein optimiertes Lernen zu geben. Diese Perspektive setzt allerdings konkrete Normen und Bewertungsmaßstäbe voraus, anhand derer das Lernen bzw. die Veränderung von Politik eingeordnet werden, die dennoch zum Teil implizit bleiben.[26]

Andere Ansätze verstehen unter Lernen die wertfreie Bezeichnung von dauerhaften Veränderungen politischer Handlungsweisen und Überzeugungen. Auf diese Weise sollen politischer Wandel oder politische Dynamiken erklärt werden. Ein bekanntes Beispiel für einen solchen Ansatz ist der politische Paradigmenwechsel nach Peter Hall, der sich mit der Frage nach der globalen Durchsetzung bestimmter wirtschaftspolitischer Ansätzen, etwa des Keynesianismus oder später des Monetarismus, beschäftigt.[27] Innerhalb dieser Tradition hat auch der sogenannte *Advocacy*-Koalitionen-Ansatz[28] von Paul Sabatier und Hank Jenkins-Smith eine große Bedeutung. Beide Ansätze werden im Anschluss kurz genauer vorgestellt.

Peter Hall befasst sich mit der Ausbreitung des Keynesianismus und analysiert dabei auch den Einfluss von Ideen auf die Politik. Hall beschreibt drei Varianten des Lernens: Beim Lernen erster Ordnung wird lediglich die Anordnung von politischen Steuerinstrumenten verändert, beim Lernen zweiter Ordnung werden neue Instrumente gewählt, um konstante Ziele zu erreichen, während beim Lernen dritter Ordnung die Ziele und Zielhierarchien selbst verändert werden.

Der Advocacy-Koalitionen-Ansatz nach Paul Sabatier und Hank Jenkins-Smith beschäftigt sich ebenfalls mit dem Wandel von Politik und setzt dabei einen analytischen Rahmen, in dem Lernen einen Einflussfaktor unter vielen anderen darstellt. *Policy*-Wandel hängt beispielsweise von der Einbindung in bestimmte Strukturen, von Konjunkturen, Wahlen, der öffentlichen Meinung und weiteren externen Faktoren ab; aber auch das Lernen aus Erfahrungen spielt eine wesentliche Rolle. Akteure mit übereinstimmenden Wertevorstellungen, Kausalannahmen und Problemwahrnehmungen schließen sich zu sogenannten Advocacy-Koalitionen zusammen, in denen zwar gelernt wird, allerdings in relativ eingeschränktem Maße: Die zugrundeliegenden Werteüberzeugungen, die die Gruppe zusammenhalten, werden äußerst selten infrage gestellt; Lernen selbst findet meistens nur unter erheblichem Problemdruck statt – beispielsweise, wenn ein Politikinstrument auf ganzer Linie versagt hat.

Wichtig an diesen Ansätzen sind insbesondere zwei Erkenntnisse: erstens die Unterscheidung in unterschiedlich weit reichende Ordnungen des Lernens, auf die später

---

Maier et al. (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 98-121.

26 Vgl. auch Nullmeier, Frank (2003): Zur Normativität des Lernbegriffs. In: Matthias Leonhard Maier et al. (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 329-342.

27 Vgl. z.B. Hall, Peter (1993): Policy Paradigms, Social Learning and the State. The Case of Economic Policymaking in Britain. In: *Comparative Politics* 25 (3), S. 275-296.

28 Sabatier, Paul (1993): Advocacy-Koalitionen, Policy-Wandel und Policy-Lernen. Eine Alternative zur Phrasenheuristik. In: Adrienne Héritier (Hg.): Policy Analyse. Kritik und Neuorientierung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 116-148.

noch einmal zurückgekommen werden wird; zweitens die Feststellung, dass Lernen relativ voraussetzungsreich ist und nur unter bestimmten Bedingungen und in einem bestimmten Ausmaß zu erwarten ist – und beispielsweise gerade dann nicht, wenn das Lernen den grundsätzlichen identitären Kern einer Gruppe infrage stellen würde.

Neben den politikwissenschaftlichen Lerntheorien basieren weitere Ansätze in stärkerem Maße auf soziologischen Theorien zum organisationalen Lernen. Lernen kann dann die Veränderung von Entscheidungsstrukturen, von Normen und Zielen oder auch von Strategien zur Erreichung konstanter Ziele bezeichnen. Innerhalb dieser Ansätze stehen häufig Fragen nach dem Verhältnis von Individuen und Organisationen im Zentrum des Interesses.

Innerhalb der Organisationssoziologie lassen sich wiederum unterschiedliche Ansätze ausmachen: Neben den Lernansätzen, die relativ stark auf (Unternehmens-)Beratungen ausgerichtet sind, existieren eine Reihe von Ansätzen, mit denen Prozesse des individuellen und kollektiven Lernens in Organisationen beschrieben und analysiert werden. Dabei wird Lernen meist als Mehrebenen-Modell konzipiert, dessen Grundvoraussetzung das individuelle Lernen darstellt, wobei jedoch individuelles Wissen erst durch soziale Interaktion in kollektive Speichermedien überführt werden kann. Auf der Ebene der Ergebnisse von Lernprozessen lassen sich ebenfalls zwei unterschiedliche Ansätze identifizieren: Bei der verhaltensorientierten Richtung wird Lernen insbesondere als Reaktion auf externe Reize verstanden, die sich an einem Wandel des Verhaltens zeigt, während bei der kognitiven Richtung der Fokus auf die inneren Abläufe der Lernenden gerichtet wird. Lernen gilt dann als reflexive Auseinandersetzung mit der Umwelt, durch die kognitive Strukturen komplexer werden, ohne dass sich dies zwangsläufig in einer Verhaltensänderung ausdrücken muss.[29]

Festhalten lässt sich zunächst, dass das Lernen von Organisationen als Entitäten zwar auf das Lernen der einzelnen Mitglieder angewiesen ist, sich aber nicht darauf reduzieren lässt. Das kollektive Wissen einer Organisation ist immer mehr als die Summe des jeweiligen individuellen Wissens ihrer Mitglieder. Dies wird beispielsweise deutlich, wenn es Organisationen gelingt, ihr Wissen, das ursprünglich an bestimmte Mitglieder gebunden war, auch nach deren Ausscheiden zu konservieren und zu nutzen. Erfolgreiches Organisationslernen zeigt sich nicht nur in einer veränderten Handlungsweise dieser Organisation, sondern kann auch lediglich die kognitiven Muster einer Organisation verändern.

Bei der Analyse von organisationalem Lernen wird häufig auf die Modelle von March und Olsen[30] sowie von Argyris und Schön[31] zurückgegriffen. Beide Ansätze sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Argyris und Schön beschäftigen sich seit den 1970er Jahren mit dem organisationalen Lernen. Ein Kernpunkt ihrer Überlegungen ist die Frage, ob man Organisatio-

29 Vgl. Lülfs, Regina (2013): Nachhaltigkeit und organisationales Lernen. Eine transdisziplinäre Analyse. Wiesbaden: Springer Gabler, S. 33-43.

30 Vgl. March, James; Olsen, Johan (1975): The Uncertainty of the Past: Organizational Learning under Ambiguity. In: *European Journal of Political Research* (3), S. 147-171.

31 Vgl. Argyris, Chris; Schön, Donald A. (2006): Die lernende Organisation. Grundlagen, Methode, Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta; vgl. auch Argyris, Chris; Schön, Donald A. (1978): Organizational Learning. A Theory of Action Perspective. Reading (Mass.): Addison-Wesley Pub. Co.

nen zusprechen kann, lernfähig zu sein bzw. wie genau eine Organisation beschaffen sein muss, um lernen zu können. Auch in diesem Modell lernen Organisationen durch ihre Mitglieder, indem diese auf eine Diskrepanz von Erwartungen und Ergebnissen bestimmter Handlungen reagieren. Diese Reaktionen werden als »Untersuchung« bezeichnet, durch die eine Handlungserwartung und ein Ergebnis wieder in Einklang gebracht werden – beispielsweise, indem eine Handlungsstrategie an mittlerweile veränderte Umstände angepasst wird, sodass sie letztlich das gewünschte Ergebnis hervorbringt. Untersuchungen können das Denken und Handeln von Mitgliedern und der gesamten Organisation verändern.[32]

Das Wissen einer Organisation kann in den Köpfen ihrer Mitglieder, in Akten, Entscheidungen oder Maßnahmen gespeichert sein, allerdings kann auch die Organisation selbst Ausdruck von Wissen sein und bestimmte Strategien verkörpern, so dass sich das Wissen einer Organisation in Abläufen und Verfahren manifestiert. Das Wissen einer Organisation kann nach Argyris und Schön auch als Aktions- oder Handlungstheorie dargestellt werden, die sowohl Strategien des Handelns als auch Werte beinhaltet. Eine solche Aktionstheorie beschreibt, welche Handlung in einer spezifischen Situation erforderlich ist, um ein gewünschtes Ergebnis zu erzielen. Implizit sind somit in einer Aktionstheorie auch die Werte, die ein Ergebnis als wünschenswert erscheinen lassen und eine grundsätzliche Weltsicht enthalten, die es als wahrscheinlich erscheinen lässt, dass die eigene Handlung tatsächlich das angestrebte Ergebnis umsetzen kann. Jede Organisation und ihre Mitglieder verfügen über bzw. verhalten sich nach solchen Aktionstheorien; Aktionstheorien sind für Mitglieder und Organisationen handlungsleitend und können dementsprechend aus den Mustern der Interaktion und des Verhaltens rekonstruiert werden. Handlungsleitende Aktionstheorien enthalten also bestimmte Normen, Strategien zur Durchsetzung der eigenen Werte und grundsätzliche Annahmen, die Werte und Strategien miteinander verbinden. Sie spielen somit eine ähnliche Rolle wie kollektive Identitäten in sozialen Bewegungen, worauf später noch genauer eingegangen werden wird.[33]

Organisationales Lernen zielt letztlich auf eine Veränderung der handlungsleitenden Aktionstheorien einer Organisation ab: Die Mitglieder beobachten eine Diskrepanz zwischen Ergebnis und Erwartung, reagieren darauf mit einer Untersuchung, die letztlich die Aktionstheorie der Organisation neu ordnet, sodass schließlich Ergebnis und Erwartung des Handelns wieder übereinstimmen. Ähnlich wie in den bereits vorgestellten Lernansätzen unterscheiden auch Argyris und Schön zwei unterschiedlich weit reichende Formen des Lernens: das »Einschleifen-« und das »Doppelschleifen«-Lernen. Das Einschleifen-Lernen ändert die Strategien einer Organisation, um ein bestimmtes Ergebnis zu erreichen, ohne die zugrundeliegende Wertevorstellungen anzutasten, während das Doppelschleifen-Lernen nicht nur die Strategien, sondern auch die bestimmenden Werte verändert. Ein solcher Wertewandel kann entweder gleichzeitig oder zeitlich anschließend entstehen. Doppelschleifen-Lernen ist voraussetzungsreich und tritt nur selten auf, ermöglicht Organisationen aber letztlich, zu lernen, wie man

32 Vgl. Argyris und Schön 2006, S. 9-16.
33 Vgl. Argyris und Schön 2006, S. 17-34.

lernt. Dennoch gibt es eine Reihe von Hindernissen, die ein solch reflexives Lernen verhindern, beispielsweise, weil die Werte-Ausrichtung einer Organisation innerhalb verschiedener Gruppen stark umstritten ist oder bestimmte Praktiken nicht hinterfragt werden. Aber auch die Organisationsstruktur spielt eine wichtige Rolle bei Lernprozessen, beispielsweise durch existierende oder fehlende Kommunikationsmöglichkeiten, bestimmte Anreizen oder Interaktionsformen, die kooperativ oder feindselig sein können etc.[34] Weitere Faktoren, die darüber entscheiden, ob und in welchem Ausmaß eine Organisation lernen kann, werden von March und Olsen herausgearbeitet.

March und Olsen beschreiben Lernen in Organisationen als Lernzyklus, der aus vier aufeinanderfolgenden Schritten besteht. Ähnlich wie bei Argyris und Schön liegt der Ursprung einer Lernhandlung in einer als Problem wahrgenommenen Feststellung: Mitglieder einer Organisation erkennen eine Diskrepanz zwischen ihren Erwartungen und ihren Beobachtungen. Diese Diskrepanz erzeugt individuelles Handeln, das in der Folge zu kollektivem Handeln der Organisation führt. Die umgebende Umwelt wiederum reagiert auf das organisationale Handeln, sei es nun in einem aus Sicht der Organisation positiven oder negativen Sinne. Die Umweltreaktionen beeinflussen schließlich die Kognitionen und Präferenzen der Organisationsmitglieder, wodurch ein erneuter Lernzyklus in Gang gesetzt werden kann.[35]

March und Olsen weisen allerdings darauf hin, dass ein solcher Lernzyklus relativ voraussetzungsreich ist und selten in dieser idealtypischen Vollständigkeit ablaufen wird. Eine gewichtige Einschränkung ist beispielsweise die Unsicherheit, unter der die Mitglieder einer Organisation handeln: Ihnen ist weder vollständig bewusst, was genau eigentlich passiert, noch können sie einschätzen, ob das, was passiert, eigentlich als gut oder schlecht bewertet werden sollte. Dazu kommen andere einschränkende Faktoren, beispielsweise bestimmte Rollenvorgaben oder Standardprozeduren in einer Organisation, die das Verhalten jedes Mitglieds vorgeben; oder eine mehr oder weniger fortgeschrittene Entkopplung einer Organisation von der Umwelt, sodass das Lernen und die Entwicklung unabhängig von den externen Auswirkungen stattfinden. March und Olsen weisen auf die immens hohe Bedeutung zweier Faktoren hin, die das Lernen von Organisationen unter den Bedingungen von Unsicherheiten beeinflussen: des Grades von Vertrauen untereinander und des Grades der Integration innerhalb der Organisation. So hängt die stets selektive Wahrnehmung eines Individuums maßgeblich von seiner Integration ab: Ist ein Mitglied stark integriert, wird es Dinge wahrnehmen, die es mag, bzw. das mögen, was es wahrnimmt. Bei stärkerer Entfremdung von der Organisation nimmt ein Individuum eher das wahr, was es nicht mag oder bewertet die wahrgenommenen Dinge eher negativ. Parallel dazu spielt auch das Vertrauen untereinander eine wichtige Rolle: Ein Individuum wird bei hohem Vertrauen in andere Mitglieder das sehen und mögen, was die anderen Mitglieder sehen und mögen; bei starkem Misstrauen ist es wiederum genau andersherum.[36]

Auch für das Lernen von sozialen Bewegungen sind diese Einsichten entscheidend: Zwar ist anzunehmen, dass Mitglieder einer sozialen Bewegung auf empfundene Pro-

34 Vgl. Argyris und Schön 2006, S. 35-43.
35 Vgl. March und Olsen 1975.
36 Vgl. ebd.

bleme mit Lernversuchen reagieren, allerdings ist das Momentum der Unsicherheit in diesem Kontext noch höher einzuschätzen als bei anderen Organisationen. Beispielsweise sind Ziele und Strategien der Bewegung immer umkämpfte Aushandlungsprozesse; unterschiedliche Bezugsgruppen entwickeln mit hoher Sicherheit divergierende Interpretationen des eigenen Vorgehens. Aus diesem Grund ist die Berücksichtigung der Gruppenzugehörigkeit von entscheidender Bedeutung; sowohl die Integration von Individuen in ein Bewegungsnetzwerk als auch das Vertrauen untereinander hängen in besonderem Maße von diesem Faktor ab.

Das Verhältnis von Individuum, Gruppe und Bewegung bei den Lernprozessen muss daher noch intensiver betrachtet werden, als dies bei dem Ansatz von March und Olsen geschieht. Auch an anderer Stelle wurde kritisiert, dass die beiden ihren Fokus zu sehr auf die Individuen legen und die anderen Organisationsebenen tendenziell zu stark vernachlässigen. Insbesondere der Schritt vom individuellen zum kollektiven Handeln bleibt in diesem Modell noch etwas rätselhaft. Daher soll im Folgenden ein Lernmodell präsentiert werden, dass dem Übergang vom Individuum zur Organisation größere Aufmerksamkeit widmet: das 4I-Modell von Crossan, Lane und White.[37]

Dieses Modell von Organisationslernen berücksichtigt insbesondere die unterschiedlichen Ebenen, auf denen Lernen in Organisationen stattfindet, schenkt aber auch dem latenten Spannungsverhältnis zwischen dem Lernen von Neuem und der konstanten Nutzung von älterem Wissen angemessene Beachtung. Es betrachtet dabei zwei Richtungen des Lernens: einerseits *Feed-Forward*-Prozesse, bei denen sich neue Ideen von individuellen Mitgliedern bis hin zur kollektiven Ebene der Organisation durchsetzen können, andererseits *Feed-Back*-Prozesse, in denen das kollektive Wissen einer Organisation institutionalisiert wird und so das Denken und Handeln der einzelnen Mitglieder beeinflusst. Ein Lernzyklus sieht grob skizziert folgendermaßen aus: Auf der individuellen Ebene der Mitglieder findet zunächst ein intuitives Erkennen statt.[38] Dies kann beispielsweise ein mehr oder weniger unbewusstes Wahrnehmen von Mustern aus vergangenen Erfahrungen oder potenziellen Möglichkeiten sein, oftmals ohne, dass sich das Individuum ganz genau darüber im Klaren ist, wohin diese Idee führen kann. In einem zweiten Schritt folgt daher das Interpretieren dieser Idee: Das Individuum erklärt zunächst sich selbst, später auch anderen Mitgliedern der Organisation seine Idee. Dabei nimmt die Intuition immer konkretere Formen an, muss verbalisiert und konkretisiert werden. Dieser Schritt verbindet ein Individuum bereits mit einer Gruppe innerhalb der Organisation. Im dritten Schritt folgt die Integration: Die Gruppe entwickelt ein gemeinsames Verständnis vom Inhalt und den Folgen der Idee; auf einer Ad-hoc-Ebene beginnt sie, ihr Handeln koordiniert daran auszurichten. Dieser Schritt verbindet Gruppen- und Organisationsebene miteinander. In einem

37 Vgl. Crossan, Mary; Lane, Henry; White, Roderick (1999): An Organizational Learning Framework: From Intuition to Institution. In: *The Academy of Management Review* 24 (3), S. 522-537.

38 Crossan, Lane und White unterscheiden zwei unterschiedliche Quellen von Intuition: einerseits das Expertenwissen, andererseits die unternehmerische Intuition. Während das Expertenwissen ein bestimmtes Handeln irgendwann selbstverständlich werden lässt, dadurch zunehmend implizit wird und sich immer schwieriger weitergeben lässt, orientiert sich die unternehmerische Intuition nicht an vergangenen Erfahrungen, sondern schafft etwas Neues und zeigt bislang unbekannte Möglichkeiten auf.

letzten Schritt findet die Institutionalisierung der Idee statt: Das erfolgte Lernen wird auf organisationaler Ebene verstetigt und in Strukturen, Systemen, Prozeduren oder Strategien institutionalisiert.[39]

Die Institutionalisierung von Wissen ist letztlich der Schritt, durch den individuelles zu kollektivem Wissen wird.[40] Auf diese Weise gelingt es Organisationen zu verhindern, dass das Wissen ihrer Mitglieder mit deren Ausscheiden aus der Organisation verschwindet. Mit zunehmendem Alter einer Organisation nimmt das institutionalisierte Wissen immer weiter zu, das Handeln und Lernen der Mitglieder wird auf diese Weise immer stärker von älteren Wissensbeständen geleitet. Eine zentrale Herausforderung ist daher, eine angemessene Abwägung zwischen dem Festhalten an altem Wissen und der Zulassung und Ermöglichung von neuen Lernprozessen zu finden. Die Institutionalisierung ist Voraussetzung dafür, dass erlerntes Wissen auch tatsächlich angewendet und genutzt werden kann.[41] Gleichzeitig kann eine zu starke Institutionalisierung letztlich verhindern, dass sich die Organisation weiterentwickelt, weil etablierte Pfade des Denkens und Handelns nicht mehr verlassen werden können.

Einerseits entsteht erst durch eine Institutionalisierung von Wissen eine erkennbare, feste Einheit. Andererseits müssen sich Organisationen, wenn sie dauerhaft überleben wollen, immer wieder an ihrer Umwelt ausrichten. Dazu müssen sie ihre Umwelt wahrnehmen, interpretieren und dann ihre eigenen Handlungsmuster an einen eventuellen Wandel anpassen.[42] Auch soziale Bewegungen sehen sich mit diesen unterschiedlichen Herausforderungen konfrontiert. Gleichzeitig lassen sich aus dieser Perspektive einige Unterschiede erkennen, die soziale Bewegungen von solchen Organisationen unterscheiden, die Crossan, Lane und White bei ihren Überlegungen primär im Blick hatten. So wird Organisationslernen von ihnen relativ funktionalistisch als strategisches Mittel der Erneuerung von Unternehmen dargestellt. Eine solche Zweckrationalität ist beim Handeln von sozialen Bewegungen nicht zu erwarten, insbesondere weil – wie bereits erwähnt – keine verlässliche Einigkeit über Ziele und Strategien bestehen muss, sondern das Handeln der Bewegung als konstanter und umkämpfter Aushandlungsprozess gesehen werden sollte. Aus diesem Grund ist bei der Analyse von sozialen Bewegungen insbesondere der Schritt des Integrierens (d.h. der Schritt, bei dem das neue Wissen einer Gruppe in einen Aushandlungsprozess mit anderen Gruppen tritt) von besonderer Bedeutung: Da Lernimpulse innerhalb und zwischen kleineren Gruppen oftmals stärker umstritten sind, von anderen Gruppen immer wieder abgelehnt und herausgefordert werden, ist gerade dieser Prozess der Verhandlung von innovativen Ideen ein wichtiger Ansatzpunkt für das Lernen von sozialen Bewegungen.

---

39 Vgl. Crossan et al. 1999, S. 522-530.

40 Bei der Vermittlung und Weitergabe von Wissen spielt die sprachliche Ebene eine wichtige Rolle, insbesondere Geschichten werden zu einem Speicher und einer Quelle des Wissens. Da Narrationen somit ein wichtiger Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses einer Organisation sind, soll auch bei der Betrachtung von Lernprozessen sozialer Bewegungen die narrative Vermittlung von Wissen im Fokus stehen.

41 Vgl. Crossan et al. 1999, S. 526-534.

42 Vgl. Malek, Tanja; Hilkermeier, Lena (2003): Überlegungen zur Bedeutung organisationaler Lernansätze in der und für die Politikwissenschaft. In: Matthias Leonhard Maier et al. (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 78-97.

Das Modell von Crossan, Lane und White wurde in der Folge immer wieder diskutiert und weiterentwickelt. Insbesondere die einseitige Konzentration auf die nicht (vollkommen) bewusste Intuition als Lernimpuls wurde kritisiert.[43] Um noch präziser zu erklären, wie Ideen entstehen, welche Ideen sich in einer Organisation letztlich durchsetzen und zu einem Teil des kollektiven Wissens werden können, wurde das Modell um fünf weitere Prozesse ergänzt.

Zunächst berücksichtigt das ursprüngliche Modell kaum den Einfluss von Umweltfaktoren auf das Lernen, wie es beispielsweise bei dem Lernzyklus von March und Olsen der Fall ist. Aus diesem Grund sollten die mehr oder weniger unbewussten Ideen und Intuitionen, die bei Crossan et al. Ursprung eines Lernprozesses sind, durch bewusste Lernanstrengungen ergänzt werden. Das *Attending* schenkt dieser bewussten Lenkung von Aufmerksamkeit von Organisationsmitgliedern mehr Beachtung und betont so, dass es sich bei der Entwicklung von neuen Ideen eben sowohl um intuitive, unterbewusste, aber eben auch um gezielte, bewusste Prozesse handeln kann.[44]

Doch nicht jede Idee, die auf diese Weise innerhalb einer Organisation entsteht, hat eine realistische Chance, sich auch auf Gruppen- und Organisationsebene durchzusetzen. Erfolgversprechend sind zwei Prozesse, die die sozio-politischen Aspekte des Lernens in Organisationen fokussieren: *Championing* (Verfechten) und *Coalition-Building*. Ideen, neue Ansätze und Veränderungen konkurrieren innerhalb einer Organisation um knappe Ressourcen, wie z.B. selektive Aufmerksamkeit, und müssen sich gegen eingespielte Routinen und Rituale durchsetzen. Dies gelingt ihnen mit höherer Wahrscheinlichkeit, wenn sie entscheidende FürsprecherInnen überzeugen und eine einflussreiche Koalition hinter sich vereinen können. Mit solcher Hilfe kann es neuen Ideen tatsächlich gelingen, auf der Gruppenebene zu bestehen und letztlich auf organisationaler Ebene institutionalisiert zu werden.[45]

Auch der Feed-Back-Prozess der Institutionalisierung bleibt im ursprünglichen Modell von Crossan, Lane und White relativ abstrakt. Die Prozesse des *Encoding* (Kodierung) und *Enacting* (Inkraftsetzung) können dabei helfen, diese Verfestigung und Verstetigung von Wissen besser zu verstehen. Der Prozess von der Organisationsebene auf die Ebene der Gruppen kann als Kodierung bezeichnet werden; hier werden institutionelle Prozeduren und Prinzipien in das Denken der Gruppen implementiert. Die Gruppen und die einzelnen Individuen in den Gruppen wiederum lassen sich von diesen Prinzipien leiten und richten ihr eigenes Handeln daran aus, wodurch das neue Wissen endgültig institutionalisiert wird. Allerdings ist zu beachten, dass es auch bei der Institutionalisierung von Lernprozessen zu Störungen kommen kann, beispielsweise, indem sich das Denken und Handeln auf Gruppenebene mehr oder weniger autonom

43 Vgl. Castaneda, Delio Ignacio; Rios, Manuel Fernandez (2007): From Individual to Organizational Learning. In: *The Electronic Journal of Knowledge Management* 5 (4), S. 363-372. Online verfügbar unter https://www.researchgate.net/publication/252380753_From_Individual_Learning_to_Organizational_Learning/link/544e3e440cf29473161a6e0d/download [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

44 Vgl. Kleysen, Robert; Dyck, Bruno (2001): Cumulating Knowledge: An Elaboration and Extension of Crossan, Lane and White's Framework for Organizational Learning. London, Ontario, S. 2-5, online verfügbar unter http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/summary?doi=10.1.1.320.2406 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

45 Vgl. Kleysen und Dyck 2001, S. 5-7.

entwickelt und nicht mehr unmittelbar durch das organisationale *Encoding* beeinflussbar ist.[46]

Lernen wird immer wieder als entscheidende Fähigkeit genannt, wenn es um die Reaktionen von Organisationen auf externe Herausforderungen geht. Ob und wie eine Organisation in der Lage ist, sich auf neue Umstände einzulassen und das eigene Handeln an neue Gegebenheiten anzupassen, hängt maßgeblich von ihrer Lernfähigkeit ab. Dabei kann es zu einem Phänomen kommen, das als Legitimitätsfalle (*Legitimacy Trap*) bezeichnet wird.[47] Externe Herausforderungen oder Kritik werden dabei moralisiert und weniger als Entfremdung der Organisation von ihrer Umwelt, sondern vielmehr als Attacken einer feindlichen Gruppe wahrgenommen. So wird die Kritik zunehmend als illegitim begriffen, weshalb es in der Folge zu einer verstärkten Fokussierung auf die etablierten, institutionalisierten Normen der Organisation kommt. Auf Veränderung abzielende Lernprozesse haben unter diesen Umständen keine Chance, sondern die Organisation wird in der Folge ausschließlich auf die traditionellen Wissensbestände zurückgreifen.[48] In diesem Sinne ist auch die Wahrnehmung und Einschätzung von KritikerInnen und HerausforderInnen durch die Organisation eine entscheidende Größe, die Lernprozesse verhindern kann. Auch dieser Faktor soll daher bei der Betrachtung von Lernprozessen sozialer Bewegungen, die ihrerseits sehr häufig mit moralisierenden Argumenten operieren, genauer untersucht werden.

1.4 Das Lernen von sozialen Bewegungen – Kollektive Identität als Zugang

Einen Zugang zu den Lernprozessen einer Bewegung bietet das Konzept der kollektiven Identität. Durch eine gemeinsame Gruppenidentität definiert eine Bewegung, was sie auszeichnet, wo sie herkommt und wo sie hinwill. Einerseits bestimmt die kollektive Identität einer Gruppe, wer zu ihr gehört bzw. gehören kann, welche Gemeinsamkeiten ihre Mitglieder haben und was sie verbindet. Andererseits legen kollektive Identitäten auch fest, welche Ziele verfolgt werden und welche Mittel dazu eingesetzt werden sollen. Sowohl bei der Festlegung der Gruppenzugehörigkeit als auch bei den gemeinsamen Zielen und den legitimen Aktionsformen wird kollektives Wissen der Bewegung genutzt. Die Ergebnisse dieser Aushandlungsprozesse, also die gemeinsame Bewegungsidentität, können somit auch als unmittelbares Lernergebnis gedeutet werden.[49] Alberto Melucci, dessen Arbeiten zu diesem Thema im Folgenden noch genauer vorgestellt werden, beschreibt kollektive Identität ebenfalls als einen kontinuierlichen Lernprozess: »Collective identity is a learning process which leads to the formation and

46 Vgl. Kleysen und Dyck 2001, S. 7 f.

47 Vgl. Zietsma, Charlene et al. (2002): The War of the Woods: Facilitators and Impediments of Organizational Learning Processes. In: *British Journal of Management* 13, S. 61-74.

48 Vgl. Zietsma et al. 2002.

49 Vgl. dazu z.B. auch die Arbeit von Deborah Kilgore, die kollektive Lernprozesse von sozialen Bewegungen u.a. anhand der Produktion von kollektiver Identität nachzeichnet: Kilgore, Deborah (1999): Understanding Learning in Social Movements: A Theory of Collective Learning. In: *International Journal of Lifelong Education* 18 (3), S. 191-202.

maintenance of a unified empirical actor that we can call a ›social movement‹.«[50] Die Nachzeichnung der kollektiven Identität einer sozialen Bewegung würde also erlauben, Kontinuitäten, Brüche und Innovationen der Bewegung aufzuspüren und ihr politisches Lernen zu rekonstruieren. Sie könnte überdies zeigen, wie kollektives Wissen entsteht.

Die vorliegende Arbeit setzt daher auf der Ebene der Bewegungsidentität an: Wie genau hat sich die kollektive Identität einer Bewegung über die Jahre entwickelt? Welche Teile werden aus früheren Zusammenhängen übernommen – und warum eigentlich? Welche Kontinuitäten und Veränderungen zeigen sich darin, was sagt das über die Bewegungen von heute und damals aus? Welche Lernprozesse sind erkennbar?

Nachdem bislang auf Grundlage insbesondere der Organisationssoziologie verschiedene Ansätze und Modelle des organisationalen Lernens diskutiert wurden, soll im Folgenden versucht werden, die zentralen Erkenntnisse auf das Feld der sozialen Bewegungen zu übertragen. Dazu sollen zunächst einige Besonderheiten dargestellt werden, die eine einfache Eins-zu-eins-Übertragung verunmöglichen. Im Anschluss soll das Konzept der Kollektiven Identität eingehender beschrieben werden, um sich den Lernprozessen von Bewegungen über diesen Umweg zu nähern.

Bei der Betrachtung von sozialen Bewegungen als Lernsubjekte müssen folgende Faktoren bedacht werden: Die Struktur sozialer Bewegungen unterscheidet sich stark von anderen kollektiven Lernsubjekten. Sie sind in ihrer Zusammensetzung volatil und wenig konstant, sie haben weder feste Mitgliedschaften noch eine effektive Arbeitsteilung, es gibt auch keine klaren Hierarchien oder Instanzen, die das Handeln der Bewegung nennenswert beeinflussen oder gar lenken könnten.[51] Aus diesen Gründen ist ein durch und durch rationales, strategisches Lernen dieses kollektiven Akteurs nicht zu erwarten. Das Ziel einer Bewegung, an dem das eigene Handeln ausgerichtet werden könnte, ist nicht immer eindeutig, sondern variiert im Verlauf der Zeit und ist intern zumeist stark umstritten. Dies verhindert beispielsweise eine klare, von allen Mitgliedern geteilte Problemdefinition, die zu einem konkret geplanten Lernanlass werden könnte – wahrscheinlich würden Teile der Bewegung nicht einmal zustimmen, dass man es überhaupt mit einem ernsthaften Problem zu tun hat; eine konsensuale und verbindliche Reaktion darauf wäre sicherlich nicht zu erwarten.

Eine fehlende Hierarchie macht auch eine verbindliche Institutionalisierung von Wissen, wie es die bislang diskutierten Modelle konzipieren, beinahe unmöglich. Es gibt schlicht und einfach keine allgemein anerkannte Instanz, die bestimmte Standards

50 Melucci, Alberto (1996): Challenging Codes. Collective Action in the Information Age. Cambridge (England), New York: Cambridge University Press., S. 75.

51 Es gibt zwar auch in sozialen Bewegungen bestimmte Formen politischer Führung, vgl. dazu Melucci, Alberto (1996): Challenging Codes. Collective Action in the Information Age. Cambridge (England), New York: Cambridge University Press, S. 332-347. Vgl. außerdem Barker, Colin; Johnson, Alan; Lavalette, Michael (2001): Leadership Matters: An Introduction. In: Colin Barker, Alan Johnson und Michael Lavalette (Hg.): Leadership and Social Movements. Manchester: Manchester Univ. Press, S. 1-23. Insbesondere linke Bewegungen zeichnen sich aber durch eine explizite Ablehnung von hierarchischer Führung aus, vgl. dazu Purkis, Jonathan (2001): Leaderless Cultures: The Problem of Authority in a Radical Environmental Group. In: Colin Barker, Alan Johnson und Michael Lavalette (Hg.): Leadership and Social Movements. Manchester: Manchester Univ. Press, S. 160-177.

festlegen könnte, die in der Folge für alle Mitglieder verbindlich zu gelten hätten. Sowohl in Bezug auf das Lernen als auch auf die Institutionalisierung des Gelernten muss die folgende Analyse also der impliziten und unbewussten Ebene verstärkte Aufmerksamkeit schenken. Gleichzeitig müssen insbesondere die Konflikte, Diskussionen und Aushandlungen innerhalb der Bewegung und zwischen einzelnen Gruppen im Fokus stehen.

In der bisherigen Diskussion der unterschiedlichen Lernansätze ist bereits deutlich geworden, dass Lernprozesse nicht nur anhand der Ebene der beteiligten Subjekte unterschieden werden können, sondern auch anhand der Lernobjekte. Je nach Reichweite bezieht sich das Lernen auf Strategien, Ziele, Werte oder Normen einer Organisation. Lernen kann seinen Ausdruck in veränderten Handlungen oder auch auf der rein kognitiven Ebene finden. Zur Erinnerung: Argyris und Schön bezeichnen das handlungsleitende Set von Strategien, Werten und Normen als Aktionstheorien. Um bei sozialen Bewegungen einen ähnlichen Zugang zu Wissen zu erhalten, wird im Folgenden auf das Konzept der kollektiven Identität zurückgegriffen. Ähnlich wie Aktionstheorien umfasst auch die kollektive Identität einer Bewegung eine Vielzahl von Zielen, Werten und Strategien, die zusammen eine recht klare Vorstellung davon liefern, wer Teil eines bestimmten Kollektivs ist, was dieses Kollektiv anstrebt und wie genau es dies erreichen will. Lernprozesse können als Veränderungen dieser kollektiven Identität gelesen werden. Durch eine Analyse der Veränderungen von kollektiven Identitäten lassen sich Lernformen unterschiedlichster Reichweite abdecken, gleichzeitig ist der Zugang über Identitäten offen genug, um den Uneindeutigkeiten, Konflikten und Ambivalenzen von sozialen Bewegungen gerecht zu werden. Darüber hinaus sind auch kollektive Identitäten ein komplexes Zusammenspiel von individuellen und kollektiven Ansätzen, somit finden sich hier alle Ebenen wieder, die auch bei kollektiven Lernprozessen eine Rolle spielen.

Das Konzept der kollektiven Identität spielt in der Forschung zu sozialen Bewegungen mittlerweile eine zentrale Rolle. Anders als die klassischen Ansätze der Bewegungsforschung, die die Entstehung von Bewegungen analysieren, konzentrieren sich identitätszentrierte Ansätze darauf, das Fortbestehen von sozialen Bewegungen und insbesondere das Zustandekommen von kollektiven Aktionen zu erklären. Durch die Verknüpfung der individuellen und der kollektiven Ebene gelingt es ihnen, das kollektive Handeln sozialer Bewegungen zu erklären, ohne individuelle Gewinnkalkulationen bemühen zu müssen, wie es bei *Rational-Choice*-Ansätzen zum Teil der Fall ist.[52] Kollektive Identitäten können erklären, wie kollektive Interessen entstehen, wie kollektives Handeln zustande kommen und aufrechterhalten werden kann.

Ansätze der kollektiven Identität und der Framing-Ansatz[53] sind einerseits eng miteinander verknüpft, andererseits unterscheiden sie sich in wesentlichen Aspekten voneinander. Während Frames eher nach außen gerichtet sind und durch logische Konsistenz überzeugen wollen, richten sich kollektive Identitäten eher nach innen und nutzen

52 Vgl. Daphi, Priska (2011): Soziale Bewegungen und kollektive Identität. Forschungsstand und Forschungslücken. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 13-26, hier S. 14.

53 Vgl. z.B. Benford, Robert; Snow, David (2000): Framing Processes and Social Movements: An Overview and Assessment. In: *Annual Review of Sociology* 26 (1), S. 611-639.

in stärkerem Maße auch emotionale Aspekte, um Einigkeit und Zusammenhalt herzustellen. Insbesondere diejenigen Frames, die gemeinsame Problemverständnisse entwickeln und zum kollektiven Handeln auffordern und motivieren sollen, also das *Diagnostic-*, *Prognostic-* und *Motivational-Framing*, stehen jedoch in einem engen Wechselverhältnis zur kollektiven Identität einer Bewegung: Ändert sich die Wir-Konstruktion einer Bewegung, führt dies höchstwahrscheinlich auch zu neuen Frames, genau wie beispielsweise eine neue Problemdiagnose zu einer Veränderung der gemeinsamen Identität führen kann. Sebastian Haunss[54] schlägt daher eine Verknüpfung beider Ansätze vor, der auch in der vorliegenden Arbeit gefolgt werden soll.

Kollektive Identitäten stiften eine soziale Einheit, die durch Grenzziehungsprozesse eine Unterscheidung in *Wir* und *Die* ermöglicht. Dabei sind mögliche Unterscheidungskriterien sehr vielfältig, sie können sich an eher inklusiven oder eher exklusiven Konzepten orientieren und umfassen u.a. Geschlecht, Ethnie, sexuelle Orientierung, Sprache oder Kultur, aber auch soziostrukturelle Merkmale wie Klasse, Milieu oder Bildung.[55] Klassische Untersuchungen haben sich dabei häufig auf Bewegungen konzentriert, für die der Kampf um die Anerkennung einer bestimmten kollektiven Identität zentraler Bezugspunkt war, also beispielsweise nationalistische Bewegungen[56] oder die US-amerikanische Frauenbewegung.[57] Diesen Formationen ist gemein, dass sie selbst Identitätsfragen stellen. Tatsächlich spielt aber die Produktion eines kollektiven Wir-Sinns für die Mobilisierung *aller* sozialen Bewegungen eine wichtige Rolle, weshalb sich die Forschung zu kollektiven Identitäten nicht mehr nur auf identitätspolitische Bewegungen beschränkt.[58] Mitunter gilt die kollektive Identität als so entscheidend, dass eine gemeinsam geteilte Vorstellung von Verbundenheit zu einer notwendigen Bedingung kollektiven Handelns wird. Dieter Rucht definiert soziale Bewegungen beispielsweise als »[e]in auf Dauer gestelltes und durch kollektive Identität abgestütztes Handlungssystem mobilisierter Netzwerke von Gruppen und Organisationen, welche sozialen Wandel mittels öffentlicher Proteste herbeiführen, verhindern oder rückgängig machen wollen.«[59] Hier wird die Stabilisierung des kollektiven Handelns über eine

54 Vgl. Haunss 2004, S. 74-77.

55 Vgl. Hellmann, Kai-Uwe (1998): Paradigmen der Bewegungsforschung. Forschungs- und Erklärungsansätze – ein Überblick. In: Kai-Uwe Hellmann und Ruud Koopmans (Hg.): Paradigmen der Bewegungsforschung. Entstehung und Entwicklung von neuen sozialen Bewegungen und Rechtsextremismus. Opladen u.a.: Westdeutscher Verlag, S. 9-30, hier S. 19.

56 Vgl. Jenson, Jane (1995): What's in a Name? Nationalist Movements and Public Discourse. In: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.): Social Movements and Culture. London: UCL Press, S. 107-126.

57 Vgl. Taylor, Verta; Whittier, Nancy (1995): Analytical Approaches to Social Movement Culture: The Culture of the Women's Movement. In: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.): Social Movements and Culture. London: UCL Press, S. 163-187.

58 Vgl. Haunss, Sebastian (2004): Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, hier S. 44-51.

59 Rucht, Dieter (1994): Öffentlichkeit als Mobilisierungsfaktor für soziale Bewegungen. In: Friedhelm Neidhardt (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 337-358, hier S. 338.

kollektive Identität mithin zur entscheidenden Voraussetzung, um überhaupt von einer sozialen Bewegung sprechen zu können.

Entscheidend für kollektive Identitäten von sozialen Bewegungen sind die Grenzziehungsprozesse, die einen oppositionellen Charakter unterstreichen. Eine Bewegungsidentität speist sich zumeist aus einem Konflikt mit einer als gegnerisch verstandenen Gruppe, was kollektive Identitäten in höherem Maße kontextabhängig macht – beispielsweise, wenn sich das Verhalten der Gegner oder des (zu überzeugenden) Publikums verändert.[60]

Kollektive Identitäten werden auf verschiedenen Ebenen hergestellt, wobei sich diskursive Elemente, wie Gründungsmythen oder Heldenerzählungen, mit bestimmten Praktiken, beispielsweise eigenen Ritualen, Sprachen oder Kleiderordnungen, vermischen. Ebenfalls wichtig sind direkte soziale Interaktionen, z.B. über bestimmte Treffpunkte bzw. Orte des Wiedersehens.[61] Auch die Einbettung einer sozialen Bewegung in eine spezifische Szene, die sich u.a. über geteilte Lebensstile und einen alltäglichen Umgang miteinander auszeichnet, kann für die Schaffung einer kollektiven Identität entscheidend sein.[62]

Identitäten wirken auf den ersten Blick wie ein stabiles Konstrukt, das relativ starr und unbeweglich ist und auf diese Weise für Kontinuität sorgt. Ein solches Verständnis ist aber ungeeignet, um kollektive Identitäten zu beschreiben: Bei einer kollektiven Identität handelt es sich vielmehr um das Ergebnis von sozialen Aushandlungsprozessen, die notwendigerweise von Fluidität, Flexibilität und Veränderbarkeit geprägt sind. Gleichzeitig beschreibt eine kollektive Identität einen festen, als unverhandelbar geltenden Kern eines gemeinsamen Selbstbildes – was genau die Bestandteile sind, die als nicht verhandelbar gelten, wird aber paradoxerweise kontinuierlich ausgehandelt.[63] Trotz dieser Fluidität kommt durch eine kollektive Identität ein Moment der Kontinuität in eine Bewegung, sie macht eine Gruppe über einen längeren Zeitraum hinweg überhaupt erst identifizierbar, hält sie auch in Phasen der Immobilität am Leben – allerdings ohne dass dabei notwendigerweise ein unveränderliches und starres Identitätskonstrukt aufrechterhalten werden müsste.[64]

Kollektive Identität umfasst somit den jeweils geltenden Wissensstand einer sozialen Bewegung. Wichtig (und für die Untersuchung auch entscheidend) ist in diesem Zusammenhang, kollektive Identität als soziale Konstruktion zu verstehen.[65] Sie existiert nicht per se, ist nichts Natürliches, sondern entsteht erst in der Interaktion ihrer

60 Vgl. Roth, Roland (1998): »Patch-Work«. Kollektive Identitäten neuer sozialer Bewegungen. In: Kai-Uwe Hellmann und Ruud Koopmans (Hg.): Paradigmen der Bewegungsforschung. Entstehung und Entwicklung von neuen sozialen Bewegungen und Rechtsextremismus. Opladen u.a.: Westdeutscher Verlag, S. 51-68, hier S. 54f.

61 Vgl. Hellmann 1998, S. 19.

62 Vgl. Haunss 2004, S. 79-89.

63 Vgl. Roose, Jochen (2011): Was sind die Rohstoffe zur Herstellung und Erhaltung kollektiver Identität? Die Aushandlungen des Unverhandelbaren. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 30-32.

64 Vgl. z.B. Eder, Klaus (2002): Wie schreiben sich soziale Bewegungen über die Zeit fort? Ein narrativer Ansatz. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 53-73; vgl. auch Haunss 2004, S. 11-19.

65 Vgl. Delitz, Heike (2018): Kollektive Identitäten. Bielefeld: transcript, S. 10-18.

Mitglieder. Genau dieser Umstand macht sie zu einem geeigneten Zugang für die Analyse von kollektiven Lernprozessen, denn erst die prinzipielle Offenheit der kollektiven Identität für Umdeutungen und Veränderungen sorgt dafür, dass ihre Entwicklung im Laufe der Zeit die Veränderung von Wissen abbilden kann.

Es ist zweifellos richtig, dass kollektive Identität zwar verbindend nach innen wirkt, aber ausgrenzend und zum Teil brutal nach außen. Auch nationalistische oder rassistische Bewegungen berufen sich auf eine angebliche kollektive Identität ihrer Mitglieder, einer Gemeinschaft oder eines »Volkes«, die gegen Gefahren verteidigt werden müsse.[66] Kollektive Identität kann auf diese Weise genutzt werden, um Gewalt gegen Andersdenkende oder diskriminierte und marginalisierte Menschen zu rechtfertigen. Gleichzeitig gibt es zahlreiche Beispiele, in denen gerade die unterdrückten Gruppen einer Gesellschaft sich eine eigene kollektive Identität geschaffen haben, aus der sie Kraft und Motivation für den Kampf um ihre Emanzipation ziehen konnten.[67] Wichtig ist aber in jedem Fall, dass die jeweilige Gruppe als handelndes Subjekt erst in dem Moment entsteht, da ihre kollektive Identität erschaffen wird. Kollektive Identität beschreibt weniger eine bereits vorher existierende Gruppe; vielmehr entsteht diese Gruppe durch sie erst.

In dieser Arbeit soll kollektive Identität deshalb gerade nicht als Gesamtheit von gegebenen und unveränderlichen Charakteristika einer Gruppe verstanden werden, sondern als offene, stets umkämpfte Selbstbeschreibung, die letztlich immer mehr darüber aussagt, wie diese Gruppe sein möchte, als darüber, wie sie wirklich ist. Die Art und Weise, wie genau von einer Gruppe versucht wird, eine gemeinsame Identität zu konstruieren, sagt viel über diese Gruppe aus und ist aus diesem Grund ein lohnendes Forschungsobjekt, wenn man mehr über diese Gruppe erfahren möchte.

Dem Konzept der kollektiven Identität wurde immer wieder vorgeworfen, ein exklusives und ausgrenzendes Konzept zu sein – auch wer versuche, sich kritisch mit dem Konzept auseinanderzusetzen, trage letztlich zur Festschreibung der Identität bei.[68] Beispielsweise kann auch in einer kritischen Auseinandersetzung mit Antisemitismus die Gruppe der Jüdinnen und Juden als eine besondere, distinkte Gruppe festgeschrieben werden, sodass sie letztlich trotzdem weiterhin als »anders« konstruiert wird. Teilweise wird durch eine kritische Auseinandersetzung auch lediglich der Kern einer Gruppe verändert: beispielsweise wenn man gegen eine völkische Identität der Deutschen argumentieren will und stattdessen eine Identität über Kultur oder Geschichte konstruiert – auch so schreibt man letztlich die Existenz einer besonderen »deutschen« Identität weiter fort.

---

66 Vgl. zur Kritik am Konzept der kollektiven Identität Niethammer, Lutz; Doßmann, Axel (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

67 Das gilt beispielsweise für die Frauenbewegung oder die politischen Bewegungen von Homosexuellen. Vgl. dazu u.a. Taylor, Verta; Whittier, Nancy (1992): Collective Identity in Social Movement Communities: Lesbian Feminist Mobilization. In: Aldon D. Morris (Hg.): Frontiers in Social Movement Theory. New Haven (Conn.): Yale University Press, S. 104-129; Taylor und Whittier 1995; Haunss 2004.

68 Vgl. Delitz 2018, S. 9-11.

Im Rahmen dieser Arbeit soll dennoch versucht werden, kollektive Identität kritisch zu analysieren – und zwar im Sinne einer kritischen Distanz zum Gegenstand, die die soziale Konstruiertheit ihres Gegenstandes stets im Hinterkopf behält.[69] Analysiert werden soll daher immer, welche Funktion die Erzeugung einer spezifischen Identität für die Gruppenmitglieder hat. Warum ist es für die Gruppenmitglieder so wichtig, sich über eine gemeinsame Identität zu definieren? Wem bzw. was gegenüber fühlt man sich zugehörig – und wem gegenüber gerade nicht? Besonders interessant sind dabei die Ausschlüsse und Abgrenzungen. Wer wird wann von wem ausgegrenzt? Wie wird diese Ausgrenzung begründet und welche Funktion erfüllt sie für die verbleibenden Gruppenmitglieder? Diese Fragen sollen bei der folgenden Analyse der Debatten stets mitgedacht werden. In Abschnitt 10.5 werden Machtverhältnisse und Ausschlüsse explizit nochmals aufgegriffen.

Das dieser Arbeit zugrundeliegende Identitätskonzept orientiert sich, wie bereits angedeutet wurde, grob an den Arbeiten von Alberto Melucci.[70] Entscheidend für seinen Ansatz und damit für die Fragestellung dieser Arbeit besonders gut geeignet sind sein konstruktivistischer Zugang und seine Betonung der prozesshaften Aushandlung von Identitäten. Melucci definiert kollektive Identitäten wie folgt: »Collective identity is an interactive and shared definition produced by a number of individuals (or groups at a more complex level) concerning the *orientations* of their action and the *field* of opportunities and constraints in which such action is to take place.«[71] Kollektive Identitäten beschreiben, wer zu einer Gruppe gehört, welche Ziele verfolgt werden sollen und welche Strategien und Mittel dafür zur Verfügung stehen. Dabei wird kollektive Identität auf drei Ebenen hergestellt: erstens durch einen kognitiven Prozess, durch den Ziele, Mittel und Handlungsfelder definiert werden. Zweitens durch ein Netzwerk aktiver Beziehungen, in dem die Beteiligten direkt miteinander interagieren. Insbesondere die dabei entstehenden Umgangs- und Organisationsformen, Prozesse der Entscheidungsfindung und Kommunikationsformen prägen die geteilte Identität. Drittens spielen auch emotionale Prozesse eine wichtige Rolle.[72] Aufwühlende Gefühle, wie Liebe, Hass oder Empörung, sind dabei genauso wichtig wie ein Gefühl der Zugehörigkeit. Erst die Kombination von Kognition, Interaktion und Emotion lässt eine feste kollektive Identität entstehen.[73]

Vor dem Hintergrund veränderter Organisationsformen von sozialen Bewegungen, was sich beispielsweise in der zunehmenden Herausbildung von lose verknüpften, teilweise transnational aufgebauten Netzwerken zeigt, ist die Frage aufgekommen, wie ausgeprägt und fest eine kollektive Identität noch sein *muss* bzw. wie lose und unverbindlich sie sein *kann*, ohne dass eine soziale Bewegung auseinanderfällt. Dieter Rucht argumentiert z.B., dass gerade schwach ausgeprägte Identitäten Vorteile für die Mobi-

69 Vgl. Delitz 2018, S. 137-138.

70 Vgl. z.B. Melucci, Alberto (1995): The Process of Collective Identity. In: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.): Social Movements and Culture. London: UCL Press, S. 41-64.

71 Melucci 1996, S. 70. Hervorhebungen im Original.

72 Vgl. Melucci 1996, S. 70f.

73 Vgl. Roth 1998, hier S. 54.

lisierungsfähigkeit hätten.[74] Insbesondere mit Blick auf das strategische und taktische Vorgehen sozialer Bewegungen seien schwache Identitäten einem starren und festen Konstrukt überlegen, beispielsweise, indem sie ermöglichen, Koalitionen aus eigentlich heterogenen Einzelgruppen zu schmieden.

Dieser Umstand ließe sich auch aus dem bislang skizzierten Lernansatz sozialer Bewegungen ableiten: Denn die Lernfähigkeit bzw. das Vermögen, sich schnell auf Umweltveränderungen einzustellen, hängt – wie bereits erwähnt – unter anderem davon ab, ob Feed-Forward-Prozessen die Chance gegeben wird, sich gegen bereits etabliertes Wissen durchzusetzen. Je fester und starrer Identitäten sind, desto stärker und exklusiver prägen Feed-Back-Prozesse das Wissen einer Bewegung und umso schwieriger wird es beispielsweise, aus routinierten und institutionalisierten Handlungsroutinen auszubrechen und ein neues Vorgehen zu etablieren. Soziale Bewegungen mit schwachen Identitäten, in denen zumindest die Frage »*Wie erreichen wir unsere Ziele?*« offen für Umdeutungen, Neuerungen und unterschiedlichste, auch gegensätzliche Ansätze ist, könnten daher auch als lernfähigere Systeme beschrieben werden. Im weiteren Verlauf der Analyse soll auch diese Annahme im Auge behalten und überprüft werden.

1.5 Weitere Studien zum Lernen von und in sozialen Bewegungen

Eine ganze Reihe von Analysen beschäftigt sich mit dem Themenkomplex »Lernen bzw. Bildung und soziale Bewegungen«. Allerdings legen die meisten Autoren einen etwas anderen Fokus auf das Lernen, indem sie beispielsweise nicht das kollektive Lernen der Bewegung analysieren, sondern das individuelle Lernen der Mitglieder einer Bewegung. Im Folgenden sollen unterschiedliche Zugänge zu Lernen in Bewegungen aufgezeigt sowie einige ausgewählte Studien kurz vorgestellt werden.[75]

Grundsätzlich lassen sich vier Ebenen unterscheiden, auf denen sich soziale Bewegungen und Lernprozesse begegnen:[76] Erstens kann Bildung das Thema von sozialen Bewegungen sein. Schon klassische Bewegungen wie die Arbeiter- oder die Frauenbewegung haben die Wichtigkeit von eigenen Bildungsinhalten erkannt und daher ihre politische Arbeit auf dieses Feld ausgerichtet, beispielsweise, indem sie Arbeiterbildungsvereine gründeten oder begannen, hegemoniales und patriarchales Wissen durch eigene Studien systematisch zu hinterfragen.

Zweitens können soziale Bewegungen selbst ein Ort der individuellen (Weiter-)Bildung sein. Einerseits kann es sich dabei um Sozialisationsprozesse handeln, die – als Bildungsprozesse verstanden – insbesondere biografische Konsequenzen haben; andererseits können auch bestimmte Schlüsselkompetenzen erworben werden, beispielsweise die Fähigkeit, zu organisieren, Öffentlichkeitsarbeit zu gestalten oder überzeugend zu argumentieren.

---

74 Vgl. Rucht, Dieter (2011): The Strength of Weak Identities. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 73-84.

75 Vgl. dazu insbesondere die Diskussion der Studien bei Trumann 2013, S. 69-90.

76 Vgl. Miethe, Ingrid; Roth, Silke (2016): Bildung und soziale Bewegungen – eine konzeptionelle Einführung. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 29 (4), S. 20-29.

Verschiedene Studien widmen sich den unterschiedlichen Aspekten dieser individuellen Dimensionen des Lernens in Bewegungen. Dabei wird u.a. argumentiert, dass soziale Bewegungen als wichtige Lernorte für außerschulische Bildung anerkannt werden sollten. Jana Trumann beschreibt beispielsweise, wie Mitglieder von Bürgerinitiativen sich kontinuierlich weiterbilden, indem sie eigene Recherchen zu bestimmten Themenkomplexen starten, sich mit anderen Initiativen vernetzen und austauschen und sich immer wieder in neue Fragestellungen einarbeiten.[77] Sie entwickeln so eine Art Gegen-Wissen, das sich entweder in bestimmten Details oder in normativen Einstellungen vom klassischen Schulwissen unterscheidet oder auch generell gänzlich andere Sujets zum Lernthema macht. Bernt Armbruster[78] untersucht insbesondere die Fragen, was das Lernen in konventionellen Bildungsträgern von jenem in Bürgerinitiativen unterscheidet und wie die verschiedenen Formen kombiniert werden könnten. Eine ähnliche Stoßrichtung verfolgt auch Hermann Voesgen,[79] der ebenfalls Kooperationsmöglichkeiten zwischen Initiativen und institutionalisierten Bildungsträgern beleuchtet. Martin Beyersdorf[80] beschäftigt sich einerseits mit möglichen Institutionalisierungsprozessen von außerschulischer Bildung, andererseits aber auch mit der generellen Frage, welcher Stellenwert dem außerschulischen Lernen im öffentlichen Bildungssystem zukommt.

Griff Foley befasst sich mit dem impliziten, informellen Lernen durch die Teilnahme an sozialen Kämpfen; er betont aber den kapitalismuskritischen und sozialistischen Anspruch seiner Analyse und konzentriert sich daher insbesondere auf das Erlernen von oppositionellen, »kämpferischen« und »befreienden« Diskursen. Die herrschenden, dominanten Diskurse verlieren durch die Erfahrungen in der politischen Praxis ihre Unhinterfragbarkeit, die AktivistInnen können dabei ganz unterschiedliche Dinge erlernen: Beispielsweise politisieren sie sich, entwickeln zunehmend professionellere Strategien, bauen eigene Vorurteile ab, sammeln Selbstwirksamkeitserfahrungen oder lernen, sich solidarisch zueinander zu verhalten.[81]

Angela Pilch Ortega analysiert, wie Menschen lernen, mit Erfahrungen sozialer Ungleichheit umzugehen und welchen Anteil soziale Bewegungen daran haben können.[82] Dabei fokussiert sie insbesondere auf individuelle, biografische Lernprozesse, berücksichtigt aber auch überindividuelles Lernen, wie z.B. das Erlernen solidarischen Handelns. Soziale Bewegungen können dabei wichtige Lernorte sein, an denen beispielsweise auf bestimmte Problemstellungen aufmerksam gemacht wird, dominante Ordnungsschemata infrage gestellt und neue Deutungsmuster entwickelt werden können.

---

77 Vgl. Trumann 2013, S. 149-252.

78 Vgl. Armbruster, Bernt (1979): Lernen in Bürgerinitiativen. Ein Beitrag zur handlungsorientierten politischen Bildungsarbeit. Baden-Baden: Nomos.

79 Vgl. Voesgen, Hermann (Hg.) (2006): Brückenschläge. Neue Partnerschaften zwischen institutioneller Erwachsenenbildung und bürgerschaftlichem Engagement. Bielefeld: Bertelsmann.

80 Vgl. Beyersdorf, Martin (1991): Selbstorganisierte Bildungsarbeit zwischen neuen sozialen Bewegungen und öffentlichem Bildungssystem. Eine explorative Bestandsaufnahme. Hamburg: Ed. Zebra.

81 Vgl. Foley, Griff (1999): Learning in Social Action. A Contribution to Understanding Informal Education. Bonn u.a.: Zed Books.

82 Vgl. Pilch Ortega, Angela (2018): Lernprozesse Sozialer Bewegung(en). Biographische Lerndispositionen in Auseinandersetzung mit Erfahrungen sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Vieweg.

Bereits in den 1970er Jahren entstanden Studien, die sich mit dem Lernen in Bürgerinitiativen auseinandersetzten.[83] Wolfgang Beer argumentierte 1978, dass Bürgerinitiativen für ihre Mitglieder wichtige Sozialisationsinstanzen darstellen, in denen beispielsweise aktionsorientiertes Lernen stattfindet. Dieses Lernen vermittle direkt umsetzbares Wissen vermitteln und entstehe durch das Ineinandergreifen von Aktionen und anschließenden Reflektionen.[84] Auch beinahe dreißig Jahre später stellte er fest: »Soziale Bewegungen sind zugleich für die Beteiligten immer auch sehr intensive Lernbewegungen: inhaltlich, politisch und sozial.«[85]

Andere Studien zeigen dagegen, dass zivilgesellschaftliches Engagement auch klassischere Lerninhalte vermitteln kann, beispielsweise, indem AktivistInnen bestimmte, auch außerhalb des Engagements nützliche (also kapitalistisch verwertbare) Kompetenzen erlernen. Stefan Hansen untersucht nicht nur, welche Kompetenzen AktivistInnen für ihr zunehmend komplizierter werdendes Engagement erlernen müssen, sondern auch, welche weitergehenden Fähigkeiten sie durch ihre Aktivitäten erlangen.[86] Dabei unterscheidet er zwischen verschiedenen Lernformen (formell, informell, selbstgesteuert, inzidentell) und verschiedenen Lernfeldern, beispielsweise Fachwissen, Gesellschaftswissen, sozialen und persönlichen Kompetenzen und Organisationsfähigkeiten.

Zwei weitere Dimensionen von Bildung und sozialen Bewegungen adressieren eher die kollektiven Aspekte des Lernens und sind daher der Ausrichtung der vorliegenden Arbeit sehr viel näher.[87] Es handelt sich dabei, drittens, um kollektive Bildungsprozesse, bei denen die Bewegung selbst als lernender Akteur in den Mittelpunkt der Analyse gestellt wird. Auch wenn natürlich niemals hundertprozentig zwischen dem individuellen Lernen der Mitglieder und dem kollektiven Lernen der Bewegung als solcher getrennt werden kann, folgt auch die vorliegende Arbeit, wie bereits deutlich geworden sein sollte, diesem Ansatz. Ingrid Miethe und Silke Roth betonen ebenfalls die Bedeutsamkeit von Lern- und Bildungsprozessen für die Herausbildung einer kollektiven Identität, die daher wiederum gut geeignet sei, um sich dem kollektiven Lernen zu nähern.[88] Die vierte, eng mit dem kollektiven Lernen verbundene Dimension beschäftigt sich mit Bewegungsorganisationen als lernenden Organisationen. Auch dieser Ansatz-

83 Bürgerinitiativen zeichnen sich im Gegensatz zu sozialen Bewegungen dadurch aus, dass sie lockere, zeitlich begrenzte Zusammenschlüsse von BürgerInnen sind, die sich meistens mit einem sehr engen Aktionsanlass beschäftigen. Vgl. dazu z.B. Guggenberger, Bernd (2013): Bürgerinitiativen. In: Uwe Andersen und Wichard Woyke (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Heidelberg: Springer VS. Auch wenn Bürgerinitiativen und soziale Bewegungen somit keine deckungsgleichen Phänomene sind, sind auch Lernprozesse dieser spezifischen Organisationsform an dieser Stelle von Interesse.

84 Vgl. Beer, Wolfgang (1978): Lernen im Widerstand. Politisches Lernen und politische Sozialisation in Bürgerinitiativen. Hamburg: Verlag Association.

85 Beer, Wolfgang (2007): Von den »Göttinger 18« in den »Wyhler Wald«. Die Lernbewegung einer sozialen Bewegung ab 1957. In: *Die Zeitschrift* (Nr. 4), S. 40-43. Online verfügbar unter www.diezeitschrift.de/42007/beer0701.pdf [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

86 Vgl. Hansen, Stefan (2008): Lernen durch freiwilliges Engagement. Eine empirische Studie zu Lernprozessen in Vereinen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

87 Vgl. Miethe und Roth 2016, S. 24-26.

88 Vgl. Miethe und Roth 2016, S. 24.

punkt wurde im vorangegangenen Kapitel bereits ausführlich vorgestellt und für die folgende Analyse fruchtbar gemacht.

1.6 Das Lernen von sozialen Bewegungen – Ablauf eines Lernprozesses

Im Folgenden soll ein Lernprozess einer sozialen Bewegung unter Berücksichtigung der im vorigen Abschnitt diskutierten Lernansätze und Besonderheiten von Bewegungen schematisch vorgestellt werden. Dabei handelt es sich um eine grobe Konzeptualisierung – wie genau die Lernprozesse tatsächlich ablaufen, soll erst im Laufe der folgenden Analyse empirisch nachvollzogen werden. Der hier diskutierte Ablauf ist daher als vorläufige Annahme zu werten.

Die kollektive Identität einer Bewegung kann als Gesamtheit des kollektiven Wissens einer Bewegung gelesen werden – hier werden Zugehörigkeiten, Strategien, Ziele und Werte eines Kollektivs in verdichteter Form zusammengesetzt. Individuelles Lernen der Mitglieder wird erst dann zu einem kollektiven Lernprozess, wenn es gelingt, die Identität der Bewegung zu modifizieren. Dabei kann das Ausmaß dieser Veränderung stark variieren; es kann sich beispielsweise auf eine simple Modifikation einer bestimmten Strategie beschränken, es kann aber auch die Kerninhalte der kollektiven Identität, also die Frage von Inklusion in die und Exklusion aus der Gruppe betreffen. Wie weitreichend ein Lernprozess in das Identitätsgefüge eingreift, ist dabei nicht zwangsläufig von Beginn an zu erahnen. Das strategische Lernen, das vielleicht ursprünglich nur auf eine einmalige Mobilisierung bislang nicht adressierter Gruppen für eine Demonstration abzielte, kann beispielsweise letztlich zu einer fundamentalen Neubestimmung vom Innen und Außen der Bewegung führen – eventuell sogar, ohne dass dies der Intention des früheren Lernimpulses entspricht.

Träger der Lernprozesse sind zunächst die individuellen Mitglieder der Bewegung, wobei der Grad ihrer Einbettung und Bekanntheit innerhalb der Bewegung höchstwahrscheinlich nicht nur beeinflusst, welche Dinge sie wahrnehmen, wie sie diese beurteilen und welche davon sie als problematisch und veränderungswürdig einschätzen, sondern auch, welche Chancen ihre Impulse haben, sich auf höheren Ebenen durchzusetzen. Der Lernimpuls kann sowohl unbewusster Intuition entspringen als auch Ergebnis einer gezielten Untersuchung sein. Im weiteren Verlauf des Prozesses müssen nicht nur eine gemeinsame Vorstellung der Veränderung und ein gemeinsames Verständnis entwickelt werden, sondern es kommt in verstärktem Maße auch auf einflussreiche Unterstützung von Einzelpersonen und Gruppen und den Aufbau einer effektiven Koalition an, um die Veränderung schließlich in andere Teilgruppen der Bewegung und das Netzwerk insgesamt zu tragen. Es ist davon auszugehen, dass beinahe jeder Lernprozess zumindest in Teilen konflikthaft ausgetragen wird, dass also immer andere Individuen und Gruppen existieren, die gegensätzliche Meinungen vertreten oder die eingespielten Routinen und Identitäten gegen die angestrebten Veränderungen vehement verteidigen wollen.

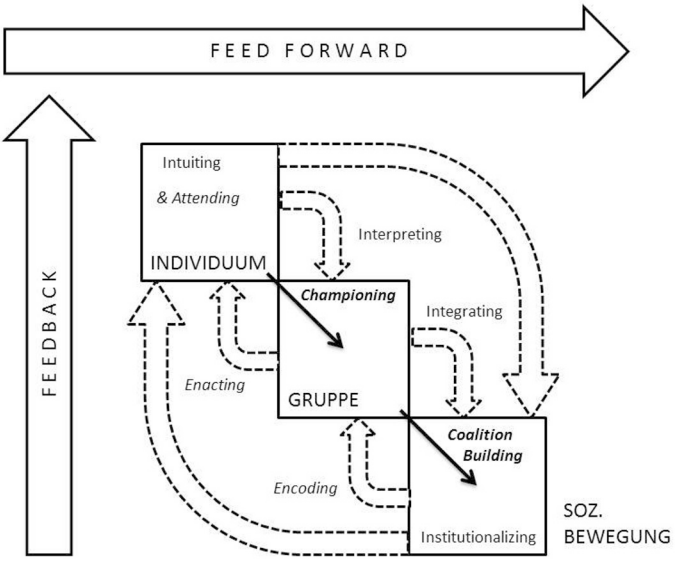
Dennoch kann sich die kollektive Identität einer Bewegung durch solche Anstöße natürlich verändern. In diesen Fällen hängt es maßgeblich von den Feed-Back-Prozessen ab, ob und inwieweit sich die neuen Aspekte der Identität weitreichend und

effektiv durchsetzen können. Dabei muss berücksichtigt werden, dass jegliche Form der Institutionalisierung von Wissen in sozialen Bewegungen impliziter, ungesteuerter und unsicherer ablaufen wird, als dies in klar gegliederten Institutionen der Fall ist. Nichtsdestotrotz gibt es auch in diesem Fall Prozesse der Institutionalisierung, wobei insbesondere der Handlungsebene eine wichtige Rolle zufällt. Wenn neue Aspekte einer kollektiven Identität nicht nur diskursiv, sondern auch im alltäglichen Handeln der Mitglieder wirksam werden, ist davon auszugehen, dass sie tatsächlich zu einem neuen Teil des kollektiven Wissens der Bewegung werden können. Beispielsweise hat die innerlinke feministische Kritik, die u.a. das unter Autonomen weitverbreitete »Mackertum« anging, letztlich nicht nur zu einer diskursiven Neubestimmung der Linken (z.B. als antifaschistisch *und* feministisch) geführt, sondern auch das Handeln der Mitglieder verändert: Wer sich weiterhin der Gruppe zugehörig fühlen möchte, sollte beispielsweise auf eine geschlechtergerechte Sprache und auf eine Selbstreflexion der eigenen Geschlechterrolle achten. Die Institutionalisierung der neuen Identität kann sich dann auch ganz praktisch in der Formierung von Frauenblöcken auf Demonstrationen o.Ä. zeigen.

Gelingt eine solche Institutionalisierung von einer neuen Variante der kollektiven Identität, ist dies immer Lernen und Verlernen zugleich. Denn nur die Aufgabe bestimmter eingespielter Vorstellungen, Handlungsmuster und Routinen ermöglicht den Aufbau neuer Wissensbestände. Gleichzeitig werden dann von diesem Zeitpunkt an die neuen Aspekte der kollektiven Identität das Denken und Handeln der Mitglieder leiten und beeinflussen – zumindest so lange, bis eine Intuition oder eine als unbefriedigend wahrgenommene Situation einen neuen Lernzyklus in Gang setzt.

Stark vereinfacht kann ein solcher Lernprozess durch folgendes Schaubild visualisiert werden:

Abb. 1: Schematische Darstellung eines Lernprozesses



Quelle: Abbildung nach Kleysen und Dyck 2001, S. 15 (mit eigenen Ergänzungen)

2 Methode und Vorgehen

Bei der Analyse von Lernprozessen steht zwangsläufig auch die Frage nach der Entstehung von kollektivem, institutionalisiertem Wissen bei einem Akteur und die Herausbildung und Funktionsweise eines »Bewegungsgedächtnisses« im Mittelpunkt des Interesses.[1] Insbesondere der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis[2] innerhalb einer sozialen Bewegung könnte einen entscheidenden Einfluss auf die kollektive Identität ausüben, weshalb der Fokus der Untersuchung auf den verschriftlichten Bewegungsdiskursen in Zeitschriften liegen wird.

Die Konstruktion kollektiver Identitäten hängt, wie bereits erläutert, eng mit dem auf David Snow und Robert Benford zurückgehenden Framing-Ansatz zusammen, der ebenfalls die Wahrnehmung von Problemen, die legitimen Gegenmaßnahmen und die Handlungsmotivation bei sozialen Bewegungen untersucht.[3] Ein Großteil der Bewegungsforschung zum Thema kollektive Identitäten folgt daher diesem Ansatz. Ein alternativer Deutungsansatz nähert sich kollektiven Identitäten eher aus einer narrativen Richtung: Hier wird die Bedeutung von Erzählungen und gemeinsamen Erfahrungen betont.[4] Narrative erzeugen durch die Anordnung von Ereignissen in »Plots« Sinn und überzeugen weniger durch Klarheit, Genauigkeit und Glaubwürdigkeit, sondern durch

1 Vgl. zur Bedeutung von Erinnerungen und dem kollektiven Gedächtnis von sozialen Bewegungen z.B. Daphi, Priska (2017): Becoming a Movement. Identity, Narrative and Memory in the European Global Justice Movement. London, New York: Rowman & Littlefield International; Doerr, Nicole (2014): Memory and Culture in Social Movements. In: Britta Baumgarten, Priska Daphi und Peter Ullrich (Hg.): Conceptualizing Culture in Social Movement Research. London: Palgrave, S. 206-226; Armstrong, Elizabeth A.; Crage, Suzanna M. (2006): Movements and Memory: The Making of the Stonewall Myth. In: *American Sociological Review* 71 (5), S. 724-751 und Gongaware, Timothy B. (2011): Keying the Past to the Present: Collective Memories and Continuity in Collective Identity Change. In: *Social Movement Studies* 10 (1), S. 39-54.

2 Vgl. Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck, S. 48-56.

3 Vgl. Snow, David; Benford, Robert (1988): Ideology, Frame Resonance and Participant Mobilization. In: Bert Klandermans, Hanspeter Kriesi und Sidney G. Tarrow (Hg.): From Structure to Action. Comparing Social Movement Research Across cultures. Greenwich, Conn.: JAI Press (International social movement research, v. 1), S. 197-218.

4 Vgl. Somers, Margaret (1992): Narrativity, Narrative Identity and Social Action: Rethinking English Working-class Formation. In: *Social Science History* 16 (4), S. 591-630. Vgl. auch Somers, Margaret

Offenheit für verschiedene Interpretationen und die Möglichkeit, sich mit den handelnden Figuren zu identifizieren.[5] Narrative werden als zentrale Grundlage kollektiver Wahrnehmung und damit als essenziell für die Herstellung einer kohärenten und verbindlichen Gruppenzusammengehörigkeit verstanden.[6] Ein dritter, handlungspraktischer Ansatz betont außerdem die Notwendigkeit des konkreten Handelns, häufig in ritueller Form, für die Entstehung einer kollektiven Identität. Insbesondere Protesthandlungen sind entscheidend, aber auch gemeinsame Alltagshandlungen, wie sie beispielsweise in lebensweltlichen Szenen umgesetzt werden.[7]

Die Frage nach kollektiven Identitäten muss primär auf einer kollektiven Ebene angegangen werden. Selbstverständlich ist es richtig, dass auch kollektive Identität nur durch ein Zusammenspiel vieler individueller Vorstellungen entstehen kann, dass also eine Gruppe erst dann zu existieren beginnt, wenn eine Vielzahl von Personen der Meinung ist, zusammenzugehören. Dennoch wäre es nicht zielführend, sich einer Gruppenidentität ausschließlich auf der Ebene der einzelnen Mitglieder zu nähern, ist doch eine kollektive Identität immer mehr als die Summe ihrer einzelnen Teile.[8] Aus diesem Grund liegt der gewählte Zugang zur kollektiven Bewegungsidentität zunächst in den Diskursen, die eine Bewegung generiert. Dies können insbesondere Selbstverständnisdiskurse sein, in denen die Bewegung aushandelt, durch was sie sich auszeichnet, wer Mitglieder sind bzw. sein können, welche Ziele mit welchen Mitteln verfolgt werden, wie die eigene Gruppe im Verhältnis zu anderen Akteuren steht. Zur Auswertung dieser Bewegungsdiskurse soll auf Elemente aus der kritischen Diskursanalyse zurückgegriffen werden.[9] Grundsätzliches Ziel der kritischen Diskursanalyse ist es, zu untersuchen, was aktuell gültiges Wissen ist, wie es entsteht, wie es weitergegeben wird und welche Bedeutung es für die Konstruktion von Subjekten und der gesellschaftlichen Ordnung hat. Unter Wissen werden alle Formen von Bewusstseinsinhalten zusammengefasst, also alle Bedeutungen, mit denen Menschen ihre Umgebung erklären und deuten können. Diese Form des Wissens beziehen Menschen aus den diskursiven Zusammenhängen, in denen sie aufwachsen und in denen sie sich bewegen.[10] Mit diesem Forschungsinteresse eignet sich diese Form der Diskursanalyse auch besonders gut für die Untersuchung von Lernprozessen, da auch hier die Frage im Zentrum steht,

---

(1994): The Narrative Constitution of Identity: A Relational and Network Approach. In: *Theory and Society* 23 (5), S. 605-649.

5 Vgl. Daphi 2011, S. 16f. sowie Polletta, Francesca (1998): Contending Stories: Narrative in Social Movements. In: *Qualitative Sociology* 21 (4), S. 419-446.

6 Vgl. Daphi 2017, S. 17-32.

7 Vgl. Haunss 2004. Zum Begriff der Szene und dem Verhältnis von Szene und Bewegung vgl. genauer Abschnitt 3.1.

8 Zum Verhältnis von individueller und sozialer Identität und zur Abgrenzung vom Konzept der Gruppenzugehörigkeit vgl. Klandermans, Bert (1997): Identität und Protest. Ein sozialpsychologischer Ansatz. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 10 (3), S. 41-50.

9 Vgl. dazu Jäger, Siegfried (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller et al. (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 91-124. Vgl. grundlegend auch Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.

10 Vgl. Jäger 2001, S. 91.

wie das jeweils aktuelle Wissen einer sozialen Bewegung entsteht und wie es verändert und weitergegeben werden kann. Auch die weiteren Vorhaben der kritischen Diskursanalyse, den Zusammenhang von Macht und Wissen zu analysieren und dabei sensibel dafür zu sein, dass die Einflussnahme auf Diskurse immer auch eine herrschaftslegitimierende und -sichernde Technik ist, sollen im Rahmen dieser Arbeit weiterverfolgt werden.

Diskurse markieren immer Grenzen des Sagbaren: Sie legen fest, welche Positionen noch vertreten werden können und welche tabuisiert sind. Diese Grenzziehung wird durch unterschiedliche Mechanismen beeinflusst, explizite Verbote und Einschränkungen sind dabei nur die offensichtlichsten Formen. Daneben wirken auch Anspielungen, Implikate, Tabuisierungen, Konventionen oder Verinnerlichungen darauf ein, was in einem Diskurs gesagt werden kann und was nicht.[11] Dabei ist es wichtig, die überindividuelle Qualität von Diskursen festzuhalten: »Alle Menschen stricken zwar am Diskurs mit, aber kein einzelner und keine einzelne Gruppe bestimmt den Diskurs oder hat genau das gewollt, was letztlich dabei herauskommt.«[12] Wie später gezeigt werden wird, ist auch die Frage danach, wann eine Bewegung Lernimpulse zulässt und wann diese mit allen Mitteln abgeblockt werden, eine Frage der aktuellen Macht- und Kräfteverhältnisse in einer Bewegung.

Was kann nun unter einem (Bewegungs-)Diskurs mit Blick auf Lernprozesse von sozialen Bewegungen allgemein verstanden werden? Es erscheint nicht sinnvoll zu sein, unter einem Diskurs die Gesamtheit von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen zu fassen, wie es beispielsweise in den klassischen Untersuchungen von Michel Foucault zum Teil verfolgt wird.[13] Stattdessen bietet sich an, die Aushandlungsprozesse von sozialen Bewegungen als einen Spezialdiskurs zu fassen, der in einem relativ klar abgegrenzten Teilbereich der Gesellschaft stattfindet. In dieser Arbeit wird dafür die undogmatische linke Szene eingehender betrachtet.

Dieser Spezialdiskurs, in dem das Wissen der Bewegung ausgehandelt wird und in dem sich folglich die Lernprozesse der Bewegung erkennen lassen, besteht aus einer Vielzahl von Diskurssträngen. Diskursstränge sind thematisch einheitliche Diskursverläufe, beispielsweise die Aushandlung der Frage, ob SexistInnen oder AntisemitInnen Teil der linksradikalen Szene sein können, wie Demonstrationen erfolgreich durchgeführt werden können, welchen Stellenwert militante Mittel innerhalb des eigenen Politikansatzes spielen sollten oder ob feste Organisationsstrukturen mit dem autonomen Selbstbild vereinbar sind. Die einzelnen Elemente eines Diskursstranges sind die Diskursfragmente, die traditionell als Texte bezeichnet werden. Es sollte allerdings beachtet werden, dass ein einzelner Text durchaus unterschiedliche Diskursfragmente beinhalten kann, weil er zu unterschiedlichen Themen etwas sagt. Präziser sollte daher festgehalten werden, dass ein Diskursfragment einen Text oder Textteil bezeichnet, der ein bestimmtes Thema behandelt. Unterschiedliche Diskursstränge können miteinander verwoben und verschränkt sein, beispielsweise, wenn in einem Text zu einer bestimmten Demonstration in einzelnen Textfragmenten die Organisationsform der

11 Vgl. Jäger 2001, S. 94.

12 Jäger 2001, S. 96.

13 Vgl. z.B. Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M.: Fischer.

eigenen Bewegung, einzelne Redebeiträge und das Verhalten der Staatsmacht gleichzeitig kritisiert werden.[14]

Bei der Analyse der Diskursfragmente und, darauf aufbauend, der einzelnen Diskursstränge gilt es außerdem, die spezifischen ideologischen Standorte der beteiligten Akteure herauszuarbeiten. Die beteiligten Akteure bilden nämlich mehr oder weniger unbewusst eine Diskurskoalition, die ja – wie im vorstehenden Abschnitt herausgearbeitet wurde – für den Verlauf von Lernprozessen von entscheidender Bedeutung ist. Die Rolle der beteiligten Akteure kann folgendermaßen beschrieben werden:

> »Diskurs-Akteure agieren interessensbezogen, strategisch, taktisch. Sie benutzen verschiedene Ressourcen und Strategien, um ihre Deutungen zu generieren und zu verbreiten. Sie produzieren Wissen, argumentieren, marschieren, dramatisieren, moralisieren, mobilisieren gängige Alltagsmythen, Klischees, Symbole, Bilder für ihre Zwecke. Sie entwickeln eine Geschichte, in der die Rollen von Gut und Böse verteilt sind und die Handlungsprobleme benannt werden. Sie konstruieren dadurch ihre eigene (kollektive) Identität.«[15]

Bei der Betrachtung der Bewegungsdiskurse soll außerdem die narrative Vermittlung von Positionen besondere Beachtung finden. Narrationen entwickeln ihre Überzeugungskraft im Unterschied zu Frames aus ihrer emotionalen Ansprache an die LeserInnen, sie überzeugen dabei nicht nur, sondern überwältigen in manchen Fällen. Sie sind insbesondere geeignet, um eine mitreißende Problembeschreibung und -lösung zu liefern. Darüber hinaus sind Narrationen hervorragend dafür geeignet, bestimmte Rollen zu entwerfen: HeldInnen, Anti-HeldInnen, Bösewichte und SchurkInnen, Verbündete und HelferInnen.[16] Die narrative Darstellung dieser Rollen ist natürlich auch bei sozialen Bewegungen ein gängiges Mittel, weshalb die Analyse der Diskursfragmente insbesondere diese Funktion berücksichtigen wird.[17]

Zusammenfassend sieht das methodische Vorgehen dieser Arbeit somit folgendermaßen aus: Um Lernprozesse einer sozialen Bewegung zu erkennen, werden Aushandlungsprozesse der kollektiven Identität dieser Bewegung analysiert. Kollektive Identitäten beinhalten u.a. Antworten auf die Fragen, wer zu der Bewegung gehören kann und wer nicht, welche Ziele gemeinsam verfolgt werden sollen und welche Mittel und Strategien dafür eingesetzt werden. Sie können daher auch als kollektive Wissensstände der Bewegung gelesen werden. Kollektives Lernen führt zu einer Veränderung dieses Wissens und damit zu einer Neubestimmung der kollektiven Identität.

---

14 Vgl. dazu Jäger 2001, S. 107-112.

15 Keller, Reiner (2001): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Reiner Keller et al. (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich (Handbücher), S. 125-158, hier S. 147.

16 Vgl. Viehöver, Willy (2001): Diskurse als Narrationen. In: Reiner Keller et al. (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 177-206.

17 Vgl. zur Analyse der sog. Aktantenstruktur eines Diskurses auch beispielhaft Hoeft, Christoph (2014): Narration in der Krise: Zum Wandel des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaatsdiskurses in Schweden. Stuttgart: ibidem, S. 49-66.

Aushandlungsprozesse über Teilaspekte der kollektiven Identität finden auf verschiedenen inhaltlichen Ebenen statt. Jedes dieser thematischen Felder, auf denen über die gemeinsame Identität gestritten wird, kann in Anlehnung an die kritische Diskursanalyse als Diskursstrang bezeichnet werden. Die einzelnen Diskussionsbeiträge können dann als Diskursfragmente analysiert werden. Besondere Aufmerksamkeit soll sich bei dieser Analyse einerseits auf die narrativen Elemente richten, mit denen Positionen und Haltungen vermittelt werden; andererseits sollen insbesondere erkennbare Ausschlüsse und Grenzziehungen beobachtet werden, die bestimmte Lernimpulse zulassen und andere als unsagbaren Tabubruch ausgrenzen.

2.1 Bewegungszeitschriften als Arena kollektiver Aushandlungsprozesse

Anzunehmen ist, dass sich selbstreflexive Diskurse vor allem in Medien finden, die von der Bewegung selbst produziert und rezipiert werden. Die Veränderungen der kollektiven Identität der linken Szene in Hamburg sollen über einen längeren Zeitraum nachgezeichnet werden; allein zwischen der Besetzung in der Hafenstraße 1982 und der Besetzung des Gängeviertels 2009 liegen beinahe drei Jahrzehnte. Um die Dynamiken einer schwach institutionalisierten, sich ständig wandelnden und lediglich lose miteinander verknüpften Bewegung nachvollziehen zu können, bietet sich somit die Analyse von über eine längere Zeitspanne erscheinenden Bewegungszeitschriften an. Das empirische Material für die folgende Untersuchung bilden folglich Artikel zu unterschiedlichen Themenfeldern (bzw. Diskurssträngen) aus einer ausgewählten Bewegungszeitschrift – der *Zeck*, die für die Hamburger undogmatische Linke von größter Bedeutung ist und in der sich tatsächlich eine Vielzahl von Diskurssträngen der Bewegung wiederfindet. Im Folgenden werden die Gründe, die für Bewegungszeitschriften als Forschungsmaterial allgemein und für die Auswahl der *Zeck* im Speziellen sprechen, umrissen sowie die *Zeck* und ihre Besonderheiten ausführlicher vorgestellt.

Erstens macht die inhaltliche Ausrichtung von Bewegungszeitschriften sie zu einem idealen Medium, um diskursive Aushandlungsprozesse der Bewegung (die den Kern von Lernprozessen darstellen) zu beobachten. Grund dafür ist die doppelte Funktion von Zeitschriften: Einerseits sind sie Medium interner Diskussionen, andererseits sollen sie eine Außenwirkung erzielen. Wie Sebastian Haunss zeigt, unterscheidet sich insbesondere die Offenheit der Diskussionen, die über Bewegungszeitschriften geführt werden, deutlich von der Debattenkultur beispielsweise in Parteizeitschriften.[18] Während in letzteren insbesondere das Bild einer geschlossenen Partei vermittelt werden soll und zahlreiche Kommunikationstabus aufrechterhalten werden, die alles kaschieren, was diesen Eindruck zunichtemachen könnte, zeichnen sich Bewegungszeitschriften durch eine intensive Streitkultur aus. Diskussionen um bestimmte Bereiche der kollektiven Identität sind mit einer hohen Wahrscheinlichkeit in den relevanten Zeitschriften abgebildet, weil davon auszugehen ist, dass sie mit einer entsprechenden Leidenschaft und Vehemenz ausgetragen werden – immerhin handelt es sich zumeist um

18 Vgl. Haunss 2004, S. 95.

Debatten, in denen eine bis dato hegemoniale Lesart der eigenen Identität plötzlich herausgefordert wird.

Zweitens gibt es trotz aller hochdynamischen Veränderungen der Szene eine geringe Anzahl von Zeitschriften, die über große Teile des Untersuchungszeitraums kontinuierlich existieren.[19] Eine wichtige Rolle spielen für das autonome Spektrum, in dem sich wichtige Teile der HausbesetzerInnen wiederfinden, insbesondere die *Radikal* (1976-1999) und die *Interim* (seit 1989). Allerdings erscheint die *Radikal* seit den 1980er Jahren nur noch sporadisch, die *Interim* konzentriert sich schwerpunktmäßig insbesondere auf die Berliner Szene, auch wenn es immer wieder Berichte aus anderen Städten gibt. Für die lokale Hamburger Szene haben sich daher andere Zeitschriften etabliert: Für den früheren Zeitraum sind die Zeitschriften *sabot – Hamburger Infosammlung* (1985-1989) und *Schanzenleben* (1980-1994, ab 1988: *Neues Schanzenleben*) von Interesse. *Schanzenleben* entwickelte sich insbesondere zum Sprachrohr der Musical-Gegner im Viertel, erschien aber immer nur unregelmäßig.

Seit 1992 ist die *Zeck*, die für die ersten beiden Ausgaben noch *Flora-Info* heißt, die führende autonome Zeitschrift in der Hansestadt. Anfänglich verfolgen die AktivistInnen aus der Flora das Ziel, die Nachbarschaft mit dieser Zeitschrift über die Aktionen im neuen Treffpunkt auf dem Laufenden zu halten. Seit April 1993 gibt sich die Zeitschrift den Untertitel »*Das Info aus der Roten Flora*«, womit verdeutlicht werden soll, dass die Zeitschrift nicht mehr im Namen der Flora spricht, sondern von einer unabhängigen Gruppe von Flora-AktivistInnen herausgegeben wird. Im April 2017 erscheint – pünktlich zum 25. Jubiläum – die vorerst letzte Ausgabe der *Zeck*. Im Vorwort informiert die Redaktion: »Zu – zugegeben – völlig unpassender Zeit befinden wir uns als Redaktion in einer Schaffenskrise, die das WIE und OB weiter mit dieser Zeitschrift betrifft. Wir hoffen euch in der nächsten Ausgabe klarere Aussichten liefern zu können.«[20] Zumindest bis zum September 2019 ist aber keine weitere Ausgabe der *Zeck* erschienen, sodass es bei insgesamt 197 Ausgaben bleibt.

Die *Zeck* wird unentgeltlich in linken Kneipen, Zentren und Infoläden ausgelegt und finanziert sich größtenteils über Spenden bzw. über Werbeanzeigen von Unternehmen, die ihrerseits eine enge Verbindung zur linken Szene haben, beispielsweise Cafés oder linke Buchläden. Zudem ist es eine Zeitlang möglich, die *Zeck* per Abonnement direkt zu beziehen. Abonnements können auch für Gefangene abgeschlossen werden, denen die Zeitschrift dann in das Gefängnis geliefert wird.

Die Höhe der Auflage ist nicht genau herauszufinden.[21] Letztlich ist diese Kennziffer aber auch nicht entscheidend, denn wenn man berücksichtigt, dass die *Zeck* stets in den relevanten und stark frequentierten Szene-Treffpunkten ausliegt und dort auch

19 Ein Überblick über einige autonome Szenezeitschriften findet sich bei Schultze, Thomas; Gross, Almut (1997): Die Autonomen. Ursprünge, Entwicklung und Profil der Autonomen. Hamburg: Konkret Literatur, S. 104-134.

20 Zeck Redaktion: Vorwort. In: *Zeck* 197_2017, S. 2. In den wörtlichen Zitaten aus der *Zeck* wurde die originale Schreibweise weitgehend beibehalten – lediglich offensichtliche Rechtschreibfehler wurden zum Zwecke der besseren Lesbarkeit korrigiert.

21 Auf der Wikipedia-Seite der Zeitschrift wird eine Auflage von 2.000 Exemplaren angegeben, allerdings ohne genaueren Beleg. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Zeck_(Zeitschrift) [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

häufig vor Ort gelesen wird, kann man von einer insgesamt hohen Verbreitung der Zeitschrift innerhalb der linken Szene ausgehen.[22] In den 25 Jahren ihrer Existenz legt die Redaktion stets Wert auf eine möglichst regelmäßige Erscheinungsweise, um überhaupt Debatten in der Zeitschrift führen zu können:

> »Gerade in der Kontinuität liegt eine Stärke, zumal es insbesondere bei Debatten erforderlich ist, dass Reaktionen auf einzelne Beiträge in einem Zeitraum erscheinen, in dem auch noch eine Bezugnahme möglich ist, bzw. auch von einem (außenstehenden) Publikum nachvollzogen werden können.«[23]

Der anfänglich monatliche Erscheinungsrhythmus wird aufgrund der hohen Arbeitsbelastung bzw. der Überlastung der Redaktionsmitglieder ab 2003 in einen zweimonatlichen umgewandelt.

Die Zeitschrift wird von Anfang an konspirativ produziert und herausgegeben, d.h., die Redaktion bleibt anonym und ist nur über ein Postfach in der Flora zu erreichen. Anders als beispielsweise bei der *Interim*, wo die herausgebende Redaktion mit jeder Ausgabe wechselt, gibt es bei der *Zeck* eine kontinuierliche Redaktionsgruppe, die die Ausgaben zusammenstellt. Eine gewisse Fluktuation der Redaktionsmitglieder sorgt für die personelle Nachfolge; dennoch bemängelt die Redaktion häufig eine zu geringe Personalstärke. Anlässlich der 100. Ausgabe der Zeitung im Jahr 2001 stellt die Redaktion beispielsweise fest, dass sie sich – anders als die Szene selbst – nicht ständig erneuere: »Die Struktur der Szene weist eben eine höhere Fluktuation auf, als die Struktur der *Zeck*. Während sich die Szene fortwährend verjüngt und jede/r jenseits der Twenties als Gruftie gilt, ist die Zeitung sowohl kontinuierlicher als auch schwerfälliger.«[24] Die Anonymität der HerausgeberInnen ist eine Reaktion auf die Überwachung der Zeitung durch die staatlichen Sicherheitsorgane: Wie sich bereits bei der *radikal* und der *Interim* gezeigt hatte, mussten die Redaktionen linksradikaler Zeitschriften immer mit der Gefahr polizeilicher Ermittlungen leben. Auch die *Zeck* wurde im Laufe ihrer Geschichte mehrfach Ziel von Beschlagnahmungen und Durchsuchungen, beispielsweise aufgrund von abgedruckten Bekennerschreiben, wegen der Veröffentlichungen von »Bastelanleitungen« für Brandsätze oder weil in einigen Artikeln zu Straftaten aufgerufen worden sei. Unter anderem 2004 und 2011 werden daher bestimmte Ausgaben der *Zeck* polizeilich beschlagnahmt. Die Redaktion betont zwar selbst, dass es besser sei, wenn die Identität einzelner Personen in der Redaktion nicht publik werde (auch wenn sie gleichzeitig schreibt, dass die Mitarbeit an der Zeitung »eigentlich kein hochbrisantes Thema mehr« sei), sie kritisiert aber auch die aus der Anonymität folgende Abschottung der Zeitschrift: »Die Zeck ist ein Projekt, das ständig zwischen notwendiger und gewollter Klandestinität und notwendiger und unmöglicher Offenheit hin und her schwankt.«[25] Der Redaktion und auch den AutorInnen der einzelnen Artikeln ist bewusst, dass die Zeitschrift nicht nur szeneintern, sondern auch von den Sicherheitsorganen gelesen

22 Die Redaktion stellt in einem Artikel zur 100. Ausgabe zumindest fest, dass die Ausgaben eigentlich immer vergriffen seien, vgl. Die Redaktion: 100 Meisterwerke. Endlich mal ein Rückblick. In: *Zeck* 100_2001, S. 5-7, hier S. 7.

23 Die Redaktion: 100 Meisterwerke, S. 6.

24 Ebd.

25 Ebd.

wird. So wird beispielsweise süffisant bemerkt, dass die Ausgaben der *Zeck* »gewissermaßen den Informationspool darstellen, aus denen die Innenbehörde ihre Berichte über die radikale autonome Linke in Hamburg neben den Spitzelberichten speis[t].«[26] Beiträge in der *Zeck* sind daher stets so geschrieben, dass sie in der Öffentlichkeit keine Rückschlüsse auf beteiligte AktivistInnen zulassen und keine brisanten und juristisch verwertbaren Informationen enthalten. Dieser Umstand lässt die Artikel in der *Zeck* mitunter etwas »subjektlos« erscheinen – die Beiträge erscheinen ganz überwiegend unter Pseudonymen, die nicht selten selbst für Eingeweihte nicht zu entschlüsseln sind; oft wird außerdem nur sehr allgemein formuliert, ohne konkrete AkteurInnen zu benennen (»man« oder »mensch«).

Eine Ausnahme von dieser Anonymität sind gezielte Outings bestimmter Personen, beispielsweise von Rechtsradikalen oder Vergewaltigern. Ansonsten sind Informationen, die Zugehörigkeiten zur linken Szene betreffen, ein Tabu – was sich auch in einem seltenen Fall zeigt, in dem doch konkrete Namen erwähnt werden. Im Zuge einer gewaltsamen Auseinandersetzung innerhalb der linken Szene erscheint in der *Zeck* ein Artikel, in dem einige Beteiligte namentlich genannt werden. Dies bezeichnet die Redaktion im Nachhinein als schwerwiegenden Fehler und sie bemüht sich anschließend, die Namen in ausliegenden Exemplaren der Zeitung zu schwärzen.[27]

Die Arbeit der Redaktion besteht größtenteils im Redigieren von eingesandten Artikeln, die von verschiedenen linken Gruppen und Einzelpersonen verfasst und an das Postfach in der Flora geschickt werden. Die Redaktion stellt sodann jede Ausgabe aus den erhaltenen Artikeln zusammen. Teilweise wird in den Vorworten versucht, bestimmte inhaltliche Schwerpunkte für die folgenden Ausgaben zu setzen, zumeist verhallen diese Aufforderungen aber relativ folgenlos. Bestimmte Rubriken tauchen in (beinahe) allen Heften auf (so beispielsweise eine Sammlung von Bekennerschreiben unter der Rubrik »Volxsport«), andere inhaltliche Schwerpunkte ergeben sich für einen bestimmten Zeitraum aus den jeweils aktuell intensiv geführten Debatten innerhalb der Linken (beispielsweise im Rahmen der Diskussionen über Sexismus oder Antisemitismus, die zum Teil über mehrere Monate hinweg einen Großteil der eingesandten Artikel ausmachen).

Das Selbstverständnis der *Zeck*-Redaktion in diesen Debatten wandelt sich im Laufe der Jahre. So verkündet die Redaktion in einer frühen Ausgabe noch explizit, eher ein Info-Magazin zu sein als ein Forum für inhaltliche Debatten:

> »Schwerpunkt der Zeck werden weiterhin Info-Artikel sein, wir verstehen diese Zeitung weiterhin eher als Info-Zeitung denn als Diskussionsforum. Wir sind jedoch grundsätzlich dazu bereit, Flora-Diskussionen (also: Diskussionen, die in der Flora geführt werden und Diskussionen über die Flora) darzustellen. […] Natürlich werden wir auch

26 Die Redaktion: 100 Meisterwerke, S. 6.

27 Vgl. Der Vorstand; die ABG Delegierten von Radio Loretta, Stadtteilradio und Uniradio goes Academic Hardcore: Ein Schlag gegen den Mossad? In: *Zeck* 111_2002, S. 6f. und die anschließende nachträgliche Reaktion der Zeck-Redaktion: Die Redaktion: Eine vernichtende Selbstkritik. Die Zeck Redaktion meldet sich zu Wort. In: *Zeck* 111_2002.

auf Diskussionen eingehen, die z.B. in der Szene gerade geführt werden und die nicht mit der Flora zusammenhängen.«[28]

Die Entscheidung, welche Diskussionen in der *Zeck* dargestellt werden und welche nicht, wird dabei einerseits von der Redaktion und andererseits von den beteiligten Gruppen und Personen aus der Szene getroffen:

»Wir veröffentlichen Diskussionen, wenn zum einen Leute oder Gruppen das so wollen und Bock darauf haben, daß eine bestimmte Diskussion geführt wird, wenn es also an uns herangetragen wird; zum anderen, wenn wir aus der Redaktion finden, diese oder jene Diskussion muß in die Zeitung rein.«[29]

Im Lauf der Zeit versteht sich die *Zeck* zunehmend als ein zentrales Diskussionsforum für die linke Szene im Allgemeinen. Das hängt u.a. damit zusammen, dass andere linke Zeitschriften, die zu Beginn noch eine wichtigere Rolle für bestimmte linke Strömungen spielen (z.B. die *OHM* oder *Neues Schanzenleben*), mehr und mehr verschwinden. Im Zuge der Diskussionen über Antisemitismus in der Linken erläutert und verteidigt die Redaktion ihre Veröffentlichungspraxis und zeigt dabei auch das angesprochene veränderte Selbstverständnis:

»Die ZECK ist so gut bzw. so schlecht wie diejenigen, die sie nutzen. Sie hat neben dem Dokumentieren und Informieren den Zweck, ein linksradikales, mehr oder weniger lokales Diskussionsforum zu sein. D.h., wir veröffentlichen so ziemlich alles, was an Beiträgen eingeht […]. Weder kommentieren wir in der Regel Beiträge noch schmeißen wir welche raus, die nicht in den ›linken Konsens‹ der einen oder anderen Fraktion passen.«[30]

Die Redaktion erläutert außerdem die Vor- und Nachteile dieser Praxis, die sich stark an den aktuell diskutierten Themen der Szene orientiert, statt stärker eigene redaktionelle Schwerpunkte zu setzen:

»Der größte Nachteil ist sicherlich eine gewisse inhaltliche Unverbindlichkeit, die im schlimmsten Fall dazu führt, dass sich die widersprechendsten Positionen unvermittelt nebeneinander wiederfinden und die eine oder andere Ausgabe die Gestalt einer gedruckten Flugblattsammlung des jeweiligen Monats annimmt. Der größte Vorteil könnte sein, dass Diskussionen zwischen Gruppen stattfinden, die sich ansonsten in ihren eigenen Publikationen lediglich der Schlechtigkeit der anderen vergewissern.«[31]

Natürlich kommt es dennoch häufig zu Kritik und Diskussionen um die Veröffentlichungspraxis der *Zeck*: Mal wird der Redaktion eine zu unkritische Veröffentlichung aller möglichen Positionen vorgeworfen, mal, dass sie bestimmte Artikel nicht abgedruckt bzw. zu stark gekürzt habe.[32] Trotz der betont neutralen Haltung der Redaktion

28 ZECKIES: Zum Selbstverständnis der ZECK. In: *Zeck* 13_1993, S. 3f., hier S. 4.
29 Ebd.
30 Die Redaktion: In eigener Sache. In: *Zeck* 110_2002, S. 4f., hier S. 4.
31 Ebd.
32 Aufgrund des begrenzten Umfangs der Zeitschrift werden lange Artikel zumeist in einem Zeck-Ordner in der Flora veröffentlicht und nicht in der Zeitschrift selbst.

kommentiert sie immer wieder einige Artikel durchaus meinungsstark (vgl. dazu die Analyse der Bewegungsdebatten in den Abschnitten 5 bis 9), was in den jeweiligen Fällen regelmäßig Anlass scharfer Kritik ist.

Insgesamt aber macht genau diese Veröffentlichungspraxis die *Zeck* zu einer geeigneten Untersuchungsgrundlage für die Analyse des kollektiven Lernens einer Bewegung: So ist zum einen sichergestellt, dass als relevant und dringend erachtete strittige Punkte innerhalb der Szene auch in den Diskussionen in der *Zeck* auftauchen und dort nachverfolgt werden können. Zum anderen finden sich in der *Zeck* unterschiedliche Strömungen der linken Szene wieder und treten hier in einen übergreifenden Diskussionsprozess. Das führt zwar immer wieder zu handfesten Konflikten (so wird der *Zeck* beispielsweise während der Diskussion über Sexismus innerhalb der linken Szene vorgeworfen, dass sie die Positionen der SexistInnen unwidersprochen abdrucke), gerade dieser Umstand ist aber natürlich für eine Analyse von Aushandlungsprozessen der kollektiven Identität enorm wertvoll. Auch dass in der *Zeck* die beteiligten AkteurInnen selbst ausführlich zu Wort kommen und nicht lediglich über ihre Positionen berichtet wird, ist für die folgende Analyse ein großer Vorteil. Aus diesen Gründen ist eine genauere Analyse der Diskussionsverläufe in der *Zeck*, wie sie in den Abschnitten 5 bis 9 für unterschiedliche Themenfelder vorgenommen wird, ein vielversprechendes Vorgehen, um sich den kollektiven Lernprozessen der undogmatischen Linken in Hamburg zu nähern.

Von den 197 Ausgaben der *Zeck*, die bis April 2017 erschienen sind, konnten insgesamt 190 Ausgaben gesichtet und ausgewertet werden.[33] Die Tatsache, dass somit beinahe der gesamte Bestand überblickt werden konnte, ermöglicht einen umfassenden analytischen Einblick in die Debatten und Auseinandersetzungen der linksradikalen Szene in Hamburg. Dies umso mehr, da die *Zeck* nicht nur Sprachrohr des Umfelds der BesetzerInnen der Flora ist, sondern sich mehr und mehr zu *der* zentralen linksradikalen Zeitschrift in Hamburg entwickelt hat. Als Diskussionsplattform für Hamburger Angelegenheiten spielte die *Zeck* von Beginn an eine herausragende Rolle. Regelmäßig nutzen auch andere politische Gruppen der Stadt die *Zeck*, um sich zu Wort zu melden, an Diskussionen und Debatten teilzunehmen, auf Kritik zu antworten oder um ihre aktuellen Projekte zu skizzieren. Was für die Rote Flora zutrifft – nämlich, dass sie zu einem Projekt geworden ist, in dem etliche ganz unterschiedliche Gruppierungen und Strömungen zusammenkommen und über alle Differenzen hinweg in einen Austausch miteinander treten (vgl. dazu auch Abschnitt 4.2) – trifft in verstärktem Maße auch auf die *Zeck* zu. Es gibt kaum eine linke Strömung in der Stadt, die nicht an der ein oder anderen Stelle in der *Zeck* das Wort ergreift oder zumindest zum Thema wird. Die *Zeck* bietet somit einen idealen Rahmen, um die Diskussionen und Aushandlungsprozesse, die in der diffusen und schwer greifbaren linksradikalen Szene in Hamburg geführt wurden, an einem Ort gebündelt nachzuzeichnen und auszuwerten.

---

33 Die sieben fehlenden Ausgaben sind im Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung, wo ein Großteil der Ausgaben eingesehen werden kann, leider nicht vorhanden. Auch in den ohnehin lückenhaften Online-Archiven (http://m.roteflora.de/html/geschichte_12.htm bzw. https://www.nadir.org/nadir/periodika/zeck/ [beide zuletzt eingesehen am 08.12.2019]) sind die Ausgaben nicht erfasst.

Das in dieser Arbeit gewählte Vorgehen der kritischen Diskursanalyse beschränkt sich auf einen Teilaspekt des kollektiven Lernens, nämlich auf das Lernen, das in schriftlich geführten und breit rezipierten Diskussionen stattfindet. Andere Ebenen, auf denen ebenfalls Lernen stattfinden könnte, werden dagegen nicht näher beleuchtet. Welche Gründe sorgten dafür, dass hier der Fokus auf die Diskursanalyse gelegt wurde, und welche Folgen ergeben sich daraus für die Reichweite der Ergebnisse dieser Betrachtung?

Kollektive Lernprozesse finden, wie in Abschnitt 1.6 ausführlicher dargestellt wurde, auf drei unterschiedlichen Ebenen statt: auf der Ebene der beteiligten Individuen, die Dinge wahrnehmen müssen, die sie für problematisch erachten und durch Lernen ändern möchten; auf der Ebene der (Klein-)Gruppe, innerhalb derer die Folgen einer Idee verhandelt werden, eine neue Idee sich durchsetzen sowie UnterstützerInnen mobilisieren muss und sich nach und nach ein gemeinsames Verständnis einer Idee entwickelt; und schließlich auf der Ebene der Bewegung (verstanden als ein Netzwerk von kleineren Gruppen und Netzwerken), wo sich ein Lernimpuls gegen bisherige Verhaltensweisen durchsetzen muss und ein neues kollektives Wissen institutionalisiert wird. Auch wenn alle drei Ebenen in der Empirie natürlich miteinander verbunden sind und keine klare Trennung zwischen ihnen gezogen werden kann, würde die nähere Untersuchung jeder einzelnen Ebene ein spezifisches Untersuchungsdesign erfordern. Wer individuelle Anteile, Motivationen und Einschätzungen analysieren will, müsste sich mit individuellen AktivistInnen beschäftigen, beispielsweise durch Interviews.[34] Die Gruppenebene und die verschiedenen Aushandlungsprozesse auf dieser Ebene könnten am sinnvollsten über Fokusgruppen und teilnehmende Beobachtung erfasst werden.[35] Für die überindividuelle und ganz verschiedene Gruppen verbindende Bewegungsebene bietet sich dagegen die Analyse von kollektiven Diskursen, beispielsweise über Bewegungszeitschriften, an.

Dass diese Arbeit kollektives Lernen ausschließlich auf der Bewegungsebene verfolgt, hat mehrere Gründe. Der entscheidende Grund dafür war, wie bereits in der Einleitung kurz dargestellt wurde, der fehlende Feldzugang, der sowohl Einzelinterviews als auch Gruppendiskussionen unmöglich gemacht hat. Trotz mehrerer dutzend Interviewanfragen ließ sich niemand für ein Interview gewinnen. Dabei war sicherlich zunächst die generelle Verschlossenheit der linken Szene gegenüber wissenschaftlicher Forschung ein entscheidender Faktor. Aus Angst vor Spitzeln, aber auch aus Sorge vor einer Aufdeckung von Strukturen, beteiligten AktivistInnen und Arbeitsweisen, die durch wissenschaftliche Forschung letztlich auch politischen GegnerInnen und den Sicherheitsbehörden zugänglich gemacht werden könnten, zeichnet sich die Szene traditionell durch eine relativ starke Abschottung aus (vgl. dazu ebenfalls Abschnitt 10.8).

---

34 Vgl. Blee, Kathleen; Taylor, Verta (2002): Semi-structured Interviewing in Social Movements Research. In: Bert Klandermans und Suzanne Staggenborg (Hg.): Methods of Social Movement Research. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 92-117.

35 Vgl. Schulz, Marlen (2012): Quick and easy!? Fokusgruppen in der angewandten Sozialwissenschaft. In: Marlen Schulz, Birgit Mack und Ortwin Renn (Hg.): Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft. Von der Konzeption bis zur Auswertung. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-22. Vgl. zur Methode der Fokusgruppen auch Marg, Stine (2014): Mitte in Deutschland. Zur Vermessung eines politischen Ortes. Bielefeld: transcript, insbesondere S. 68-85.

Verstärkt wurde das generelle Misstrauen der linken Szene durch die Ereignisse im Rahmen und vor allem im Nachgang des G20-Gipfels in Hamburg 2017.[36] Die Sicherheitsbehörden sowie Teile der Massenmedien erhöhten nach den teilweise gewalttätigen Ausschreitungen den Druck auf linke Strukturen erheblich; aufwendige Öffentlichkeitsfahndungen der Polizei[37] wurden durch juristisch äußerst fragwürdige Aktionen beispielsweise der *BILD*-Zeitung flankiert;[38] erste Verhandlungen gegen beteiligte AktivistInnen vor den Gerichten führten zu empfindlichen Strafen, während ein Großteil der Verfahren auch Jahre später noch läuft.[39] Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass es spätestens nach dem Sommer 2017 kaum mehr Bereitschaft dazu gab, die eigene Szene für die sozialwissenschaftliche Forschung zu öffnen.

Die wenigen wissenschaftlichen Studien, in denen trotz dieser Vorbehalte ein intensiverer empirischer Zugang zustande kam, waren zumeist ethnografisch ausgerichtet, sodass durch langfristige persönliche Teilnahme der Forscherin/des Forschers an der Praxis der jeweiligen Bewegung allmählich ein Vertrauensverhältnis entstehen konn-

---

36 Vgl. zur Debatte um die Verantwortung der Roten Flora für die Krawalle im Schanzenviertel Jones, Ali (2018): »Militanz« and Moralised Violence. Hamburg's Rote Flora and the 2017 G20 Riot. In: *German Life and Letters* 71 (4), S. 529-558.

37 Mehrfach hatte die sich Polizei mit zahlreichen Fahndungsbildern an die Öffentlichkeit gewendet; bei der Suche nach TäterInnen war auch eine umstrittene Gesichtserkennungssoftware zum Einsatz gekommen. Vgl. Krempl, Stefan (2020): G20-Krawalle: Polizei stoppt Fahndung mit Gesichtserkennung. Online verfügbar unter https://www.heise.de/news/Polizei-Hamburg-stoppt-G20-Randalier-Fahndung-mit-Gesichtserkennung-4768299.html [zuletzt eingesehen am 16.10.2020].

38 So hatte die *BILD*-Zeitung nach dem Gipfel mehrfach Fotos von angeblich beteiligten Personen veröffentlicht und dazu aufgerufen, die Abgebildeten bei der Polizei zu melden. Auch nachdem Gerichte die Veröffentlichung der Bilder verboten hatten, druckte die Zeitung die Bilder weiter ab. Im Januar 2020 scheiterte die *BILD*-Zeitung mit einer Beschwerde gegen ein Ordnungsgeld vor dem Bundesverfassungsgericht. Vgl. o.A. (2020): G20-Foto kostet »Bild« 50.000 Euro. Neues Deutschland. Online verfügbar unter https://www.neues-deutschland.de/artikel/1131346.g-g-foto-kostet-bild-euro.html [zuletzt eingesehen am 16.10.2020]. Im Oktober 2020 wies der Bundesgerichtshof allerdings die Klage einer Betroffenen ab, vgl. Huff, Martin (2020): »Fahndungsaufruf« der Bild-Zeitung nach G20-Gipfel war rechtmäßig. In: *Legal Tribune Online*, 14.10.2020. Online verfügbar unter https://www.lto.de/recht/hintergruende/h/g20-bild-zeitung-foto-bildberichterstattung-fahndung-medien-zeitgeschichte-hamburg/ [zuletzt eingesehen am 25.10.2020]. Zum Streit um den »Fahndungsaufruf« der Bildzeitung vgl. außerdem u.a. Tschermak, Moritz (2017): Kommissar Reichelt und die »Bild«-Sheriffs üben Titelseiten-Selbstjustiz. Bildblog. Online verfügbar unter https://bildblog.de/91116/kommissar-reichelt-und-die-bild-sheriffs-ueben-titelseiten-selbstjustiz/ [zuletzt eingesehen am 16.10.2020]; Beisel, Karoline Meta; Riehl, Katharina (2017): Alle mal hersehen. Mutmaßliche G-20-Täter am Pranger. sueddeutsche.de. Online verfügbar unter https://www.sueddeutsche.de/medien/mutmassliche-g-20-taeter-am-pranger-alle-mal-hersehen-1.3581070 [zuletzt eingesehen am 16.10.2020] oder Koldehoff, Stefan (2017): Wenn die Presse Polizei spielt. Deutschlandfunk. Online verfügbar unter https://www.deutschlandfunk.de/bild-zeitung-wenn-die-presse-polizei-spielt.2907.de.html?dram:article_id=390657 [zuletzt eingesehen am 16.10.2020].

39 Insbesondere die Frage, ob allein die Teilnahme an einer Demonstration, aus der heraus Gewalt ausgeübt wird, ausreicht, um verurteilt zu werden, oder ob eine individuelle Schuld nachgewiesen werden muss, ist bei zahlreichen Verfahren äußerst umstritten. Vgl. dazu z.B. Carini, Marco (2020): Mitläufer sollen büßen. taz.de. Online verfügbar unter https://taz.de/Prozess-zu-G20-Gipfel-in-Hamburg-2017/!5650018/ [zuletzt eingesehen am 16.10.2020].

te.[40] Ein solches äußerst zeitintensives Vorgehen war im Rahmen dieser Arbeit leider nicht möglich. Doch auch wenn der fehlende Feldzugang eine genauere Betrachtung von individuellen Anteilen und der Bedeutung von Gruppenprozessen verhinderte, verspricht eine Diskursanalyse von Debatten in Bewegungszeitschriften spannende und erkenntnisreiche Einblicke in das kollektive Lernen von sozialen Bewegungen.[41]

Die Analyse von Diskursen, die über einen längeren Zeitraum zwischen unterschiedlichen beteiligten Individuen und Gruppen geführt und von einer großen (Szene-)Öffentlichkeit verfolgt werden, ermöglicht die Rekonstruktion von sozialen, für eben diese Szene entscheidenden Sinnzusammenhängen, in die auch jedes sozialkonforme individuelle Handeln eingebettet ist.[42] Auch Individuen, die sich innerhalb der Bewegungsstrukturen bewegen und handeln, sind nicht völlig frei in ihren Entscheidungen. Sie müssen sich nach den impliziten und expliziten Regeln ihrer sozialen Zusammenhänge richten; zumindest solange sie nicht riskieren wollen, aus diesen Zusammenhängen ausgeschlossen zu werden. Aus diesem Grund sagt eine Rekonstruktion der sozialen Sinnzusammenhänge auch viel über die Potenziale und Beschränkungen der individuellen Handlungen aus.

Die detaillierte Rekonstruktion von Bewegungsdebatten in Zeitschriften hat einen weiteren Vorteil: Sie ermöglicht, die Offenheit und Unbestimmtheit von Debatten zum jeweiligen Zeitpunkt der Beiträge zu erkennen. Dagegen ist bei der Analyse von Interviews immer zu bedenken, dass die Interviewten eine sehr selektive Erinnerung an die Vergangenheit präsentieren. Ex-post-Rationalisierungen von vergangenem Handeln oder das nachträgliche Hineininterpretieren von Sinn in bestimmte Ereignisse sind nur einige der Variationen, mit denen die erzählte von der erlebten Lebensgeschichte abweichen kann.[43] Natürlich gibt es aufwändige interpretative Auswertungsverfahren, mit deren Hilfe solche nachträglichen Rationalisierungen der Vergangenheit erkannt und gedeutet werden können – allerdings sind diese Verfahren sehr arbeits- und zeitintensiv, sodass zumeist lediglich Einzelfallrekonstruktionen möglich sind.[44] Für die in dieser Arbeit verfolgte Fragestellung bot es sich aber vielmehr an, nicht einzelne AktivistInnen-Biografien in den Blick zu nehmen, sondern nach kollektiven Mustern des Lernens zu suchen. Auf diese Weise lässt sich auch die Zeitdimension von Lernen besser erkennen: Spezifische Abläufe, wie beispielsweise häufige Wiederholungen, können per Diskursanalyse deutlicher herausgearbeitet werden als in den individuellen Erinnerungen der AktivistInnen, da redundante Ereignisse im Rückblick oftmals verschwimmen und nicht mehr klar getrennt werden.

---

40 Vgl. exemplarisch Golova 2011.

41 Zu den Nachteilen von Interviews in der Protest- und Bewegungsforschung vgl. insbesondere Pettenkofer, Andreas (2014): Die Entstehung der grünen Politik. Kultursoziologie der westdeutschen Umweltbewegung. Frankfurt a.M.: Campus, S. 350-357.

42 Vgl. ebd.

43 Vgl. grundlegend zu den Unterschieden von erlebter und erzählter Lebensgeschichte: Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.: Campus.

44 Vgl. Rosenthal, Gabriele; Fischer-Rosenthal, Wolfram (2008): Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 456-468.

Diskursanalysen ermöglichen außerdem, auch implizite Regeln zu erkennen, die den handelnden Individuen nicht oder zumindest nicht vollständig bewusst sind und die aus diesem Grund in Interviews nur schwer verbalisiert werden können.

Für die Diskursanalyse wird, wie bereits erläutert wurde, auf Debattenbeiträge in der Szenezeitschrift *Zeck* zurückgegriffen. Auch das Medium der Szenezeitschrift bringt einige wichtige Vorteile bei der Analyse von kollektiven Lernprozessen mit sich.[45] Zunächst verbindet die *Zeck* ganz unterschiedliche Strömungen innerhalb der undogmatischen Linken miteinander. Somit lässt sich in der Zeitschrift eine Art übergreifender Dialog zwischen Gruppen und Individuen verfolgen, während die direkten Erfahrungen von potenziellen InterviewpartnerInnen häufig von der jeweiligen Kleingruppe und der eigenen politischen Strömung geprägt wären. Die *Zeck* hingegen fungiert als ein verbindendes Medium der Szene: Sie verbindet nicht nur die drei entscheidenden Ebenen von Lernprozessen (Individuum, Gruppe und Bewegung), sondern sorgt auch für einen kontinuierlichen Austausch über einen sehr langen Zeitraum. Während die meisten Szenemitglieder sich nach wenigen aktiven Jahren nach und nach aus den Szenestrukturen zurückziehen,[46] ermöglicht die *Zeck* einen Blick auf 25 Jahre Bewegungshistorie und damit auch eine Fallstudie über verschiedene Generationen von AktivistInnen hinweg.

Die *Zeck* ist dabei nicht nur ein Medium der diskursiven Auseinandersetzung, sondern bildet auch das alltägliche Selbstverständnis der Szenemitglieder ab. Natürlich werden hier zum einen Argumente ausgetauscht; zum anderen ist die Zeitschrift aber auch ein Ort von (teilweise persönlichen) Konflikten, von Emotionen, Euphorie, Wut und Trauer. Sie ermöglicht auf diese Weise sowohl einen Einblick in die kognitiven Aushandlungsprozesse der Szene als auch in die emotionale Lebenswirklichkeit der beteiligten Personen – insbesondere, weil viele AutorInnen von Beiträgen dem autonomen Politikverständnis entsprechend ihre subjektiven Perspektiven zum Ausgangspunkt ihrer Argumentation machen.

Die *Zeck* ist kein glattpoliertes Medium der Außendarstellung, sondern ein Spiegel der inneren Zustände der Szene. In der Zeitschrift geht es zudem nicht lediglich um die Erörterung allgemeiner strategischer Fragen – vielmehr werden auch hochemotionale Alltagsfragen und Selbstverständnisse der Szene verhandelt. Gerade hier zeigt sich ein weiterer Vorteil dieses Zugangs: Die *Zeck* blieb auch während scharfer Konflikte innerhalb der Szene ein Ort der Kommunikation und Auseinandersetzung – zu Zeiten, in denen die Szene äußerst zerstritten und tief gespalten war und der persönliche Austausch zumeist nicht mehr zustande kam. Auch wenn sich viele AktivistInnen in den Hochphasen der Konflikte sprachlos und teilweise feindselig gegenüberstanden, blieb die *Zeck* ein gemeinsam genutztes Medium, über den ein Dialog aufrechterhalten werden konnte (wenngleich häufig mit wenig freundlichen Worten für die jeweilige Gegenseite). Eine Nachzeichnung der jeweiligen Sichtweisen beider Konfliktparteien wäre über Interviews mit beteiligten AktivistInnen ungleich schwieriger zu bewerkstelligen

45 Vgl. zu den Vorteilen von Bewegungsmedien auch Pettenkofer 2014, S. 353-355.

46 Dieser Prozess wird in Abschnitt 9.3 ausführlicher behandelt. Vgl. zu dieser Problematik auch Malzahn, Rehzi (Hg.) (2015): Dabei geblieben. Aktivist_innen erzählen vom Älterwerden und Weitermachen. Münster: Unrast.

gewesen – zumal es bei einigen Konflikten (beispielsweise bei Diskussionen zu sexualisierten Übergriffen) für viele sicherlich auch etliche Jahre nach den Geschehnissen nicht einfach gewesen wäre, über die Ereignisse von damals zu sprechen.

Auch wenn der Fokus dieser Arbeit auf der Bewegungsebene liegt, ermöglicht also die spezifische Rolle der *Zeck* als Szenezeitschrift einen zumindest groben Blick in den Alltag und die emotionale Verfasstheit der AktivistInnen.[47] In diesem Sinne kann eine Diskursanalyse der Debatten in der *Zeck* also einige der prinzipiellen Leerstellen dieses Vorgehens zumindest annäherungsweise zu schließen helfen.

2.2 Streit als Lernprozess

Auf der Suche nach dem kollektiven Lernen einer Bewegung stellt sich nun allerdings eine zentrale Frage: Wie lassen sich Lernprozesse über die Auswertung von Bewegungszeitschriften identifizieren? Um diesen Prozessen auf die Spur zu kommen, ist es entscheidend, noch einmal an die in Abschnitt 1.6 herausgearbeiteten Kriterien für das Lernen von sozialen Bewegungen zu erinnern.

Lernprozesse von sozialen Bewegungen sind Veränderungen des kollektiven Wissens einer Bewegung. Wahrnehmbar werden solche Veränderungen über Verschiebungen der kollektiven Identität einer Gruppe. Die kollektive Identität der Bewegung umfasst dabei im Wesentlichen drei Ebenen: die Ebene der Gruppencharakteristika (»Wer wir sind«), die Ebene der gemeinsamen Ziele (»Was wir wollen«) und schließlich die Ebene von Handlungsoptionen und kollektiver Aktion (»Wie wir unsere Ziele erreichen wollen«).[48]

Eine Reihe von Fragen wird die Untersuchung dieser drei Ebenen weiter ausdifferenzieren. Bei der Betrachtung der Gruppencharakteristika spielt natürlich zunächst die Frage, wer zur Gruppe gehört bzw. gehören kann, die wichtigste Rolle. Wodurch zeichnen sich Mitglieder aus? Welche Attribute werden als die entscheidenden dargestellt? Welche Charakteristika sind umstritten und umkämpft, welche können als Konsens gelten? Eng mit der Zeichnung der eigenen Gruppe sind die Grenzziehungsprozesse gegenüber anderen Gruppen verbunden. Wer wird als GegnerIn beschrieben? Aus welchen Gründen? Wie wird die eigene Gruppe gegen diese AntagonistInnen abgegrenzt?

Die zweite Ebene der Identität beschäftigt sich mit den Zielen der Bewegung. Hierbei spielen die klassischen Framing-Prozesse eine wichtige Rolle. Aufbauend auf den Arbeiten von David Snow und Robert Benford[49] ist zunächst insbesondere das *Diagnostic Framing* einer Bewegung entscheidend. Was wird überhaupt als Problem darge-

47 Vgl. zur Bedeutung von Emotionen auch Jasper, James M. (2014): Feeling-Thinking: Emotions as Central to Culture. In: Britta Baumgarten, Priska Daphi und Peter Ullrich (Hg.): Conceptualizing Culture in Social Movement Research. London: Palgrave, S. 23-44.

48 Vgl. Melucci, Alberto (1995): The Process of Collective Identity. In: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.): Social Movements and Culture. London: UCL Press, S. 41-64.

49 Vgl. Snow, David; Benford, Robert (1988): Ideology, Frame Resonance and Participant Mobilization. In: Bert Klandermans, Hanspeter Kriesi und Sidney G. Tarrow (Hg.): From Structure to Action. Comparing Social Movement Research Across Cultures. Greenwich (Conn.): JAI Press, S. 197-218.

stellt? Mit welcher Begründung, warum genau wird ein Umstand als Problem betrachtet? Wer gilt als verantwortlich für diesen Missstand? Aus welchem Antrieb heraus wird das Problem aufrechterhalten?

Das *Prognostic Framing* skizziert eine Lösung oder zumindest Lösungsansätze, wie das diagnostizierte Problem behoben werden könnte. Was wird als vielversprechende Gegenstrategie dargestellt? Welche Rolle fällt der eigenen Gruppe dabei zu? Wer muss außerdem noch aktiv werden?

Die dritte Ebene kollektiver Identität zeigt Handlungsoptionen auf. Gleichzeitig motiviert sie die Mitglieder der Bewegung, selbst aktiv zu werden. Dies geschieht einerseits über die dritte Form von Framing-Prozessen, das *Motivational Framing*. Warum sollten die Mitglieder der Bewegung zusammen aktiv werden? Was treibt sie an? Andererseits motiviert eine kollektive Identität nicht nur auf kognitiven Wegen, sondern auch über emotionale Ansprachen. Beispielsweise können bestimmte Narrationen – Geschichten, die eine Bewegung über sich selbst erzählt – ein wichtiger Faktor sein, der die individuellen Mitglieder mit der kollektiven Bewegung in eine noch engere Verbindung setzt. Anders als Frames sind Erzählungen weniger rational-argumentierend, sondern vielmehr emotional-mitreißend strukturiert. Das Ineinandergreifen beider Formen sorgt somit für eine intensive Ansprache der Mitglieder einer Gruppe.

Um Lernprozesse zu identifizieren, ist ein Aspekt besonders wichtig: Neuinterpretationen von kollektiver Identität finden immer in Abgrenzung zu bereits etablierten Ansichten statt. Jeder Versuch einer Umdeutung von Identität kann also als direkte Herausforderung und Infragestellung der bis dahin hegemonialen Lesart der Identität verstanden werden. Da bei sozialen Bewegungen anders als bei stark institutionalisierten Akteuren keine funktionierende Arbeitsteilung und insbesondere keine verbindlichen Hierarchien existieren, ist davon auszugehen, dass es keine Instanz gibt, die ohne Widerspruch und ohne Konflikte eine Umdeutung der kollektiven Identität durchsetzen kann. Jeder Feed-Forward-Prozess wird auf Widerstand stoßen, auf Individuen und Gruppen, die diesen Impuls ablehnen und die bislang gültige Form erhalten und verteidigen wollen. In ihren Bemühungen und Abwehrkämpfen wird ein bis dahin mehr oder weniger expliziter Konsens deutlich, der nun von neuen Lesarten herausgefordert wird. Lernprozesse sozialer Bewegungen laufen also konfrontativ und konflikthaft ab, als intensiv umkämpfte Aushandlung zwischen den Feed-Forward- und den Feed-Back-Prozessen.

»Streit« wird somit zu einer zentralen Kategorie, um sich den kollektiven Lernprozessen einer Bewegung zu nähern. Wenn in einer Bewegung Streit über zentrale Aspekte der kollektiven Identität ausgetragen wird, kann dieser Streit als Konfrontation von alten und neuen Wissensständen gelesen werden. Intensive Debatten innerhalb der Bewegung zeigen also, welche Aspekte der kollektiven Identität umstritten sind, wie sie neu interpretiert werden sollen und wie sie gegen solche Neudeutungen verteidigt werden. Somit kann jeder Debattenbeitrag, der zentrale Aspekte der kollektiven Identität umzudeuten versucht oder eine solche Umdeutung verhindern möchte, als Lernimpuls gelesen werden. Je nachdem, ob er neues Wissen etablieren oder vorhandenes Wissen verteidigen will, handelt es sich entweder um einen Feed-Forward- oder um einen Feed-Back-Prozess. Der Verlauf der anschließenden Debatte zeigt dann, ob es den Herausforderern gelingt, die kritisierten Aspekte der kollektiven Identität zu

verändern, oder ob ihr Veränderungsimpuls zurückgewiesen wird. Der Ausgang einer solchen Debatte offenbart also letztlich, ob es sich bei dem Lernimpuls um einen erfolgreichen oder einen erfolglosen Fall handelt. Selbstverständlich bedeutet dies aber nicht, dass das Ergebnis eines solchen Prozesses dauerhafte Gültigkeit besitzt – egal, wie ein solcher Streit ausgeht. Die nächste Runde von Kritik und Abwehr ist stets nur eine Frage der Zeit.

Damit soll keineswegs suggeriert werden, dass Lernprozesse ausschließlich über den diskursiven Austausch in Bewegungszeitschriften stattfinden. Natürlich gibt es auch andere Ebenen, auf denen sich kollektive Identität konstituiert und auf denen gelernt und verlernt werden kann. Insbesondere die in den vorherigen Abschnitten betonte Bedeutsamkeit von impliziten Lernprozessen über das alltägliche Miteinander von AktivistInnen oder über die räumliche Verankerung von Identität kann nicht über die Auswertung von Bewegungsdiskursen abgebildet werden. Nichtsdestotrotz handelt es sich aber bei denjenigen Lernprozessen, die in den Zeitschriften der Szene stattfinden, um besonders breit wahrgenommene und damit um besonders verbindliche Prozesse. Hier verhandelt nicht nur eine Bezugsgruppe von AktivistInnen miteinander, sondern hier wird die gesamte interessierte Szeneöffentlichkeit in die Auseinandersetzung miteinbezogen. Dadurch, dass sich viele unterschiedliche Individuen und Gruppen an der Debatte beteiligen, gewinnt auch das Ergebnis des Prozesses ein anderes Gewicht, als wenn eine Kleingruppe exklusiv unter sich Aspekte der eigenen Identität verhandelt. Nochmals: Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass alle Mitglieder einer Bewegung das Ergebnis eines solchen Streits akzeptieren, sondern lediglich, dass bei einem derart breit ausgetragenen Konflikt niemand vermeiden kann, sich auf die eine oder andere Weise zu den vorgetragenen Argumenten zu verhalten. Nicht zufällig ist eine relativ häufige Konsequenz aus besonders erbittert geführten Debatten innerhalb der Szene der Ausschluss oder der Austritt einiger Individuen oder Gruppen aus den gemeinsamen Zusammenhängen – ein deutliches Zeichen dafür, dass die verhandelten Aspekte der Identität für viele Personen von entscheidender Bedeutung sind.

3 Fallbeispiel: Die undogmatische Linke in Hamburg

Um Lernprozesse von sozialen Bewegungen zu untersuchen, steht eine Vielzahl von potenziellen Untersuchungsgegenständen zur Verfügung. Die Bewegungsforschung beschäftigt sich mit einer kaum überschaubaren Reihe von Analyseobjekten, die allesamt interessant und vielversprechend sein könnten.

Dennoch soll in der vorliegenden Arbeit das Lernen von sozialen Bewegungen am Beispiel der sogenannten »undogmatischen Linken« in Hamburg analysiert werden. Bei dieser diffusen und äußerst heterogenen Bewegung – die im Folgenden genauer beschrieben wird – handelt es sich, in aller Kürze, um ein Netzwerk von linken Gruppen und Strömungen, das u.a. die urbane soziale Bewegung[1], die Hausbesetzerbewegung[2], antifaschistische und antirassistische Gruppen[3], Autonome[4] und Teile des alternativen Milieus[5] umfasst. Warum aber eignet sich diese Bewegung (bzw. die etwas grob umrissene linksradikale Szene) nun besonders für die anvisierte Untersuchung? Welchen

1 Vgl. Mayer, Margit (2014): Soziale Bewegungen in Städten – städtische soziale Bewegungen. In: Norbert Gestring, Renate Ruhne und Jan Wehrheim (Hg.): Stadt und soziale Bewegungen. Wiesbaden: Springer, S. 25-42.

2 Zur Hausbesetzerbewegung vgl. Anders, Freia (2010): Wohnraum, Freiraum, Widerstand. Die Formierung der Autonomen in den Konflikten um Hausbesetzungen Anfang der achtziger Jahre. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 473-498. Vgl. außerdem Suttner, Andreas (2011): »Beton brennt«. Hausbesetzer und Selbstverwaltung im Berlin, Wien und Zürich der 80er. Wien, Berlin, Münster: Lit.

3 Vgl. Langer, Bernd (2018): Antifaschistische Aktion. Geschichte einer linksradikalen Bewegung. Münster: Unrast. Vgl. außerdem Schuhmacher, Nils (2017): »Küsst die Faschisten«. Autonomer Antifaschismus als Begriff und Programm. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 67 (42-43), S. 35-41.

4 Zu den Autonomen vgl. Schwarzmeier, Jan (2001): Die Autonomen zwischen Subkultur und sozialer Bewegung. Norderstedt: Books on Demand. Vgl. außerdem Haunss, Sebastian (2013): Die Autonomen – eine soziale Bewegung zwischen radikaler Gesellschaftskritik und Subjektivismus. In: Michaela Glaser und René Schultens (Hg.): »Linke« Militanz im Jugendalter. Befunde zu einem umstrittenen Phänomen. Halle: Dt. Jugendinst. e.V., S. 26-46 sowie Haunss, Sebastian (2004): Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

5 Vgl. zum alternativen Milieu Reichardt, Sven; Siegfried, Detlef (Hg.) (2010): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa

Erkenntnisgewinn verspricht eine Auseinandersetzung mit der undogmatischen Linken in Hamburg? Um diese Fragen zu beantworten und das ausgewählte Fallbeispiel dieser Arbeit näher vorzustellen, soll im folgenden Abschnitt zunächst ein Überblick über die radikale Linke in Hamburg sowie über die städtischen sozialen Bewegungen im Allgemeinen und die Geschichte der Hausbesetzungen im Speziellen gegeben werden. Im Anschluss werden drei für die linksradikale Szene besonders wichtige Objekte detaillierter porträtiert: die Hausbesetzungen in der Hamburger Hafenstraße, der Roten Flora und dem Gängeviertel.

Zunächst soll aber kurz umrissen werden, was genau den Themenkomplex »Undogmatische Linke in Hamburg« zum geeigneten Untersuchungsobjekt für die Frage nach kollektiven Lernprozessen in sozialen Bewegungen macht. Bei der Suche nach geeigneten Bewegungen war das Zusammenspiel bestimmter Faktoren ausschlaggebend: Erstens musste die Bewegung über einen möglichst langen Zeitraum existieren, um beispielsweise mögliche intergenerationelle Prozesse zwischen verschiedenen Wellen von AktivistInnen beobachten zu können. Da es sich bei kollektiven Lernprozessen durchaus um langwierige und unregelmäßig verlaufende Phänomene handeln könnte, steigert ein möglichst langer beobachteter Zeitraum zudem ohnehin die Wahrscheinlichkeit, auf eine Lernentwicklung zu stoßen. Damit schieden bereits zahlreiche kampagnenhaften oder aus anderweitigen Gründen nur kurzzeitig aktiven Bewegungen für eine eingehendere Betrachtung aus. Die linksradikale Bewegung in Hamburg verfügt dagegen über eine jahrzehntelange Historie und allein die dauerhaften Hausbesetzungen erstrecken sich insgesamt über einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren.

Zweitens war entscheidend, dass die Bewegung möglichst wenig institutionalisiert sein sollte. Hintergrund ist die bereits erwähnte besondere Herausforderung, bei schwach institutionalisierten Akteuren Lernprozesse anzustoßen und insbesondere zu verstetigen. Eine Bewegung wie die Anti-Atom-Bewegung, die im Zuge ihrer Entwicklung auch eine deutliche Professionalisierung und die Herausbildung von starken und einflussreichen Bewegungsorganisationen durchlebt hat, wäre unter diesem Gesichtspunkt weniger geeignet gewesen, um den potenziell problematischen Zusammenhang von fehlender Struktur und Hierarchie und erfolgreichen oder ausbleibenden Lernprozessen genauer zu analysieren.

Drittens soll bei der Untersuchung von kollektiven Lernprozessen in sozialen Bewegungen ein höheres Gewicht auf implizite und unbewusste Lernerfahrungen gelegt werden, die – so die zugrundeliegende These – insbesondere bei einer lebensweltlichen Verankerung einer Bewegung auftreten könnten. Wenn eine Bewegung mit einer den Alltag der AktivistInnen und potenziellen SympathisantInnen strukturierenden Szene verbunden ist, kann davon ausgegangen werden, dass bereits im alltäglichen Miteinander bestimmte Lernprozesse angestoßen werden, beispielsweise durch die unterbewusste Aneignung von Szenecodes, Sprachregeln oder Umgangsformen. Physische Orte, an denen die Szene und die Bewegung zusammenkommen, spielen dabei eine her-

1968-1983. Göttingen: Wallstein. Vgl. außerdem Reichardt, Sven (2014): Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Berlin: Suhrkamp.

ausragend wichtige Rolle.[6] In dieser Hinsicht ist insbesondere die Bewegung der HausbesetzerInnen, deren zentrale Aktionsform eben die Schaffung und Verteidigung von Freiräumen war und ist, für eine genauere Untersuchung dieser Ebene von Wissensvermittlung geeignet, da die erkämpften Freiräume Ideologie und Ziele der Bewegung im Kleinen konkret erlebbar machen.

3.1 Undogmatische Linke

Unter dem Begriff der undogmatischen Linken soll im Folgenden ein Netzwerk von unterschiedlichen Gruppen und Strömungen verstanden werden, die durch einen gemeinsamen Bezug zu linken Ideologien und Einstellungen zusammengehalten werden. Bei der undogmatischen Linken handelt es sich nicht um eine klassische, relativ klar abgrenzbare soziale Bewegung, sondern vielmehr um ein »Netzwerk von Netzwerken«, dessen Ränder und Grenzen ständig im Fluss sind. Darüber hinaus fällt bei der undogmatischen Linken eine Abgrenzung von aktiver Bewegung und umgebendem Milieu oder verbundener Szene nicht leicht – auch hier sind die Übergänge fließend. Im folgenden Verlauf der Arbeit werden daher viele der Begriffe synonym verwendet.

Um die Besonderheit der undogmatischen Linken greifbar zu machen, wurde teilweise mit dem Konzept der »*social movement community*« gearbeitet.[7] Der Fokus dieses Ansatzes konzentriert sich nicht auf etwaige »Bewegungsorganisationen« (die es in der radikalen Linken ohnehin nur selten gibt), sondern auf das informelle Netzwerk, das von politisierten AktivistInnen gebildet wird und zumeist insbesondere eine lebensweltliche Verankerung der Bewegung ermöglicht, beispielsweise durch die Etablierung von bestimmten Szene-Räumen wie Kneipen, Cafés oder Buchläden. Auch Alberto Melucci betont die Wichtigkeit solcher Netzwerke, die er als »*social movement areas*« bezeichnet.[8] Diese sozialen Verbindungen sind für die Funktion von sozialen Bewegungen essenziell, da sie die Mitglieder und SympathisantInnen der Bewegung zusammenhalten und mit Informationen versorgen. Weil sie darüber hinaus eine Form des kulturellen Experimentierens erlauben (Melucci bezeichnet die sozialen Netzwerke aufgrund dieser Funktion auch als »cultural laboratories«[9]) und in ihnen spezielle Verhaltensmuster entwickelt werden können, stellen sie zudem häufig einen gewissen Grad von Homogenität einer Bewegung her.[10] Das umgebende lebensweltlich verankerte Netzwerk funktioniert dabei unabhängig von konkreten Mobilisierungswellen der Bewegung und

6 Vgl. Golova, Tatiana (2011): Räume kollektiver Identität. Raumproduktion in der »linken Szene« in Berlin. Bielefeld: transcript.

7 Vgl. Golova 2011, S. 75-78. Das Konzept der »social movement community« geht zurück auf die Untersuchung der US-amerikanischen Frauenbewegung von Buechler, Steven M. (1990): Women's Movements in the United States. Woman Suffrage, Equal Rights, and Beyond. New Brunswick (NJ), London: Rutgers University Press.

8 Vgl. dazu Melucci, Alberto; Keane, John; Mier, Paul (1989): Nomads of the Present. Social Movements and Individual Needs in Contemporary Society. London: Hutchinson Radius, S. 58-63.

9 Melucci et al. 1989, S. 60.

10 Vgl. Melucci 1996, S. 113-117.

sorgt auf diese Weise für eine Konstanz über einen längeren Zeitraum hinweg. Insbesondere bei der radikalen Linken ist dieser Aspekt eines in die Alltagswelt vorgelagerten sozialen Netzwerks von besonderer Relevanz, propagieren doch viele Gruppen (insbesondere die Autonomen, s.u.) die Wichtigkeit der Vorwegnahme politischer Utopien im eigenen alltäglichen Verhalten.[11]

Auch Sebastian Haunss beschreibt diese Form der Vergemeinschaftung, wobei er nicht von *social movement communities* bzw. *areas* spricht, sondern den Begriff der »Szene« nutzt.[12] Dieses Vokabular hat den Vorteil, dass es auch in der Bewegung selbst häufig genutzt wird – der Begriff »Szene« beispielsweise wird von den Autonomen als typische Selbstbeschreibung verwendet und steht dabei sowohl für die aktive politische Bewegung als auch für das umgebende Umfeld von SympathisantInnen. Szenen zeichnen sich durch gemeinsame Überzeugungen und Vorstellungen aus und haben zumeist einen eindeutigen thematischen Rahmen. Es gibt aber keine klaren Regeln der Zugehörigkeit – zu einer Szene gehören alle, die sich als zugehörig empfinden und von den übrigen Mitgliedern als zugehörig angesehen werden. Dabei handelt es sich zumeist nicht um individuelle »Mitgliedschaft«, sondern um kollektive Zugehörigkeit. Es reicht also, zu einem Freundeskreis zu gehören, der Teil der Szene ist, um auch selbst dazuzugehören. Szenen umfassen einen großen Teil des Alltags ihrer Mitglieder, sparen aber bestimmte Aspekte aus: im Regelfall beispielsweise den Bereich der Arbeit. Sie haben konkrete, physische Treffpunkte und organisieren regelmäßige Aktivitäten, an denen ihre Mitglieder aktiv teilnehmen. Außerdem zeichnen sie sich durch eine gemeinsame Kultur aus und verfügen über »distinkte Codes, Stile, Verhaltensweisen und Wissensvorräte, die von den Dazugehörigen geteilt und reproduziert werden […].«[13] Eine Szene funktioniert somit ganz ähnlich wie ein soziales Milieu, unterscheidet sich aber durch die bewusste Entscheidung zur Zugehörigkeit von letzterem, das sich stärker anhand struktureller Rahmenbedingungen formiert.[14] Das heißt natürlich nicht, dass Szenen automatisch soziostrukturell heterogen wären, und insbesondere den Autonomen wurde und wird häufig eine starke Mittelschichtsprägung attestiert. Allerdings sind auch in diesen Fällen Faktoren wie Alter oder Geschlecht für die Zugehörigkeit zu einer Szene entscheidender als sozioökonomische Kennziffern.[15]

Dieter Rucht grenzt das Konzept der Szene (bzw. des Milieus) von sozialen Bewegungen ab, indem er die Fähigkeit zu strategischem Handeln vergleicht. Soziale Bewegungen werden als soziale Netzwerke konzipiert, die durch eine kollektive Identität

11 Vgl. Golova 2011, S. 77f.

12 Vgl. Haunss 2004, S. 79-89. Vgl. zum Konzept der Szene auch Leach, Darcy K.; Haunss, Sebastian (2009): Scenes and Social Movements. In: Hank Johnston (Hg.): Culture, Social Movements, and Protest. Ashgate, S. 255-277.

13 Haunss 2004, S. 82.

14 Vgl. Haunss 2004, S. 85-88. Vgl. auch Hoeft, Christoph (2014): Vom Milieu zur Szene. Über Lebenswelten linker Politik in Hamburg. In: Alexander Hensel et al. (Hg.): Politische Kultur in der Krise. Jahrbuch des Göttinger Instituts für Demokratieforschung 2013. Stuttgart: ibidem, S. 106-108. Vgl. zur Erosion der klassischen sozialmoralischen Milieus auch Walter, Franz (2010): Vom Milieu zum Parteienstaat. Lebenswelten, Leitfiguren und Politik im historischen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

15 Vgl. Haunss 2004, S. 87.

zusammengehalten werden und die mithilfe öffentlicher Proteste einen fundamentalen gesellschaftlichen Wandel herbeiführen oder verhindern wollen. Einer Szene bzw. einem Milieu fehlt dieses zielgerichtete Handeln. Sie verbindet zwar ebenfalls eine gemeinsame Kultur, also ein geteiltes Set von Werten und Überzeugungen und eine kollektive Identität, sie sind aber seltener auf eine Veränderung der Mehrheitsgesellschaft ausgerichtet. Typischer ist eher der Aufbau von geschützten sozialen Nischen, in denen Szenen nach ihren eigenen Vorstellungen existieren können.[16] Szenen und Milieus sind in diesem Sinne ein potenziell nutzbares Reservoir oder auch ein Resonanzraum für soziale Bewegungen. Im Fall der Autonomen verschwimmt diese Differenzierung allerdings, weil hier die typische Aufteilung in einen aktiven Bewegungskern und eine umgebende sympathisierende Szene nicht trennscharf durchgehalten wird – gerade die Vermischung von Szene und Bewegung ist für die Autonomen charakteristisch. Hier liegt auch der Grund dafür, dass beide Begriffe in Szenezeitschriften völlig synonym verwendet werden – »die Szene« bezeichnet typischerweise die Gesamtheit der Mitglieder und SympathisantInnen der autonomen Bewegung.[17]

Die Ursprünge und Wurzeln der hier betrachteten undogmatischen Linken liegen im sogenannten alternativen Milieu, das sich insbesondere in den 1970er und 80er Jahren in westdeutschen Großstädten, Universitätsstädten und teilweise auch im ländlichen Raum entwickelt hat.[18] Das Kernkonzept dieses Milieus war das Streben nach Authentizität: Dazu gehörten die Wünsche und politischen Forderungen nach Spontaneität, ein Streben nach Selbsterfahrung, Subjektivität, Autonomie, Basisdemokratie, Unmittelbarkeit und Natürlichkeit. Spuren und Überreste dieser Prinzipien finden sich bis heute in der autonomen Szene Hamburgs. Wichtige Strömungen innerhalb des alternativen Milieus waren beispielsweise Bürgerinitiativen, Ökologiebewegungen (inklusive der Anti-AKW-Bewegung), konsumkritische Gruppen, Landkommunen, die Frauenbewegung, die Bewegung Homosexueller und weitere Gruppen, die sich für eine sexuelle Liberalisierung einsetzten, z.B. die Pädophilie-Bewegung; des Weiteren Psycho- und Emanzipationsbewegungen, religiöse Sekten und spiritualistische Gruppen, die Friedensbewegung und Dritte-Welt-Initiativen, Bürgerrechtsbewegungen und die undogmatische Linke bzw. die sogenannten Spontis.[19]

Ein weiteres zentrales Merkmal des ursprünglichen alternativen Milieus war zwar ein klares Bekenntnis zu linksradikalen Ideen – insbesondere sozialistische Ansätze erfreuten sich großer Beliebtheit –; doch auch die Abgrenzung zu den dogmatischen

16 Vgl. Rucht, Dieter (2010): Das alternative Milieu in der Bundesrepublik. Ursprünge, Infrastruktur und Nachwirkungen. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 61-86, hier S. 64-69.

17 Vgl. Haunss 2004, S. 80.

18 Vgl. Reichardt, Sven; Siegfried, Detlef (2010): Das Alternative Milieu. Konturen einer Lebensform. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 9-24. Vgl. auch Hollstein, Walter (1998): Die Alternativbewegung. Fakten der Vergangenheit – Möglichkeiten für die Gegenwart. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 11 (1), S. 154-163.

19 Vgl. Rucht 2010, S. 76. Vgl. zu Spontis außerdem Kasper, Sebastian (2019): Spontis. Eine Geschichte antiautoritärer Linker im roten Jahrzehnt. Münster: edition assemblage.

K-Gruppen war konstitutiv für die alternativen Gruppen. Sozialismus und die Befreiung der Menschen von Ausbeutung und Unterdrückung waren nun nicht mehr Fernziele, auf die man für die Zeit nach der Revolution hoffen musste, sondern die Umsetzung dieser Ideale sollte im Hier und Jetzt beginnen.[20] Alle waren somit aufgefordert, im eigenen Leben die Grundsätze einer solidarischen Gesellschaft vorwegzunehmen, gleichzeitig sollte aber auch die Gesellschaft als Ganzes verändert werden.

Das alternative Milieu blieb bewusst unorganisiert und bildete keine festen Strukturen und Organisationen heraus. Stattdessen wurde es durch basisdemokratische Ansätze, persönliche Netzwerke sowie über Vernetzungen von einzelnen Projekten über regelmäßige Treffen, Plena und Kongresse zusammengehalten. Oft entstand außerdem eine vielfältige lokale Infrastruktur von Kneipen, Geschäften, Wohngemeinschaften und kollektiven Projekten.[21] In der Hochzeit des alternativen Milieus Mitte der 1980er Jahre waren mehrere hunderttausend AktivistInnen im alternativen Milieu in tausenden Projekten involviert; die Zahl der SympathisantInnen ging vermutlich noch weit über diesen harten Kern hinaus.[22]

Das politische Betätigungsfeld des alternativen Milieus war insbesondere der Aktivismus in den sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen: Die Bandbreite der Gruppen umfasste dabei u.a. die Sponti-, Frauen-, Umwelt- und Friedensbewegung. Auch wenn die ideologischen Zielsetzungen erheblich differierten, konnten der Wunsch nach authentischen, konkreten und autonomen Existenzformen und die emotionale Ablehnung der als entfremdet wahrgenommenen Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Mehrheitsgesellschaft als kleinster gemeinsamer Nenner gelten.[23]

Das alternative Milieu erodierte zwar Ende der 1980er Jahre zunehmend; weil es aber bereits zuvor – trotz aller Abgrenzungsbemühungen – auf vielfältige Weise mit der Mehrheitsgesellschaft verbunden war, überdauerten viele Ideen und Ideale auch nach dem Zerfall des Milieus in anderen gesellschaftlichen Gruppen: Zu den Vermächtnissen des alternativen Milieus gehören beispielsweise eine größere Sensibilität für Geschlechterfragen und Umweltschutz, weniger autoritäre Arbeits- und Lebensverhältnisse oder auch neue zivilgesellschaftliche Formen politischer Partizipation.[24]

Das alternative Milieu bildet in gewisser Hinsicht die gemeinsame Basis, auf der nach und nach die heutige undogmatische Linke erwächst – auch wenn diese Entwicklung nicht frei von Konflikten und Brüchen ablaufen sollte. Die zunehmende Integration von alternativen Projekten und der damit einhergehende Verlust der klaren antistaatlichen Ausrichtung von Teilen des Milieus führten zu immer größeren politischen Verwerfungen. Insbesondere der linksradikale Teil des Milieus beklagte einen Ausverkauf der alternativen Werte und distanzierte sich zunehmend von den übrigen Strömungen. Diese Abgrenzungsbemühungen zeigen sich u.a. bei den entstehenden Autonomen besonders deutlich.[25]

---

20 Vgl. Reichardt und Siegfried 2010, S. 23.
21 Vgl. Reichardt und Siegfried 2010, S. 10-12.
22 Vgl. Rucht 2010, S. 80-84.
23 Vgl. Reichardt und Siegfried 2010, S. 22.
24 Vgl. Reichardt und Siegfried 2010, S. 13.
25 Vgl. Rucht 2010, S. 79.

Im Laufe dieser Arbeit wird gezeigt werden, dass es auch in der undogmatischen Linken durchaus feste Überzeugungen gibt, an denen trotz aller Diskussionen niemals ernsthaft gerüttelt wird (vgl. beispielsweise Abschnitt 10.3) – aus diesem Grund mag die Bezeichnung »undogmatisch« an der ein oder anderen Stelle irritierend wirken. Im Folgenden soll daher kurz umrissen werden, warum trotz der dogmatischen Elemente der linken kollektiven Identität die Bezeichnung »undogmatisch« gewählt wurde.

Entscheidend ist insbesondere, dass die Bezeichnung »undogmatisch« in den 1970er Jahren als historischer Abgrenzungsbegriff innerhalb der Entwicklung der bundesdeutschen Linken entstanden ist, der in erster Linie als deutliche Kritik an den K-Gruppen zu verstehen ist.[26] Als »undogmatisch« galten Linke, die starre Organisationsformen ablehnten und dabei (anders als pazifistische Gruppen) Gewalt als Aktionsform zumindest nicht per se ausschlossen.[27] Die undogmatische Linke war somit ein historischer Vorläufer der Sponti- und Autonomen-Szene – und damit die (historische) Bezeichnung eines wichtigen Teils des Spektrums, das in dieser Arbeit im Mittelpunkt des Interesses steht.

Zusätzlich spricht die relative Offenheit des Begriffs für seine Verwendung. Die Szene, die sich in der *Zeck* an Debatten beteiligt, ist sehr heterogen. Nicht alle Gruppen, die die *Zeck* oder die Rote Flora nutzen, könnten beispielsweise unter der Bezeichnung »autonom« zusammengefasst werden – es gibt u.a. pazifistische Gruppen oder Umweltgruppen, die sich selbst dezidiert nicht als Autonome verstehen. Aus denselben Gründen wäre auch »militant« kein geeigneter Sammelbegriff für die hier betrachtete linke Szene, denn Militanz ist zu jeder Zeit innerhalb der Szene umstritten und nicht alle Szenemitglieder befürworten militante Mittel (vgl. Abschnitt 6.1). Interessanterweise wird der Begriff »undogmatisch« auch in der Szene selbst von Zeit zu Zeit als Selbstbeschreibung genutzt – und zwar immer genau dann, wenn das gesamte Spektrum bzw. die heterogenen Strömungen in ihrer ganzen Breite angesprochen werden sollen (beispielsweise vor größeren Kongressen, vgl. dazu 9.1). Auch aus Sicht der Beteiligten ist die Bezeichnung also offensichtlich ein geeigneter Oberbegriff, der die unterschiedlichen Facetten der eigenen Bewegung einigermaßen zufriedenstellend zusammenfassen kann.

Neben dieser (historischen) Selbstbezeichnung der Szene sprechen auch weitere Argumente dafür, die Bezeichnung »undogmatisch« zu verwenden. So soll die Bezeichnung »undogmatisch« auch den Bewegungscharakter der Szene, die in dieser Arbeit betrachtet wird, betonen. Auf diese Weise soll deutlich gemacht werden, dass es hier um die aktivistische Linke geht und nicht etwa um feste Organisationen oder Parteien, die in bestimmten Teilen des linken Spektrums ebenfalls eine wichtige Rolle spielen können.

Schließlich muss auch der Dogmatismus der hier analysierten Bewegung etwas relativiert werden: Es ist richtig, dass bestimmte Kernelemente der kollektiven Identität

26 Vgl. zur Genese der außerparlamentarischen Linken Pettenkofer 2014, S. 67-132. Zur Geschichte der K-Gruppen vgl. außerdem Hinck, Gunnar (2012): Wir waren wie Maschinen. Die bundesdeutsche Linke der siebziger Jahre. Berlin: Rotbuch und Koenen, Gerd (2002): Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution, 1967-1977. Frankfurt a.M.: Fischer.

27 Vgl. Pettenkofer 2014, S. 123-124.

im Laufe der inhaltlichen Debatten nie ernsthaft in Frage gestellt werden – ein solches Festhalten an diesen Überzeugungen könnte durchaus als Dogmatismus interpretiert werden. Allerdings muss ebenfalls berücksichtigt werden, dass in dieser Arbeit lediglich Debattenbeiträge analysiert werden, die allesamt in einer Bewegungszeitschrift veröffentlicht wurden. Auch wenn sie umstritten sind, teilweise als Affront verstanden werden und mehrfach gefordert wird, die VerfasserInnen besonders skandalöser Beiträge nicht länger als Mitglied der eigenen Szene anzuerkennen – offensichtlich wurden die Beiträge dennoch (zumindest von der Redaktion der *Zeck*) als Teil einer *inner*linken Auseinandersetzung akzeptiert. Ein dezidiert linker Diskurs lässt also trotz allem »Dogmatismus«, der in mancher Auseinandersetzung durchscheint, immer noch zu, auch fundamentalen Wiederspruch zu formulieren. Die Forderung nach Ausschluss aus der gemeinsamen Identität muss sehr häufig auch als rhetorisches und strategisches Mittel verstanden werden, um die Gegenseite in einer Debatte zu schwächen und die eigene Position zu stärken. Ebenso wichtig ist, dass eine Forderung nach Ausschluss eben noch kein tatsächlicher Ausschluss ist. Nicht zuletzt die über einen langen Zeitraum regelmäßig aufflammenden Debatten zeigen, dass sich bestimmte Positionen – allen Versuchen, sie nicht mehr als Teil eines linken Selbstverständnisses zuzulassen, zum Trotz – eben doch von einer Vielzahl der Bewegungsangehörigen als (mehr oder weniger) legitimer Teil der linken Identität anerkannt werden.

Zusammenfassend soll die Bezeichnung »undogmatisch« also die historische Herkunft der Szene, bestimmte Grundüberzeugungen und eine spezifische Aktionsform bezeichnen. Dieses Zusammenspiel wird mit der Bezeichnung »undogmatisch« weitaus besser umrissen als mit alternativen Begrifflichkeiten (autonom bzw. militant). Da die Bezeichnung auch als Selbstbeschreibung der Szene genutzt wird, ermöglicht der Begriff ebenfalls, das durchaus komplizierte und ambivalente Verhältnis zwischen dogmatischen Überzeugungen und undogmatischen Ansprüchen genauer in der Blick zu nehmen.

Die urbanen sozialen Bewegungen mit ihrer speziellen Ausprägung der Hausbesetzerszene sind bei der Betrachtung der Hamburger linken Szene von großer Relevanz. In diesem Kontext entsteht darüber hinaus auch die für das Hamburger Fallbeispiel essenzielle Bewegung der Autonomen, weshalb in den folgenden Abschnitten insbesondere die Themen urbane Bewegung, Hausbesetzungen und Autonome eingehender beschrieben werden sollen.

3.2 Städtische soziale Bewegungen

Der Begriff »städtische soziale Bewegung« wird seit den 1960er Jahren verwendet, um politische Gruppen zu beschreiben, die die Stadt als empirisches und theoretisches Feld ihrer politischen Arbeit begreifen.[28] Städtische soziale Bewegungen können dabei als kollektive Akteure gelten, die in den Prozess sozialen oder politischen Wandels

28 Vgl. Mayer, Margit (2008): Städtische Soziale Bewegungen. In: Roland Roth und Dieter Rucht (Hg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 293-318, hier S. 294. Vgl. auch Mayer, Margit (2014): Soziale Bewegungen in Städten – städ-

eingreifen, wobei ihre Ziele und ihre Aktionsbasis auf die Stadt und die dort relevanten Entscheidungsprozesse bezogen sind. Dabei können unterschiedlichste Initiativen unter diese Bezeichnung fallen, von widerständigen bis zu pragmatischen, von progressiven bis zu reaktionären und von kleinräumig agierenden bis zu global vernetzten Gruppen.[29] Umstritten ist dabei, inwiefern die Stadt nur der physisch-räumliche Austragungsort von Protesten sein kann. In der aktuellen Debatte zu Stadtsoziologie und Bewegungsforschung dominiert die Vorstellung, dass Urbanität zentral auch für den Inhalt der Proteste sei, die Stadt mithin mehr als eine bloße Bühne, vielmehr der Knotenpunkt und Ort der (Re-)Produktion des neoliberalen Kapitalismus sei, wo man abstrakte Verwerfungen und Widersprüche des Systems konkret erleben könne und wo daher auch das größte Potenzial für Kritik und Erneuerung liege.[30]

Die ersten Vorläufer von urbanen sozialen Bewegungen bildeten sich bereits in den 1950er Jahren. Damals wurde insbesondere die Wohnungsnot in vielen stärker zerstörten Städten kritisiert. Ein genuin städtisches Konfliktfeld entstand dann in den 1960er Jahren. Nun wurde die Stadtentwicklungspolitik fundamentaler infrage gestellt und es entstanden Bürgerinitiativen, die sich für eine grundlegend andere Stadt einsetzten, indem sie beispielsweise gegen bestimmte Sanierungs- und Infrastrukturprojekte protestierten oder auch den Ausbau von öffentlichem Nahverkehr oder die Einrichtung von Jugendzentren forderten. Parallel und verbunden mit den Bürgerinitiativen entstanden stärker politisierte Protestgruppen, die den Klassenkampf ›aus den Fabrikhallen in die Städte‹ tragen wollten, um so auch die Reproduktionssphäre in den Kampf mit einzuschließen. Auf diese Weise formierte sich eine urbane Gegenkultur, die sich ein eigenes lokales Bewegungsmilieu schuf, das dann beispielsweise über eine eigene Infrastruktur mit selbstverwalteten Läden, eigenen Zeitungen oder alternativen Betrieben verfügte.[31]

Die schwierige wirtschaftliche Lage zu Beginn der 1970er Jahre ließ zunehmend soziale Gruppen entstehen, die vom bisherigen Segen des Wachstums ausgeschlossen blieben. Durch die steigende Jugendarbeitslosigkeit traf diese Prekarität insbesondere jüngere Menschen. So entstand eine neue Trägergruppe von Protesten, die sich deutlich von den Bürgerinitiativen und Mietergruppen der 1960er Jahre unterschied und andere Ziele verfolgte.[32] Häufig war das der Kampf um günstigen Wohnraum, der sich auch in den ersten Besetzungen manifestierte. Daneben entwickelte sich eine Reihe alternativer Projekte, die ökologisch und partizipatorisch orientiert waren und in denen eigene Dienstleistungsangebote entwickelt wurden. Zum Teil entstanden in den alternativen Milieus in den Städten auch grün-bunte Wahllisten, Bündnisse und Parteien.

Die 1980er Jahre waren von zwei scheinbar gegenläufigen Tendenzen geprägt: Auf der einen Seite kam es zu einer erneuten massiven Welle von Hausbesetzungen, die zunehmend militanter und gewalttätiger abliefen. Auf der anderen Seite wandelte sich

---

tische soziale Bewegungen. In: Norbert Gestring, Renate Ruhne und Jan Wehrheim (Hg.): Stadt und soziale Bewegungen. Wiesbaden: Springer, S. 25-42.

29 Vgl. Mayer 2008, S. 295f.

30 Vgl. Naegler, Laura; Neef, Rainer; Neumann, Ute (2012): Urbanität und Protest. Neue Herausforderungen der Stadt- und Bewegungsforschung. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 25 (3), S. 121-126.

31 Vgl. Mayer 2008, S. 296.

32 Vgl. Mayer 2008, S. 299f.

die Beziehung zwischen dem Staat und den Protestgruppen von einem konflikthaften und konfrontativen allmählich zu einem kooperativeren Verhältnis.[33] Dies lag insbesondere an der finanziellen Krise, die viele Kommunen betraf und die das innovative und selbstverantwortliche Potenzial der alternativen Stadtteilgruppen zunehmend attraktiver erschienen ließ, weil der Staat eigene kostspielige Angebote auf diese Weise zurückziehen konnte. Gleichzeitig stieg auch bei den AktivistInnen die Bereitschaft, staatliche Fördergelder und Unterstützung anzunehmen, um die eigenen Alternativprojekte und die daran hängenden Arbeitsplätze abzusichern. Die lange Zeit vorherrschende Nichtkooperation mit städtischen Behörden wurde auf diese Weise von einer neuen Haltung abgelöst, die eine Arbeit »sowohl innerhalb als auch gegen den Staat« propagierte.[34] Gerade zu Beginn der 1980er Jahre sorgte eine neue Wohnungsnot, die in vielen Städten durch Spekulation, den gezielten Verfall von leerstehenden Häusern und erste Gentrifizierungsprozesse entstand, für einen sprunghaften Anstieg von Besetzungen. Die meisten Hausbesetzungen wurden allerdings entweder schnell gewaltsam geräumt oder schrittweise legalisiert, indem beispielsweise alternative Sanierungsträger oder Vereine gegründet wurden. Städtische soziale Bewegungen differenzierten sich in der Folge immer stärker aus, einige Gruppen professionalisierten sich und integrierten sich in staatliche Programme, andere Gruppen radikalisierten sich, entwickelten ein militanteres Vorgehen und hielten an der prinzipiellen Oppositionshaltung gegenüber dem Staat fest.[35]

Diese Fragmentierung des Milieus setzte sich auch in den 1990er Jahren fort. Die Spaltungen in vielfältige unabhängige Bewegungstypen sorgten spätestens jetzt dafür, dass nicht mehr von *einer* städtischen sozialen Bewegung gesprochen werden konnte.[36] Einige Gruppen wendeten sich verstärkt sozialen Problemlagen wie Armut, Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit zu, was insbesondere durch Maßnahmen auf Quartiersebene bekämpft werden sollte. Andere Initiativen kritisierten die zunehmende Ausbreitung von neoliberalen Denkmustern in der städtischen Politik, die durch eine Konkurrenz um Standortvorteile und den Rückbau sozialpolitischer Maßnahmen geprägt war. Um attraktiv für Unternehmen zu werden, wurden beispielsweise viele Innenstädte zu Dienstleistungs- und Shoppingbereichen umgebaut. Auch sogenannte Leuchtturmprojekte, also infrastrukturelle Großprojekte, mit denen man sich von den mitkonkurrierenden Städten absetzen wollte, provozierten immer wieder erbitterte Proteste.

Seit der Jahrtausendwende wurde noch deutlicher sichtbar, wie wenig kohärent sich die städtische Bewegungslandschaft entwickelt hatte. Professionelle und institutionalisierte Bewegungsorganisationen standen einer Vielzahl von spontan entstehenden, kurzlebigen und vielfältigen Initiativen gegenüber. Von besonderer Bedeutung für die Hamburger Protestlandschaft war die Entstehung des Recht-auf-Stadt-Netzwerks. 2009 schlossen sich ganz unterschiedliche Gruppen zu einem Bündnis zusammen, das trotz aller Heterogenität gemeinsam eine grundlegend andere Stadt einforderte.[37] In-

33 Vgl. Mayer 2008, S. 301.
34 Vgl. Mayer 2008, S. 302.
35 Vgl. Mayer 2008, S. 303-305.
36 Vgl. Mayer 2008, S. 303-307.
37 Vgl. Füllner, Jonas; Templin, David (2011): Stadtplanung von unten. Die »Recht auf Stadt«-Bewegung in Hamburg. In: Andrej Holm und Dirk Gebhardt (Hg.): Initiativen für ein Recht auf

haltlich stand die Kritik an der Gentrifizierung, also an der Aufwertung bestimmter Stadtteile und der damit verbundenen Verdrängung der bisherigen BewohnerInnen im Zentrum des Netzwerks, auch wenn sich die Arbeit nicht allein darauf beschränkte. Das Recht-auf-Stadt-Bündnis forderte außerdem eine demokratischere Stadtplanung, mehr bezahlbaren Wohnraum, die Vergesellschaftung von Immobilien, die Gestaltung von Freiräumen und vieles mehr. In ihrer Kritik an der »neoliberalen Stadt«, die sich stark an den Ideen des französischen Soziologen Henri Lefebvre[38] orientierte, verbanden sich sozialkritische Elemente, die Umverteilung und materielle Gerechtigkeit forderten, mit der sogenannten »Künstlerkritik«, die stärker auf individuelle Selbstverwirklichung zielte – was ein Grund für die Mobilisierungsfähigkeit und die Dynamik des Netzwerks war.[39] Das Netzwerk fiel insbesondere durch medienwirksame Protestaktionen auf, verband aber auch unterschiedliche Protestmilieus miteinander. So kamen hier klassische autonome Gruppen, ökologisch orientierte Nachbarschaftshilfen, KünstlerInnen und viele mehr zusammen.[40]

Die ideologischen Deutungen, die von städtischen sozialen Bewegungen produziert werden, haben sich weit ausdifferenziert. Defensive, pragmatische Bewegungen, die eine bestehende hohe Lebensqualität oder sogar Privilegien verteidigen wollen, stehen hoch politisierten, teilweise militanten Gruppen gegenüber, die offensiv eine fundamental andere Stadt fordern. Zwischen diesen Polen existiert eine Vielzahl von Bewegungen, die unterschiedlichste thematische Schwerpunkte bearbeiten. Dazu gehören beispielsweise ökologische Forderungen nach bezahlbarem öffentlichen Nahverkehr, verkehrsberuhigten Zonen, dem Ausbau von Fahrradwegen, teilweise aber auch soziale Fragen, wie Wohnungsnot, sozialer Wohnungsbau oder Zwangsräumungen. Auch die Kritik an und der Kampf gegen Gentrifizierung sind aktuell öffentlich stark wahrgenommene und diskutierte Themenfelder der urbanen Bewegungen. Dabei entwickelt sich zunehmend eine selbstkritische Ebene vieler Initiativen, die ihre eigene Rolle in den Aufwertungsprozessen reflektieren. Erstens sind nämlich insbesondere politisierte und kreative junge Menschen eine wichtige Avantgarde bei der allmählichen Aufwertung und Umstrukturierung von Stadtteilen, was in der Feststellung »Wer das Wort Gentrifizierung kennt, ist schon Teil des Problems« treffend auf den Punkt gebracht wird. Zweitens wächst bei vielen Gruppen das Gefühl, lediglich als Korrektiv einer über-

---

Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen. Hamburg: VSA, S. 79-104. Vgl. dazu auch Butzlaff, Felix; Hoeft, Christoph; Kopp, Julia (2013): »Wir lassen nicht mehr alles mit uns machen!« Bürgerproteste an und um den öffentlichen Raum, Infrastruktur und Stadtentwicklung. In: Franz Walter et al. (Hg.): Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 48-93, hier S. 53-65.

38 Vgl. Schmid, Christian (2011): Henri Lefebvre und das Recht auf die Stadt. In: Andrej Holm und Dirk Gebhardt (Hg.): Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen. Hamburg: VSA, S. 24-51.

39 Vgl. Birke, Peter (2011): Zurück zur Sozialkritik. Von der »urbanen sozialen Bewegung« zum »Recht auf Stadt«. In: Marcel Bois und Bernd Hüttner (Hg.): Beiträge zur Geschichte einer pluralen Linken. Heft 3: Bewegungen, Parteien, Ideen. Online verfügbar unter https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/rls_papers/Papers_Beitr_zur_Gesch_3_web.pdf [zuletzt eingesehen am 08.12.2019], S. 57-65.

40 Vgl. Füllner und Templin 2011.

hitzten Stadtentwicklung zu fungieren und so nur für eine langsamere und sozialverträglichere Aufwertung der betroffenen Stadtteile zu sorgen.[41]

Die Organisationsstrukturen der städtischen sozialen Bewegungen haben sich im Laufe der Zeit ebenfalls deutlich gewandelt. Die ersten Initiativen gaben sich zumeist relativ dauerhafte organisatorische Strukturen, indem sie beispielsweise Vereine gründeten. In dem Maße, in dem sich mehr und mehr alternative Gruppen konstituierten, wurde die organisatorische Ausrichtung der urbanen Bewegungen diffuser. Weil viele AktivistInnen antiautoritär und basisdemokratisch ausgerichtet waren, lehnten sie die Gründung von stabilen und formalen Organisationen überwiegend ab. Dennoch existierten sogar in militanten Hausbesetzerkreisen Ansätze einer Organisation und überregionaler Vernetzung (beispielsweise über Besetzerräte). Seit den 1980er Jahren gibt es immer wieder Phasen, in denen sich Teile der urbanen Bewegung professionalisieren und institutionalisieren, nur um dann als Gegenbewegung wieder stärker hierarchiefreie und spontane Gruppengründungen zu provozieren.[42] Die aktuelle Entwicklung der Bewegungen ist insbesondere durch den Aufbau von Netzwerken geprägt, die einerseits der besseren Vernetzung untereinander dienen und größere Handlungsfähigkeit sicherstellen, andererseits aber jeder beteiligten Gruppe ein Höchstmaß an Autonomie und Selbstbestimmtheit garantieren sollen. Auf diese Weise gelingt es Gruppen, in größeren Kampagnen auf Grundlage von bestimmten Minimalkonsensen effektiv zusammenzuarbeiten, ohne sich in allen Aspekten auf eine gemeinsame Haltung einigen zu müssen.[43]

Dies ist für die ausdifferenzierte urbane Bewegung von besonderem Vorteil, weil sie sich seit jeher durch ein breites Repertoire von Aktions- und Protestformen auszeichnet, das auf diese Weise reibungslos nebeneinander fortbestehen kann. Schon in der Historie wurden immer wieder kooperative Protestformen um demonstrativere oder sogar konfrontative Aktionen ergänzt. Bereits Ende der 1970er Jahre schlugen Teile der Bewegung über grün-alternative Listen zudem eine elektorale Strategie ein, kandidierten bei Wahlen und zogen in einigen Städten in die Parlamente ein. Gleichzeitig zeichnete sich die urbane Bewegung von Anfang an durch ein breites infrastrukturelles Selbsthilfenetzwerk aus. Spätestens mit den aktuellen gentrifizierungskritischen Bewegungen haben sich vermehrt medienbezogene Aktionsformen etabliert, oftmals kreativ, bunt und inklusiv, wie beispielsweise Protestpartys. Diese Proteste sind zumeist professionell organisiert, sollen das Anliegen öffentlichkeitswirksam präsentieren, EntscheidungsträgerInnen beeinflussen und eine möglichst breite Unterstützungskoalition schaffen.[44]

Bei aller Diversität lässt sich ein konstanter Faktor feststellen: In vielen Themenfeldern der städtischen sozialen Bewegungen, sei es beim Kampf um Wohnraum, aber auch gegen die Umstrukturierung bestimmter Viertel oder für die Schaffung von alternativen Freiräumen, wurden Hausbesetzungen als gängige Aktionsform genutzt. Die

41 Vgl. Mayer 2008, S. 308f.

42 Vgl. Mayer 2008, S. 310-312.

43 Vgl. z.B. Rucht, Dieter (2011): The Strength of Weak Identities. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 73-84.

44 Vgl. Mayer 2008, S. 312-315.

Besonderheiten von Hausbesetzungen und ihre Wandlungen im Laufe der Geschichte städtischer sozialer Bewegungen sollen im folgenden Abschnitt genauer vorgestellt werden.

3.3 Hausbesetzungen als Protestform

Hausbesetzungen, also die Aneignung von leerstehendem Wohnraum notfalls auch gegen den Willen des Eigentümers, wurden seit Ende der 1970er Jahre zu einem zentralen Phänomen innerhalb der städtischen Bewegungen.[45] In etlichen Städten in der Bundesrepublik,[46] aber auch in anderen europäischen Ländern entwickelten sich zunehmend HausbesetzerInnen-Szenen.[47] Mehrere Gründe waren dafür ausschlaggebend:

Erstens waren Hausbesetzungen eine konkrete Kritik an der in vielen deutschen Städten zu dieser Zeit verfolgten Stadtentwicklungspolitik. Die sogenannte Neue Wohnungsnot wurde damals zu einem wichtigen Schlagwort.[48] Viele Städte setzten auf ei-

45 Zu den rechtlichen Aspekten von Hausbesetzungen vgl. Artkämper, Heiko (1995): Hausbesetzer, Hausbesitzer, Hausfriedensbruch. Berlin, New York: Springer sowie Weber, Martina (1991): Hausbesetzung als strafbarer Hausfriedensbruch? Der Einfluss der Einführung des Merkmals »befriedetes Besitztum« in § 123 StGB und seinen Vorläufern auf die Bestimmung des Rechtsguts des Hausfriedensbruchs. Zugleich ein Beitrag zur Dogmengeschichte des Hausfriedensbruchs. Frankfurt a.M., New York: Peter Lang, Internationaler Verlag der Wissenschaften.

46 Zu Hausbesetzungen in verschiedenen deutschen Städten vgl. u.a. Sichtermann, Barbara; Sichtermann, Kai (Hg.) (2017): Das ist unser Haus. Eine Geschichte der Hausbesetzung. Berlin: Aufbau; Amantine (2012): Die Häuser denen, die drin wohnen. Kleine Geschichte der Häuserkämpfe in Deutschland. Münster: Unrast; Nieradzik 2008; Warnecke, Jakob (2019): »Wir können auch anders«. Entstehung, Wandel und Niedergang der Hausbesetzungen in Potsdam in den 1980er und 1990er Jahren. Berlin: be.bra wissenschaft; Sontheimer, Michael; Wensierski, Peter (2018): Berlin. Stadt der Revolte. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Zum Teil werden auch deutsche und europäische Städte verglichen, so beispielsweise bei Suttner, Andreas (2011): »Beton brennt«. Hausbesetzer und Selbstverwaltung im Berlin, Wien und Zürich der 80er. Wien, Berlin, Münster: Lit und Kuhn, Armin (2014): Vom Häuserkampf zur neoliberalen Stadt. Besetzungsbewegungen in Berlin und Barcelona. Münster: Westfälisches Dampfboot.

47 Für einen Überblick zu Hausbesetzungen in anderen europäischen Ländern vgl. van der Steen, Bart; Katzeff, Ask; van Hoogenhuijze, Leendert (Hg.) (2014): The City Is Ours. Squatting and Autonomous Movements in Europe from the 1970s to the Present. Oakland (CA): PM Press und Guzman-Concha, Cesar (2015): Explaining Differences in the Strength of Squatters' Movements in Western European Cities. In: *Acta Sociologica* 58 (3), S. 195-213. Zu einzelnen Städten bzw. Ländern vgl. z.B. Kadir, Nazima; Prichard, Alex (2016): The Autonomous Life? Paradoxes of Hierarchy and Authority in the Squatters Movement in Amsterdam. Manchester: Manchester University Press. Online verfügbar unter https://ebookcentral.proquest.com/lib/gbv/detail.action?docID=4943948 [zuletzt eingesehen am 16.10.2020]; Flemming Mikkelsen; R. Karpantschof (2001): Youth as a Political Movement: Development of the Squatters' and Autonomous Movement in Copenhagen, 1981-95. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 25 (3), S. 609-628; Sario, Beppe de (2012): Soziale Veränderung und Jugendbewegung in den 1980er Jahren in Italien: Der Fall der besetzten und selbstverwalteten Jugendzentren (centri sociali). In: Hanno Balz und Jan-Henrik Friedrichs (Hg.): »All we ever wanted«. Eine Kulturgeschichte europäischer Protestbewegungen der 1980er Jahre. Berlin: Dietz, S. 73-89.

48 Vgl. Reichardt, Sven (2014): Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Berlin: Suhrkamp, S. 498-500.

ne massive Umstrukturierung insbesondere der innerstädtischen Lagen. Im Geiste der 1970er Jahre bedeutete dies allerdings häufig Kahlschlagsanierung, also großflächigen Abriss und Neubauten. Diese Politik führte einerseits zur Verdrängung der einkommensschwachen Bewohnerschaft, die weiterhin auf niedrige Mieten angewiesen war, andererseits entstanden so zwar moderne, aber eben auch als gesichtslos kritisierte Städte, die stark nach angestrebten Funktionen differenzierten. Wohnen, Arbeiten und Konsumieren wurde in jeweils separierte städtische Räume verlagert. So entstanden in vielen Städten Innenstädte, die ausschließlich Büro- und Gewerbeflächen umfassten, während sich Wohnviertel an die Ränder oder in die Vorstädte verlagerten. Ergänzt wurde diese Entwicklung durch den Aspekt der spekulativen Sanierungen. Häuser wurden zu diesem Zwecke absichtlich leerstehend gehalten und verfielen dadurch zusehends, während die Besitzer hofften, durch Abriss oder Sanierung mehr Profite machen zu können als durch die weitere Nutzung der Häuser. Diese Politik führte zu einer breiten Kritik an der Stadtentwicklung, die keineswegs nur vom links-alternativen Milieu getragen wurde, sondern bis weit in die Mitte der Gesellschaft reichte. In einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach aus dem Jahre 1981 bejahten beispielsweise 53,7 Prozent der Befragten die Frage, ob HausbesetzerInnen mit ihrer Kritik an der Kahlschlagsanierung recht hätten. Ebenfalls 1981 sprachen sich 63 Prozent der Befragten dafür aus, dass leerstehende Häuser auch gegen den Willen des Eigentümers vermietet werden sollten, 39 Prozent billigten sogar ausdrücklich eine Besetzung. Eine Umfrage im Jahr 1982 zeigte außerdem, dass 47 Prozent die Forderung unterstützen, dass BesetzerInnen in den Wohnungen bleiben durften, ganze 86 Prozent wünschten sich eine sanfte, nichtpolizeiliche Lösung der Problematik.[49] Der Rückhalt in der Bevölkerung für eine praktische Kritik an der Stadtentwicklungspolitik war also Anfang der 1980er Jahre bemerkenswert hoch. In dieser Zeit entstand neben den Hausbesetzungen eine Reihe anderer, zum Teil dezidiert bürgerlicher Initiativen, die sich für ihren Stadtteil, die Rechte von MieterInnen und mehr Mitbestimmung der BürgerInnen bei der Stadtentwicklung einsetzten.

Zweitens handelte es sich bei Hausbesetzungen um eine Reaktion auf die zunehmende ökonomische Schieflage. Die Jugendarbeitslosigkeit stieg seit Ende der 1970er Jahre zunehmend, auch Lehrlinge, Studierende und arbeitslose AkademikerInnen befanden sich in einer finanziell prekären Lage. Sie waren daher in besonderem Maße auf günstigen Wohnraum angewiesen, der aber durch die in vielen Städten verfolgte Umstrukturierungspolitik immer knapper wurde. Dementsprechend waren die ersten Hausbesetzungen häufig Kooperationen von Studierenden und anderen Randgruppen, beispielsweise Gastarbeiterfamilien, Obdachlosen oder jugendlichen AusreißerInnen.[50]

Drittens verbanden Hausbesetzungen theoretische und ideologische Grundsätze mit alltagspraktischem Handeln. Auf diese Weise machten sie einerseits bestimmte Utopien der Linken konkret erlebbar, andererseits ersetzten sie die abstrakte Theoriebildung durch politische Praxis. Damit grenzte sich die jüngere Generation der HausbesetzerInnen von der älteren 68er-Generation ab, der ohnehin häufig vorgeworfen wur-

49 Vgl. zu den Umfragen Reichardt 2014, S. 500, 552 und 570.
50 Vgl. für Frankfurt a.M. Reichardt 2014, S. 506-516.

de, lediglich von der Revolution zu ›labern‹ und nichts davon umzusetzen. Andersherum beklagten die linken Gruppen, die in den 1970er Jahren an den ersten Besetzungen beteiligt waren, bei späteren Aktionen das völlige Fehlen von politischer Strategie und kritisierten die aus ihrer Sicht weniger intellektuellen und weniger politisierten BesetzerInnen auf das Schärfste.[51] Bei aller Kritik an dem angeblich mangelnden theoretischen Bewusstsein der BesetzerInnen – es fanden sich zu jeder Zeit eine deutliche Grundkritik am Kapitalismus, seinem Wachstumsgedanken und seiner Verwertungslogik. Für manche Teile innerhalb der Besetzerszene waren Hausbesetzungen nicht nur eine Abhilfe gegen die konkreten Missstände, sondern gleichzeitig ein Mittel, dem kapitalistischen System insgesamt den Kampf anzusagen. Diese Grundsatzfrage – strebt man primär an, sich einen gestaltbaren Freiraum für die Umsetzung des eigenen Lebens zu sichern, oder nutzt man das besetzte Haus lediglich als Basis für weitergehende systemoppositionelle Kämpfe? – wurde zu einem zentralen Konfliktpunkt innerhalb der Szene, die beinahe überall in Radikale und Reformisten, »Mollis« und »Müslis« gespalten war.

Viele BesetzerInnen suchten nach Möglichkeiten, ein selbstgestaltetes Leben zu verwirklichen, wünschten sich Freiheit, Autonomie und Authentizität. Die eigene Existenz sollte nicht in Arbeit und Leben getrennt werden, man vertrat einen ganzheitlichen Lebensentwurf, der alle Aspekte unter einem Dach vereinte. Ein Flugblatt zu einer Besetzung in Göttingen brachte diese Haltung prägnant auf den Punkt und kritisierte die reinen Wohnviertel an den Rändern der Stadt:

> »Die Lebensbedingungen in solchen Silos dienen der sozialen Kontrolle und sollen die Menschen dort in isolierter, entfremdeter Umgebung mit einem auf Arbeit-Konsum-Freizeit reduzierten Leben befrieden. Härter arbeiten – bunter kaufen – schöner Wohnen – schneller ficken. So wollen sie uns haben. Nicht mit uns! Diese Massenmenschhaltung machen wir nicht mit.«[52]

Häufig waren die BesetzerInnen auch auf der Suche nach alternativen Formen des Zusammenlebens jenseits der als spießig empfundenen Kleinfamilie. Stattdessen strebten sie eine solidarische Gemeinschaft an, in der versucht werden sollte, Hierarchien und Machtverhältnisse, die die Gesellschaft prägten, zu überwinden. Auf diese Weise sollte in den Besetzungen ein alternatives Leben möglich werden, was auch als eine Keimzelle für den weiteren Kampf gegen das System dienen könnte. Andere BesetzerInnen aus Göttingen fassten diesen Gedanken wie folgt zusammen:

> »Ganz offensichtlich fürchten die Schweine, daß […] noch mehr Menschen versuchen ihren Traum von einem freien, selbstbestimmten Leben zu verwirklichen. Denn indem wir uns ihrer Kontrolle entziehen, indem wir wenigstens in unseren Wohnungen uns die Möglichkeit schaffen, ungestört unseren Gefühlen und Gedanken freien Lauf zu

51 Vgl. Reichardt 2014, S. 536.

52 Vgl. BesetzerInnen Burgstraße 7 (1986): Spekulanten Hochburg Burgstrasse Besetzt. Flugblatt vom 28.11.1986. Göttingen. Zur Geschichte von Hausbesetzungen in Göttingen vgl. auch Nieradzik, Lukasz (2008): Göttinger Autonome und ihre Gegner. Zur Konstruktion und Identität und Alterität am Beispiel der Proteste in den 80er Jahren. Göttingen: Optimus-Verlag, S. 34-79.

lassen, entziehen wir uns ihrer Entmenschlichungs- und Isolationsstrategie. So schaffen wir uns eine Atmosphäre, aus der wir power und Mut zum Widerstand entwickeln können.«[53]

Die meisten Besetzungen organisierten sich möglichst wenig hierarchisch und setzten auf basisorientierte Entscheidungsfindungen, beispielsweise in offenen Vollversammlungen oder Häuserräten. Hier wurde über das gemeinsame Zusammenleben diskutiert, aber auch über politische Entscheidungen, das weitere Vorgehen und die Außenkommunikation. Zum Teil wurde auch eine Vernetzung von unterschiedlichen Projekten angestrebt, um beispielsweise die Verhandlungsposition gegenüber der Stadt und kollektive Forderungen abzustimmen. In der Realität offenbarten sich allerdings schnell auch die Schattenseiten dieser inklusiven Organisationsform: Basisdemokratische Entscheidungen, die auf dem Konsensprinzip beruhen sollten, konnten zumeist (wenn überhaupt) erst nach zähen Verhandlungen erzielt werden und kosteten enorm viel Kraft. Außerdem zeigte sich, dass sich trotz der prinzipiell inklusiven und hierarchiefreien Diskussionskultur häufig diejenigen durchsetzen konnten, die charismatisch auftraten oder schlicht am lautesten zu schreien vermochten. Diskussionen konnten in Extremfällen durchaus auch in körperlichen Auseinandersetzungen enden.[54]

Die soziale Zusammensetzung der BesetzerInnen war divers und korrespondierte tendenziell mit der politischen Ausrichtung der Besetzungen. Das studentische, mittelschichtige Milieu war eher reformistisch orientiert, BesetzerInnen aus prekären Schichten tendierten eher zu einer kompromisslosen, radikaleren Haltung. Das BKA teilte die verschiedenen Gruppen der BesetzerInnen in drei Strömungen ein: Unterschieden wurde erstens zwischen einer zahlenmäßig kleiner Szene von militanten HäuserkämpferInnen, zweitens den AnhängerInnen alternativer Wohngemeinschaften und drittens der Gruppe vorübergehend wohnungsloser Personen, beispielsweise Jugendlichen aus Fürsorgeeinrichtungen oder Justizvollzugsanstalten, Drogensüchtigen und Obdachlosen.[55] Die Frage nach Verhandlung oder Nicht-Verhandlung hing stark von dem sozialen Hintergrund der Besetzungen ab. Anarchistisch orientierte BesetzerInnen entwickelten eine zunehmend militante und kompromisslose Haltung, mittelständisch-alternative Gruppen sahen ihre Häuser dagegen oft als stadtpolitische Projekte und verfolgten mit Instandbesetzungen stadtplanerische oder sozialpädagogische Ziele, für die sie langfristig einen legalen Status anstrebten. Auch die Angehörigen der prekären Schichten waren zum Teil an Verhandlungen interessiert, sahen sie in den besetzten Häusern doch eine begehrte Chance, sich ein neues Leben aufzubauen, was nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden sollte.

Während also die einen ihre neuen Wohn- und Lebensverhältnisse legalisieren und absichern wollten, setzten die anderen auf weitere Politisierung und warfen den Verhandlungsbereiten Egoismus und Verrat an den gemeinsamen politischen Zielen vor. Allerdings verliefen die Grenzen zwischen den Fraktionen nicht immer so scharf, kannte man sich doch zumeist aus dem gemeinsamen Alltag in den Häusern oder von Koor-

53 Vgl. BesetzerInnen Theaterplatz 7 (1986): Theaterplatz 7 Besetzt! Zusammen leben – zusammen kämpfen! Flugblatt. Göttingen.

54 Vgl. Reichardt 2014, S. 550-552.

55 Vgl. Reichardt 2014, S. 534.

dinationstreffen mit anderen Initiativen, was insgesamt ein weitgehend solidarisches Miteinander ermöglichte. Außerdem stellten auch die Verhandlungsbereiten das militante Vorgehen der anderen Gruppen nicht generell infrage, betrachtete man sie doch beispielsweise oft als Schutz vor Polizeigewalt. Insgesamt wurde die Militanz aus dem eigenen Lager ohnehin als legitime Gegengewalt und Reaktion auf das Vorgehen der Sicherheitskräfte gedeutet; sich selbst sah man immer in der Rolle des lediglich reagierenden und sich verteidigenden Opfers des staatlichen Gewaltmonopols.[56]

Der Verlauf der Hausbesetzungen lässt sich in unterschiedliche Phasen einteilen: Zu Beginn der 1970er Jahre fanden erste Proteste und Selbsthilfeaktivitäten statt, meistens noch geprägt durch legale Handlungsstrategien und appellative Protestformen wie Unterschriftensammlungen, Klagen oder friedliche Demonstrationen. Ab 1979 verliefen die Aktionen zunehmend konfrontativ, es kam beispielsweise zu Formen des zivilen Ungehorsams wie Blockaden und Besetzungen. Die Besetzungsform der »Instandbesetzung«, bei der verfallener Wohnraum durch die BesetzerInnen saniert wurde, etablierte sich. Doch auch wenn diese Aktionsform häufig auf öffentliches Verständnis traf, handelte es sich bereits um ein Vorgehen, bei dem mit einem polizeilichen Eingreifen gerechnet werden musste. Waren die ersten Besetzungen häufig noch relativ friedlich vonstattengegangen, eskalierten die Versuche in den 1980er Jahren regelmäßig. Die Konflikte verliefen zunehmend gewaltförmig, Straßenschlachten und gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen BesetzerInnen und der Polizei prägten von nun an das öffentliche Bild.[57] Hausbesetzungen wurden zunehmend zu einem Kriminalitätsproblem, dem Freiraum-Begriff der BesetzerInnen wurde beispielsweise die Warnung vor der Entstehung von rechtsfreien Räumen entgegengehalten. BesetzerInnen wurden als Kriminelle dargestellt, von denen eine Gefahr für die öffentliche Ordnung und insbesondere für die Eigentumsverhältnisse ausgehe. Die hohen Kriminalitätsraten im Umfeld vieler besetzter Häuser schien dieser Lesart oft Recht zu geben, allerdings muss berücksichtigt werden, dass schon die Besetzung zumeist als Hausfriedensbruch (und damit als Straftat) gezählt und die Nutzung von Strom als Diebstahl registriert wurden.[58]

Gewalt und Militanz spielten somit spätestens seit den 1980er Jahren eine wichtige Rolle – nicht nur in den Medien[59], sondern auch in der Selbstwahrnehmung der HausbesetzerInnen. Gewalterfahrungen, anfangs meistens durch harte polizeiliche Räumungen und Auseinandersetzungen bei Demonstrationen ausgelöst, wurden schnell zu einem integralen Bestandteil der Szene.

> »Militanz wurde zur Befreiung, zum Ventil für Wut und Frust, zum maskulinen Stolz, zur gefeierten Überwindung der Ängste. […] Die Überwindung der Angst vor Repres-

56 Vgl. Anders, Freia (2010): Wohnraum, Freiraum, Widerstand. Die Formierung der Autonomen in den Konflikten um Hausbesetzungen Anfang der achtziger Jahre. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 473-498, hier S. 480f.

57 Vgl. Anders 2010, S. 482.

58 Vgl. Reichardt 2014, S. 553-555.

59 Vgl. Amann, Rolf (1985): Der moralische Aufschrei. Presse und abweichendes Verhalten am Beispiel der Hausbesetzungen in Berlin. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.

> sion und Gewalt wurde nicht selten auch als ideologische Auszeichnung betrachtet, denn der Radikalste galt mehr, er war ›überzeugter‹ als der Zögerliche und Abwägende.«[60]

Insbesondere männliche Aktivisten nutzten diese Möglichkeit, um sich als heroische Straßenkämpfer zu inszenieren.

Gewalt war jedoch keineswegs unumstritten in der Hausbesetzerszene: Zum einen entwickelte sich bei aller Staatsverachtung und Militanz doch eine klare Abgrenzung vom Terrorismus. Auch wenn bei Auseinandersetzungen mitunter schwere Verletzungen zumindest in Kauf genommen wurden, so wurden doch gezielte Tötungen von Polizisten einhellig abgelehnt. Zum anderen entstand eine innerlinke, feministische Kritik an dem Gewaltfetisch der männlichen Aktivisten.[61]

In einem Interview Anfang der 1980er Jahre skizzierten AktivistInnen ihr Verhältnis zur Gewalt: Militanz wurde dabei als mehr oder weniger zwangsläufige Entwicklung dargestellt. Demonstrationen seien häufig mit Gewalt aufgelöst worden, TeilnehmerInnen würden so mit der Staatgewalt konfrontiert und müssten sich im Anschluss überlegen, wie sie in Zukunft mit dieser Gefahr umgehen wollten. Entweder demonstrierte man nicht weiter – oder man war bereit, den nächsten Schritt zu gehen und selbst militante Mittel einzusetzen. Gleichzeitig wurde diese Entwicklung sehr kritisch gesehen, man wollte nicht in einen solchen Prozess hineingezwungen werden und fürchtete, auf diese Weise schrittweise in den Terrorismus gedrängt zu werden. Wenn man sich für Militanz entschloss, dann sollte dieser Prozess bewusst und reflektiert ablaufen. Auf diese Weise wurde Militanz sowohl als persönlicher Entwicklungsprozess als auch als Lernprozess dargestellt: Es sei klar, dass man anfangs noch zu viel Angst habe, man müsse erst mehr erleben, um eine solche Wut zu entwickeln, dass man selbst militant werde. Die Bewegung akzeptiere dies, gebe jedem diesen Freiraum und nehme die Ängste ernst.[62]

Neben ihrer identitären Wirkung hatte die Militanz eine zweite wichtige Funktion: Sie generierte öffentliche Aufmerksamkeit für die Anliegen der BesetzerInnen. Während friedliche Besetzungen nur selten stark wahrgenommen wurden, brachten gewalttätige Eskalationen häufig einen immensen Anstieg von Interesse mit sich. Dies stärkte die Position der Radikalen innerhalb der Szene. Die durch Gewalt erzielte Aufmerksamkeit entpuppte sich allerdings zumeist als zweischneidiges Schwert, denn die Berichterstattung glich oft einer sensationsheischenden Kriegsberichterstattung. Die Hintergründe und tatsächlichen Ziele der BesetzerInnen spielten dabei nur selten eine Rolle.[63]

Die Polizei und konservative politische Gruppierungen etablierten im Kontext von Besetzungen in der Folge einen Kriminalisierungsdiskurs, der Hausbesetzungen nicht mehr als ein politisches Problem darstellte, das dementsprechend politisch bearbeitet

60 Reichardt 2014, S. 563-565.
61 Vgl. Reichardt 2014, S. 568.
62 Vgl. Aust, Stefan; Rosenbladt, Sabine (1981): Hausbesetzer. Wofür sie kämpfen, wie sie leben und wie sie leben wollen. Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 118-122.
63 Vgl. Reichardt 2014, S. 564f.

und gelöst werden müsste, sondern als Straftat, der polizeilich zu begegnen sei. Dabei wurde nicht nur die strafrechtliche Dimension der Besetzungen betont (also Hausfriedensbruch und gegebenenfalls Diebstahl von Strom und Wasser), sondern auch die Auseinandersetzungen bei Räumungen und Demonstrationen, die zumindest teilweise auch durch ein dezidiert konfrontatives Vorgehen der Polizei provoziert wurden. Außerdem tauchten immer wieder die Vorwürfe auf, dass sich Mitglieder der RAF oder anderer terroristischer Gruppen in den besetzten Häusern aufhalten würden. Die politischen Forderungen der BesetzerInnen, ihre Ziele und die genauen Umstände ihrer Projekte wurden dadurch aus der Diskussion völlig ausgeblendet.[64]

Die BesetzerInnen ihrerseits stellten die Staatsgewalt in den Mittelpunkt ihrer Kritik. Immer wieder wurden die Einsätze der Polizei skandalisiert. Spätestens nachdem im September 1981 bei Auseinandersetzungen zwischen DemonstrantInnen und der Polizei in Berlin der Hausbesetzer Klaus-Jürgen Rattay ums Leben gekommen war, entwickelte sich eine zynische, die PolizistInnen dehumanisierende Haltung in weiten Teilen der Szene. Die »Bullenschweine« wurden zum Feindbild, gewalttätige Gegenwehr erschien so geradezu geboten, zumal dies zur Aufdeckung der »brutalen Staatsgewalt« beitragen könne. Viele BesetzerInnen wähnten sich als Opfer eines protofaschistischen Systems, das seine gewissenlosen Schlägertrupps einsetzte, um Kritik und Widerstand im Keim zu ersticken. Die Behörden sahen sich dagegen durch die Krawalle und die Gewalt unter Handlungszwang gesetzt und forderten ein zunehmend härteres Vorgehen gegen die BesetzerInnen. Spätestens jetzt hatte die Gewalterzählung ihr Muster und ihren Rhythmus gefunden; Gewalt und Gegengewalt legitimierten einander.[65]

3.4 Die Autonomen

Für einen Teil der HausbesetzerInnen entwickelte Militanz eine herausragende Bedeutung, Konfrontationen mit der Staatsmacht wurden nicht nur in Kauf genommen, sondern aktiv gesucht. In den Auseinandersetzungen um besetzte Häuser formierte sich auf diese Weise eine neue Trägergruppe der Proteste, die sich weiter von dem alternativen Milieu der 1970er Jahre entfernte: die Autonomen.[66] Obgleich es signifikante Überschneidungen zwischen HausbesetzerInnen und Autonomen gab: Deckungsgleich waren beide Gruppen nicht. Die Autonomen waren immer nur ein Spektrum unter

64 Vgl. Anders 2010, S. 486-488. Vgl. zu dieser Entwicklung exemplarisch auch die Diskussionen um die Besetzungen in der Hamburger Hafenstraße in Abschnitt 3.5.1.

65 Vgl. Anders 2010, S. 489-491.

66 Vgl. Anders 2010. Vgl. zu den Autonomen außerdem Haunss, Sebastian (2004): Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften; Schultze, Thomas; Gross, Almut (1997): Die Autonomen. Ursprünge, Entwicklung und Profil der Autonomen. Hamburg: Konkret Literatur; Schwarzmeier, Jan (2001): Die Autonomen zwischen Subkultur und sozialer Bewegung. Norderstedt: Books on Demand sowie Flesher Fominaya, Cristina (2015): Autonomous Social Movements and the Paradox of Anti-identitarian Collective Identity. In: Aidan McGarry und James M. Jasper (Hg.): The Identity Dilemma. Social Movements and Collective Identity. Philadelphia: Temple University Press, S. 65-84.

vielen in der Hausbesetzerszene, gleichzeitig waren Hausbesetzungen nicht das einzige Themenfeld, in dem Autonome aktiv wurden. Unter anderem bei Demonstrationen gegen Atomkraft, Aktionen gegen den Bau der Startbahn West in Frankfurt und der Kampagne gegen den IWF Kongress in Berlin 1988 brachten sich Autonome ein. In den 1990er Jahren engagierten sich viele autonome Gruppen insbesondere in antifaschistischen Initiativen, spätestens seit der Ministerkonferenz der Wirtschafts- und Handelsminister der WTO in Seattle 1999 und dem G8-Gipfel in Genua 2001 ist außerdem auch die Globalisierungskritik ein wichtiges Handlungsfeld der Autonomen.[67]

Dennoch hatten Hausbesetzungen und Autonome eine besonders enge wechselseitige Beziehung zueinander: Die besetzten Häuser trugen als konkrete Räume, in denen man sich treffen und organisieren konnte, zur Bildung einer subkulturellen autonomen Szene bei. Diese Szene war wiederum gleichzeitig ein wichtiges Mobilisierungsreservoir für die BesetzerInnen. Die Autonomen schätzten die Freiräume in den besetzten Häusern, weil hier eine andere Lebensweise erprobt und die Revolutionierung der eigenen Lebensverhältnisse konkret begonnen werden konnte.[68] Gleichzeitig waren die Häuser für Autonome aber auch ein wichtiger Ausgangspunkt für weitergehende soziale Kämpfe. Dies und ihre Ablehnung von Kooperationen mit dem Staat, die sie zu einer fundamentalen Kritik an Legalisierungsbemühungen und Verhandlungen führte, brachten den Autonomen häufig den Vorwurf ein, dass ihnen der Kampf wichtiger sei als eine freie, selbstbestimmte und alternative Lebensweise.[69]

War die Bezeichnung »autonom« anfangs noch von organisierten K-Gruppen mit abwertender Intention verwendet worden, eigneten sich die so kritisierten Gruppen den Begriff ab Anfang der 1980er Jahre als Selbstbezeichnung an. Charakteristisch für die autonomen Gruppen waren insbesondere die Ablehnung von festen Organisationsstrukturen und damit die Abgrenzung von den dogmatischen kommunistischen Gruppen dieser Zeit. Darüber hinaus lehnten sie die sogenannte Stellvertreterpolitik ab und propagierten eine Politik der ersten Person. Man wollte sich nicht zum Fürsprecher einer bestimmten minoritären Gruppe machen und deren Interessen vertreten, sondern die eigenen Bedürfnisse sollten das politische Handeln bestimmen. Die persönlichen sozialen Beziehungen (z.B. die Geschlechterverhältnisse) wurden politisiert und dabei der Anspruch formuliert, die geäußerte Kritik auch direkt im eigenen Alltag umzusetzen.[70] In der Politik der ersten Person wurden bestimmte Werte deutlich, die grundlegend für autonome Politikansätze waren, beispielsweise Authentizität, Anti-Autoritarismus und Subjektivismus. Gleichzeitig war es autonom denkenden Menschen dennoch möglich, in gesellschaftliche Konflikte einzugreifen: Durch den ebenfalls zentralen Wert der Solidarität war das Individuum mit der Gesellschaft verbunden. Entscheidend für das Aktivwerden war dann die Erkenntnis, dass es in be-

67 Für einen Überblick über die autonome Geschichte und ihre Themenfelder aus Sicht von Beteiligten vgl. A.G. Grauwacke (2003): Autonome in Bewegung. Aus den ersten 23 Jahren. Berlin: Assoziation A. sowie Geronimo (1992): Feuer und Flamme. Zur Geschichte und Gegenwart der Autonomen: ein Abriss. Berlin: Edition ID-Archiv.

68 Vgl. Haunss 2004, S. 116f.

69 Vgl. Anders 2010, S. 494-497.

70 Vgl. Haunss 2004, S. 115-121.

stimmten Auseinandersetzungen auch um die eigenen Interessen ging.[71] Ein weiterer verbindender Aspekt autonomer Gruppen war die ausgeprägte Nichtakzeptanz aller Formen von Staatlichkeit, die sich insbesondere in der Kritik am staatlichen Gewaltmonopol und der Polizei äußerte.[72]

Militanz war eine weitere zentrale autonome Kategorie. In politischen Auseinandersetzungen mit dem Staat, aber auch mit anderen als feindlich wahrgenommenen Gruppierungen, beispielsweise bei Konfrontationen mit Nazis, wurden auch illegale und gewaltförmige Aktionen als legitim und geboten erachtet. Zum einen wurde Massenmilitanz als wichtige Gegenmacht begriffen, beispielsweise bei Demonstrationen und Straßenschlachten, zum anderen konnte Militanz auch ein individuelles Überzeugungs- und Organisationskonzept sein, z.B. bei klandestinen Sabotageaktionen.[73]

Im Folgenden sollen drei Hausbesetzungen in Hamburg – die Hafenstraße, die Rote Flora und das Gängeviertel – genauer vorgestellt werden. Diese drei Fälle sind besonders zentrale Kristallisationspunkte der undogmatischen Linken in Hamburg, insbesondere die Rote Flora ist nach wie vor ein sogar bundesweiter Bezugspunkt für die linke Szene. Möchte man sich der undogmatischen Linken in der Hansestadt nähern, ist ein Zugang über diese räumliche Verankerung sinnvoll, denn konkrete, physische Räume sind für die Konstitution einer Szene, für die Kommunikation untereinander und damit letztlich auch für das vereinfachte Anstoßen von Lernimpulsen von entscheidender Bedeutung.

In allen drei Fällen handelt es sich außerdem um Besetzungen, die in ihrer ursprünglichen bzw. einer leicht modifizierten Form bis heute bestehen und die somit als erfolgreiche Aktionen gelten können. Somit bekommen die drei Projekte besondere Aufmerksamkeit innerhalb der Szene und könnten so zu besonders wichtigen Lernobjekten werden, an denen sich auch Bewegungen in anderen Städten orientieren. Tatsächlich sind alle drei bundesweit bekannte Projekte, die nicht nur während ihrer Entstehung, sondern auch weit darüber hinaus überregionale Aufmerksamkeit bekommen haben und zu wichtigen Anlauf- und Bezugspunkten der linken Szene geworden sind. Es ist also anzunehmen, dass sie auch für die gesamtdeutsche Szene wichtige Impulse liefern und durch die hervorragende Vernetzung mit Projekten in anderen Städten gleichzeitig Entwicklungen außerhalb Hamburgs aufnehmen und reflektieren.

3.5 Hausbesetzungen in Hamburg

3.5.1 Die Hafenstraße

Die Geschichte von Hausbesetzungen in Hamburg begann, parallel zu den Entwicklungen in anderen bundesdeutschen Städten, bereits in den 1970er Jahren.[74] Allerdings galt

71 Haunss 2004, S. 143-145.

72 Vgl. Anders 2010, S. 492-494.

73 Vgl. Anders 2010, S. 496.

74 Eine (unvollständige) Auflistung der besetzten Objekte findet sich bei Prömmel, Erdmann (2013): Hausbesetzungen in Hamburg. Eine Einleitung. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 23-31.

in Hamburg jahrelang das Prinzip, dass Besetzungen innerhalb der ersten 24 Stunden von der Polizei geräumt werden sollten – auf diese Weise kam die Besetzungsbewegung in der Hansestadt längere Zeit nicht über symbolische und vor allem kurzlebige Aktionen hinaus. Ändern sollte sich dies erst Anfang der 1980er Jahre, als eine Handvoll zum Abriss vorgesehene Häuser in der Hafenstraße im Stadtteil St. Pauli zunächst heimlich und unbemerkt besetzt wurde. Mit der anfänglichen Ruhe sollte es allerdings schnell vorbei sein; innerhalb weniger Jahre wurde die Hafenstraße zu einem Konflikt, der nicht nur die hamburgische Stadtöffentlichkeit in Atem hielt, sondern bundesweite Resonanz provozierte.

Bei all der medialen und öffentlichen und staatlichen Aufmerksamkeit, die sich auf das Wohnprojekt richtete, konnte man beinahe übersehen, dass es sich lediglich um acht Häuser handelte und dass selbst zu Hochzeiten der Auseinandersetzungen nicht mehr als knapp hundert Menschen in ihnen wohnten.[75] Insofern liegt auf der Hand, dass es in den Konflikten, die sich um die Hafenstraße entwickelten, immer um mehr ging als »nur« um die Frage, ob die Häuserzeile abgerissen werden solle oder nicht. Vielmehr wurde hier verhandelt, ob es möglich sei, die Vorstellungen eines alternativen Lebens mitten in einer an kapitalistischer Verwertbarkeit orientierten Stadt notfalls auch gegen das staatliche Gewaltmonopol durchzusetzen.

Anfang der 1980er Jahre wurde der Hamburger Stadtteil St. Pauli von einer Entwicklung erfasst, die man damals als »Umstrukturierung« bezeichnete – heute hat sich der Begriff der Gentrifizierung sowohl in wissenschaftlichen Debatten als auch in der öffentlichen Diskussion durchgesetzt. Im Kern bezeichnen allerdings beide Begriffe dasselbe Phänomen: eine Aufwertung von Stadtquartieren und die damit zumeist verbundene Verdrängung der angestammten Bevölkerungsschichten. St. Pauli war zu diesem Zeitpunkt ein Brennpunkt der Umgestaltung der Hamburger Innenstadt, die sich stark auf die Gebiete in Hafennähe konzentrierte. Einerseits sollte der relativ heruntergekommene Altbaubestand saniert werden, andererseits erhoffte man sich durch eine Aufwertung des Hafens auch, eine repräsentative Visitenkarte Hamburgs als ›Tor zur Welt‹ zu schaffen – ein Plan übrigens, der schon im Dritten Reich diskutiert worden war.[76] Konkret äußerte sich das Vorhaben u.a. in der Umgestaltung des Fischmarktes, des Elbufers und der Elbuferstraße zu einer Flaniermeile. Auch die Hafenrandstraße sollte neugestaltet werden, an der Stelle der sanierungsbedürftigen Altbauhäuser sollte

75 In dem Sammelband von Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo erinnern sich einige (ehemalige) BewohnerInnen an die Anfangsjahre der Hafenstraße, vgl. dazu Annette (2013): Was hält mich hier bloß? In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 185-188 und Uwe (2013): Musik in der Hafenstrasse – wie alles anfing. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 229-241.

76 Vgl. Herrmann, Michael (1987): »Hafenstrasse«. Chronik und Analysen eines Konflikts. Hamburg: Verlag am Galgenberg u.a. sowie Grolle, Joist (2005): Der Hamburger Hafenstraßenkonflikt und der Geisterkrieg um die Vergangenheit. In: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* (91), S. 133-158.

ein Bürokomplex entstehen, der ursprünglich für die Firma Tchibo, später dann für das Verlagshaus Gruner + Jahr vorgesehen war.[77]

Insbesondere aufgrund der massiven Ablehnung durch die Anwohnerschaft entschieden sich aber schließlich beide Firmen gegen eine Ansiedlung am Hafen. Die Folge dieser Entscheidungen war eine völlig unübersichtliche Situation: Da die Stadt von einem Abriss der Häuser ausgegangen war, hatte sie die Häuser (die sich im Besitz der Wohnungsbaugesellschaft SAGA befanden) bereits nach und nach weitgehend entmietet und verfallen lassen. Als sich die Verhandlungen immer weiter verzögerten, war allerdings begonnen worden, die Objekte teilweise wieder nutzen zu lassen. Beispielsweise wurden einzelne Wohnungen über das Studentenwerk an Studierende vermietet, wobei stets auf möglichst kurze Laufzeiten der Verträge und kurze Kündigungsfristen geachtet wurde. Nach dem Scheitern der Verhandlungen war die Situation an der Hafenstraße daher doppelt unsicher: Einerseits hatte die Stadt Hamburg nun kein Konzept mehr, wie sie die Häuserzeile zukünftig nutzen wollte; andererseits war die gegenwärtige Nutzung der Häuser kaum noch überschaubar. Durch eine wilde Mischung von regulären AltmieterInnen, legaler Nutzung und offizieller Unbewohnbarkeit hatte die SAGA den Überblick verloren, welche Wohnungen von wem auf welche Art genutzt wurden. So erklärt sich, dass die schleichende Besetzung von leerstehenden Wohnungen zunächst völlig unbemerkt blieb. Als die BesetzerInnen ihr Vorgehen am 02. März 1982 schließlich selbst publik machten, führte diese Gemengelage zu einem unerwarteten Novum: Die Besetzungen wurden vorläufig toleriert, die BesetzerInnen als vorübergehende WohnungsnutzerInnen akzeptiert. Über die Zukunft der Hafenstraße begannen allerdings sofort kontroverse Diskussionen: Eine Nutzung als Wohnraum wollte die Stadt nur für fünf der acht Häuser in Erwägung ziehen, drei Häuser (wegen der auf »sechs« endenden Hausnummern oft als »6er-Häuser« bezeichnet) sollten aufgrund ihrer angeblichen Unbewohnbarkeit abgerissen und durch neue Mietshäuser ersetzt werden.[78]

Umstritten blieb die Hafenstraße trotz ihrer Tolerierung, denn schon seit Bekanntwerden der Besetzung wurden Stimmen laut, die die Hafenstraße als ein Thema der inneren Sicherheit behandeln wollten: Einerseits wurde die Illegalität der Besetzung beklagt, andererseits wurde den BewohnerInnen ein immenses Gewaltpotenzial zugeschrieben.[79] Spätestens als in der Nacht vom 26. auf den 27. September 1982 zwei Bewohner der Hafenstraße bei einer Kontrolle mit Molotowcocktails im Kofferraum angehalten wurden, verschob sich die Wahrnehmung der BesetzerInnen auch in der

77 Vgl. Lehne, Werner (1994): Der Konflikt um die Hafenstraße. Kriminalitätsdiskurse im Kontext symbolischer Politik. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 67f.

78 Vgl. zur Entwicklung der Hafenstraße auch Prömmel, Erdmann (2013): »Hamburgs größtes Problem« oder wer war Hermann Nyenkerken? In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 189-207, hier S. 194-203 sowie Borgstede, Simone (2013): Der Kampf um das Gemeinsame: St. Pauli Hafenstraße. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 105-157.

79 Vgl. Küllmer, Hella (2013): Zusammen leben, zusammen kämpfen. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 75-89, hier S. 79f.

Medienberichterstattung deutlich: Nun war nicht mehr von »studentischen Wohngemeinschaften« die Rede, sondern von »Linksradikalen und Anarchos«.[80] Ebenfalls wurde kritisiert, dass die BesetzerInnen nun Wohnungen in bester Lage mietfrei bewohnen dürften, und sie wurden als »Schmarotzer« bezeichnet.[81] Auch diese Vorwürfe angeblicher Privilegien, die Neid und Missgunst schürten, sollten im weiteren Verlauf des Konflikts immer wieder aufgegriffen werden.[82]

Anfangs wurde über die Hafenstraße dennoch zumeist in einem sanierungs- und wohnungsbaupolitischen Kontext debattiert, drängende Fragen waren die oft als bürgerfeindlich wahrgenommene Umstrukturierung der innenstädtischen Quartiere, das Verschwinden von bezahlbarem Wohnraum und die Verdrängung der angestammten Bevölkerungsschichten. Die parallele Diskussion über die Hafenstraße als Kriminalitätsphänomen konnte zunächst nicht viel Aufmerksamkeit erzeugen.

Zunächst konnten die BesetzerInnen Ende 1983 auf drei Jahre befristete Einzelmietverträge abschließen. Als Gegenleistung für die stark herabgesetzten Mieten verpflichteten sie sich, Renovierungsarbeiten selbst zu erbringen, zum Teil sogar auf eigene Kosten. In den folgenden Jahren sollte dieser Punkt immer wieder zu Eskalationen führen, sei es, weil es Unstimmigkeiten über die eigentlich in Aussicht gestellten Finanzierungshilfen der Stadt gab, oder sei es, weil die Begutachtungen der Fortschritte durch die Behörden zu Streit führten. Häufig wurde den städtischen Angestellten der Zutritt zu den Häusern verwehrt, weil die BewohnerInnen vermuteten, dass man ohnehin nur die bereits beschlossene Unbewohnbarkeit der Häuser offiziell bestätigen wollte. Neben den versuchten Begehungen der Häuser entwickelten sich die Teilräumungen einzelner Wohnungen zu wichtigen Konfliktanlässen.[83] Dabei kam es mehrfach zu gewalttätigen Konfrontationen zwischen der Polizei und den BewohnerInnen sowie UnterstützerInnen.

Zwischen 1984 und 1986 wurde immer wieder intensiv über eine mögliche Räumung diskutiert, gleichzeitig gewann der Diskursstrang über die Hafenstraße als rechtsfreier Raum zunehmend an Bedeutung. Der SPD-geführten Regierung in Hamburg wurde von der Opposition Untätigkeit und Inkompetenz vorgeworfen. Die Polizei sei nicht mehr in der Lage, für Recht und Ordnung in der Stadt zu sorgen, weil immer wieder Straftaten aus den Häusern heraus verübt würden und nicht konsequent verfolgt werden könnten, da man eine gewalttätige Eskalation befürchte und diese verhindern wolle.

Die sogenannte Blitzlichtaffäre[84] im August 1985 war in vielerlei Hinsicht ein typisches Beispiel für die Dynamik des damaligen Konfliktverlaufes: Nachdem ein Streifenwagen durch ein Blitzlicht aus einem Haus der Hafenstraße heraus geblendet worden war, versuchten die Beamten, die Personalien der Fotografen festzustellen. Der Einsatz eskalierte innerhalb weniger Minuten, wobei zeitgenössische BeobachterInnen

80 Vgl. Lehne 1994, S. 89f.
81 Vgl. ebd.
82 Vgl. Lehne 1994, S. 87-89.
83 Vgl. Lehne 1994, S. 105-112.
84 Vgl. Herrmann 1987, S. 61-75.

aus dem linken Spektrum vermuteten, dass der ausufernde Polizeieinsatz bereits von langer Hand vorbereitet worden sein musste.[85]

1985 kam mit dem Vorwurf, dass BewohnerInnen der Hafenstraße engen Kontakt zur RAF pflegen würden, ein weiterer Strang des Kriminalitätsdiskurses hinzu. Die BewohnerInnen wurden so in den Kontext des Linksterrorismus eingeordnet, was die SPD-Regierung unter zusätzlichen Handlungsdruck setzte. Tatsächlich bildete sich im Laufe des Jahres auch bei den Sozialdemokraten der Eindruck heraus, dass die Hafenstraße in erster Linie ein Kriminalitätsproblem sei. Eine schnelle Räumung wurde daher auch für die SPD attraktiv, anders als die CDU betonte sie aber die rechtsstaatlichen Grenzen eines solchen Vorhabens: Nur weil man einigen BewohnerInnen Straftaten vorwerfe oder sogar nachweisen könne, rechtfertige dies nicht automatisch eine Kündigung der Wohnung. Auch anderen StraftäterInnen würde man ja nicht automatisch das Recht verweigern, eine bestimmte Wohnung nutzen zu dürfen. Für die SPD blieben die strafrechtlich relevanten Vorfälle im Kontext der Hafenstraße ein in erster Linie polizeilich lösbares Problem, das kein besonderes Eingreifen des Senats erforderte.

Im Laufe des Jahres 1986 verschärfte die SPD allerdings die eigene Linie in Bezug auf die Hafenstraße: Bausenator Eugen Wagner kündigte beispielsweise im hamburgischen Wahlkampf an, die 6er-Häuser nach dem Auslaufen der Mietverträge Anfang 1987 abreißen zu wollen. Innensenator Alfons Pawelczyk wollte ebenfalls Stärke beweisen und veranlasste daher größere Polizeiaktionen und Teilräumungen. Auch hier folgte die Konfliktdynamik einem einfachen Muster: Ein größerer Polizeieinsatz führte zu heftiger Gegenwehr der BewohnerInnen, der Einsatz eskalierte, woraufhin ein noch härteres Vorgehen gegen die Hafenstraße gefordert wurde.

Gegen Ende des Jahres 1986 etablierte sich jedoch eine neue Sichtweise auf die Hafenstraße: Nun wurde das Wohnprojekt als schützenswertes Modell alternativen Lebens dargestellt. An dieser Umdeutung beteiligten sich u.a. linke politische Parteien wie die GAL, die Jusos und linke Teile der Sozialdemokratie (beispielsweise die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Juristen), aber auch zivilgesellschaftliche Akteure wie die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft oder die Kirchengemeinde St. Pauli Süd.[86] Öffentlich stark wahrgenommen wurde auch ein Aufruf verschiedener Prominenter, den beispielsweise Erich Fried, Alexander Kluge, Wolf Biermann und Dorothee Sölle unterzeichneten. Insbesondere die *taz* sorgte für eine mediale Verbreitung dieser Sichtweise.[87] Der Konflikt wurde so zu einer Auseinandersetzung zwischen einem bevormundenden und normierenden Staat und den nach Freiheit strebenden BewohnerInnen. Reaktionen der Polizei wurden in dieser Lesart von einer notwendigen Antwort auf kriminelle Devianz zu einem Zeichen verfehlter Politik, die selbst eine Eskalation der Ereignisse provoziere.[88] Flankiert wurde diese Sichtweise durch einen Diskurs,

85 Vgl. Herrmann 1987, S. 61-75.

86 Vgl. Lehne 1994, S. 120-123. Vgl. zu den unterschiedlichen UnterstützerInnen-Gruppen auch Prömmel 2013, S. 192f.

87 Vgl. dazu Lehne 1994, S. 126.

88 Vgl. zu dieser Lesart beispielhaft den Minderheitenbericht im Bericht des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses, wo u.a. von »zahlreichen Behördenschikanen«, »sittenwidrigen Mietverträgen« oder »staatlicher Willkür« zu lesen ist. Der Senat habe versucht, »mit Gewaltmaß-

der insbesondere die Herstellung des inneren Friedens in der Stadt in das Zentrum des öffentlichen Interesses rückte: Die Regierung war in dieser Lesart gefordert, alle möglichen Maßnahmen zu ergreifen, um den Konflikt möglichst schnell zu befrieden; so wurde eine polizeiliche Lösung des Problems wieder durch eine politische Auseinandersetzung ergänzt.[89] Eine solch kritische Sichtweise auf das staatliche Handeln wurde von immer mehr politischen Akteuren formuliert, so waren nicht mehr nur die *taz* und linke Gruppierungen Träger des Solidarisierungsdiskurses, sondern auch einige Kirchengemeinden, Gewerkschaften und sogar die Jusos und der linkere Flügel der SPD.

Auch die immer wieder aufkommenden Warnungen vor einem drohenden »Bürgerkrieg«, der im Falle einer Räumung zu erwarten sei, verschoben den Diskurs in eine staatskritischere Richtung. Insbesondere (hohe) Kirchenvertreter setzten sich für eine friedliche Lösung des Konflikts ein und warnten wiederholt davor, die Gewalt eskalieren zu lassen.[90] Im Falle von Bürgerkriegen funktioniert die Darstellung des Handelns einer Seite als kriminelles Verhalten nicht mehr. Stattdessen stehen sich üblicherweise zwei divergierende gesellschaftliche Lager gegenüber. Vom Staat wird in solchen Fällen nicht erwartet, den Krieg zu gewinnen, sondern ihn, wenn irgend möglich, zu verhindern. Der Ausbruch eines Bürgerkrieges wäre also immer ein Zeichen staatlichen Versagens, die friedliche Beilegung des Konflikts würde auf diese Weise zu einer Handlungsoption, die nicht als Niederlage anzusehen wäre, sondern auf positive öffentliche Resonanz stoßen würde.[91]

Nachdem die Sozialdemokraten bei der Bürgerschaftswahl 1986 ihre absolute Mehrheit verloren hatten und die FDP als möglicher sozialliberaler Koalitionspartner an der Fünf-Prozent-Hürde gescheitert war, mäßigte die SPD ihren Ton gegenüber der Hafenstraße wieder spürbar. Eine Räumung vor Ende der Mietverträge wurde ausgeschlossen, immer wieder wurden Bemühungen gestartet, eine friedliche Lösung des Konflikts vorzubereiten. Auf diese Weise sollte auch eine wichtige Hürde auf dem Weg zu Koalitionsverhandlungen mit der GAL genommen werden. In der öffentlichen Diskussion wurden die Pole ›Recht vs. Unrecht‹, die die Debatte längere Zeit geprägt hatten, immer häufiger von den Polen ›Frieden vs. Unfrieden‹ bzw. ›gewaltfreie Lösung vs. Gewalt‹ überlagert. Die Frage lautete mit Blick auf die auslaufenden Mietverträge, ob es beiden Seiten gelingen würde, einen friedlichen Kompromiss auszuhandeln, oder ob die Situation vollends eskalieren würde.[92]

Das Jahr 1987 markierte den vorläufigen Höhepunkt der Auseinandersetzung[93], gipfelte aber schließlich in einer Befriedung der Situation, was je nach Standpunkt wahlweise als »Wunder von Hamburg« oder Zurückweichen des Staates vor der Gewalt der

---

nahmen ein soziales und politisches Problem im wahrsten Sinne des Wortes zu erschlagen und aus der Realität der Stadt zu eliminieren«. Parlamentarischer Untersuchungsausschuß Hafenstraße (1988): Bericht des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses Hafenstraße (Drucksache 13/2799). Hamburg, S. 124. Vgl. außerdem Lehne 1994, S. 70-72.

89 Vgl. Lehne 1994, S. 120-123.

90 Vgl. Lehne 1994, S. 129-131.

91 Vgl. Lehne 1994, S. 245f.

92 Vgl. Lehne 1994, S. 129-131.

93 Vgl. auch die Erinnerungen einer ehemaligen Bewohnerin an dieses Jahr: Stutzmann, Susanne (2013): 1987. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 163-167.

Straße bewertet wurde.[94] Nach dem Auslaufen der Mietverträge war eine Räumung zu einer allgegenwärtigen Option geworden, die angesichts des Scheiterns von Verhandlungen über die zukünftige Nutzung der Häuser kurz bevorzustehen schien. Ein Vermittlerkreis, bestehend u.a. aus dem ehemaligen GAL-Bürgerschaftsabgeordneten Michael Herrmann, dem Pastor Christian Arndt und dem Hamburger Mäzen Jan Philipp Reemtsma, hatte zwar die Idee einer Privatisierung der Häuser entwickelt – und im Mai stand mit Reemtsma selbst auch ein potenzieller Käufer zur Verfügung –, allerdings verzögerten sich die Verhandlungen durch die erneute Bürgerschaftswahl im Mai 1987, bei der der FDP der Wiedereinzug glückte und so eine sozialliberale Koalition möglich wurde. Reemtsma zog sein Angebot schließlich Anfang Juli entnervt zurück, eine Privatisierung des Konflikts war somit keine Option mehr.[95]

Nach einem bereits deutlich angespannten Sommer spitzte sich die Lage im Herbst des Jahres 1987 abermals zu. Im Oktober beschloss der Senat einen Vertragsentwurf, der zwar eine weitere Nutzung der Häuser ermöglichte, aber von den BewohnerInnen als »Knebelvertrag« abgelehnt wurde. Kritisiert wurden insbesondere ein Ultimatum zum Abbau von Befestigungen wie Stahltüren und Pollern, die im Laufe des Jahres aus Angst vor einer Räumung errichtet worden waren, und ein Sonderkündigungsrecht, falls Straftaten aus den Häusern heraus verübt würden. Als Ende Oktober das Ultimatum zum Abbau der Befestigungen auslief, bereiteten sich die BewohnerInnen und eine größere Zahl von UnterstützerInnen durch den Bau von Barrikaden auf die Verteidigung der Häuser und mögliche Auseinandersetzungen mit der Polizei vor.

Die äußerst angespannte Lage konnte erst durch den persönlichen Einsatz des Hamburger Bürgermeisters Klaus von Dohnanyi entschärft werden. Da sich die BewohnerInnen weigerten, die Barrikaden bereits vor dem Abschluss des Vertrags abzubauen, verpfändete er sein Amt als Garantie, dass die Stadt sich auch danach an die Abmachung halten werde. Tatsächlich entschlossen sich die BewohnerInnen nach langen kontroversen Diskussionen letztendlich dazu, die Barrikaden aufzulösen. Damit war der Weg zu einer friedlichen Lösung des Konflikts frei. Im November 1987 wurde schließlich ein Pachtvertrag mit dem neu gegründeten Verein Hafenstraße abgeschlossen, der wiederum die Wohnungen an die einzelnen BewohnerInnen untervermietete. Doch auch der Sichtweise auf die Hafenstraße als Kriminalitätsphänomen wurde Rechnung getragen, weshalb sich u.a. eine Klausel im Pachtvertrag fand, die eine außerordentliche Kündigung ermöglichte, wenn aus den Häusern heraus Straftaten begangen würden.[96]

Der Pachtvertrag führte in den Folgejahren zunächst zu einer deutlichen Entspannung und Beruhigung der Situation, auch wenn es sporadisch immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen Polizei und linken AktivistInnen im Umfeld der Hafenstraße kam. 1990 führten diese Vorfälle allerdings zu Abmahnungen und schließlich zur Kündigung des Pachtvertrages. Mehrere Jahre wurde der Fall vor Gericht verhandelt, weil

94 Vgl. Schubert, Dirk (1990): Gretchenfrage Hafenstraße. Wohngruppenprojekte in Hamburg. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 3 (4), S. 35-43, hier S. 40f. Zur Rezeption der Lösung des Konflikts vgl. außerdem Lehne 1994, S. 138.

95 Vgl. Herrmann 1987, S. 228-230.

96 Vgl. den Pachtvertrag, abgedruckt in: Parlamentarischer Untersuchungsausschuß Hafenstraße 1988, S. XLVII–LII.

beispielsweise unklar war, ob die UntermieterInnen besondere Schutzrechte geltend machen konnten. 1993 wurde die Kündigung schließlich rechtmäßig; ein Jahr später bot allerdings der Bürgermeister Voscherau an, auf eine Räumung der Häuser zu verzichten, wenn dafür die geplante Bebauung eines Nachbargrundstücks akzeptiert würde. Nach dieser Abmachung wurden die Häuser 1995 von der Stadt an die Genossenschaft »Alternativen am Elbufer« verkauft, womit der Konflikt endgültig entstaatlicht wurde.

Strukturierend für die Diskussionen um die Hafenstraße war insbesondere der Kriminalitätsvorwurf – die Angst vor der Entstehung von »rechtsfreien Räumen«, vor denen insbesondere die CDU beharrlich warnte, und der Wunsch, als Staat Handlungsfähigkeit und Stärke zu beweisen, waren maßgeblich bedingt durch die (unterstellte) Kriminalität der BesetzerInnen. Insofern lohnt es sich, noch einmal genauer auf den Themenkomplex Kriminalität und Gewalt zu schauen. War die Hafenstraße tatsächlich ein Ausgangspunkt von Straftaten und linksradikaler Gewalt?[97]

Um diese Frage zu beantworten, müssen vor allem die Dynamik der Berichterstattung über die Hafenstraße sowie das Verhalten der einzelnen Akteure im Konflikt berücksichtigt werden. Denn auch wenn unstrittig ist, dass die BewohnerInnen der Hafenstraße gegen Gesetze verstießen, hing die Art und Weise, wie darüber gedacht und geredet wurde, welches Ausmaß der Bedrohung man fürchtete und welche Bedeutung man den Vorfällen beimaß, ganz entscheidend von einer Reihe weiterer Faktoren ab. Zunächst muss der besonders scharfe Blick, den die Polizei auf die Hafenstraße richtete, erwähnt werden. Die vermehrte Streifentätigkeit und die intensive Beobachtung der Häuser führten automatisch zu einer vermehrten Wahrnehmung von Kriminalität – beispielsweise bei Drogendelikten, die normalerweise häufig übersehen werden. Dazu kam eine besonders aktive Pressepolitik in Bezug auf die Hafenstraße, sodass auch die Medien gerne und häufig über die Kriminalität im Umfeld der Häuser berichteten.

Hinzu kommt die konstruktivistische Dimension von Kriminalität: Wenn bei Wohnungsdurchsuchungen beispielsweise Drähte und ein Feuerlöscher sichergestellt werden, wäre dies in den meisten Fällen wohl kein besonderes Verdachtsmoment. Anders in der Hafenstraße, wo die Polizei in solchen Gegenständen Baumaterial für Molotowcocktails erkannte.[98] Auch die Zuordnung von Straftaten im Umfeld der Häuser zu den BewohnerInnen war nicht immer eindeutig. Selbst in Fällen, in denen sich TäterInnen auf der Flucht in die Häuser zurückzogen, muss dies nicht automatisch heißen, dass es sich tatsächlich um BewohnerInnen handelte.[99] Es wird also deutlich, dass die scheinbar höhere Kriminalitätsrate in der Hafenstraße nicht so eindeutig war, wie es manchmal schien.

Anders verhält es sich auf den ersten Blick bei den Konfrontationen zwischen BewohnerInnen, UnterstützerInnen und der Polizei im Zuge von Hausbegehungen, Teilräumungen oder Demonstrationen. Regelmäßig wurde die Hafenstraße offenkundig

97 Einen Überblick über Straftaten findet sich im Parlamentarischen Untersuchungsbericht zur Hafenstraße von 1988, vgl. Parlamentarischer Untersuchungsausschuß Hafenstraße 1988, hier S. 46-48.

98 Vgl. Lehne 1994, S. 89-94.

99 Vgl. Lehne 1994, S. 139-141.

zu einem Ort, von dem Unruhe und Gewalt gegen PolizistInnen ausging.[100] Doch auch in diesem Kontext lohnt ein genauerer Blick auf die Eskalationsdynamiken. In den meisten Fällen eskalierten polizeiliche Großeinsätze, bei denen beispielsweise staatliche Zwangsmaßnahmen durchgesetzt werden sollten oder bestimmten unerwünschten Personen Zugang zu den Wohnungen verschafft wurde. Meistens handelte es sich dabei um GutachterInnen der Stadt, die den Fortschritt der Sanierungen beurteilen sollten und denen von den BewohnerInnen Parteilichkeit vorgeworfen wurde. Oft konnten solche Begehungen nur mit massiver polizeilicher Begleitung durchgeführt werden. Der Staat setzte in diesen Fällen zur Durchsetzung seiner Interessen auf Zwangsmittel und Gewalt, was häufig zu Gegengewalt der BewohnerInnen führte. Allerdings müssen sich in einer solchen Konstellation beide Konfliktpartner aktiv dazu entscheiden, den Konflikt auf einer gewaltsamen Ebene auszutragen. Auch der Staat hatte bei der Wahl seiner Mittel die Möglichkeit, auf Deeskalation zu setzen. Wenn er sich dazu entschloss, Zwangsmittel einzusetzen, tat er dies im Bewusstsein, damit möglicherweise eine weitergehende Eskalation auszulösen.

Dieser Umstand war den staatlichen Stellen bewusst: Mehrfach wurde auf bestimmte Maßnahmen verzichtet, um den Konflikt nicht weiter anzuheizen. So ließ sich die Stadt teilweise auf die Benennung eigener GutachterInnen durch die BewohnerInnen ein, anstatt die Begehung gewaltsam zu erzwingen. In anderen Fällen vermieden die BewohnerInnen eine weitergehende Eskalation, indem sie ihre Wohnungen vor einer geplanten Begutachtung verließen.[101] In anderen Fällen war dies aber eindeutig nicht der Fall, im Gegenteil: In einigen Situationen wirkten die polizeilichen Einsätze politisch motiviert (teilweise wurde Teilräumungen im Nachhinein gerichtlich für unzulässig erklärt) und eine Eskalation der Ereignisse wurde bereitwillig in Kauf genommen oder sogar provoziert.[102] So wurde beispielsweise häufig von unnötiger Brutalität der PolizistInnen bei Wohnungsbegehungen und Räumungen berichtet, in deren Zuge gezielt persönliche Gegenstände der BewohnerInnen zerstört oder Räume durch Pfefferspray kurzfristig unbewohnbar gemacht wurden.[103] Gleichzeitig fanden immer wieder durchaus einvernehmlich durchgeführte Begehungen statt, bei denen beispielsweise ein eigener Gutachter der BewohnerInnen anwesend war und die in der Folge völlig gewaltfrei abliefen. Auch der Staat hatte also einen offensichtlichen Entscheidungsspielraum, den er in etlichen Fällen jedoch für ein konfrontatives Vorgehen und eine mögliche Eskalation nutzte.[104]

---

100 Insbesondere das Jahr 1986 war durch solche Konflikte im Anschluss an polizeiliche Großeinsätze geprägt: Allein im August 1986 wurden sechs staatliche Maßnahmen (wie Teilräumungen oder Hausbegehungen) polizeilich durchgesetzt, teilweise führten diese Einsätze zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Vgl. dazu auch Herrmann 1987, S. 194-199.

101 Vgl. Lehne 1994, S. 146-148.

102 Vgl. Lehne 1994, S. 143-148. Vgl. dazu auch die Ergebnisse des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses: Parlamentarischer Untersuchungsausschuß Hafenstraße 1988.

103 Insbesondere einige Räumungen im Oktober 1986, bei denen Einrichtungsgegenstände von der Polizei zerstört und entsorgt wurden, erfuhren breitere Aufmerksamkeit u.a. weil der GAL-Abgeordnete Herrmann bei der Räumung anwesend war und die Polizei danach für ihr hartes Vorgehen öffentlich kritisierte. Vgl. Lehne 1994, S. 120f.

104 Vgl. Lehne 1994, S. 143-147.

Mit dieser Einordnung der Kriminalität und der Gewalt im Umfeld der Hafenstraße steht die Frage nach der Funktion der Kriminalisierung im Raum. Was waren die Konsequenzen, wenn die Hafenstraße als rechtsfreier Raum, als Bedrohung für die öffentliche Sicherheit und Ordnung dargestellt wurde? Durch die überwiegende Rahmung der Hafenstraße als Kriminalitätsphänomen in den Massenmedien (mit Ausnahme der *taz*[105]) wurden die BewohnerInnen zunächst auf ihre Eigenschaft als StraftäterInnen reduziert. Dies ermöglichte weitergehend, ihre politischen Forderungen und Anliegen aus der öffentlichen Diskussion auszuklammern. StraftäterInnen gelingt es nur selten, als TrägerInnen legitimer politischer Interessen wahrgenommen zu werden; sie werden stattdessen zumeist als nicht verhandlungsfähig eingestuft. Der Staat muss sich also nicht politisch mit ihnen auseinandersetzen, sondern er ist gefordert, ihnen polizeilich zu begegnen und die BürgerInnen möglichst effizient vor ihnen zu schützen.[106]

Letztlich scheiterte eine solche Entpolitisierung des Konflikts im Falle der Hafenstraße jedoch. Einerseits lag dies an den Bemühungen der BewohnerInnen selbst, die ihr eigenes Handeln immer explizit politisch verstanden – auch da, wo Außenstehende lediglich Straftaten erkennen konnten (z.B. beim Aufbrechen von Autos etc.). Andererseits war es aber insbesondere der Kreis von UnterstützerInnen, die nicht nur die BewohnerInnen als TrägerInnen legitimer politischer Forderungen anerkannten, sondern die darüber hinaus auch den bereits erwähnten Gegendiskurs etablierten, der die Hafenstraße zu einem Versuchsraum alternativer Lebensführung umdeutete und damit einen ausschließlichen polizeilichen und repressiven Umgang des Staates mit der Besetzung letztlich unmöglich machte.[107] Die Hafenstraße war durch diesen Gegendiskurs nicht mehr eine Besetzung unter vielen, sondern sie wurde zu einem symbolischen Ort von grundsätzlichen Fragen nach der Beziehung von Staat und Gesellschaft. Nicht mehr das konkrete Handeln der BewohnerInnen stand nun im Fokus, sondern die Frage danach, ob der Staat alternative Formen des Zusammenlebens tolerieren kann oder bekämpfen muss. Diese Abstrahierung des Konflikts verbreiterte auch das Unterstützungspotenzial der BesetzerInnen enorm, weil es auf diese Weise möglich wurde, sich in den Konflikt einzumischen und Position für die Hafenstraße zu ergreifen, ohne sich im Einzelnen mit allen Positionen der BesetzerInnen solidarisieren zu müssen.[108]

Die Repolitisierung des Konflikts führte schließlich dazu, dass die Hafenstraße wieder zu einem Gegenstand politischer Diskussionen wurde und der Konflikt letztendlich bis auf Weiteres friedlich gelöst werden konnte. Allerdings – und auch das zeigt das Beispiel Hafenstraße – bedeutete das nicht automatisch, dass die Forderungen der BewohnerInnen langfristig Gehör fanden oder eine erneute Kriminalisierung ausgeschlossen wäre.[109]

---

105 Allerdings war das Verhältnis zwischen *taz* und Hafenstraße nicht ohne Brüche. So druckte die *taz* 1985 ein Interview mit dem Hamburger Verfassungsschutzpräsidenten Lochte ab, das von BewohnerInnen und UnterstützerInnen als Entsolidarisierung und Vorbereitung einer Räumung interpretiert wurde. Als direkte Reaktion wurden die Redaktionsräume der *taz* von AktivistInnen besetzt und teilweise verwüstet. Vgl. dazu Küllmer 2013, S. 87.

106 Vgl. Lehne 1994, S. 247-257.

107 Vgl. Lehne 1994, S. 242-244.

108 Vgl. Lehne 1994, S. 153.

109 Vgl. Lehne 1994, S. 246.

3.5.2 Die Rote Flora

Parallel zur allmählichen Befriedung der Hafenstraße, die die Hamburger Öffentlichkeit über Jahre in Atem hielt, entwickelte sich nur wenige Kilometer entfernt im sogenannten Schanzenviertel ein weiterer Brennpunkt sicherheitspolitischer Bedenken – die Rote Flora.

Bereits 1987 war der Plan entstanden, das leerstehende historische Flora-Theater im Schanzenviertel zu einem großen Musical-Theater umzubauen – das »Phantom der Oper« sollte regelmäßig ca. 2.000 ZuschauerInnen anlocken und das kulturelle Profil der Hansestadt weiter schärfen. Im Januar 1988 einigte sich die Stadt mit dem Investor Friedrich Kurz über die Details des Millionenprojekts, der Umbau sollte zügig vorangehen, sodass die Eröffnung des Theaters bereits für Mai 1989 vorgesehen war. Allerdings wuchs im Schanzenviertel selbst der Frust über diese Entscheidung. Viele BürgerInnen vor Ort fühlten sich vor vollendete Tatsachen gestellt: Bis zu einer Bürgeranhörung im März 1988 waren Informationen zu den Plänen ausschließlich über die Zeitungen verbreitet worden, eine Konsultation oder gar Einbindung der AnwohnerInnen war bis dahin nicht vorgesehen gewesen. Zahlreiche BewohnerInnen des Viertels waren besorgt über die Entwicklung ihres Quartiers und standen daher einer solch umfangreichen Investition äußerst skeptisch gegenüber. Man fürchtete einerseits eine weitergehende Aufwertung der Umgebung und somit steigende Mieten und die Verdrängung der aktuellen Einwohnerschaft, andererseits die Horden von TouristInnen, die durch das Viertel streifen und dadurch massive Verkehrs- und Parkplatzprobleme verursachen würden.[110]

Bereits im Januar 1988 hatte sich die sogenannte Flora-Gruppe gegründet, die sich gegen einen Umbau des Theaters einsetzte. Dabei wurde das Projekt zwar in einen größeren Zusammenhang mit langfristigen Umstrukturierungen in der Stadt gestellt, gleichzeitig zeigte sich aber auch eine starke Fixierung auf das Schanzenviertel, das in stark idealisierter, beinahe schon folkloristischer Form präsentiert wurde. Das Quartier wurde als eine der letzten Inseln der Harmonie und Freiheit in einer wahnsinnig gewordenen Stadt dargestellt; konsequenterweise arbeitete die Gruppe mit Mustern einer Bedrohung durch das Fremde von außen und weckte dadurch die Assoziation einer drohenden Okkupation des alternativen Viertels.

> »Die Sanierung wird unseren Lebensraum derart umgestalten, daß wir in unseren eigenen Vierteln zu Fremden werden, bis wir diese mehr oder weniger freiwillig verlassen. So versuchen sie, in unseren Alltag einzudringen, uns unserer Lebensweise zu berau-

110 Vgl. Blechschmidt, Andreas (1998): Vom Gleichgewicht des Schreckens. Autonomer Kampf gegen Umstrukturierung im Hamburger Schanzenviertel. In: StadtRat (Hg.): Umkämpfte Räume. Hamburg, Berlin, Göttingen: Verl. Libertäre Assoziation, Verlag der Buchläden Schwarze Risse – Rote Strasse, S. 83-101, hier S. 89-91. Andreas Blechschmidt ist seit 1989 in der Flora aktiv und wird aufgrund seiner öffentlichen Wahrnehmbarkeit häufig als Sprecher der Roten Flora bezeichnet, obwohl es offiziell nach wie vor keinen formalen Sprecher gibt. Zusätzlich hat sich Blechschmidt regelmäßig analytisch mit der Flora auseinandergesetzt und zahlreiche Publikationen zur Geschichte des Projektes veröffentlicht.

> ben, uns voneinander zu trennen, damit wir nicht mehr miteinander reden können. So versuchen sie unseren Widerstand zu brechen.«[111]

Auch wenn die Vorstellung, dass die gesamte Einwohnerschaft des Viertels ein gemeinsames Interesse formuliere und verfolge, vor dem Hintergrund der Heterogenität und Vielstimmigkeit im Quartier naiv anmuten mag – die weitere Entwicklung des Konflikts schien dieser Lesart zunächst Recht zu geben. Denn in den Folgemonaten formierte sich eine Protestbewegung, die weit über die klassische linke Szene hinausging und neben autonomen Gruppen auch bislang unpolitische AnwohnerInnen und Gewerbetreibende umfasste. Entscheidend für die politische Kraft, die sich daraus entwickelte, waren neben der diversen sozialen Zusammensetzung insbesondere die Vielfältigkeit von Aktionsformen und die gegenseitige Akzeptanz dieser unterschiedlichen Ansätze. Unterschriftenlisten, Demonstrationen und symbolische Besetzungen des Theaters wurden ergänzt durch weniger friedliche Aktionen wie Sabotage und Brandanschläge auf Baufahrzeuge oder Bauplatzbesetzungen. Allein – alle Versuche, die Bewegung an der Gewaltfrage zu spalten, misslangen. Auch bürgerliche Gruppen des Bündnisses distanzierten sich nicht von der Gewalt mancher Aktionen, teilweise sogar ganz im Gegenteil. Ein Interview mit einem bürgerlichen Anwohner in einer Stadtteilzeitung machte dies sehr deutlich: »Es ist doch leider so, erst wenn Steine fliegen, fängt der Senat an, nachzudenken […]. Wenn es nicht zu Randale gekommen wäre, wäre wahrscheinlich gar nichts passiert.«[112]

Die Folge dieses breiten Bündnisses war zunächst der Versuch der Stadt, durch mehr Informationsveranstaltungen die Akzeptanz für das Projekt zu erhöhen. Nachdem sich relativ schnell herausstellte, dass diese Taktik den Widerstand nicht auflösen würde, gaben die InvestorInnen den Standort Schanzenviertel schließlich auf. Stattdessen baute man nur wenige hundert Meter vom Flora-Theater entfernt das »Neue Flora Theater«. Linke Gruppen lehnten zwar auch diesen Neubau ab – bis auf kleinere Störaktionen während des Baus und insbesondere bei der feierlichen Eröffnung gelang es den KritikerInnen in diesem Fall aber nicht, nennenswerte Proteste zu organisieren.[113]

Anders sah die Situation im Schanzenviertel aus: Zwar zerfiel das breite Bündnis von AnwohnerInnen und Autonomen nach der erfolgreichen Verhinderung des Umbaus genauso rasant, wie es entstanden war; für die linken Gruppen im Flora-Umfeld ergab sich aber nun eine Gelegenheit, den schon länger gehegten Traum eines linken Stadtteilzentrums endlich in die Tat umzusetzen. Das Flora-Theater stand leer und es war völlig unklar, was nun mit dem Gebäude passieren sollte. Ein Angebot der Stadt eröffnete sodann die konkrete Möglichkeit, die Flora für einen eigenen Gegenentwurf zu nutzen: Im Sommer 1989 wurde den AktivistInnen angeboten, in dem Gebäude für sechs Wochen ihre anvisierte Nutzung vorzustellen, im Anschluss sollte ein Wettbewerb

---

111 Flugblatt vom Januar 1988, zitiert nach Blechschmidt 1998, S. 91.

112 Stadtteilzeitung Neues Schanzenleben, August 1988, S. 7, zitiert nach Blechschmidt 1998, S. 92.

113 Vgl. Hoffmann, Karsten Dustin (2011): »Rote Flora«. Ziele, Mittel und Wirkungen eines linksautonomen Zentrums in Hamburg. Baden-Baden: Nomos. Karsten Dustin Hoffmann hat eine der wenigen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Roten Flora vorgelegt. Seine Auseinandersetzung mit dem Zentrum ist aber stark durch seine extremismustheoretische Fragestellung geprägt.

stattfinden, in den die Präsentationen der Initiativen integriert werden sollten. Die AktivistInnen gingen auf dieses Angebot ein, die Stadt stellte finanzielle Mittel zur Verfügung, um die Räumlichkeiten notdürftig herzurichten, und am 23. September 1989 öffnete das neue Zentrum erstmals seine Türen. Allerdings dachte niemand daran, die Flora nach dem Ablauf der sechswöchigen Frist wieder zu verlassen – stattdessen wurde sie kurzerhand für besetzt erklärt.

Die AktivistInnen hofften, mit der Flora eine längerfristige Mobilisierung im Viertel starten und die Kritik an der städtischen Sanierungspolitik in einen größeren antikapitalistischen Rahmen stellen zu können. Allerdings waren sie insbesondere in den ersten Monaten mit allerlei sehr praktischen Herausforderungen konfrontiert: Insbesondere die marode Bausubstanz des Gebäudes erforderte eine Vielzahl von Maßnahmen, die in Eigenregie und ohne staatliche finanzielle Unterstützung umgesetzt wurden.

Erst Anfang der 1990er Jahre wurde die zunächst etwas vernachlässigte Theoriearbeit nachgeholt. Die autonome Perspektive auf stadtpolitische Fragen sah dabei ungefähr wie folgt aus: Billiger und ausreichender Wohnraum wurde als Grundrecht verstanden, daraus folgte, dass Mietpreise nicht den profitorientierten Marktgesetzen unterliegen sollten. Das Wohnen sollte in solidarischen und nachbarschaftlichen Strukturen stattfinden, außerdem bevorzugte man kollektive Wohnformen jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie. Die Diskussionen über stadtplanerische Entscheidungen sollten alle Betroffenen einschließen und zu Wort kommen lassen. Dieses basale Programm der Flora wurde weiterhin aus einem viertelzentrierten Blickwinkel formuliert und unterstellte, dass alle EinwohnerInnen eines Viertels (egal, ob bürgerlicher AnwohnerInnen, autonome AktivistInnen oder Obdachlose) durch ein gemeinsames Interesse gegen »die da oben« miteinander verbunden seien. Die eigene Rolle im Aufwertungsprozess wurde dabei zunächst nicht reflektiert, obwohl sich schon in den 1980er Jahren linke Wohngemeinschaften Altbauwohnungen leisten konnten, die weit über dem Mietspiegel lagen, was die Verdrängungsprozesse der angestammten Bevölkerung weiter anheizte. Dies wurde erst im Nachhinein von AutorInnen aus der Szene kritisch kommentiert: »Genau genommen haben sich also die weißen mittelständischen Autonomen verstärkt Sorgen um das Schicksal ihrer weißen ViertelmitbewohnerInnen gemacht.«[114]

Der viertelbasierte Ansatz der Autonomen führte in den Anfangsjahren der Flora zu einer starken Orientierung der eigenen politischen Arbeit auf das Viertel, was sich ab 1993 nach und nach änderte. Zwei Gründe waren besonders ausschlaggebend: Einerseits begann eine Phase, in der die Flora zunehmend mit sich selbst beschäftigt war, viel Zeit und Kraft für politische Selbstpositionierungen und die Aufrechterhaltung der eigenen Strukturen aufwenden musste und die eigene Existenz mehr und mehr zu einem Selbstzweck wurde. Andererseits entfernten sich auch die AktivistInnen Schritt für Schritt vom Bild des heilen, alternativen Viertels und die von vornherein bestehenden ideologischen (Interessens-)Gegensätze von Linken und AnwohnerInnen wurden offensichtlicher. Dies zeigte sich deutlich, nachdem sich die Flora spätestens ab 1995 in größerem Ausmaß mit der offenen Drogenszene beschäftigte, die sich nach der Vertreibung aus der Gegend rund um den Hauptbahnhof in das Schanzenviertel verlagerte.

114 Vgl. Blechschmidt 1998, S. 94f.

Die Flora, lange Zeit intern äußerst zerstritten über den Umgang mit Drogen (in der Anfangsphase wurde bei Veranstaltungen nicht einmal Bier verkauft), positionierte sich schließlich sehr deutlich und richtete direkt hinter dem Theater eine Fixerstube ein. Außerdem kritisierten die AktivistInnen das sogenannte *Racial Profiling* der ErmittlerInnen, die insbesondere dunkelhäutige Menschen als DealerInnen verdächtigten, und behinderten mehrfach Verhaftungen und bedrängten PolizistInnen.

Diese Politik, die öffentlich zugängliche Räume für KonsumentInnen harter Drogen und sogar für DealerInnen forderte und auch praktisch durchsetzte, sorgte für einen endgültigen Bruch der Flora mit einem Großteil der Anwohnerschaft im Viertel. Viele NachbarInnen zeigten sich äußerst besorgt über die Entwicklung und positionierten sich ablehnend gegenüber der Drogenszene. Nicht selten wurden dabei aus Sicht der Flora-AktivistInnen rassistische Vorurteile und Stereotype reproduziert, auch der Ruf nach stärkeren ordnungspolitischen Maßnahmen gegen die Abhängigen wurde von den Autonomen kritisiert.[115] Innerhalb der Flora wuchs das Bewusstsein, sich nunmehr in einer feindlich gesinnten Umgebung zu bewegen, die nichts mehr mit den idyllischen Vorstellungen eines links-alternativen gallischen Dorfes zu tun hatte. Die Flora entfernte sich daher immer weiter von ihrem ursprünglichen viertelbasierten Anspruch und verfolgte stattdessen einen an der Solidarisierung mit gesellschaftlichen Minderheiten orientierten Ansatz. Wiederum einige Jahre später sollte auch diese Minderheitenorientierung wieder aufgegeben werden: Viele AktivistInnen in der Flora begannen, gesellschaftliche Kollektive generell als konstruiert zu begreifen und lehnten daher ab, sich zu stark auf sie zu beziehen – egal, ob positiv oder negativ. Die Flora sollte sich einer klaren Identitätspolitik weitgehend verweigern und stattdessen offen sein für ganz unterschiedliche politische Zusammenhänge. Auf diese Weise hoffte man, auch in einer zunehmend diversen linken Szene anschlussfähig zu bleiben und sich gleichzeitig effektiv gegen Vereinnahmungsversuche wehren zu können.[116]

Trotzdem wurde die Flora innerhalb der linken Szene immer wieder und aus unterschiedlichen Richtungen kritisiert. Somit wurden die großen szeneinternen Auseinandersetzungen auch in der Flora ausgetragen, z.B. die Fragen nach Sexismus oder Antisemitismus innerhalb der radikalen Linken oder nach dem Nutzen und den Grenzen von Militanz. In gewisser Hinsicht ist die Rote Flora so zum Spiegelbild des Zustands der radikalen linken Szene geworden, gleichzeitig ist sie eine willkommene Projektionsfläche für sämtliche Unzufriedenheiten und innerlinke Grabenkämpfe. Konsequenterweise sieht sie sich daher oft mit Kritik aus allen denkbaren Richtungen konfrontiert: So wurde ihr im Zuge der Auseinandersetzungen mit sogenannten antideutschen Positionen sowohl vorgeworfen, antisemitische Positionen zu vertreten, als auch, fester Bestandteil der antideutschen Szene geworden zu sein. Manche bemängeln zu wenig Militanz, andere den angeblich überholten Militanz-Fetischismus; mal wird ihr zu wenig Offenheit für den Stadtteil attestiert, mal eine angebliche Anbiederung an die

115 Vgl. dazu ausführlich Abschnitt 7.2 in dieser Arbeit.

116 Vgl. Birke, Peter (2014): Autonome Sehenswürdigkeit. Die Rote Flora und die Hamburger Stadtentwicklung seit den späten 1980er Jahren. In: *Sozial.Geschichte Online* (13), Online verfügbar unter https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00034893 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019], S. 80-104, hier S. 90-94.

deutsche Kleinbürgerseele. »Konsens besteht in solchen Kontroversen dann allein darüber, dass die Rote Flora auch nicht mehr das ist, was sie einmal war.«[117] Gerade dieser Umstand sorgt dafür, dass die Flora einen idealen Untersuchungsgegenstand für die Rekonstruktion von Lernprozessen der linken Szene darstellt.

Innerhalb der Flora-AktivistInnen selbst dominiert außerdem die Sorge, dass sich die Flora von inhaltlichen Debatten entkoppeln und der Erhalt des Zentrums zu einem reinen Selbstzweck werden könnte. Beispielsweise wird konstant darüber debattiert, wie man auch für nachwachsende Generationen von Linken ein offener Nutzungsort bleiben kann. Gleichzeitig haben insbesondere zwei organisatorische Grundsatzentscheidungen dafür gesorgt, dass die Flora – anders als viele andere Besetzungen – nicht von internen Konflikten zerrissen wurde: Erstens hat niemals jemand in der Flora gewohnt, zweitens wurden keine bezahlten Stellen geschaffen. So konnte gesichert werden, dass politische Grundsatzfragen nie durch das individuelle Interesse an ökonomischer Absicherung oder dem Schutz des eigenen Daches über dem Kopf überlagert werden konnten. Diese Unabhängigkeit von klassischen Sachzwängen und die Tatsache, dass keine Existenzen vom Erhalt der Flora abhängen, haben beispielsweise auch ermöglicht, langfristig nicht auf Verhandlungen und Kompromisse eingehen zu müssen.[118]

Dass die Rote Flora beinahe dreißig Jahre nach der Besetzung immer noch »besetzt« ist, wurde häufig als Zeichen politischer Stärke und Kompromisslosigkeit der AktivistInnen ausgelegt. Tatsächlich war die Besetzung ursprünglich nur als Übergangslösung gedacht, um eine vertragliche Legalisierung der Nutzung vorzubereiten und in den folgenden Verhandlungen ein Druckmittel zu haben. Die konstante Besetzung war nicht von Anfang an geplant – und sie sollte auch nicht als Ergebnis einer Mischung aus unbestechlicher Haltung und Bereitschaft zur militanten Verteidigung interpretiert werden. Erst nachdem 1992 Verhandlungen mit der Stadt gescheitert waren, begannen die AktivistInnen über die Möglichkeit nachzudenken, die Flora einfach langfristig besetzt zu halten. Was lange als provisorischer Zustand gegolten hatte, entfaltete aus Sicht der BesetzerInnen eine zunehmende Attraktivität: Man erhoffte sich eine größere Unabhängigkeit und Schutz vor ungewollten städtischen Eingriffen. Eine freiwillige Legalisierung des Status quo wurde daher immer stärker infrage gestellt. Dennoch sah man in der Besetzung weiterhin ein politisches Verhandlungsmittel, das bei entsprechendem Druck der Stadt aufgegeben werden könnte, um das Projekt in seinem generellen Fortbestand zu sichern. Die Stadt überschätzte allerdings Ende der 1990er Jahre die Entschlossenheit der Flora und verzichtete daher lange auf eine auf Konfrontation angelegte Strategie. Spätestens die heftigen Proteste gegen die Räumung des Bauwagenplatzes »Bambule« 2002 zeigten dann aber auch dem CDU-geführten Senat, dass mit militantem Widerstand gerechnet werden musste, wenn linke Projekte existenziell bedroht wurden. Die Flora war nach einem guten Jahrzehnt Besetzung in der linken

117 Vgl. Blechschmidt, Andreas (2008): Die Rote Flora im Hamburger Alltag. Stör- und Standortfaktor. In: Peter Birke und Chris Holmstedt Larsen (Hg.): Besetze deine Stadt! – BZ din by! Stadtentwicklung und Häuserkämpfe in Kopenhagen. Berlin: Assoziation A, S. 190-198, hier S. 192f.

118 Vgl. Blechschmidt, Andreas (2013): Die Rote Flora – über Richtiges und Falsches. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 243-253, hier S. 246f.

Szene zu etabliert, um noch ernsthaft an ihrem Fortbestand zu rütteln. Das Konfliktpotenzial war über die Jahre zu groß geworden, die politischen Kosten einer Räumung wären zu hoch gewesen.[119]

Dies bedeutete allerdings nicht, dass die langfristige Zukunft des Zentrums gesichert war. Im Gegenteil, mit dem Verkauf der Roten Flora 2001 an den Investor Klausmartin Kretschmer wurde der Konflikt privatisiert; trotz vertraglicher Verpflichtung, in dem Gebäude ein Kulturzentrum zu erhalten, kokettierte der neue Besitzer immer wieder mit einer möglichen Räumung. Wie am Beispiel anderer besetzter Zentren, beispielsweise in Kopenhagen[120], deutlich wurde, können PrivatbesitzerInnen eine reale Gefährdung besetzter Projekte darstellen, weil in diesen Fällen die normalen Wege, in Konflikten politischen Druck aufzubauen, nicht mehr funktionieren. Die Konflikte können in diesen Fällen als private Angelegenheiten verstanden werden können, was es staatlichen Stellen ermöglicht, sich weitgehend aus ihnen herauszuhalten. Der Rückkauf des Gebäudes durch die Stadt Hamburg 2014 schien die Situation zunächst zu entspannen, doch nach wie vor waren die AktivistInnen in großer Sorge um ihr politisches Projekt, auch wenn sich das Plenum der Flora nach dem Rückkauf demonstrativ unbeeindruckt zeigte: »Wir sind keine Freunde der bürgerlichen Eigentumsordnung und insofern ist es uns egal, wer meint, Besitzerin der Flora zu sein.«[121] Immer wieder äußerten die BesetzerInnen öffentlichkeitswirksam ihre unbedingte Entschlossenheit, die Rote Flora mit allen Mitteln zu verteidigen.

Trotz der konkreten Gefahr einer Räumung befürchteten die AktivistInnen selbst vielmehr eine »kalte Räumung« durch Domestizierung, Integration und die konstruktive Mitarbeit in staatlichen Partizipationsgremien. Die Flora könne ohne ständige Überprüfung der eigenen politischen Ziele leicht und schnell zu einem Ort subkultureller Selbstinszenierung werden.[122] Der Flora-Aktivist Andreas Blechschmidt stellt mit Blick auch die Handlungsfähigkeit der Flora fest, dass ein einigender Feind von außen zwar oft helfe, die inneren Konfliktlinien zu überdecken und die unterschiedlichen Strömungen in der und um die Flora in einer gemeinsamen Kampagne wieder zu vereinen. Allerdings verhindere dies mitunter eine selbstkritische Bestandsaufnahme: »Druck von außen eint, doch die strukturellen Probleme und Unzulänglichkeiten werden dadurch übertüncht. Neue Mythen werden geschaffen, alte Mythen aufgewärmt, manchmal im Augenblick der Niederlage auch schmerzhaft demontiert.«[123]

Ein anschauliches Beispiel für die Vielschichtigkeit interner Debatten ist die Frage nach Militanz.[124] Einerseits wird die Bereitschaft zu Militanz als wichtiger Faktor in der

119 Vgl. Blechschmidt 2013, hier S. 243f.

120 Vgl. Birke, Peter; Holmstedt Larsen, Chris (Hg.) (2008): Besetze deine Stadt! – BZ din by! Stadtentwicklung und Häuserkämpfe in Kopenhagen. Berlin: Assoziation A. Vgl. zum Konflikt um das besetzte Jugendzentrum Ungdomshuset in Kopenhagen auch Ungdomshuset: Was geht ab in Kopenhagen? In: *Zeck* 139_2007.

121 Vgl. Appen, Kai von (2014): Rückkauf in Hamburg: Rote Flora verstaatlicht. In: *taz.de*, 16.12.2014. Online verfügbar unter www.taz.de/!5025995/[zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

122 Vgl. Blechschmidt 2013, S. 248-251.

123 Blechschmidt 2008, S. 193.

124 Vgl. zu dieser Frage ausführlicher Abschnitt 6.1.

Erfolgsgeschichte der Flora dargestellt. Beispielsweise sei die nach wie vor aufrechterhaltene Besetzung ohne die Infragestellung des staatlichen Gewaltmonopols nicht denkbar. Andererseits wird kritisiert, dass Militanz ein männliches Gewaltverhalten fördere, das schnell in fundamentale Widersprüche zu den offenen, inklusiven Politikansätzen gerate, die eigentlich gefordert würden. Daher betonen insbesondere die älteren Flora-AktivistInnen, dass sich politische Aktionsformen nicht von den politischen Zielen entkoppeln dürften. So wird aus der Flora heraus regelmäßig die Eskalation des Schanzenfestes, eines selbstorganisierten und nicht-angemeldeten Straßenfestes, kritisiert: Die Ausschreitungen seien mittlerweile zu einem bloßen Gewaltritual geworden, in dem sich alle, die Lust auf Krawall hätten, mal richtig austoben könnten. Brennende Barrikaden und Straßenschlachten mit der Polizei würden dabei zum Selbstzweck werden, denn ohne ein Einschreiten der Einsatzkräfte hätten diese Aktionen keinerlei Substanz.[125] Statt ein Ort von emanzipatorischer Gegenöffentlichkeit zu sein, verkomme die Rote Flora auf diese Weise zu einer bloßen Kulisse, vor der Interessierte Krawall konsumieren können. Gefordert wird daher keine prinzipielle Abkehr von militanten Mitteln, sondern eine Einbindung der Militanz in eine Debatte über Sinn, Zweck und Bezugspunkte autonomer Politik.

> »Grundsätzlich bedeutet das, dass ohne einen andauernden solidarischen und lebendigen Diskussionsprozess über Inhalte, Ziele und Aktionsformen, der von allen Beteiligten in Theorie *und* Praxis getragen wird, die Entpolitisierung politischer Interventionsformen droht.«[126]

Unter diesen Bedingungen könne ein militantes Vorgehen auch heute noch etwas bewirken, indem es beispielsweise polarisiere und die öffentliche Wahrnehmung fokussiere. Als gelungenes Beispiel werden u.a. die Störaktionen gegen Polizeikontrollen in den Konflikten um die offene Drogenszene genannt, durch die die staatliche Haltung, soziale Probleme durch Polizeieinsätze lösen zu wollen, massiv infrage gestellt worden sei. Letztlich habe die Stadt eingesehen, mehr Räume für den Drogenkonsum zur Verfügung stellen zu müssen.[127]

Auch wenn die Rote Flora seit einigen Jahren verstärkt die eigene Rolle im Aufwertungsprozess des Schanzenviertels reflektiert – einen wirklichen Ausweg aus diesem Dilemma hat sie bislang noch nicht finden können. Zwar betont man auch in diesem Zusammenhang die eigene »Unverträglichkeit« und inszeniert sich als unbequem; dies schützt aber nicht vor Beifall aus völlig unerwarteten Richtungen. Nach ungewöhnlich heftigen Ausschreitungen im Mai 2000, als insbesondere die Springer-Presse abermals laut ein hartes Durchgreifen gegen die Flora forderte, war es ausgerechnet die Handelskammer Hamburg, die der Flora zur Seite stand. Sie betonte die Wichtigkeit der Flora für den Stadtteil, erst dadurch entstehe das alternative Flair, das bei den Kreativen so beliebt sei und die Schanze als Wohn- und Arbeitsort attraktiv mache. Auch der Bezirks-Kulturausschuss der CDU lobte die Flora bereits, in diesem Fall für die grundsätzliche Ablehnung von öffentlichen Fördergeldern. Die Flora sei ein gutes Beispiel

125 Vgl. Blechschmidt 2013, S. 247.
126 Blechschmidt 2008, S. 194 [Hervorhebungen im Original].
127 Vgl. Blechschmidt 1998, S. 99f.

für Kulturarbeit, die nicht von staatlichen Zuschüssen abhänge.[128] Auf solche Vereinnahmungsversuche reagiert die Flora durch die Behauptung, ein Ort politischer Gegenöffentlichkeit zu sein, einen Platz für nichtkommerzielle Kultur- und Politikveranstaltungen zu bieten, einen Raum zu schaffen, der kapitalistischer Verwertungslogik und gesellschaftlichen Machthierarchien entzogen sei.[129] Dass genau dieser Umstand sie zu einem wichtigen Standortfaktor in der Vermarktung der Hansestadt Hamburg macht, ist die eigentliche Ironie der Geschichte. Allerdings entzieht sich die Flora bei aufmerksamer Betrachtung spätestens durch ihre konsequente Forderung nach öffentlichen Räumen für alle, die ohne Kontroll-, Ausschluss- und Sicherheitsmechanismen funktionieren, eigentlich sehr deutlich der reibungslosen Integration in die neoliberale Stadt, die auf privatisierte Räume für Konsum und Investitionen angewiesen ist und diese normalerweise durch ein autoritäres Kontroll- und Ausschlusssystem einrichtet und verteidigt.

Auch wenn die Flora mittlerweile im Hamburger Alltag etabliert scheint und selbst politische GegnerInnen ihrem Fortbestehen etwas abgewinnen können – sie bleibt weiterhin Ziel staatlicher Kontrolle und Repression. Davon zeugen in der jüngeren Vergangenheit beispielsweise die Hausdurchsuchungen während der Vorbereitungen von Aktionen gegen den G8-Gipfel in Heiligendamm 2007 und der Verlauf einer großen Demonstration am 21. Dezember 2013. Unter dem Motto »Die Stadt gehört allen!« gingen an diesem Tag mehrere tausend Menschen in Hamburg auf die Straße, um für die Rechte von Flüchtlingen, gegen die Räumung der sogenannten Esso-Häuser in St. Pauli und für den Erhalt der Roten Flora in der Sternschanze zu demonstrieren. Die Demonstration wurde jedoch wenige Meter nach ihrem Start bereits aufgelöst, was zunächst zu schweren Ausschreitungen führte, im weiteren Verlauf dann u.a. auch zur Einrichtung der heftig umstrittenen »Gefahrengebiete« in Hamburg, innerhalb derer Personenkontrollen auch ohne vorherige Anhaltspunkte durchgeführt werden durften.[130] Es bleibt somit abzuwarten, welche Rolle der Flora in Zukunft die ausschlaggebende sein wird: unbequemer Unruheherd oder vermarktbarer Standortfaktor?

3.5.3 Das Gängeviertel

Das scheinbare Paradoxon, gerade durch eine Verweigerungshaltung und den Entzug aus der kapitalistischen Verwertungslogik umso besser in ebendiesen Prozess integrier-

128 Vgl. Blechschmidt 2008, S. 196f.

129 Vgl. Blechschmidt 2008, S. 190.

130 Die Gefahrengebiete wurden nicht direkt mit den Ereignissen nach der Demonstration begründet, sondern mit einem Überfall auf die Davidwache auf der Reeperbahn am 28.12.2013, der Autonomen zugerechnet wurde. An den anfänglichen Angaben der Polizei wurden im Laufe der öffentlichen Diskussion erhebliche Zweifel geäußert, sowohl hinsichtlich des allgemeinen Tathergangs als auch hinsichtlich der Beteiligung von Personen aus der linken Szene. Vgl. u.a. Menke, Birger; Twickel, Christoph (2014): Angriff auf Hamburger Davidwache: Augenzeugen widersprechen Darstellung der Polizei. In: *Spiegel Online*, 07.01.2014. Online verfügbar unter www.spiegel.de/panorama/justiz/angriff-auf-davidwache-zweifel-an-darstellung-der-polizei-a-942235.html [zuletzt eingesehen am 08.12.2019]. Zu den Protesten gegen die Gefahrengebiete vgl. Sutter, Ove (2016): Contesting the Danger Zone. Creative Protest against Police Surveillance in the Post-Fordist City. In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 46 (1), S. 114-131.

bar zu sein, beschäftigt neben der Roten Flora ein weiteres Besetzungsprojekt: Auch das Hamburger Gängeviertel schwankt zwischen dem Status eines alternativen Gegenmodells zur neoliberalen Metropole und dem Etikett als deren attraktives Aushängeschild.

Die Besetzung des Gängeviertels am 22. August 2009 markierte die erste erfolgreiche Hausbesetzung in Hamburg, seit zwanzig Jahre zuvor die Rote Flora besetzt worden war. Hintergrund dieser Erfolgsgeschichte war das Recht-auf-Stadt-Netzwerk[131], das in Hamburg kurz zuvor entstanden war und in gewisser Hinsicht das ideologische Fundament des Gängeviertels darstellte. Bereits seit 2008 hatten sich immer mehr gentrifizierungskritische Gruppen in verschiedenen Stadtteilen gegründet, die sich mit der aktuellen Stadtentwicklung und den Verdrängungsprozessen auseinandersetzten.[132] Dabei waren es auffallend häufig VertreterInnen der sogenannten Kreativen Klasse, die sich in den Diskussionen äußerten. Prototypisch dafür stand das Manifest »Not in Our Name, Marke Hamburg«[133], das von zahlreichen Kulturschaffenden unterzeichnet wurde und das intensiv die Vermarktung der Stadt, die Vereinnahmung von Kunst und Kultur für Vorteile im allgegenwärtigen Standortwettbewerb und die soziale Segregation in der Stadt thematisierte. Die unterzeichnenden KünstlerInnen kritisierten einerseits ihre Instrumentalisierung, beschränkten sich aber nicht auf spezifische künstlerisch-kulturelle Probleme, sondern kündigten gleichzeitig an, sich auch mit sozialen Fragen auseinandersetzen zu wollen.

Auf diese Weise wurde Kritik an steigenden Mieten, Aufwertungs- und Verdrängungsprozessen auf der einen Seite mit den Forderungen nach Freiräumen, in denen Selbstverwirklichung jenseits von kommerziellen Verwertungslogiken möglich werden solle, auf der anderen Seite zu einem gemeinsamen Ansatz verbunden. In gewisser Hinsicht wurde so im Recht-auf-Stadt-Netzwerk die sogenannte »Sozialkritik«, die kollektive Emanzipation anstrebt, mit der »Künstlerkritik«, die stärker auf individuelle Verwirklichung abzielt, vereint – ein Faktor, der die Bewegung nicht nur für wissenschaftliche Analysen spannend macht, sondern auch ihre Wahrnehmbarkeit und öffentliche Präsenz ein Stück weit erklären kann.[134] Die intensive Beteiligung von KünstlerInnen verhinderte zudem eine allzu vorschnelle Einordnung der Besetzung des Gängeviertels, die eben nicht (nur) von den üblichen Angehörigen der linken Szene getragen wurde.

---

131 Vgl. Füllner, Jonas; Templin, David (2011): Stadtplanung von unten. Die »Recht auf Stadt«-Bewegung in Hamburg. In: Andrej Holm und Dirk Gebhardt (Hg.): Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen. Hamburg: VSA, S. 79-104.

132 Vgl. Butzlaff, Felix; Hoeft, Christoph; Kopp, Julia (2013): »Wir lassen nicht mehr alles mit uns machen!« Bürgerproteste an und um den öffentlichen Raum, Infrastruktur und Stadtentwicklung. In: Franz Walter et al. (Hg.): Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 48-93.

133 Vgl. »Not in Our Name, Marke Hamburg«-Initiative: Manifest »Not in Our Name, Marke Hamburg!«. Online verfügbar unter http://wiki.rechtaufstadt.net/index.php/Manifest_Not_In_Our_Name,_Marke_Hamburg! [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

134 Vgl. Birke, Peter: Zurück zur Sozialkritik. Von der »urbanen sozialen Bewegung« zum »Recht auf Stadt«. In: Marcel Bois und Bernd Hüttner (Hg.): Beiträge zur Geschichte einer pluralen Linken. Heft 3. Bewegungen, Parteien, Ideen. Online verfügbar unter https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/rls_papers/Papers_Beitr_zur_Gesch_3_web.pdf [zuletzt eingesehen am 08.12.2019], S. 57-65. Zu dem zugrundeliegenden Konzept von Sozial- und Künstlerkritik vgl. Boltanski, Luc; Chiapello, Ève (2013): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

Somit war auch die Reaktion der Stadt entgegenkommender als bei Besetzungen aus dem linksradikalen Spektrum, insbesondere, weil das Nutzungskonzept der BesetzerInnen des Gängeviertels hervorragend in das Konzept der kreativen Stadt[135] integriert werden konnte. Sogar die konservative Presse berichtete wohlwollend über den Erhalt des historischen Erbes, da das nun besetzte Häuser-Ensemble mit seinen zwölf Häusern das letzte Zeugnis einer für Hamburg eigentlich typischen Bauform von Vorder- und Hinterhäusern mit schmalen, verwinkelten Gassen und Höfen darstellte.[136]

Im Zuge der Umstrukturierung der Innenstadt waren die übrigen Ensembles abgerissen worden, auch das Gängeviertel stand bereits weitgehend leer und war relativ stark heruntergekommen. Das Viertel, das lange Zeit in städtischem Besitz gewesen war, wurde 2008 an den niederländischen Investor Hanzevast Capital verkauft, der Zuschlag wurde nach dem Höchstgebotsverfahren erteilt, also ohne die Berücksichtigung des konkreten Nutzungskonzepts. Tatsächlich plante der neue Besitzer den weitgehenden Abriss und Überbauung des Viertels, nur zwanzig Prozent der historischen Substanz sollten erhalten bleiben. Allerdings ging die Finanzkrise auch am niederländischen Investor nicht spurlos vorbei, sodass sich die Umsetzung des Projektes verzögerte.

Im Laufe des Jahres 2009 begannen zwei Künstlerkollektive, die einige Räume im Gängeviertel nutzten, regelmäßig in einem alten Kellerraum des Viertels über eine mögliche Besetzung zu diskutieren. Aus dieser informellen Runde (die auch »Zelle« genannt wurde) entstand schließlich die Initiative »Komm in die Gänge«, die letztlich im August 2009 die erfolgreiche Besetzung des Viertels verantworten sollte. Zunächst aber ging es bei den Treffen hauptsächlich um Erfahrungs- und Wissensaustausch. Die InitiatorInnen luden unterschiedliche Menschen ein, um sich auf eine Besetzung vorzubereiten, beispielsweise KünstlerInnen, ArchitektInnen, StadtplanerInnen, DenkmalschützerInnen, politische AktivistInnen aus anderen Zusammenhängen und engagierte BürgerInnen. In einer kleinen Runde, die selten mehr als 15 Personen umfasste, wurde über Gentrifizierung, die Rolle und Bedeutung von Freiräumen und das Gängeviertel diskutiert; dabei gab es zwar immer wieder fundamentale Meinungsverschiedenheiten, weil unterschiedliche Welten mit je eigenen Umgangs- und Kommunikationsformen aufeinanderprallten; letztlich reifte aber der Konsens, dass man das Gängeviertel für eigene Projekte und nach eigenen Vorstellungen nutzen wollte. Jeden Sonntag wurden

135 Das Konzept der »kreativen Stadt« wurde insbesondere durch die Arbeiten von Richard Florida populär, vgl. Florida, Richard (2005): Cities and the Creative Class. New York (NY) u.a.: Routledge. Florida bezeichnet mit dem Schlagwort der kreativen Stadt ein Leitbild der Stadtentwicklung, bei dem Wohlstand und Fortschritt insbesondere durch die Ansiedlung junger, kreativer EinwohnerInnen gesteigert werden sollen. Städte treten also in einen Wettbewerb um die kreative Klasse, bei dem neue Standortfaktoren eine Rolle spielen, bspw. eine lebhafte Subkultur, interessante kulturelle Angebote oder gute Vernetzungsmöglichkeiten mit anderen Kreativen. Zur kreativen Klasse vgl. Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class: And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life. New York: Basic Books.

136 Vgl. hier und zur folgenden Darstellung der Geschichte des Gängeviertels das AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel (2013): Das Gängeviertel – mehr als ein Viertel. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 261-285, hier S. 262.

die verschiedenen Häuser inspiziert, Strategien entwickelt, die politischen und historischen Hintergründe der Häuser recherchiert. Nachdem der Hauseigentümer durch ein zu unvorsichtiges Vorgehen misstrauisch geworden war und zunehmend hellhörig wurde, wurde die Besetzung diskret, heimlich und konspirativ Schritt für Schritt vorbereitet.[137]

Im Juni 2009 fand unter dem Motto »Die Stadt gehört allen!« eine Demonstration in Hamburg statt, an der 1.500 Menschen teilnahmen. Auf der Demonstration hielt die Initiative Komm in die Gänge eine Rede und machte so das erste Mal öffentlich auf ihr Anliegen aufmerksam. In der Folge wurde Geld zu sammeln versucht u.a. über eine Solidaritätsparty. Gleichzeitig gingen auch die Vorbereitungen im Viertel weiter, jedes Haus wurde von einem Paten/einer Patin übernommen, der/die leise und versteckt Ausstellungen für ›sein‹/›ihr‹ Haus organisieren sollte. Schrittweise wurde die nahende Besetzung angekündigt: Zunächst wurden überall in der Stadt kreisrunde rote Aufkleber als »Eyecatcher« verklebt, später stand auf den roten Punkten der Slogan »Komm in die Gänge«, kurz vor der Besetzung wurden die Aufkleber zusätzlich mit Ort, Datum und Zeitpunkt versehen.

Am 22. August 2009 begann im Rahmen eines öffentlich beworbenen Hoffestes im Gängeviertel die tatsächliche Besetzung.[138] Die Hauspaten und der engere Kreis, der an der Planung beteiligt war, gaben sich nach außen den ganzen Tag über nicht zu erkennen. Niemand sollte als Verantwortliche(r) sichtbar werden, bei einem eventuellen Polizeieinsatz sollten sich alle als Gäste ausgeben. AnwältInnen der BesetzerInnen hielten sich permanent in der Nähe des Gängeviertels auf, für den Fall einer sofortigen Räumung wurde eine Spontandemonstration vorbereitet, außerdem hatten sich SanitäterInnen inkognito unter die Gäste gemischt, um im Notfall helfen zu können. Niemand wusste an diesem Tag genau, wie die Stadt und die Polizei reagieren würden, viele rechneten aber mit einer schnellen Räumung und Verhaftungen.

Nach und nach wurden im Viertel Zelte, Pavillons und Sitzgelegenheiten aufgebaut sowie Getränke und Grillwaren verkauft; ab 15 Uhr wurden die einzelnen Häuser eröffnet. Die Hauspaten hatten in den Häusern Ausstellungen und Installationen vorbereitet, in den Hinterhöfen spielten MusikerInnen und DJs legten Platten auf. Die ganze Atmosphäre wurde bewusst entspannt und friedlich gehalten, alles sollte nett und sauber aussehen. Die OrganisatorInnen wollten deutlich machen, dass es sich bei dem Hoffest nicht um eine linksradikale Veranstaltung handelte – dies war Teil der Öffentlichkeitsstrategie an diesem Tag, mit der eine Räumung verhindert werden sollte.[139] Im Radio *Freies Sender Kombinat* lief regelmäßig ein Werbe-Jingle, der dazu aufrief, in das Gängeviertel zu kommen; nach dem Heimspiel von St. Pauli wurden am Millerntor-Stadion Flyer verteilt, die ebenfalls zu einem Besuch einluden. Tatsächlich gelang die Mobilisierung ausgezeichnet: Gegen 17 Uhr befanden sich bereits mehrere hundert BesucherInnen im Viertel, viele davon unterzeichneten einen Aufruf, der für den Erhalt des Viertels warb.

137 Vgl. AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 264-266.

138 Vgl. zum Ablauf des Besetzungswochenendes AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 267-271.

139 Vgl. AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 270.

Was anfangs kaum jemand für möglich gehalten hatte, wurde nun Wirklichkeit – die Polizei schritt nicht ein, das Viertel wurde nicht geräumt. Eine ganze Reihe von externen und internen Faktoren war für diesen Erfolg ausschlaggebend. Zunächst war der Zeitpunkt der Besetzung günstig gewählt – der Investor war durch die Finanzkrise angeschlagen, musste sich nach zusätzlichen FinanzierungspartnerInnen umsehen und zögerte daher, das angestrebte Projekt umzusetzen. Darüber hinaus war die Umstrukturierung der Stadt mittlerweile wieder zu einem großen öffentlichen Thema geworden, das die Hamburger BürgerInnen beschäftigte und verärgerte. Dazu kam, dass der schwarz-grüne Senat bewusst Anreize für die umworbene kreative Klasse setzen wollte und die »Kreative Stadt« als Leitbild für die zukünftige Entwicklung der Hansestadt ausgerufen hatte, was ein härteres Vorgehen gegen die offensichtlich von ebendieser Klasse durchgeführte Besetzung schwierig machte.

Dass die vom Stadt-Marketing umworbene Gruppe der Kreativen, von denen man sich u.a. eine Pionierrolle bei der Erschließung neuer Stadtteile und eine Sogwirkung auf junge, hochambitionierte Arbeitskräfte versprach, nun selbst in eine oppositionelle Rolle verfiel, führte zwar zu Irritationen und Ratlosigkeit. So gab der Senat beispielsweise eine Studie über die KünstlerInnen, die die ihnen zugedachte Rolle offensichtlich nicht ausfüllen wollten, in Auftrag.[140] Nichtsdestotrotz überwog weiter eine grundsätzliche positive Haltung gegenüber den Kreativen, die von der Verhandlungsbereitschaft, die von den BesetzerInnen an den Tag gelegt wurde, zusätzlich verstärkt wurde.

Denn anders als die autonomen Flora-AktivistInnen waren die neuen BewohnerInnen des Gängeviertels sehr gerne zu konstruktiven Gesprächen mit der Stadt bereit. Im Gegensatz zur Flora, wo basisdemokratische und autonome Prinzipien eine Abstellung von legitimierten Delegierten stets verhindert hatten, wurde im Gängeviertel eine Verhandlungsgruppe bestimmt, die für die BesetzerInnen mit der Stadt verhandeln sollte und dabei im Namen der Initiative sprechen durfte. Die Gruppe bestand aus den HauspatInnen, Mitgliedern der sogenannten Zelle (der Gruppe, die die Besetzung vorbereitet hatte) und fachlich kompetenten ExpertInnen aus der Kunstszene, Stadtplanung und Architektur. Die Gruppe sollte einerseits starke Argumente entwickeln und bei der Stadt Überzeugungs- und Übersetzungsarbeit leisten, andererseits sollte sie die Verhandlungsprozesse transparent kommunizieren und ihr Handeln eng an die BesetzerInnen rückkoppeln.[141] So informierte die Gruppe alle übrigen Interessierten beispielsweise auf den regelmäßigen Vollversammlungen im Viertel, wo auch über die weitere Strategie und die generelle Ausrichtung der politischen Arbeit diskutiert wurde.

Die Verhandlungen mit der Stadt wurden zusätzlich durch das Auftreten und die Anliegen der BesetzerInnen erleichtert: Sie hatten sich nicht einfach einen Raum genommen, um ihren eigenen Interessen nachgehen zu können, sondern eine Konzeption entwickelt, die öffentliche Belange in den Vordergrund stellte. Das Gängeviertel sollte allen BewohnerInnen der Stadt einen Raum bieten, um sich einzubringen, außerdem

140 Vgl. Birke, Peter (2010): Herrscht hier Banko? Die aktuellen Proteste gegen das Unternehmen Hamburg. In: *Sozial.Geschichte Online* (3). Online verfügbar unter https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00022661 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019], S. 148-191.

141 Vgl. zur Verhandlungsstrategie der BesetzerInnen: AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 271-276.

sollten sich die kulturellen Angebote an möglichst viele Interessierte richten und es sollte bezahlbarer Wohn- und Arbeitsraum entstehen. Zunächst wollte man mit der Verhandlungsposition starten, das Viertel von den AktivistInnen für einen symbolischen Preis von einem Euro kaufen zu lassen. Diese Idee wurde aber relativ schnell wieder verworfen: Aufgrund der historischen Bedeutung des Komplexes sollte er dauerhaft in städtischem Besitz bleiben, was wiederum eine langfristige, produktive Kooperation zwischen der Stadt und den NutzerInnen erforderte.

Die wöchentlichen Vollversammlungen boten sich daher als Medium für die interne Aushandlung und Abstimmung von Positionen an. Hier wurden die unterschiedlichen Vorstellungen und Forderungen diskutiert, Strategien entwickelt, Informationen ausgetauscht und Entscheidungen getroffen. Diese Versammlungen folgten auch dem Wunsch der BesetzerInnen, eine möglichst inklusive und hierarchiefreie Form der Entscheidungsfindung zu etablieren. Im Laufe der Entwicklung des Gängeviertels wurden die Vollversammlungen durch einige zusätzliche Strukturen ergänzt. Am 15. November 2010 wurde von 35 AktivistInnen die »Genossenschaft Gängeviertel« gegründet, die während der Sanierung als Projektentwicklungsgenossenschaft die spätere Übernahme des Viertels vorbereiten sollte. Nach dem Abschluss der Sanierung soll die Genossenschaft die Gebäude auf Basis eines Erbbaurechtsvertrages übernehmen, bis dahin obliegt ihr die Verwaltung und die Aufgabe, Eigenkapital aufzubauen. Durch die Genossenschaft erhofften sich die AktivistInnen, während der Sanierungen weiterhin Mitsprache und Mitbestimmung behalten zu können. Weitere ausschlaggebende Überlegungen waren insbesondere der basisdemokratische Charakter, die Entscheidungsfreiheit und Selbstverantwortung dieser Rechtsform.[142] Dadurch, dass jedes Mitglied unabhängig von der Anzahl von Anteilen nur eine Stimme erhielt und die Gewinne wieder in das Projekt reinvestiert wurden, sollte eine Gemeinschaft entstehen, die nicht auf Hierarchie und Dividenden zielte, sondern auf ein Netzwerk von sozialen Beziehungen.

Intensive Auseinandersetzungen fanden im Gängeviertel insbesondere mit der eigenen Rolle im Verwertungsprozess der Stadt Hamburg statt. Dies umso stärker, als die etablierte linke Szene in Hamburg den KünstlerInnen ohnehin mit Skepsis entgegentrat.[143] Unter anderem die Verhandlungsbereitschaft mit der Stadt war aus linksradikaler Sicht ein Kritikpunkt, ebenso die Abgrenzung gegenüber militanten Aktionen.[144] Eine klare Zuordnung des Gängeviertels in die linksradikale Szene ist in der Tat kaum möglich, wird aber von den BesetzerInnen auch in keiner Weise angestrebt. Sie betonen, im Gegenteil, die Heterogenität des Viertels als entscheidendes Charakteristikum:

> »Das Gängeviertel hat ein anderes Wir-Verständnis, oder besser: mehrere verschiedene Wir-Verständnisse parallel. Und inzwischen können diese ganz gut miteinander. Diese Koexistenz von Differenz, egal ob bezüglich des Wir-Verständnisses oder anderen Fragen, ist etwas, was das Gängeviertel inzwischen von vielen anderen selbsternannten ›Kollektiven‹ auszeichnet.«[145]

142 Vgl. AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 274-276.
143 Vgl. Butzlaff et al. 2013, S. 57f.
144 Vgl. Birke 2010.
145 AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 283.

Während einige AktivistInnen im Viertel vor allem klassisch linke Themen, beispielsweise Kapitalismuskritik oder die soziale Dimension von Verdrängungsprozessen, bearbeiteten, setzten sich andere für den Erhalt einer bedrohten Gebäudeformation ein, wieder andere legten ihren Fokus auf künstlerische Themen, forderten beispielsweise kreative Freiräume, bezahlbare Ateliers oder die Freiheit der Kunst. Auch hedonistische Motive fanden sich im Gängeviertel bzw. wurden hier freimütiger benannt, etwa wenn es darum ging, gemeinsam die Zeit ›zu verprassen‹ oder miteinander zu feiern. Das Gängeviertel wollte diese Mehrdeutigkeit nicht nur aushalten, sondern machte sie zum Kern des Konzepts: Man wolle einen in jeder Hinsicht offenen Raum gestalten, der sich ständig verändern solle und täglich neu erfunden werde.[146] Die »Insel der Unordnung« zeichnete sich dementsprechend immer durch große Vielfalt aus – aber eben auch durch immense inhaltliche Widersprüche, die zum Teil langwierig ausgehandelt werden mussten. Gemeinsamer Wunsch war, nicht durch utopische Ziele, sondern durch eine möglichst breit zugängliche Praxis zu beeindrucken. Das Gängeviertel wollte aus seiner Vielfalt eine Stärke machen und zögerte auch nicht, diese Haltung offensiv und selbstbewusst zu vertreten: So wurden andere Gemeinschaften beispielsweise als exklusiv, individualitätsfeindlich und ideologisch verblendet kritisiert.[147]

Trotz der zumindest anfänglichen Skepsis aus der übrigen Hausbesetzerszene ist das Gängeviertel knapp acht Jahre nach seiner Besetzung fest in die linkspolitische Landschaft der Hansestadt integriert. Fast täglich finden hier Veranstaltungen statt, von kulturellen bis hin zu politischen und sozialen Formaten.[148]

3.5.4 Hamburger Hausbesetzungen und die undogmatische Linke – Zwischenfazit

Nachdem nun die Geschichte und gegenwärtige Situation dieser drei Besetzungen vorgestellt worden sind, soll hier kurz resümiert werden, was die drei Projekte verbindet, sie möglicherweise auch unterscheidet – und warum die Ausführungen für eine Analyse von Lernprozessen der linksautonomen Szene Hamburgs relevant sind.

Beginnen wir mit der augenscheinlichsten Gemeinsamkeit: Alle drei Beispiele können als erfolgreiche Besetzungen gelten, auch wenn der Status der Besetzung nur bei der Roten Flora bis dato konstant aufrechterhalten wird. Dennoch gründet sich die heutige Nutzung und Ausrichtung der Häuser in allen drei Fällen auf nicht genehmigten Aneignungen von Räumen. Die Motivationen der Besetzungen waren zwar im Detail sehr unterschiedlich (allein schon die Frage, ob es sich um einen Kampf um Wohnraum oder um Freiraum handelt, wurde unterschiedlich beantwortet) – stets aber war die konkrete Aktion in einen größeren, über den Einzelfall hinausweisenden politischen Kontext eingebunden. Die Kritik an der Umstrukturierung des umgebenden

146 Vgl. zum Selbstverständnis AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 281-284. Vgl. auch Gängeviertel e.V. (Hg.) (2012): Mehr als ein Viertel. Ansichten und Absichten aus dem Hamburger Gängeviertel. Unter Mitarbeit von Hannah Kowalski. Hamburg, Berlin: Assoziation A (Komm in die Gänge).

147 Vgl. AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel 2013, S. 280-284.

148 Veranstaltungshinweise finden sich z.B. auf dem Online-Infoportal http://das-gaengeviertel.info/ [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Stadtteils, verbunden mit dem Wunsch, einen geschützten Raum zu erkämpfen, der sich diesen Verwandlungen der Umgebung entziehen kann, war in allen drei Fällen ein wichtiger Antrieb für die AktivistInnen. Dabei sind die Form und der Inhalt der Kritik an profitorientierter Aufwertung, allgegenwärtiger kapitalistischer Verwertungslogik, entfremdeten, anonymen Wohnformen, gesichtslosen Konsumeinrichtungen und der schonungslosen Verdrängung von allem, was nicht in das Schema der neoliberalen Stadt passt, trotz der drei Jahrzehnte, die zwischen den Besetzungen liegen, erstaunlich konstant geblieben.

Die eigene Rolle im Aufwertungs- und Verdrängungsprozess ähnelt sich im Vergleich der drei Fallbeispiele ebenfalls: Zum einen werden alle Besetzungen von einer Szene getragen, die eine wichtige Rolle bei Gentrifizierungsprozessen spielt. Die Konzentrierung von politisierten, kreativen und relativ jungen Menschen in einem Viertel ist ein verlässlicher Indikator dafür, dass dieses Viertel in der näheren Zukunft aufgewertet werden wird – mit allen Konsequenzen zunächst für die angestammte Einwohnerschaft, im weiteren Verlauf dann auch für die ersten PionierInnen selbst. Zum anderen fungieren sämtliche Projekte in gewissem Sinne auch als willkommene Aushängeschilder einer Stadt, die sich als cool, urban, kreativ und subkulturell inszenieren möchte. Bei allen Versuchen, ›unbequem zu bleiben‹ oder ›ein Stachel im Fleische der neoliberalen Stadt‹ zu sein – auch die Rote Flora ist mittlerweile ein wichtiger Standortfaktor, der die Attraktivität des Schanzenviertels erhöht. Alle drei Besetzungen sind Anziehungspunkte für sich links fühlende Menschen, die auch das Stadtmarketing als lohnende Zielgruppe ansprechen will.

In allen drei Fällen (auch im Fall der Hafenstraße) war es den AktivistInnen ein Anliegen, nicht nur einen Raum für sich zu schaffen, sondern auch zu einem Anlauf- und Kristallisationspunkt für die gesamte Szene zu werden. Dieser Anspruch ist bei der Flora am deutlichsten ausgeprägt, so dass in ihrem Fall dezidiert ausgeschlossen wird, das Gebäude als Wohnraum zu nutzen. Die Flora soll Ausgangspunkt für weitere politische Kämpfe sein, weshalb andere (eventuell kompromissaffinere) Interessen so weit wie möglich ausgeklammert werden sollen.

An diesem Punkt zeigt sich eine weitere für die vorliegende Arbeit entscheidende Gemeinsamkeit: Alle drei Projekte stehen in einem engen inhaltlichen Austausch miteinander; sie teilen gemeinsame Erfahrungen und nehmen in der Ausrichtung und der Strukturierung ihrer Aktivitäten immer wieder Bezug aufeinander. AktivistInnen aus dem Gängeviertel betonten beispielsweise immer wieder, dass sie stark von den AktivistInnen aus den anderen Projekten gelernt hätten.[149] Dieser Austausch wird von einer breiten Szene getragen, die schon immer viel größer war als die konkret in den besetzten Häusern lebenden oder direkt engagierten Menschen. Alle Projekte waren und sind durch eine große Gruppe von FreundInnen, UnterstützerInnen und lose verbundenen SympathisantInnen gekennzeichnet, die zwar nicht in den Häusern wohnen oder zum engsten Kreis der AktivistInnen gehören, aber dennoch für bestimmte Aktionen mobilisiert werden können. Darüber hinaus bilden sie den Kitt, der die einzelnen Projekte verbindet und zusammenhält.

149 Vgl. Butzlaff et al. 2013, S. 53-65.

Auch wenn es mitunter zu Abgrenzungen kommt und nicht in allen inhaltlichen Punkten gemeinsame Positionen formuliert werden können, es somit sicherlich unterkomplex und trügerisch wäre, hier ein allzu harmonisches Bild zu zeichnen, ist der wechselseitige Austausch von großer Bedeutung für die AktivistInnen – insbesondere wenn es um Lernprozesse geht, die ja durchaus auch die dezidierte Abkehr von bestimmten Verhaltensmustern beinhalten können. Diese Bedeutung wird auch durch die harten Auseinandersetzungen und den rauen Tonfall – beides eher die Regel als die Ausnahme – nicht gemindert.

Die Schilderungen der Besetzungen sollen also ein möglichst anschauliches Bild der linksautonomen Szene vermitteln, über ihre Geschichte, Hintergründe, und Einstellungen aufklären. Wie genau nun die Lernfähigkeit der linksautonomen Szene Hamburgs, die sich u.a. aus den drei vorgestellten Projekten speist und an ebendiesen Orten »zu Hause« ist, zu untersuchen ist und warum dafür die Analyse einer Bewegungszeitschrift das geeignete Mittel ist, wird im Folgenden erläutert.

Abschnitt B:
Empirische Analyse

4 Lernprozesse sozialer Bewegungen
Kollektive Identität im Spiegel von Bewegungsdiskursen

Im nachfolgenden Abschnitt sollen kollektive Lernprozesse der undogmatischen Linken in Hamburg durch die Analyse von Veränderungen der kollektiven Identität nachgezeichnet werden. Dazu werden auf der Basis von Diskursen in einer einschlägigen Szenezeitschrift in einem diachronen Vergleich die Veränderungen von bestimmten Aspekten der kollektiven Identität herausgearbeitet.

4.1 Bewegungsdebatten in der *Zeck*

Im Folgenden soll zunächst ein Überblick über die inhaltlichen Schwerpunkte der *Zeck* gegeben werden. In einem zweiten Schritt werden die unterschiedlichen Debattenstränge rekonstruiert, von denen einige in einem dritten Schritt einer eingehenden qualitativen Analyse unterzogen werden.

Alle verfügbaren Ausgaben der *Zeck* (insgesamt 190 von 197 erschienenen Ausgaben) wurden zunächst durchgearbeitet und sämtliche inhaltliche Beiträge jeder Ausgabe in einer Excel-Tabelle erfasst. Dabei wurden zum einen der jeweilige Titel und die verantwortlichen AutorInnen vermerkt und zum anderen jeder Artikel einem Themenfeld zugeordnet. Die Themenfelder wurden nach und nach am Gegenstand entwickelt, weshalb sie relativ stark ausdifferenziert wurden. Im weiteren Verlauf der Auswertung wurden daher einige Themenfelder wieder zu allgemeineren Themen zusammengefasst, um die Übersichtlichkeit zu erhöhen und allgemeinere Trends sichtbar zu machen. Insgesamt haben sich bei der Codierung der Artikel 18 Themenfelder ergeben, die jeweils kurz skizziert werden sollen. Es sollte aber im Hinterkopf behalten werden, dass die Zuordnung von Artikeln zu Themenfeldern lediglich ein erster Hilfsschritt für die anschließende Inhaltsanalyse ist, der helfen soll, einen Überblick über das Feld zu bekommen. Die schematische Einteilung der Artikel in die jeweiligen Themenfelder kann und soll nicht die differenziertere inhaltliche Auseinandersetzung ersetzen.

Unter dem Schlagwort »Antifaschismus/Antirassismus« finden sich alle Artikel, die sich mit Aktionen der Antifa, Aktivitäten von Nazis und anderen organisierten Rech-

ten, fremdenfeindlichen Anschlägen oder allgemeinen gesellschaftlichen Vorurteilen beschäftigen. Außerdem sind hier Artikel erfasst, die sich mit Fluchtbewegungen, Fragen von Migration und Integration oder Abschiebungen auseinandersetzen. Artikel, die die staatliche Politik gegenüber ethnischen Minderheiten oder als rassistisch kritisierte Gesetze wie z.B. das Asylbewerberleistungsgesetz thematisieren, wurden ebenfalls unter dieses Schlagwort subsumiert.

Das Schlagwort »Repression/Staatsgewalt« kennzeichnet alle Artikel, die sich mit dem als feindlich wahrgenommen Handeln staatlicher Institutionen und Akteure befassen. Als Beispiel können Berichte über Gerichtsverfahren gegen linke AktivistInnen, das Vorgehen der Polizei auf Demonstrationen, die zunehmende Überwachung von öffentlichen Plätzen oder über die Bespitzelung von linken Zusammenhängen durch Polizei und Verfassungsschutz gelten.

Mit dem Code »Internationale Solidarität« wurden alle Artikel versehen, die sich mit der Situation linker Gruppen in anderen Ländern befassen. Schwerpunkt hier war in den 1990er Jahren die Situation der KurdInnen, im Zuge der europäischen Finanzkrise folgten später beispielsweise Berichte aus Griechenland oder Spanien.

Artikel, die sich mit den Geschlechterverhältnissen in der Gesellschaft und in der linken Szene auseinandersetzen, finden sich unter dem Schlagwort »Feminismus/Antisexismus«. Insbesondere die Frage, wie mit sexualisierter Gewalt innerhalb linker Strukturen umgegangen werden soll, führt immer wieder zu äußerst intensiven Debatten in der *Zeck*. Ebenfalls unter dieses Schlagwort fallen Artikel, die sich mit Homophobie oder anderweitigen Diskriminierungen aufgrund der sexuellen Identität einer Person beschäftigen, genau wie Auseinandersetzungen mit den allgemeinen gesellschaftlichen patriarchalen Herrschaftsverhältnissen.

»Stadtteilpolitik/Gentrifizierung« kennzeichnet Artikel, in denen die Umstrukturierung der Städte thematisiert wird. Dazu gehören beispielsweise die Kritik an Aufwertungs- und Verdrängungsprozessen sowie stadtteilpolitische Fragen wie der Umgang mit der offenen Drogenszene im Schanzenviertel oder die Bereitstellung von Fixerstuben.

Berichte von Demonstrationen gegen Castor-Transporte, Aufrufe zu Klimacamps, Kritik an der Energielobby oder am Klimawandel wurden unter dem Schlagwort »Anti-AKW/Klima/Umwelt« versammelt, zudem weitere Artikel, die sich umwelt- oder klimapolitischen Fragen widmen.

Unter dem Stichwort »Militanz/Gewaltdebatte« finden sich zwei Formen von Artikeln: einerseits Berichte über militantes Handeln, beispielsweise Bekennerschreiben von Anschlägen (die in der *Zeck* zum Teil als kurze Berichte unter der Rubrik »Volxsport« gesammelt werden); andererseits Auseinandersetzungen über die Rolle und Funktion von militanten Aktionen für die linke Szene und ihre politischen Anliegen. Regelmäßig entstehen solche Diskussionen beispielsweise nach den beinahe rituellen Krawallen im Kontext des jährlich stattfindenden Schanzenviertelfests oder der Demonstrationen zum Ersten Mai.

Unter die Rubriken »Flora/Hafenstraße/Gängeviertel« und »Hausbesetzungen/Kampf um Freiräume« fallen Artikel, die sich mit den drei erstgenannten Projekten oder allgemeiner mit linken Freiräumen in Hamburg befassen. Neben Berichten über Verhandlungen mit der Stadt (bzw. über die Verweigerung dieser Verhandlungen)

oder über die Räumung von Bauwagenplätzen finden sich Artikel, die über die Rolle und Funktion, die Freiräume im politischen Selbstverständnis der linken Szene einnehmen, nachdenken. Unter anderem entstehen mehrfach Debatten, in denen über die angebliche Entpolitisierung der Flora diskutiert wird, die zu einem reinen Vergnügungszentrum mit hippen Partys, Alkohol- und Drogenexzessen verkommen sei.

Auch unter dem Schlagwort »Organisationsdebatte« finden sich solche Auseinandersetzungen über die angemessene Art und Weise, linke Strukturen zu organisieren und aufrechtzuerhalten. Die Artikel befassen sich beispielsweise mit der Frage nach informellen Hierarchien in linken Projekten, aber auch mit allgemeineren strategischen Überlegungen, welche Themen die radikale Linke behandeln sollte, wie sie gesellschaftliche Relevanz erlangen kann (bzw. ob sie das überhaupt will) und wie sie sich langfristig organisieren kann, um dauerhaft politisch aktiv zu bleiben.

Die Artikel unter dem Schlagwort »Antisemitismus (in der Linken)« thematisieren das Problem des innerlinken Antisemitismus, häufig in Auseinandersetzung mit der Kritik an Israel oder im Kontext der Solidarisierung mit dem palästinensischen Befreiungskampf. Mehr und mehr rückt der Fokus der Artikel aber auf eine im Laufe der Zeit bedeutender werdende Strömung innerhalb der linken Szene, die sogenannten Antideutschen.[1] Das teilweise als provokant empfundene Auftreten antideutscher Gruppen in linken Strukturen oder auf Demonstrationen sowie inhaltliche Positionen wie die bedingungslose Solidarität mit Israel, die Verteidigung US-amerikanischer Außenpolitik nach den Anschlägen am 11. September 2001, die teilweise pauschale Kritik am Islam oder das Bekenntnis zu den Errungenschaften des bürgerlichen Staates führen zu erbitterten Diskussionen und zum Teil auch zu handfesten Auseinandersetzungen innerhalb der linken Szene.

Unter dem Schlagwort »Antikapitalismus« finden sich Artikel, die die kapitalistische Verwertungslogik und Ausbeutungsverhältnisse thematisieren, beispielsweise durch Kritik an der neoliberalen Wirtschaftsordnung. In der Konsequenz finden sich hier auch diejenigen Beiträge, die sich mit den großen Kampagnen gegen internationale Konferenzen wie den G8-Gipfel in Heiligendamm, den G20-Gipfel in Hamburg oder die Treffen der Welthandelsorganisation beschäftigen. Die Kategorie »Kritik an Nationalismus« versammelt Artikel, die sich explizit mit Nationalismus beschäftigen (also weniger die jeweilige Politik staatlicher Stellen kritisieren, sondern das Konstrukt der Nation allgemein ablehnen). Da in den meisten Artikeln in der *Zeck* der Fokus auf ganz konkreten politischen Initiativen liegt, beispielsweise der Abschottung gegen Migration oder der Aufrechterhaltung und Verteidigung kapitalistischer Machtverhältnisse etc., wurden nur wenige Artikel dieser (allgemeinen) Kategorie zugeordnet. Beispiele für hier einsortierte Beiträge sind u.a. die Artikel, die sich im Zuge der Einheitsfeierlichkeiten mit dem Wiedererstarken des deutschen Nationalismus beschäftigen.

Das Schlagwort »Antiimperialismus/RAF« fasst Artikel zusammen, die sich mit dem bewaffneten Kampf einiger linker Gruppen auseinandersetzen, insbesondere mit Ak-

1 Zur Entwicklung der antideutschen Szene und den ideologischen Grundsätzen vgl. ausführlicher Abschnitt 8.

tionen der RAF und der Revolutionären Zellen/Rote Zora. Zum Teil handelt es sich um den Abdruck von Kommuniqués und Erklärungen der jeweiligen Gruppen, zum Teil um Berichte von Gerichtsverhandlungen gegen (ehemalige) Mitglieder oder Aktionen der politischen Gefangenen gegen ihre Haftbedingungen o.Ä. Einige Artikel setzen sich aber auch sehr kritisch mit dem Konzept der bewaffneten Konfrontation mit dem Staat im Allgemeinen auseinander.

Im Themenfeld »Pazifismus/Militarismus« geht es insbesondere um Kritik an der Bundeswehr oder an der NATO. Viele Artikel setzen sich beispielsweise mit dem militärischen Konflikt im ehemaligen Jugoslawien und der Beteiligung deutscher Einheiten auseinander. Häufig finden sich auch Aufrufe gegen Vereidigungen und Zapfenstreiche oder Bekennerschreiben nach Brandanschlägen auf Bundeswehrfahrzeuge und Logistikunternehmen, die Transporte für die Armee durchführen.

Unter der Rubrik »Alltagskämpfe/Kampf um das gute Leben« wurden Artikel zusammengefasst, die sich mit der Alltagsdimension linksradikaler Politik befassen, also beispielsweise mit Fragen der Ernährung oder des eigenen Konsumverhaltens in Bezug auf Alkohol und Drogen. Insbesondere das Thema Veganismus taucht immer wieder auf und sorgt verlässlich für Diskussionen. In den frühen Jahren der Flora wurde auch intensiv darüber diskutiert, ob der Ausschank von Bier auf Partys und Konzerten mit dem politischen Anspruch des Zentrums vereinbar sei.

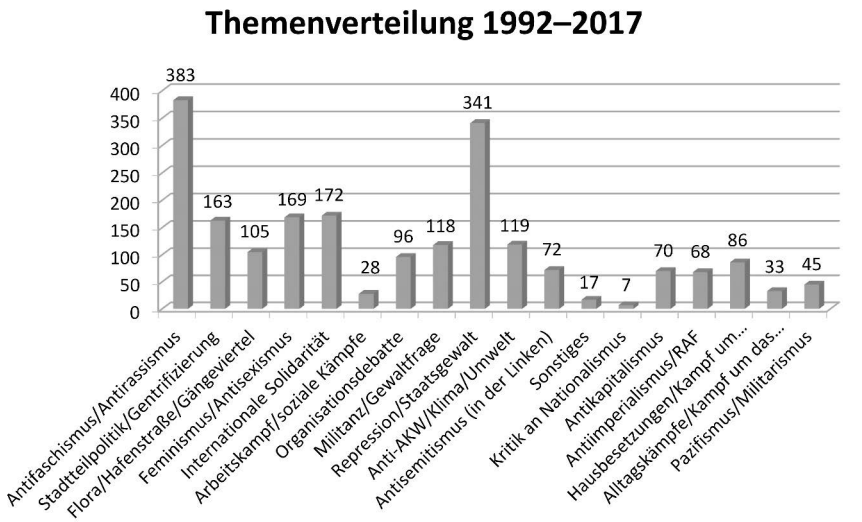
Mit dem Schlagwort »Arbeitskampf/soziale Kämpfe« wurden Artikel versehen, die über Streiks, die Hartz-IV-Gesetzgebung, die Umgestaltung des Sozialstaats oder die Einführung von Studiengebühren berichten.

Unter der Rubrik »Sonstiges« finden sich dann beispielsweise satirische Beiträge, ein Horoskop, das Quiz »Welche Sportart passt zu mir?« oder »Der große Persönlichkeitstest«.

4.2 Themen und Debattenformen

Die Zuordnung eines Artikels zu einem einzigen Themenfeld ist natürlich selten so eindeutig, wie die Aufstellung suggeriert. Nicht selten erweist sich die inhaltliche Einordnung eines Beitrags als äußerst komplex, weil in einem Artikel gleich mehrere Aspekte verhandelt werden. Um dieses Problem durch ein Beispiel zu verdeutlichen: Ein Bericht über eine antifaschistische Demonstration würde naheliegenderweise in das Themenfeld »Antifaschismus/Antirassismus« eingeordnet werden. Wenn allerdings der Umgang der Polizei mit DemonstrationsteilnehmerInnen im Vordergrund steht und der Artikel die Vorkommnisse auf der einzelnen Demo in einen größeren Kontext von staatlicher Be- und Verhinderung antifaschistischer Aktionen setzt, müsste der erste intuitive Bezug nochmals überdacht werden. In diesem Fall würde eine Zuordnung zum Themenfeld »Repression/Staatsgewalt« dem inhaltlichen Schwerpunkt des Artikels näherkommen. In dieser Arbeit wurde daher versucht, bei der Einordnung der Artikel in die Themenfelder möglichst den Referenzrahmen der AutorInnen zu berücksichtigen: Sollen also in dem Beitrag über die Demonstration die LeserInnen primär über den Anlass der Demonstration, beispielsweise die organisierte rechte Szene der Region, in-

Abb. 2: Themenverteilung der verschlagworteten Artikel



Quelle: eigene Darstellung

formiert werden, oder wollen die AutorInnen vornehmlich auf staatliche Repression aufmerksam machen?

In manchen Fällen ist diese Entscheidung äußerst schwierig zu treffen, da beide Anliegen erkennbar sein können. Dann wurde versucht, einen Schwerpunkt im Artikel zu identifizieren, um eine eindeutige Zuordnung zu ermöglichen. Mögliche Indizien sind beispielsweise die Überschrift, der jeweilige Umfang der Textpassagen oder etwaige Forderungen zum Ende des Artikels. All dies ermöglicht in der Regel eine plausible und nachvollziehbare Entscheidung – bei der es sich dennoch um eine Interpretationsleistung handelt. Auf die zweite Möglichkeit, mit der Mehrdeutigkeit von Artikeln umzugehen, nämlich die Zuordnung eines Artikels zu mehreren Themenfeldern, wurde hingegen verzichtet. Eine solche multiple Einordnung könnte zwar im Zweifelsfall den Intentionen der AutorInnen näherkommen, sie würde aber die Übersicht über den Textkorpus erschweren, weil einige Artikel mehrfach und andere nur einmalig auftauchen würden. Zudem ist die Verwobenheit von ganz unterschiedlichen Themen in einem Artikel ohnehin ein interessantes Kennzeichen, auf das folglich bei der genaueren Analyse verstärkt geachtet werden muss.

Da für die Analyse von Lernprozessen insbesondere die Debatten und inhaltliche Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle spielen, wurde bei jedem Artikel außerdem vermerkt, wenn es sich um einen »Debattenbeitrag« handelte. Als Debattenbeiträge wurden alle Artikel verstanden, die sich auf andere Beiträge in der *Zeck* oder in sonstigen linken Zeitschriften beziehen und sich selbst als Antwort, Kritik oder inhaltliche Ergänzung verstehen. Dabei ist es durchaus typisch, dass sich die Debatten immer weiter vom ursprünglichen Impuls entfernen, neue Aspekte hinzukommen und spätere Bei-

träge in der Debatte im weiteren Verlauf zum neuen hauptsächlichen Bezugspunkt von Kritik und Widerspruch werden.

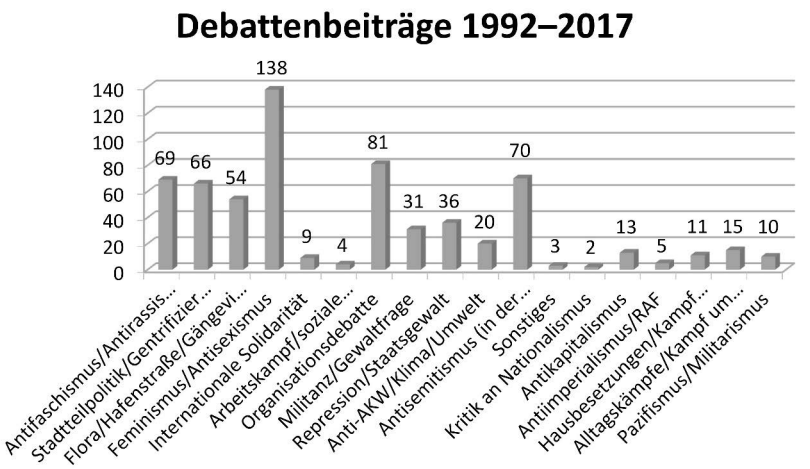
Darüber hinaus wurden auch diejenigen Artikel als Debattenbeitrag markiert, die sich ausführlich und analytisch vertiefend mit bestimmten Phänomenen auseinandersetzen und mit ihren Analysen das linke Verständnis dieser Phänomene beeinflussen wollen. Dazu gehören beispielsweise kritische Bestandsaufnahmen des Verhaltens auf linksradikalen Demonstrationen oder Auseinandersetzungen mit dem Aufstieg des Rechtspopulismus und den Konsequenzen, die die Linke – nach Meinung der AutorInnen – aus dieser neuen Herausforderung ziehen sollte. Entscheidend ist, dass sich diese Beiträge kritisch mit bisherigen politischen Ansätzen innerhalb der Linken auseinandersetzen oder Vorschläge formulieren, wie sich die linke Szene ändern sollte. Trafen diese Merkmale auf einen Artikel zu, wurde er als Debattenbeitrag erfasst, egal, ob sich in der Folge auch tatsächlich eine Debatte um seinen Impuls entwickelt hat oder nicht.

Bei der Zuordnung der Artikel zu bestimmten Debattensträngen zeigt sich das oben bereits diskutierte Phänomen in leicht verschärfter Weise: Nicht nur ist es problematisch, einen Artikel, der ganz unterschiedliche Facetten eines Themas diskutiert, lediglich einem bestimmten Themenfeld zuzuweisen. Hinzu kommt, dass sich der Fokus einer Debatte regelmäßig verschiebt, so dass eine Debatte, die in einem Themenfeld beginnt, mitunter in ganz anderen Themenfeldern weitergeführt wird. Auch dieses Problem kann ein Beispiel illustrieren: Mitte der 1990er Jahre entsteht im Schanzenviertel eine intensive Diskussion über die Verdrängung von Drogenabhängigen. Da zu diesem Zeitpunkt die Aufwertung des Schanzenviertels und die Verdrängung unliebsamer Bevölkerungsgruppen im Zentrum der Debatte stehen, wird der Debattenstrang dem Themenfeld »Stadtteilpolitik« zugeordnet. Allerdings entwickelt sich die Debatte weiter: Nun stehen zum Teil der Rassismus der Bewohner im Umgang mit den häufig dunkelhäutigen DealerInnen oder das repressive Vorgehen der Polizei im Mittelpunkt der Beiträge. In diesen Fällen wurden auch die späteren Artikel unter dem Schlagwort »Stadtteilpolitik« eingeordnet, auch wenn ihr inhaltlicher Fokus sich auf ein anderes Themenfeld verschoben hat. Auf diese Weise soll ermöglicht werden, einer inhaltlichen Auseinandersetzung in ihrem komplexen Verlauf zu folgen. Die Zuordnung zu unterschiedlichen Themenfeldern hätte dagegen den Eindruck erweckt, es mit unterschiedlichen Debatten zu tun zu haben. In der genaueren Analyse der ausgewählten Debattenstränge wird aber natürlich besondere Aufmerksamkeit auf die inhaltliche Akzentverschiebung innerhalb einer Debatte gelegt. Insgesamt handelt es sich bei der Zuordnung der Artikel – wie bereits erwähnt – natürlich nur um ein Hilfsgerüst, das nicht die eigentliche Analyse der Artikel ersetzen kann. In der konkreten inhaltlichen Analyse werden daher die Mehrdeutigkeiten der Beiträge, die Verknüpfung von verschiedenen Themen, die allmählichen inhaltlichen Verschiebungen von Debatten etc. genauer betrachtet und ausgewertet.

Bei einem ersten Blick in die Zeitschrift zeigt sich, dass zwar in jedem Themenfeld Debatten geführt wurden, die Intensität der Auseinandersetzungen zwischen den unterschiedlichen Themen aber deutlich variiert. Nicht zwangsläufig hängen dabei die Quantität der Debattenbeiträge und die Häufigkeit, mit der das Thema insgesamt bearbeitet wurde, zusammen: So wurden im gesamten Zeitraum lediglich 36 Debattenar-

tikel erfasst, die sich mit dem Thema »Repression/Staatsgewalt« befassen, obwohl das Themenfeld mit insgesamt 341 Beiträgen den zweiten Platz in der Themenverteilung belegt. Die intensive Auseinandersetzung mit staatlichem Verhalten gegenüber der linken Szene führte also nur selten zu inhaltlichen Debatten zu diesem Thema. Völlig konträr sieht es dagegen im Themenfeld Feminismus/Antisexismus aus: Hier finden sich unter den insgesamt 169 Beiträgen erstaunliche 138 Debattenbeiträge. Es zeigt sich also schon bei einer recht oberflächlichen Betrachtung der Themenfelder, wie unterschiedlich stark die einzelnen Themen zu Streit und Auseinandersetzungen führen.

Abb. 3: Anzahl der Debattenbeiträge in verschiedenen Themenfeldern



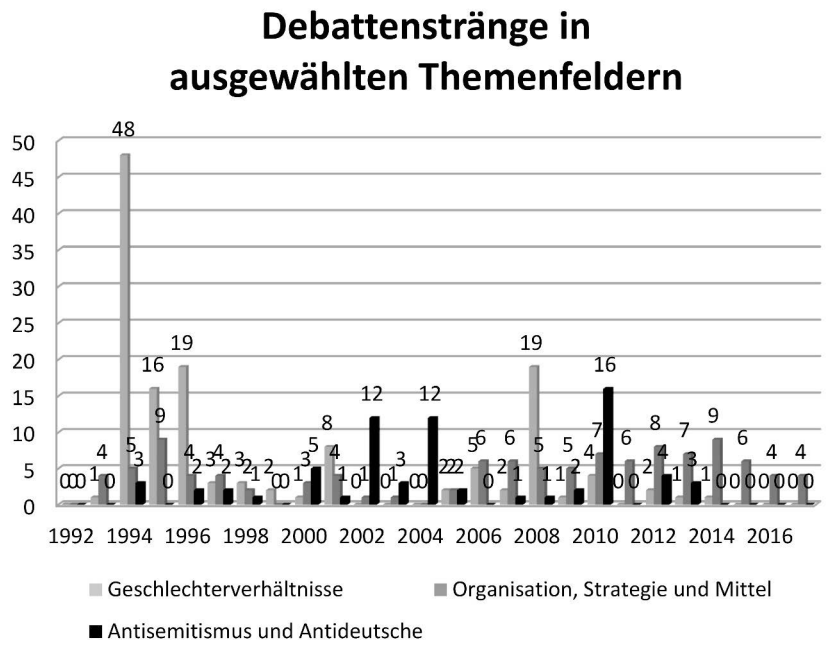
Quelle: eigene Darstellung

Mit einem Blick auf die Verteilung der Debatten im Zeitverlauf lässt sich dieser erste Eindruck weiter präzisieren. Hier zeigt sich, dass nicht nur die jeweiligen Anteile von Debattenbeiträgen stark variieren, sondern dass sich auch die Form der Verläufe deutlich unterscheidet. Während einige der Debatten geradezu eruptiv verlaufen, werden andere auf einem niedrigeren Niveau, aber dafür über einen sehr langen Zeitraum geführt. Vergleicht man beispielsweise das Themenfeld »Organisation, Strategie und Mittel« mit den Themen »Geschlechterverhältnisse« oder »Antisemitismus und Antideutsche« werden die unterschiedlichen Typen von Debattenverläufen sehr deutlich: auf der einen Seite eine konstante Debatte von niedriger Intensität, auf der anderen Seite anlassbezogene Debatten, die innerhalb kürzester Zeit eine enorme Beteiligung provozieren.

Im weiteren Verlauf der Analyse werden beide Phänomene zu erklären sein: sowohl die Frage, warum einige Themenfelder sehr viel anfälliger für Streit und Dissens zu sein scheinen als andere, als auch die Frage, warum sich die Verläufe der Debatten so auffallend voneinander unterscheiden.

Anzunehmen ist, dass beide Phänomene eng mit der Funktion der kollektiven Identität im jeweiligen Bereich zusammenhängen, der Verlauf der Lernprozesse also ein

Abb. 4: Debattenstränge in ausgewählten Themenfeldern im Zeitverlauf



Quelle: eigene Darstellung

typisches Charakteristikum für das jeweilige Themenfeld darstellt. Wichtig ist daher, bei der Auswertung der Debattenverläufe immer im Auge zu behalten, welche Aspekte einer radikal-linken Identität in diesem Themenfeld verhandelt werden. Manche Abweichungen oder Neuinterpretationen von Identitätsaspekten können beispielsweise in bestimmten Themenfeldern toleriert werden, ohne dass dadurch die kollektive Identität als Ganzes bedroht wäre. Um ein Beispiel zu nennen: Aus Frustration über Demonstrationen, die stets eng von der Polizei begleitet werden und deshalb kaum Resonanz nach außen erzielen können, schlagen einige Gruppen vor, dezentralere Demonstrationskonzepte zu verfolgen. Andere Gruppen verteidigen die klassische Formation des einheitlich auftretenden Schwarzen Blocks, weil sie darin ein Symbol der Stärke sehen und sich besser vor Zugriffen der Sicherheitsorgane geschützt fühlen. Die Debatte diskutiert also Strategien, bei denen es letztlich auch um über den konkreten Anlass – hier: Demonstrationen – hinausweisende Fragen geht, beispielsweise darum, ob der Erfolg einer Demonstration an ihrer Außen- oder Binnenwirkung gemessen werden sollte. Gleichzeitig ist durchaus ein Nebeneinander unterschiedlicher Strategien in diesem Feld denkbar: Bei einigen Demonstrationen empfiehlt sich vielleicht ein geschlossenes, militanteres Auftreten und für andere Demos erscheint ein offeneres, auf PassantInnen und Beobachtende zugehendes Konzept sinnvoller.

In manchen Feldern hingegen führt eine neue Interpretation unmittelbar zur Kernfunktion kollektiver Identität, nämlich zu der Frage, wer zu der Gruppe dazugehören

kann und wer nicht. Beispielsweise stellt eine Gruppe, die Sexismus lediglich als »Nebenwiderspruch« definiert und daher Kritik an angeblich sexistischen Gruppenmitgliedern zurückweist, damit einige fundamentale Grundsätze der radikalen Linken infrage, hier z.B., Sexismus als wichtigen Unterdrückungsmechanismus anzuerkennen und bei sexistischen Vorfällen klar auf der Seite der Betroffenen zu stehen. Die Debatte, die sich daraus ergibt, dreht sich also um die Frage, ob eine solche Haltung mit der Zugehörigkeit zur linken Szene vereinbar sein kann, oder ob sie sich so weit von einer linken Identität entfernt, dass die als sexistisch kritisierten Personen ausgeschlossen werden müssen. Damit werden die Auseinandersetzungen in solchen Fällen automatisch schärfer und erbitterter geführt als in jenen Situationen, in denen über Strategien und taktische Varianten diskutiert wird.

Im Folgenden werden fünf Debattenstränge genauer analysiert. Ausgewählt werden Debatten aus unterschiedlichen Themenfeldern, die eine große Varianz von Intensität, Verläufen und zur Debatte stehenden Identitätsaspekten abdecken. Die Auswertung verspricht also, eine große Bandbreite von Lernprozessen abzubilden, Unterschiede und Gemeinsamkeiten dabei sichtbar zu machen und auf diese Weise ein möglichst detailreiches Bild davon zu zeichnen, wann und wie die radikale Linke in Hamburg gelernt oder auch verlernt hat.

5 »Aufs Maul, ›Genossen‹, das habt ihr verdient!« Kollektive Identität in Debatten um Geschlechterverhältnisse und Sexismus

Diskussionen, die sich mit den Geschlechterverhältnissen innerhalb der eigenen Szene beschäftigen, nehmen in puncto Quantität sowie Qualität einen herausragenden Status in der *Zeck* ein. Sexismus, Antifeminismus, sexuelle Übergriffe, Vergewaltigungen und deren angebliche oder tatsächliche Verharmlosung führen im Laufe der Jahre immer wieder zu den intensivsten, umfangreichsten und erbittertsten Auseinandersetzungen.[1]

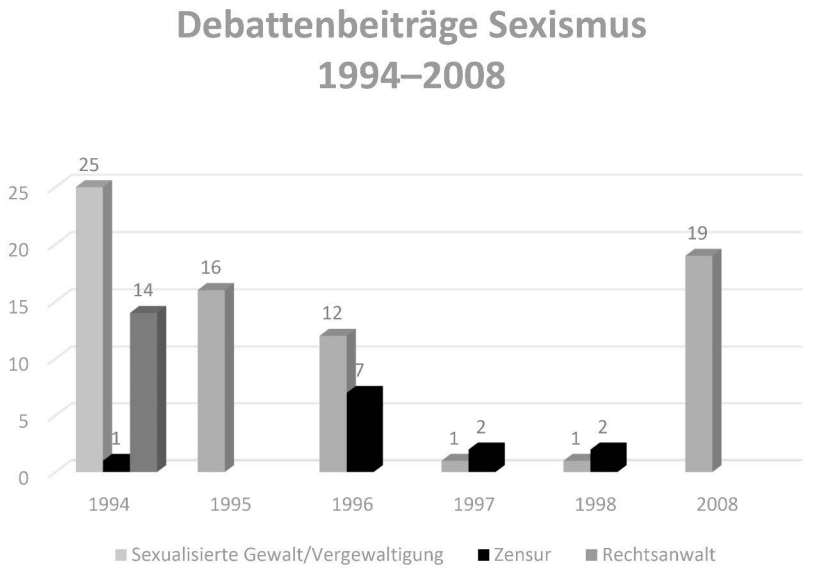
Auch wenn eine feministische Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen eigentlich als Konsens in linksradikalen Gruppen gelten kann, scheint die Frage danach, was eine solche Kritik impliziert, sehr unterschiedlich beantwortet zu werden. In den Debatten zum Umgang mit Sexismus in den eigenen linken Strukturen wird deutlich, dass der Stellenwert, den feministische Ansätze in der jeweiligen Analyse und in der konkret verfolgten Politik innehaben, zwischen verschiedenen Gruppen hart umkämpft ist. Insbesondere die politischen Gruppen von Frauen und Lesben attackieren immer wieder den ihrer Meinung nach zu nachlässigen Umgang mit Vorwürfen, die gegenüber (zumeist männlichen) Angehörigen linker Zusammenhänge erhoben wurden. Meistens handelt es sich dabei um sexuell übergriffiges Verhalten, sexistische Sprüche, sexualisierte Gewalt oder die Verteidigung bzw. Verharmlosung dieses Verhaltens.

Zu Beginn des Jahres 1994 entwickeln sich parallel mehrere Diskussionen zum Thema Sexismus in der linken Szene, die zum Teil parallel nebeneinanderherlaufen, sich zum Teil aber auch aufeinander beziehen und gegenseitig beeinflussen. Grob lassen sich insgesamt drei Debattenstränge voneinander unterscheiden: Zunächst entsteht eine erhitzte Diskussion über die Rolle eines linken Szeneanwalts, der vor Gericht einen

1 Diese Feststellung trifft nicht nur auf die *Zeck* zu. Diskussionen über Sexismus in der eigenen Szene sind in jeder Hinsicht eines der wichtigsten Themen in der radikalen Linken – auch wenn es für feministische AktivistInnen oft ein großer Kampf ist, dieses Problem zu thematisieren. Vgl. dazu u.a. Herausgeber_innenkollektiv (2013): Fantifa. Feministische Perspektiven antifaschistischer Politiken. Münster: edition assemblage sowie Amantine (2011): Gender und Häuserkampf. Münster: Unrast, insbesondere S. 115-171.

Mann verteidigt, dem eine Vergewaltigung vorgeworfen wird. Der zweite Debattenstrang thematisiert verschiedene Vorwürfe gegen Mitglieder linker Gruppen, die der sexualisierten Gewalt bis hin zur Vergewaltigung bezichtigt werden. Ein weiterer Diskursstrang dreht sich um den diskursiven Umgang mit dem Thema Sexismus innerhalb der linken Szene. Hier entzündet sich der Streit an der Frage, ob eine Nichtveröffentlichung von kontroversen Texten in linken Publikationen oder der Boykott bestimmter Zeitschriften durch Buch- und Infoläden gerechtfertigt ist oder ob es sich dabei um eine unzulässige Zensur von unbequemen Meinungen handelt.

Abb. 5: Debattenbeiträge im Themenfeld Sexismus[2]



Quelle: eigene Darstellung

Das Jahr 1994 ist somit in besonders starkem Maße von Debatten über Sexismus und Geschlechterverhältnisse geprägt: In diesem Jahr erscheinen insgesamt vierzig Beiträge zu diesem Themenfeld, was in vielerlei Hinsicht bemerkenswert ist. Um die Intensität dieser Debatte besser einschätzen zu können, lohnt sich ein Vergleich mit anderen Themenfeldern: So kommen die Themenfelder Antisemitismus und Stadtteilpolitik in den Jahren, in denen sie jeweils am intensivsten debattiert werden, auf gerade einmal 16 Beiträge (für Antisemitismus im Jahr 2010, für Stadtteilpolitik 1999). Auch die zweithöchste Beitragsanzahl pro Jahr – nämlich 19 Artikel in den Jahren 1996 und 2008 – verzeichnet die Debatte um Sexismus und Geschlechterverhältnisse – was nochmals die herausragende Stellung dieses Themenkomplexes sowie des Jahres 1994 betont.

2 Die Grafiken zu Beginn der einzelnen Analyseabschnitte erfassen ausschließlich diejenigen Artikel, die im Folgenden ausgewertet werden. Fehlende Jahreszahlen signalisieren, dass in diesem Jahr kein Beitrag im analysierten Debattenstrang erschienen ist.

Auch wenn die beiden Folgejahre quantitativ nicht annähernd an das Vorjahr heranreichen – mit 16 bzw. 19 Artikeln gehören sie dennoch zu den beitragsstärksten Debattenverläufen überhaupt. Die Debatte konzentriert sich nun stärker auf einzelne Themen: 1995 wird ausschließlich über sexualisierte Gewalt und Vergewaltigungen diskutiert, 1996 zusätzlich über den Themenkomplex Zensur. Auffällig ist, dass die Debatte nach 1996 mehr oder weniger abrupt abreißt – in den folgenden Jahren erscheinen nur noch vereinzelte Beiträge zu diesem Themenfeld, die sich zumeist vor allem mit dem Thema Zensur beschäftigen. Erst im Jahr 2008 wird das Thema Sexismus mit insgesamt 19 Beiträgen wieder intensiver diskutiert. Auch in dieser Diskurshochphase entzündet sich die Debatte an dem Umgang einzelner linken Gruppen mit einem Vergewaltigungsvorwurf innerhalb ihrer Strukturen.

5.1 »Ist W. einer von ›uns‹?« – Sexualisierte Gewalt und linke Szeneanwälte

Die Diskussion um den linken Szeneanwalt Jens W. beginnt in der Februarausgabe 1994 mit gleich drei Artikeln zu diesem Thema. Es lassen sich zwei Argumentationsstränge erkennen: erstens ein sehr spezifischer Strang, in dem der konkrete Fall thematisiert wird. W. wird beschuldigt, durch die Verteidigung eines Mannes, dem eine Vergewaltigung vorgeworfen wird und der in der Vergangenheit bereits wegen sexualisierter Gewalt und einem Mord an einer Frau verurteilt worden war, den linken Konsens seiner Kanzlei verlassen zu haben – ursprünglich hatten alle MitarbeiterInnen der Kanzlei die Verteidigung von Vergewaltigern, Rechten und VermieterInnen ausgeschlossen. W. rückt von dieser Vereinbarung ab, kündigt an, die Verteidigung zu übernehmen, und stellt den Fall primär als Kritik an der sogenannten Sicherheitsverwahrung, die seinem Mandanten droht, dar. In der Folge entsteht eine Diskussion, die W.s Verhalten und insbesondere seine Reaktionen auf Kritik innerhalb der Kanzlei angreift.

Ein zweiter Diskussionsstrang abstrahiert stärker von dem konkreten Fall und kritisiert die grundsätzliche sexistische und patriarchale Haltung, die sich immer wieder innerhalb der eigenen Szenestrukturen zeige. Den männlichen Mitgliedern der Szene wird kollektiv eine grundsätzliche Tolerierung oder sogar mehr oder weniger heimliche Sympathie für sexistische Verhaltensweisen vorgeworfen. Diese äußere sich durch bewussten oder unbewussten Täterschutz, beispielsweise, indem man die Aussagen der betroffenen Frauen bezweifle oder sexistisches Verhalten als »Nebenwiderspruch« abtue. Im Fall von Jens W. wird insbesondere die Gleichgültigkeit, mit der einige Männer auf seine angestrebte Verteidigung eines Vergewaltigers reagieren, kritisiert. Hintergrund ist ein laufender Prozess wegen einer Hausbesetzung in der Gerhofstraße: Jens W. ist einer der Anwälte der Angeklagten; diese wollen trotz der aufkommenden Kritik an W. unbedingt an ihm als Verteidiger festhalten. Für diese Entscheidung ernten sie heftige Kritik von feministischen Gruppen; einige Frauengruppen entziehen den Angeklagten sogar offiziell ihre Solidarität. Diesen FeministInnen wird deshalb ein unsolidarisches, spalterisches Verhalten vorgeworfen. Einige der angegriffenen Frauengruppen stellen dazu in einem gemeinsam verfassten Artikel klar: »Wer sich nicht eindeutig und konsequent gegen sexistische Gewalt stellt, mit denen haben wir nichts gemein-

sam. Eine nicht vorhandene Gemeinsamkeit kann auch nicht gespalten werden.«[3] Die Autorinnen zeigen sich schockiert, wie schnell ein eigentlich breit geteilter Konsens aufgegeben werde und welch geringes Problembewusstsein bei den männlichen Aktivisten vorherrsche:

»Wir haben anfangs gesagt, dass der Gerhofstraßenprozess ein Lehrstück war. Darin verkündet der Protagonist: Im Prinzip keine Beauftragung von Vergewaltiger-Verteidigern, hier und heute aber doch. […] Der Spaltungsvorwurf durchweht die Szene, und natürlich sind es die Frauen, die mit ihrem ›Herumhacken‹ auf Prinzipien das traute Einerlei stören.«[4]

In einem Artikel in einer der folgenden Ausgaben der *Zeck* geht eine Autorin mit dem Namen *Bella*[5] sogar noch einen Schritt weiter. Linke Männer werden in diesem Beitrag von schwierigen Verbündeten zu direkten Gegnern.

> »Es ist für uns Frauen doch immer wieder interessant und aufschlussreich zu beobachten, was von dem Lippenbekenntnis linker Männer, antipatriarchal zu sein oder sich zumindest ›mit diesem Thema‹ weitgehend auseinandergesetzt zu haben, übrigbleibt, wenn es von der Theorie in die Praxis geht.«[6]

Es folgt eine Abrechnung mit den Männern der linken Szene, die sich in ihrem Umgang mit Sexismus in keiner Weise von der bürgerlichen-patriarchalen Gesellschaft unterscheiden würden.

> »Auch linke Männer erkennen nur in herausragenden Fällen eine Vergewaltigung an. Dabei gilt im Prinzip die Regel je näher der Vergewaltiger mit ihnen befreundet ist oder eine entsprechende ›Szene-Größe‹ ist, desto unwahrscheinlicher wird seltsamerweise die Möglichkeit, daß er Täter ist.«[7]

Die Autorin erklärt dieses relativierende Verhalten damit, dass jeder Mann zumindest ein potenzieller Vergewaltiger sei. *Bella* zieht daher die Konsequenz, dem männerbündlerischen Übersehen und Negieren von sexistischen Verhaltensweisen durch eine kompromisslose Parteilichkeit für die betroffenen Frauen zu begegnen. »Wir sagen: Frauen und nur Frauen entscheiden, was mit sexistischen Gewalttätern gemacht wird!«[8] Daraus folgt eine deutliche Abwendung linker Frauen von der gemischtgeschlechtlichen Szene. Die Abgrenzung zu männlichen Aktivisten wird in den Zuschreibungen Wir/Sie sehr deutlich:

> »In der Prozeßgruppe waren die TYPEN auf Solidarität angewiesen. SIE waren angeklagt. Solidaritätsarbeit zu einem Prozeß beruht aber auf GEGENSEITIGER politischer

3 Bella, Fantifa OmU, Frauenbande, FrauenLesbentag im Schwarzmarkt, Hamburger Frauenzeitung, Komplizinnen, Borginak: Aus gegebenem Anlass: Zum Umgang mit Anwälten sexistischer Gewalt. In: *Zeck* 23_1994, S. 7f., hier S. 8.

4 Ebd.

5 Hier und in der Folge werden die Namen bzw. Pseudonyme, unter denen AutorInnen in der Zeck schreiben, kursiv dargestellt.

6 Bella: Und die Moral von der Geschicht' … Geschichten aus dem patriarchalen Alltag. In: *Zeck* 25_1994, S. 17-19, hier S. 17.

7 Ebd.

8 Bella, S. 18.

> Solidarität. Typen, die sich auf die Seite eines Vergewaltigers stellen, wenn sie sich entscheiden sollen, verlassen diesen Boden. Trotzdem stellen SIE sich hin, werfen uns Spaltung vor und nutzen damit unsere Sozialisation, immer fair zu sein.«[9]

Der Text von *Bella* liest sich folglich wie eine Absage an die Möglichkeit anti-patriarchaler Zusammenarbeit von Männern und Frauen innerhalb *einer* Szene. Gewalt gegen Frauen könne nur durch Frauen abgeschafft werden. *Bella* endet mit der Feststellung: »Die Zukunft ist feministisch oder gar nicht!«[10] Von männlichen Aktivisten wird erwartet, ihre eigene privilegierte Stellung innerhalb der patriarchalen Gesellschaft zu reflektieren und aktiv daran zu arbeiten, diese Privilegien abzubauen.

Einige AutorInnen reagieren auf ein Papier der kritisierten Angeklagten in dem Besetzungsprozess, die weiterhin an W. als Anwalt festhalten wollen:

> »Die ewige Klage darüber, daß wir als Männer nun leider immer noch nicht zum Neuen Menschen mutiert seien, es uns von daher nicht zustände, andere Männer blablablubb, zementiert nur die Zustände. […] Wer darüber klagt, daß das eigene Bewußtsein patriarchaler Zurichtung unterliegt, muß eben Schritte, einen Kampf dagegen entwickeln.«[11]

Gefordert wird, dass Männer »sich dem männerbündischen gegenseitigen Verstehen verweigern, aufhören sich wechselseitig gegen Forderungen von Frauen Schutz zu sein, sondern sich gegenseitig den Boden eigener Privilegienverteidigung entziehen.«[12]

Interessant an diesem Artikel ist außerdem, dass die Szene als »gemischt (das heißt: männlich dominiert)«[13] charakterisiert wird. Der Feind ist hier also eindeutig innerhalb der eigenen Szene zu suchen, männliche Mitglieder der eigenen Gruppen sind die Träger und Verteidiger von patriarchalen Privilegien und sexistischen Verhaltensweisen. Immer fundamentaler drängt sich also die Frage auf: Was bringt ein gemeinsames politisches Vorgehen von Männern und Frauen überhaupt noch, wenn dadurch Benachteiligung, Diskriminierung und Ausbeutung von Frauen auch in linken Zusammenhängen reproduziert werden?

Sexismus und Gewalt gegen Frauen werden als wichtige Instrumente der Herrschaftssicherung des patriarchalen Staates, mit anderen Worten: der Reproduktion von männlicher Macht beschrieben. So führt *Phoolan*, die sich als revolutionäre Feministin bezeichnet, weiter aus: »Zentraler Punkt ist, daß Gewalt gegen Frauen in jeder Form und universell eine Grundlage dieses Systems bildet, ebenso (und genauso wichtig!) ihre TABUISIERUNG, ihre PRIVATISIERUNG.«[14] Frauen, die gegen diese Gewalt aufbegehrten, die den patriarchalen Normalzustand als Verbrechen anklagten, die also begönnen, gegen Tabuisierung und Privatisierung vorzugehen, würden zu einer Gefähr-

---

9 Bella, S. 19.
10 Ebd.
11 Dieser und jener und ein paar andere: An (nicht mal alle) Männer der Prozeßgruppe Gerhofstraße. In: *Zeck* 26_1994, S. 12f., hier S. 13.
12 Dieser und jener und ein paar andere, S. 13.
13 Ebd.
14 Phoolan, eine revolutionäre Feministin: Leserbrief: Ist [W.] einer von »uns«? In: *Zeck* 28_1994, S. 7f., hier S. 7. Aus Gründen der Anonymisierung wurde der im Originaltitel genannte Klarname abgekürzt.

dung dieser Machtbasis. Die Abwehr solcher Opposition verbinde daher alle Männer und zeige sich in unterschiedlichen Formen: Frauen, die sich wehrten, würden zu Täterinnen gemacht und ihnen werde auch in linken Kreisen eine »Spitzelmentalität« vorgeworfen. Zentral für dieses Streben nach Machterhalt sei insbesondere, die Definitionsmacht der Frauen nicht anzuerkennen. »Definitionsmacht« bezeichnet das alleinige Recht der betroffenen Frauen, darüber zu entscheiden, was eine sexualisierte Gewalterfahrung ist. Diese feministische Definition sei »eine, die unsere eigenen Gefühle, unsere eigenen Grenzen zur Grundlage nimmt. Vergewaltigung ist, wenn eine Frau eine Gewalterfahrung so definiert. Basta.«[15] Auch hier taucht wieder das Argument auf, dass jeder Mann ein potenzieller Vergewaltiger sei, dieses Mal weiter zugespitzt: »Wobei wir angesichts der Zahlen das ›potentiell‹ getrost vernachlässigen können.«[16] Dies erkläre abermals die Vehemenz vieler Männer, Vergewaltigungsvorwürfe zurückzuweisen oder zumindest zu bezweifeln: Männer hätten einfach nur Angst, die nächsten Beschuldigten zu sein.

Die feministische Definitionsmacht sei daher ein direkter Angriff auf die patriarchale Machtbasis aller Männer, weshalb die Abwehr dieses Angriffs die Interessen aller Männer miteinander verbinde:

> »Es geht darum, das große Schweigen um die universelle Gewalt gegen Frauen mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten. Dieses Interesse am großen Schweigen teilen alle Männer, ob Kapitalist oder Proletarier, ob rechte oder linke, es ist der Nährboden ihrer Privilegien, ihrer Macht über Frauen. Deshalb ist es so wichtig, die Definitionsgewalt – die Kontrolle – in der Hand zu behalten. Da sie es nicht mehr leugnen können, wollen SIE entscheiden, was als Vergewaltigung zu gelten hat und was nicht und vor allen Dingen, was mit den Tätern zu geschehen hat.«[17]

Hier wird allen Männern das kollektive Interesse zugeschrieben, gemeinsam die eigenen Privilegien auf Kosten der Frauen verteidigen zu wollen. Auch linke Männer scheinen zunächst ausschließlich diese Rolle zu spielen – allerdings gebe es eine Möglichkeit, aus ihr auszubrechen: »Linke Männer unterscheiden sich davon nicht, es sei denn, sie ergreifen offen und praktisch Partei für die feministische Seite.«[18] Dieser Ausweg wirkt beinahe überraschend, ging der Text doch bis dahin von einem einheitlichen Kollektiv der Männer aus.

Die Nornen verweisen in einem weiteren Text auf die Begründung, mit der sich linke AnwältInnen ursprünglich darauf verständigt hätten, keine rechtliche Vertretung von Vergewaltigern zu übernehmen:

> »[W]eils für die ebenso wie für Faschisten und Folterer keine Hilfe von unserer Seite geben kann, ihre Probleme mit der Justiz nicht unsere sind, solange wir nicht die Justiz sind und bis dahin unsere Verachtung gegenüber dieser Spezies auch in Gleich-

15 Phoolan, eine revolutionäre Feministin, S. 8.
16 Ebd.
17 Ebd.
18 Ebd.

gültigkeit zu den Sanktionen, die die bürgerliche Justiz gegen wenige davon verhängt, ausdrückt.«[19]

Insbesondere den AktivistInnen aus der Hafenstraße wird in diesem Fall vorgeworfen, sich nicht eindeutig von W. zu distanzieren. Interessant ist, dass diese Vorwürfe auch im Kontext einer breiteren Kritik an der Hafenstraße artikuliert werden: »So scheint die Hafenstraße ihre Interessen nur noch vor den Gerichten dieses Staates verteidigen zu wollen, wenn sie nicht gerade Bittgesuche an den Bürgermeister richtet.«[20] Auf diese Weise wird dem Wohnprojekt also nicht nur eine mindestens indifferente Haltung gegenüber W. vorgeworfen, sondern die Zugehörigkeit der BewohnerInnen zur radikalen Linken insgesamt infrage gestellt.

In einer der folgenden Ausgaben wird die Hafenstraße von diversen FrauenLesbengruppen erneut zu einer klaren Stellungnahme aufgefordert, abermals verbunden mit generellen Vorwürfen:

> »Von euch fehlt aber bis heute jede öffentliche Stellungnahme. Aber wen wundert's?! Hafenstraße stand noch nie für antipatriarchalen Kampf. […] Eine Fortsetzung der Zusammenarbeit mit ihm würde für uns bedeuten, daß ihr euch von uns entsolidarisiert, im Klartext: euch auf die Seite der Täter stellt. In diesem Fall wäre für uns die Trennungslinie klar gezogen.«[21]

Auch in diesem Artikel findet sich eine klare Distanzierung bzw. die Aufkündigung einer gemeinsamen Gruppenidentität als linke Szene in Hamburg. Der (potenzielle) Ausschluss richtet sich nun nicht mehr nur gegen Männer, sondern wird einem gesamten gemischtgeschlechtlichen Projekt angedroht.

Nur eine Ausgabe später melden sich die BewohnerInnen von Haus Nummer 116 zu Wort. Zunächst äußern sie Verwunderung, so fundamental angegriffen worden zu sein: »Es ist nun in der Hafenstraße kein alltäglicher Vorgang, daß eine ganze Reihe von FrauenLesbengruppen eine politische Frage so schwerwiegend finden, daß Ihr weitere Solidarität unmöglich gemacht seht, wenn Ihr keine klare Antwort bekommt.«[22] Da in der Frage nach dem Verhältnis zu W. kein projektweiter Konsens gefunden werden konnte, entschließen sich die BewohnerInnen der Nummer 116, allein in ihrem Namen klarzustellen:

> »Wir wollen mit Herrn W. nichts zu tun haben und er hat in unserem Haus, der 116, Hausverbot. […] Wir sind zwar nicht in der Lage, dieses Problem zu lösen, aber wir finden, daß wir das bekämpfen können und müssen, angefangen in unserem Haus. Und dazu gehört, daß wir keine Anwälte wollen, die Vergewaltiger verteidigen.«[23]

---

19 Die Nornen: Gewalt gegen Frauen als ein gesellschaftliches Unterdrückungsverhältnis. In: *Zeck* 28_1994, S. 6f., hier S. 7.

20 Die Nornen, S. 6.

21 Bella; Sorginak; Frauenbande; FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt; einige Altonaer Feministinnen, einige Schanzenviertel-Frauen; Frauengruppe aus Nimm 2 et al.: Öffentliche Nachfrage an das Wohnprojekt Hafenstraße. In: *Zeck* 29_1994, S. 12.

22 Bewohner und Bewohnerinnen der »116«: Hafenstraße antwortet. In: *Zeck* 30_1994, S. 17.

23 Ebd.

Allerdings steckt auch in diesem Beitrag weitere Kritik an dem Wohnprojekt als Ganzes, war es doch offensichtlich nicht möglich, eine gemeinsame Position gegen W. zu formulieren. Die Bemühungen, eine einheitliche Haltung zu entwickeln, werden als »fruchtlose Mühlen« bezeichnet, die man nicht noch einmal in Gang setzen wolle. Durch die Veröffentlichung aus einem der Häuser soll den Kritikerinnen gezeigt werden, »daß es in unseren Häusern auch BewohnerInnen gibt, die Konsequenzen aus der Auseinandersetzung mit diesem Anwalt gezogen haben.«[24] Einerseits will man also klare Verhältnisse schaffen, andererseits steckt aber auch eine sehr deutliche Selbstkritik in den Zeilen:

> »Das soll jetzt nicht so verstanden werden, als wäre das hier ›eine Bastion im Kampf gegen Sexismus und Patriarchat‹ oder ähnliches. Uns ist bewusst, daß wir weit davon entfernt sind […]. Aber wir wollen uns nicht damit abfinden, daß wie es hier in den Häusern oft fatalistisch-akzeptierend und vom Konkreten ablenkend heißt: ›Sexismus schon immer ein Problem der Hafenstraße war‹.«[25]

Etwas schärfer im Ton antworten weitere BewohnerInnen der Hafenstraße auf »inquisitorische Nachfragen«.[26] Den Kritikerinnen wird insbesondere vorgeworfen, nicht an einer wirklichen Auseinandersetzung interessiert zu sein und ihr Urteil bereits gefällt zu haben. »So, wie ihr euch aufschwingt zu den Richterinnen über gut und böse, falsch und richtig, auf der Seite der Täter oder der Opfer stehend, machen wir das nicht mit!«[27] Die AutorInnen sehen in der klaren Positionierung aufseiten des Opfers sogar einen potenziellen Rückschritt in der Aufarbeitung des szeneinternen Sexismus:

> »Und in dieser schwarz/weiß-Malerei ›auf der Seite des Täters oder Opfers stehen‹, macht ihr's den Mackern auch leicht, Mann braucht nur den Finger zu heben und sagen ›ich stehe auf der Seite des Opfers‹ – an seine eigene Struktur kratzt das nicht. […] Wir haben keinen Bock, daß unsere Obermacker im goldenen Licht dastehen, weil sie vermeintlich politisch korrekt sind und ›auf der richtigen Seite stehen‹, indem sie sich von Jens distanzieren. Ihr Geschwätz vom anti-patriarchalen Kampf nervt uns – weil es nicht echt ist – und im Gegenteil sie sich in ihrer Verbalradikalität baden, statt mit der gleichen Härte und Kompromißlosigkeit ihr eigenes Mackertum anzugehen.«[28]

Die AutorInnen wundern sich darüber, dass kein direktes Gespräch mit ihnen gesucht, sondern stattdessen »diese saublöden offenen Briefe« verschickt worden seien. Hinter den Argumenten der Kritikerinnen vermuten sie daher eine ohnehin bereits vollzogene Abkehr von der Hafenstraße: »Oder ist es einfach, daß ihr eh schon mit uns abgeschlossen habt und zwar schon lange *vor* Jens, was wir bei einer ganzen Reihe von euch vermuten.«[29]

---

24 Bewohner und Bewohnerinnen der »116«, S. 17.
25 Ebd.
26 Die häßlichen Entlein vom Hafen: Ein paar Worte zur »Öffentlichen Nachfrage an das Wohnprojekt Hafenstraße« und zur Diskussion um Sexismus in der Scene. In: *Zeck* 31_1994, S. 12f., hier S. 12.
27 Die häßlichen Entlein vom Hafen, S. 13.
28 Ebd.
29 Ebd.

Die Kritik der *Entlein* wird in der folgenden Ausgabe fundamental zurückgewiesen. Es sei richtig, dass keine offene Diskussion geführt werden solle, sondern ein bestimmtes Ergebnis erwartet werde. So werde aus zahlreichen bereits ausführlich dargelegten Gründen eben eine Trennung von W. gefordert und nicht bloß eine Auseinandersetzung mit dem Thema.

> »›Eine wirkliche Auseinandersetzung über Männergewalt, Vergewaltigung usw. und was dagegen zu tun ist‹ wollt ihr führen. Die Forderung ›Vergewaltiger und Täterschützer raus aus linken Zusammenhängen!‹ ist entwickelt aus einer wirklichen Auseinandersetzung über Männergewalt, und mehr noch, sie ist ein Schritt von Frauen sich organisiert gegen Männergewalt zu schützen und sich dagegen zu wehren.«[30]

Sich mit dem Thema Männergewalt in der Szene ernsthaft auseinanderzusetzen, beinhalte daher auch, als Frauen klare Trennungslinien zu ziehen. Die *Entlein* schlügen aber in ihrer Kritik eine gänzlich falsche Richtung ein, indem sie W. trotz seiner Verhaltensweise gegen die Kritik in Schutz nähmen: »Warum dann nur zieht ihr den Trennungsstrich nicht zu ihm, sondern zu den Frauen, die sich gegen Männergewalt organisieren, indem ihr sie öffentlich ›inquisitorischer Nachfragen‹ bezichtigt?«[31]

Die Diskussion hat sich zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend verselbstständigt und wird immer stärker über den allgemeinen Umgang der AktivistInnen mit Sexismus und sexualisierter Gewalt geführt, was im folgenden Abschnitt genauer nachgezeichnet werden soll. Mit Blick auf die Frage der vorliegenden Arbeit – wie lernen soziale Bewegungen? – ist jedoch vor allem festzuhalten, dass die viel kritisierten männlichen Angeklagten (bzw. einige von ihnen) aus dem Prozess um die Besetzung in der Gerhofstraße nach ihrem langen Festhalten an W. letztlich doch eine klare Distanzierung formulieren. In selbstkritischem Tonfall bekunden sie: »Allerdings haben wir die politische Dimension, die J.W.s patriarchales Verhalten hat, lange Zeit kaum richtig begriffen oder zumindest nicht konsequent danach gehandelt.«[32] Auch wenn nochmals darauf hingewiesen wird, dass man über einen langen Zeitraum ein solidarisches Verhältnis zu W. gehabt und gedacht habe, ein klärendes Gespräch mit ihm führen zu können, wird die ausbleibende Distanzierung im Nachhinein als Fehler betrachtet: W. habe sich »im patriarchalen Herrschaftsverhältnis auf die Seite der Herrschenden gestellt. Dieses erfordert eine klare Parteilichkeit für die betroffenen Frauen und genau diese hätten wir auch nach außen deutlich vertreten müssen.«[33] Die Autoren versuchen im Folgenden, dennoch einige Lehren aus dem Vorfall zu ziehen, die die zukünftige Auseinandersetzung um Sexismus erleichtern könnten: »Wir sind allerdings in der internen bzw. in der nach dem Prozeß mit anderen Männern weitergeführten Diskussion für uns einen Schritt weiter gekommen.«[34] Drei Aspekte werden aufgeführt: Erstens wird unmiss-

30 Die Kluge Greta: Antwort auf die 5 Frauen aus der Hafenstraße (»Ein paar Worte zur öffentlichen Nachfrage«). In: *Zeck* 32_1994, S. 15 f, hier S. 15.

31 Ebd.

32 Einige Männer aus der Gerhofstraßen-Prozeßgruppe: Wasmann daraus lernen kann … Einige Männer der Gerhofstraßen-Prozeßgruppe melden sich noch einmal zu Wort. In: *Zeck* 29_1994, S. 12f., hier S. 12.

33 Ebd.

34 Einige Männer aus der Gerhofstraßen-Prozeßgruppe, S. 13.

verständlich Position für die Definitionsmacht ergriffen. »Was sexistische Gewalt ist, definieren die direkt Betroffenen bzw. feministische Frauen.«[35] Zweitens liege es in der Verantwortung der Täter, die Situation zu klären, während die von der Gewalt Betroffenen keine Schritte ergreifen müssten, um das Problem zu lösen. Drittens wird von Männern erwartet, sich zu sensibilisieren, um gegen Sexismus handlungsfähig zu werden: »Strukturen zu schaffen, die es ermöglichen, frühzeitig bei Männern zu intervenieren, wenn sie sich in politischen oder anderen Konflikten patriarchal bzw. sexistisch verhalten.«[36]

Interessant ist insbesondere die Feststellung, dass neben direkt Betroffenen auch feministische Frauen berechtigt sein sollen, zu definieren, ob es sich bei einem Vorfall um sexistische Gewalt handelt oder nicht. Hier wird das für die Autonomen eigentlich so zentrale Prinzip der Politik der ersten Person (vgl. dazu Abschnitt 3.4) in gewisser Weise aufgegeben und durch ein Stellvertreterinnen-Konzept ersetzt. Zwei Diskursstränge setzen sich innerhalb dieser Debatte mit dieser Rolle von Feministinnen auseinander: Zum einen wird betont, dass alle Frauen Betroffene von Sexismus seien, sodass auch nicht in einen konkreten Vorfall involvierte Frauen wüssten, worüber sie reden. Zum anderen wird die Stellvertreterinnenposition teilweise akzeptiert bzw. eingefordert, weil es für konkret betroffene Frauen häufig schwer sei, selbst den folgenden Konflikt auszutragen. Unterstützungen von und mitunter auch Vertretung durch Feministinnen werden also als sinnvoll und notwendig dargestellt, um die Opfer von sexistischer Gewalt mit ihren Problemen nicht allein zu lassen.

Die Diskussionen um Jens W. und die Kritik an sexistischen Strukturen innerhalb der gemischtgeschlechtlichen Szene haben durchaus weitreichende Konsequenzen: So beenden beispielsweise lesbische Aktivistinnen ihre Arbeit bei einem Antirassistischen Infotelefon (ART), weil aus ihrer Sicht ein gemeinsames Vorgehen in einem gemischtgeschlechtlichen Projekt gescheitert sei: »Es ist die politische Konsequenz, weil es sich mal wieder gezeigt hat, daß in Zusammenarbeit mit gemischten Projekten ein antisexistischer Konsens nicht vorausgesetzt werden kann.«[37] Die Aktivistinnen hatten gefordert, dass das Projekt die Zusammenarbeit mit Jens W. sofort beende, was allerdings nicht geschah. »Obwohl wir deutlich machten, daß hiervon für viele von uns eine weitere Mitarbeit im ART abhing, gab es keine weitere Auseinandersetzung bzw. Stellungnahme vom gemischten Plenum.«[38]

Auch das Plenum der Flora zieht aus den Diskussionen praktische Konsequenzen: »Zu der Zeit gab es allerdings bereits einen Beschluß des Plenums, über alles was mit dem Thema Sexismus zu tun hat, getrennt-geschlechtlich zu reden, weil das Plenum im Zuge der Auseinandersetzung um W. an seine Grenzen als gemischter Zusammenhang gestoßen war.«[39] Diese beiden Beispiele zeigen nochmals deutlich, welch große

35 Einige Männer aus der Gerhofstraßen-Prozeßgruppe, S. 13.

36 Ebd.

37 Frauen- und Lesbengruppen von den Wochenendschichten: Viel gesagt, viel geschrieben, nix begriffen. Frauen/Lesben beenden ihre Arbeit im Antirassistischen Telefon. In: *Zeck* 30_1994, S. 17.

38 Ebd.

39 Eine Frau aus Zeck und Flora Plenum: Liebe Kritikerin oder lieber Kritiker. In: *Zeck* 28_1994, S. 4f., hier S. 4.

Sprengkraft von den Diskussionen um Sexismus für die gemischtgeschlechtliche linke Szene ausgeht.

5.2 »Genossen auf der Straße, Faschisten im Bett.« – Sexualisierte Gewalt und Vergewaltigung in der linken Szene

Rein quantitativ handelt es sich bei diesem Diskursstrang um das mit Abstand meistdiskutierte Thema. Wie bereits in der Diskussion um Jens W. deutlich wurde, durchdringt die Auseinandersetzung zwischen linken Männern und feministischen Frauen die gesamte linke Szene und führt schnell an die Grenze, die zwischen »uns« und »denen« gezogen wird. Der Kampf darum, was Sexismus, sexualisierte Gewalt und Vergewaltigung bedeuten und wie man sich als linker Mensch dazu verhalten sollte bzw. welches Verhalten eine Zugehörigkeit zur linken Bewegung ausschließt, ist also zentral, um sich die Grenzziehungsprozesse bei der Produktion von kollektiver Identität und damit die Aushandlung von Gruppenidentität genauer anzuschauen.

Mitte der 1990er Jahre entbrennt die Debatte um sexualisierte Gewalt innerhalb der Linken an unterschiedlichen Fällen: Erstens gibt es Diskussionen um die linke Theatergruppe *Heiter bis Wolkig* (HbW). Die Gruppe führt ein Satireprogramm in der Roten Flora auf, in dem eine Szene vorkommt, die einen sexuellen Übergriff darstellt. Einige ZuschauerInnen unterbrechen daraufhin die Vorstellung, werden aber von einer pöbelnden Menge aus dem Zuschauerraum massiv angegangen. Die Vorstellung wird zunächst fortgesetzt und später abgebrochen. In der Folge entbrennt eine heftige Diskussion über den Inhalt und die Darstellung des Stücks, die sich weiter zuspitzt, als einem der beteiligten Künstler eine Vergewaltigung vorgeworfen wird. Zweitens entsteht eine Debatte um einen Vergewaltigungsvorwurf gegen ein Mitglied der Gruppe *el rojito* sowie drittens eine Diskussion um einen Vorwurf gegen ein Mitglied der Göttinger Gruppe *Antifa (M)*. Viertens findet eine Reihe weiterer Ereignisse statt, die zum Teil intensive Auseinandersetzungen auslösen. Beispielsweise wird einer Frau der Zutritt zu einem sogenannten Männercafé verweigert, ein Konzert mit *Heiter bis Wolkig* soll boykottiert und eine Party, bei der auf Ankündigungsplakaten aus Protest gegen die Abweisung eines Mannes von einer Frauen/Lesben-Party von »say NO to sexual apartheid« die Rede ist, abgesagt werden.

Ungefähr zehn Jahre später, im Jahr 2008, kommt es erneut zu einer emotionalen Diskussion um Sexismus in der linken Szene, die sich abermals an einem Vergewaltigungsvorwurf und dem darauffolgenden Umgang damit entzündet. Der zeitliche Abstand dieses letzten Falls ermöglicht, die Auseinandersetzungen mit den Diskussionen zum selben Themenkomplex zehn Jahre zuvor kontrastierend zu vergleichen. So kann herausgearbeitet werden, in welchen Punkten Lernprozesse stattgefunden haben und welche Aspekte nach wie vor ungeklärt geblieben sind.

In der Diskussion um ihren Auftritt in der Roten Flora meldet sich *Heiter bis Wolkig* 1994 in einem Brief an die *Zeck* selbst zu Wort. Die Argumentationsweise zeigt anschaulich, wie Vorwürfe des Sexismus in Teilen der linken Szene aufgenommen werden. Zunächst wird auf die eigene Zugehörigkeit zur Szene verwiesen: »Wir haben eine politisch engagierte Vergangenheit und Gegenwart. […] Unser politisches Engagement ist

wohl kaum in Frage zu stellen, es ist real.«[40] Die Gruppe fühlt sich zu Unrecht beschuldigt und spricht davon, »diesem unsäglichen Sexismus-Vorwurf« ausgesetzt worden zu sein. Die Autoren fühlen sich insbesondere deshalb zu Unrecht angegriffen, weil es andere Gruppen gebe, die sehr viel zutreffender als sexistisch kritisiert werden könnten, die KritikerInnen hätten sich »den falschen Gegner oder Buhmann« ausgesucht. Als völlig überzogen stellt die Gruppe auch die Art und Weise der Kritik dar: »Daß plötzlich wir als Linke in einem Stil von unserer eigenen Szene angegriffen werden, der sonst ›dem Staat und den Schweinen‹ gegenüber angewandt wird, sollte euch echt mal zu denken geben.«[41]

Die *Zeck*-Redaktion druckt diesen Brief auszugsweise ab, versieht ihn aber mit einer äußerst kritischen Stellungnahme. Die Erklärung, warum die kritisierten Szenen nicht sexistisch seien, sondern es sich um eine Parodie handele, wird explizit nicht abgedruckt. Als Begründung schreibt die Redaktion, diese Ausführungen von HbW lenkten nur vom Kernpunkt der Diskussion ab. Eigentlich gehe es darum, dass eine kleine Minderheit des Publikums die Szenen als sexistisch empfunden habe. Die sexistischen Pöbeleien des übrigen Publikums hätten HbW nicht zum Anlass genommen, ihr Programm zu unterbrechen. »Ihre Klagen darüber, daß sie als ›engagierte Linksradikale‹ nun genauso angegriffen werden wie sonst der Staat und die Schweine (und andere Sexisten auch) zeigt, daß sie nix begriffen haben.«[42]

Dieser Auftakt der Diskussion provoziert schon in der folgenden Ausgabe der *Zeck* ein vielstimmiges Echo. Ein Mitglied von HbW, *Wolli*, distanziert sich von der gemeinsamen Erklärung und problematisiert den internen Umgang mit dem Thema Sexismus. Der Rückzug auf die Position, dass es sich bei den Sketchen um Satire handele, wird von ihm grundlegend infrage gestellt: »Ich kann mich nicht auf die Aussage zurückziehen ›Ich weiß, was ich meine, was die Anderen darin sehen, ist deren Problem‹, wenn sich übelste sexistische Arschlöcher im Publikum auch noch bestätigt statt angegriffen fühlen.«[43] Nachdem einige Zeit später der Vergewaltigungsvorwurf gegen ein Mitglied der Band bekannt wird, verlässt *Wolli* die Gruppe und gibt eine kurze Stellungnahme zum Umgang mit dem Vorwurf ab:

> »Von den meisten in der Gruppe wurde die ganze Angelegenheit als äußerst lästig empfunden. Vor allem der Umstand, daß sich HBW bis zu einem festgelegten Zeitpunkt verhalten mußte, wurde als Unverschämtheit gesehen. Für fast alle in der Gruppe ist die Vergewaltigung eigentlich eine Privatsache.«[44]

Allerdings stellt *Wolli* auch in seinem eigenen Verhalten problematische Aspekte fest, etwa weil er nach der Veröffentlichung des Vorwurfs darüber nachgedacht habe, ob es sich um eine Verschärfung der Kampagne gegen die Gruppe handeln könnte: »Ich habe sowohl nach einem Grund für den ›Vorwurf‹ und damit nach einer Entkräftigung

40 Heiter bis Wolkig; Zeck Redaktion: Heiter bis Wolkig. In: *Zeck* 26_1994, S. 9.
41 Ebd.
42 Ebd.
43 Wolli; Yok Quetschenpaua; autonome Frauen/Lesbengruppe Paderborn: Der Vergewaltigungskomplex und Heiter bis Wolkig. In: *Zeck* 27_1994, S. 4-8, hier S. 4.
44 Wolli et al., hier S. 7.

gesucht, als auch nach der Möglichkeit, mich nicht von M. [dem Beschuldigten] zu trennen.«[45]

Auch in diesem Fall geht es sofort um die Frage, wie mit dem beschuldigten Vergewaltiger umgegangen werden soll. Die *Autonome Frauen/Lesbengruppe Paderborn*, die den Vorwurf veröffentlicht, hat dazu eine sehr klare Meinung: Eine eindeutige Veröffentlichung mit Klarnamen ziehe die Täter aus ihrem privaten Schutzraum, was umso wichtiger sei, als dass ohnehin häufig eine Privatisierung dieses Verbrechens stattfinde. Die öffentliche Wahrnehmung von Vergewaltigung suggeriere zumeist, dass Gewalt gegen Frauen von Fremden in der Öffentlichkeit verübt werde (was die Öffentlichkeit für Frauen und Mädchen zu einem tendenziell bedrohlichen Ort mache), obwohl die meisten Vergewaltigungen im Familien-, Freundes- oder Bekanntenkreis stattfänden. Die häufig vorhandene persönliche Beziehung mache es den Opfern schwer, sich gegen ihren Vergewaltiger zur Wehr zu setzen, weil sie unter Umständen ihre sozialen und familiären Bindungen riskieren.

> »Hinzu kommt, daß Frauen und Mädchen aufgrund ihrer Sozialisation häufig Schwierigkeiten haben, ›das, was ihnen da passiert ist‹ als Vergewaltigung zu benennen. Deshalb ist es wichtig, jeden sexuellen Angriff, sei es durch massive Gewalt oder unter massiven emotionalen Druck als Vergewaltigung zu benennen und damit öffentlich umzugehen.«[46]

Da patriarchale Verhaltensweisen und Sexismus auch innerhalb der linken Szene existierten, sei die Szene in der Verantwortung, entschlossen und eindeutig Stellung zu beziehen. Zum geforderten Umgang mit Vergewaltigern gehörten demnach:

> »Ausschluss von Vergewaltigern aus unseren Zusammenhängen. Nur wenn für alle Männer klar ist, daß das der Umgang mit Vergewaltigern ist, kann eine soziale Kontrolle greifen. Soziale Kontrolle heißt, Vergewaltigung zu sanktionieren: Solidarität, Mithilfe verweigern, rausschmeissen, nicht mit reden, kurz: ihnen ihre soziale Basis entziehen.«[47]

Auch in einem weiteren Text, der sich mit einem anderen Vergewaltiger beschäftigt, wird die Szene in die Verantwortung genommen: »Denn es liegt an der gesellschaftlichen Akzeptanz, die Vergewaltigung überhaupt möglich macht. Wenn in der sogenannten ›linken Szene‹ vergewaltigt wird, so ist es die ›linke Szene‹ selbst, die hierfür den Rahmen gibt.«[48]

In der nächsten Ausgabe wird auch der Flora vorgeworfen, die sexistischen Ausfälle unzureichend aufbereitet zu haben. Eine Leserin beschwert sich: »Aber warum gibt es bisher – meines Wissens – kein einziges öffentliches Wort dazu, wie ihr euch damit auseinandersetzt, daß diese Form sexistischer Schützenfeststimmung in euren vier Wänden derartig ungehemmt Bahn brechen konnte?«[49] Die Autorin kritisiert insbesondere, dass die Flora durch Partys und Konzerte ein breites und in Teilen unpoli-

45 Wolli et al., S. 7f.
46 Wolli et al., S. 6.
47 Wolli et al., S. 6-7.
48 O.A.: Buddy (Klaus Dieter T.), Vergewaltiger. In: *Zeck* 27_1994, S. 9.
49 O.A.: Keinen Fußbreit dem Sexismus? Leserinnenbrief. In: *Zeck* 28_1994, S. 4.

tisches Publikum anspreche, bei dem man sich über entsprechende Verhaltensweisen nicht wundern müsse. »Keinen Fußbreit dem Sexismus? Er hat bei euch schon mehr als einen Fuß in der Tür (gehabt).«[50] Der Flora seien aber gut besuchte Veranstaltungen wichtiger als eine ernsthaft linksradikale Politik: »Warum eigentlich nicht mal einen Monat darauf verzichten, als Tages- oder Wochentip in der Mopo gehandelt zu werden und denen, die bei euch niedergeschrien werden, Raum zu geben?«[51] Diese Kritik wird von *Einer Frau aus Zeck und Flora Plenum* ziemlich barsch zurückgewiesen: Es sei schlicht falsch, dass die Flora sich nicht mit dem Sexismus in den eigenen Räumen beschäftige; vielmehr sei dieses Thema sowohl auf dem Frauen- als auch auf dem Männerplenum ausführlich diskutiert worden: »Das Flora-Plenum steckte und steckt in seiner eigenen Sexismus Auseinandersetzung und zwar eben genau aus dem Grund, daß uns klar und deutlich ist, daß die Flora natürlich kein Raum frei von Sexismus ist.«[52] Die »freche Unterstellung«, dass man mehr an Konzerteinnahmen als an Politik interessiert sei, sei ebenfalls falsch, die Flora sei schlichtweg auf Einnahmen angewiesen, um den eigenen Unterhalt zu finanzieren, alle Überschüsse würden an andere Gruppen und Initiativen gespendet.

Ein weiterer Brief einer Leserin zeigt eindrücklich, wie aggressiv die Debatte an diesem Punkt bereits ist. Die Äußerungen der Gruppe *Heiter bis Wolkig* (aber auch vom mittlerweile ausgestiegenen *Wolli*) seien »ebenfalls extrem sexistisch, was ihr hirnlosen Idioten noch nicht mal schnallt. Ein Boykottaufruf ist viel zu harmlos – ich wundere mich, daß Euch noch nichts passiert ist auf den nachts so gefährlichen Straßen.«[53] Die Gruppe selbst hingegen beharrt darauf: »Für Heiter bis Wolkig ist das angegriffene Gruppenmitglied kein Vergewaltiger. Davon sind wir überzeugt. Das ist unsere letzte Stellungnahme zum Thema.«[54]

Konkreter Ausdruck des angespannten Klimas ist eine Attacke mit Buttersäure auf den Fan-Laden des FC St. Pauli durch eine autonome feministische Gruppe. In der vom Fan-Laden herausgegebenen Zeitschrift *Übersteiger* waren in zwei Ausgaben Kommentare zu der Debatte erschienen, in denen die Frauen, die die Vorstellung in der Flora unterbrochen hatten, als »feministisches Zensurkommando« bezeichnet und ihnen empfohlen wurde: »Schließt euch ein und diskutiert euch tot, aber bloß nicht lachen dabei.«[55] Die auf diese Aussagen folgende Aktion schlägt hohe Wellen, weil sich sowohl Fan-Laden als auch *Übersteiger*-Redaktion als links und antifaschistisch verstehen und es sich somit um einen szeneinternen Angriff handelt.

Die Punkband *Slime* meldet sich zu Wort, um sich in der Debatte zu positionieren und sich über den »in seiner Hinterhältigkeit und politische[n] Blindheit wohl einmalige[n]« Buttersäure-Anschlag zu beschweren. Diese und weitere Aktionen zeigten, dass eine Auseinandersetzung nicht erwünscht sei, »stattdessen wird mit einer für uns

50 O.A.: Keinen Fußbreit dem Sexismus? Leserinnenbrief. In: Zeck 28_1994, S. 4.
51 Ebd.
52 Eine Frau aus Zeck und Flora Plenum, S. 4.
53 O.A.: Betrifft: Stellungnahmen von Heiter bis Wolkig. In: *Zeck* 28_1994, S. 5.
54 Heiter bis Wolkig und Band: Erklärung. In: *Zeck* 28_1994, S. 5.
55 Übersteiger Nr. 4 und 5, 1994, zitiert nach: Männerplenum aus der Roten Flora: 3:1 ist kein Fußballergebnis! Stellungnahme des Flora Männerplenums zum Sexismus der Übersteiger-Redaktion. In: *Zeck* 28_1994.

unfaßbaren Härte und Konsequenz nach Innen in die – immer noch – eigene Szene hineinoperiert, daß es wirklich nur noch zum an den Kopf fassen ist!«[56] Hinsichtlich des Vergewaltigungsvorwurfs wird zwar zugegeben, dass Verdrängung oder Verharmlosung typisch männliche Verhaltensweisen seien, gleichzeitig werden aber Zweifel formuliert: »Andererseits hat es immer wieder Fälle in der Szene gegeben, in denen Frauen, aus was für Gründen auch immer, Typen als Vergewaltiger geoutet und denunziert haben, die keine waren.«[57]

Insbesondere der letzte Punkt ist brisant, wie *Eine Frau aus dem Schwarzmarkt* (einem linken Infoladen in Hamburg) in ihrer Erwiderung ausführt:

> »Keine Frau würde sich eine solche Anschuldigung ausdenken. […] Auch HbW, auch ihr versucht den Täter reinzuwaschen und die Frau zu denunzieren. Und nicht nur das, Ihr denunziert gleich alle Frauen mit, die jemals gesagt haben, sie sind vergewaltigt worden. Ihr solltet euch mal klar machen, wieviele Frauen und Mädchen ihre Vergewaltiger nicht benennen, weil ihnen nicht geglaubt wird, weil sie immer und immer wieder denunziert werden, weil immer und immer wieder Männer so argumentieren wie ihr.«[58]

Aus diesem Grund wird abermals aktiv zurückgewiesen, dass man eine gemeinsame Identität habe oder auch nur gemeinsam für eine bessere Welt kämpfen könne: »Mit Euch, sehe ich es – nach Eurem saudummen Brief – aber noch nicht einmal im Ansatz gegeben, dieser Welt näher zu kommen. Auf's Maul, ›Genossen‹, das habt ihr verdient.«[59] Auch eine andere Frauengruppe kündigt jegliche Gemeinsamkeiten auf: »Falls ihr es immer noch nicht geschnallt habt: Mit euch haben wir nichts gemeinsam!!! Also hört endlich auf, von ›unter uns‹ zu reden!!!«[60]

Eine weitere Gruppe führt aus, warum in ihren Augen keine gemeinsame linke Identität vorhanden sei:

> »Den von euch phantasierten Zusammenhang zwischen dem, was Ihr im Kopf habt und Inhalten linksradikaler Politik gibt es für uns nicht. Linksradikale Politik heißt mehr, als ›gegen Nazis‹ sein, heißt gegen alle Formen von Unterdrückung und Ausbeutung zu kämpfen; gegen faschistische, rassistische, sexistische und imperialistische Gewalt. Heißt für uns auch diesen Kampf im täglichen Leben zu führen: bei uns selbst, in unseren Beziehungen und Lebenszusammenhängen, bei der Arbeit, an der Uni, in der Kneipe, auf der Bühne und auch in Fußballstadien.«[61]

Abschließend stellen die Autorinnen fest: »Sexistische Gewalt wird für Frauen nicht deshalb erträglicher, weil sie von Männern ausgeht, die sich selbst als links bezeichnen.«[62]

---

56 Dirk: Slimescheißer. In: *Zeck* 28_1994, S. 9.
57 Ebd.
58 Eine Frau vom Schwarzmarkt: Der Kopf ist rund … In: *Zeck* 28_1994, S. 9-11, hier S. 10.
59 Eine Frau vom Schwarzmarkt, S. 11.
60 Eine organisierte hysterische Frauengruppe: Der Ball ist rund und wir sind alle links, weil wir Slime hören. In: *Zeck* 28_1994, S. 11.
61 Jenes feministische Zensurkommando: An den Übersteiger, Slime und Dunstkreis. In: *Zeck* 28_1994, S. 11.
62 Ebd.

Das *Männerplenum der Flora* kritisiert die Redaktion des *Übersteigers* ebenfalls sehr deutlich und führt aus, welches Verhalten von Männern in diesem Konflikt eigentlich angemessen sei: »Es reicht nicht aus, sich als irgendwie links und zu dieser Szene gehörig und als antifaschistisch zu verstehen. Antifaschismus beinhaltet auch die Auseinandersetzung mit dem Patriarchat und Sexismus.«[63] Dass die Autoren als Männer selbst eine konsequentere antisexistische Haltung einfordern, bedeute allerdings nicht, dass man sich selbst jeglicher Kritik entziehen könne: »Wir wollen keine billigen Attacken gegen andere und deren Sexismus führen, ohne nicht deutlich zu sagen, daß die Auseinandersetzung um Patriarchat, Gewaltverhältnisse und Sexismus die eigene Rolle, Verstricktheit und Verantwortlichkeit darin beinhalten muß.«[64] Hier klingt eine Diskussion an, die bei der Auseinandersetzung mit Vergewaltigungen regelmäßig geführt wird: Einerseits werden Vergewaltigungen als Extremform sexistischen Verhaltens verstanden, andererseits wird betont, dass alle Männer von patriarchalen Verhältnissen profitieren und diese bewusst oder unbewusst reproduzieren würden. Die konsequente Verurteilung von Vergewaltigungen steht daher stets im Verdacht, durch den Verweis auf die extreme Form und die demonstrative Abkehr davon den selbst gelebten, alltäglichen, »normalen« Sexismus zu verschleiern.

Auf diesen Umstand machen auch die Autorinnen eines weiteren Leserinnenbriefs aufmerksam.

> »Patriarchale Gewalt findet eben nicht nur bei Anwälten und Kabarettgruppen ihre Anhänger. Deshalb soll der alltägliche patriarchale Normalzustand aufgedeckt werden, die Gewalt, die eben nicht nur in der bürgerlichen Kleinfamilie, sondern ebenso in den Beziehungen in angeblich fortschrittlichen Kreisen zu Hause ist.«[65]

Es sei nicht damit getan, wenn Männer sich von extremen Formen von Sexismus distanzieren, ohne gleichzeitig ihre eigene Rolle im Patriarchat infrage zu stellen.

Zeitgleich zu dieser Diskussion wird einem weiteren Aktivisten der linken Szene, der sich in der Gruppe *el rojito* engagiert, eine schon mehrere Jahre zurückliegende Vergewaltigung vorgeworfen. Die Gruppe positioniert sich folgendermaßen:

> »In unseren Diskussionen seit Donnerstag sind wir zu dem Schluß gekommen, den Vergewaltiger nicht aus der Gruppe auszuschließen, sondern uns mit ihm über seine Tat und allgemein über sein und unser Männerverhalten auseinanderzusetzen. Angemerkt sei hier, daß wir eine reine Männergruppe sind. Gemeinsam mit dem Täter wollen wir Verantwortung für Männergewalt übernehmen und an einer Verhaltensänderung bei ihm und uns arbeiten.«[66]

Auch wenn diese Konsequenz eigentlich der Forderung von Teilen der linken Szene entspricht, wird sie von einer Reihe feministischer Gruppe scharf angegriffen: »Wir finden die Erklärung von El Rojito zum Kotzen. […] Täterschutz ist auch, daß El Rojito den Ver-

63 Männerplenum aus der Roten Flora, S. 13.
64 Ebd.
65 O.A.: Leserinnenbrief an die Zeck/Anmerkung der zeck Redaktion. In: *Zeck* 30_1994, S. 15.
66 El rojito: Erklärung von El Rojito. In: *Zeck* 30_1994, S. 16.

gewaltiger in ihrer Gruppe beläßt. Vergewaltiger gehören aus linken Zusammenhängen ausgeschlossen.«[67]

Genau diese Forderung ist wiederum umstritten, was in der folgenden Ausgabe *die Frauen vom Plenum Sexualität und Herrschaft* deutlich machen. Sie fragen rhetorisch:

> »Wohin kommt ein Vergewaltiger, der aus der Szene geschmissen wird? Wohl kaum in eine frauenfreie Umgebung. Da nicht sein Vergewaltiger-Bewußtsein bekämpft wurde, sondern er als Person, besteht die erhöhte Gefahr, daß er zum Wiederholungstäter wird – ist uns das egal, weil das dann keine linke Frauen sind?«[68]

Der konsequente Ausschluss von Vergewaltigern sei zudem kontraproduktiv, weil er viele Frauen davon abhalte, eine Tat öffentlich zu machen, »wenn sie trotzdem nicht möchte, daß dieser Mann geächtet wird und sein gesamtes Lebensumfeld zerstört wird.« Die Autorinnen sehen die gesamte Szene in Gefahr:

> »Mal ganz ehrlich: Wenn wir wirklich konsequent alle Männer aus der Szene schmeißen wollen, die mal vergewaltigt haben – und auch der letzte Macker dürfte jetzt kapiert haben, daß wir damit nicht nur XY-ungelöst-reife Vergewaltigungen meinen – wieviel Männer blieben eigentlich noch?«[69]

Die Forderung nach einem konsequenten Ausschluss wird von den Befürworterinnen vor allem mit dem Schutz des Opfers begründet: Um dem Opfer wieder eine vollständige Bewegungsfreiheit zu verschaffen, müsse sie sich sicher sein, dem Täter in linken Räumen nicht begegnen zu müssen. Dies wird auch von den *Frauen vom Plenum Sexualität und Herrschaft* nicht infrage gestellt, obwohl sie nochmals festhalten: »Ein Rausschmiss des Vergewaltigers und damit scheinbar auch der Problematik nach dem Motto: Bei uns gibt es so etwas nicht! kann der Weg nicht sein.«[70]

Wenig überraschend bleibt auch diese Haltung nicht unwidersprochen. Schon in der nächsten Ausgabe meldet sich *eine zornige Leserin* in der Debatte zu Wort. Sie verstehe nicht, warum auf einmal die Forderung nach einem konsequenten Ausschluss von Vergewaltigern aus den eigenen Reihen infrage gestellt werde. Der Verweis darauf, dass dann nicht mehr viele Männer übrigblieben, zeige doch deutlich, welche Dimension das Problem tatsächlich habe. »Und die Antwort darauf kann doch nur der Kampf dagegen sein und nicht die mit der Gewalt eben bezweckte Hinnahme der herrschenden Bedingungen.«[71] Die Autorin betont, dass insbesondere Frauen untereinander über das Thema diskutieren sollten, ist aber enttäuscht, wie unsensibel andere Frauen mit den Opfern von Vergewaltigungen umgehen:

---

67 Bella; EfaA; FLFI; Frauenbande; FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt; Melissa et al.: Nicht nur Dienstags sondern immer und überall ohne Vergewaltiger. Zur Erklärung von El Rojito. In: *Zeck* 30_1994, S. 16.

68 Die Frauen vom Plenum Sexualität und Herrschaft: Vergewaltiger raus aus allen Zusammenhängen?! In: *Zeck* 31_1994, S. 14.

69 Ebd.

70 Ebd.

71 Eine zornige Leserin: Pluralistisch geht die Welt zu Grunde oder: Warum sind sich Frauen nur so wenig wert? In: *Zeck* 32_1994, S. 14.

> »Noch nicht einmal mehr Haß auf einen Vergewaltiger, der eine Frau, eine von unseren Geschlechtsgenossinnen zutiefst entwürdigt und gedemütigt hat, scheint übrig zu bleiben. Eher wird die Frau in Zweifel gezogen, als daß der Täter aus dem ›Kollektiv‹ verstoßen wird.«[72]

Auch weitere Autorinnen weisen die Argumente der *Frauen vom Plenum Sexualität und Herrschaft* zurück.

> »Es ist erschreckend, daß Linke (auch Frauen) sich um das Schicksal eines Vergewaltigers mehr Gedanken machen, sich um die ›Zerstörung seines gesamten Lebensumfelds‹ […] mehr sorgen, als daß sie die Integrität der vergewaltigten Frau und die vieler anderer Frauen respektieren.«[73]

Der Vorwurf, dass der Täter bei einem Ausschluss anderswo weiter vergewaltigen würde, stelle die Verhältnisse endgültig auf den Kopf.

> »Damit werden Frauen, die den Ausschluss eines Vergewaltigers als Minimalforderung durchsetzen, auch noch für seine zukünftigen Taten verantwortlich gemacht. […] Wir betonen dagegen nochmal: jeder Vergewaltiger hat sich bewußt für die Ausübung von Gewalt entschieden und also hat auch nur er die daraus folgenden Konsequenzen zu tragen.«[74]

Die Autorinnen ziehen einen Vergleich zum Umgang mit faschistischen Handlungsweisen. Hier sei allen Mitgliedern der Szene klar, dass eine Diskussion mit FaschistInnen nicht sinnvoll sei, weil es FaschistInnen nicht um eine Auseinandersetzung gehe, sondern um den Gewinn von politischem Raum und das Zementieren ihrer eigenen Machtansprüche. Bei Auseinandersetzungen mit Sexisten würden jedoch andere Maßstäbe gelten. Die Frauen seien in die politische Defensive gegangen, was zu einem schnellen Rollback innerhalb der Szene geführt habe, sodass erneut patriarchale Machtverhältnisse etabliert worden seien. Die Frauen müssten daher wieder in die Offensive kommen: »So wie wir es richtig finden, Faschisten militant anzugreifen, so richtig finden wir es auch, Sexisten den Raum zu nehmen, sie öffentlich zu benennen und für ihr Handeln zur Verantwortung zu ziehen.«[75]

Dass das Verhalten der Gruppe *el rojito* auch intern nicht unumstritten ist, zeigt sich, als das Gruppenmitglied *Gerd* öffentlich seinen Austritt verkündet. Er ist unzufrieden mit der Art und Weise, wie sich die Gruppe mit dem Vorwurf auseinandersetzt, insbesondere weil die Gruppe zuvorderst darum bemüht sei, das Vertrauensverhältnis zu ihrem beschuldigten Mitglied nicht zu gefährden. Man sei besorgt, dass anderenfalls keine Auseinandersetzung mit der eigenen Tat möglich sei, und habe sich daher gegen einen Ausschluss entschieden. *Gerd* skizziert außerdem, wie seiner Meinung nach Vergewaltigungen und Patriarchat zusammenhängen:

---

72 Eine zornige Leserin, S. 14.
73 Bella, FLFI, Frauenbande, Sorginak: Solidarität ist unsere Kraft! In: *Zeck* 33_1994, S. 6.
74 Ebd.
75 Ebd.

> »Von Kindheit an werden daher Männer, wie aber auch Frauen patriarchal erzogen, Jungen auf ihre spätere Männerrolle (stark, durchsetzungsfähig, erfolgsorientiert), Frauen dagegen auf eine ›weibliche‹ passive Rolle (einfühlsam, fürsorglich). […] Die verschiedenen Privilegien (von denen jeder Mann profitiert) werden mit unterschiedlicher tag-täglicher Männergewalt verteidigt. Diese Gewalt zeigt sich z.B. in Frauen in Diskussionen nicht ernstnehmen, Frauenorganisierung nicht ernstnehmen, dem Anglotzen-Anmachen von Frauen, bis eben hin zur Vergewaltigung. Vergewaltigung ist nicht die Folge vom männlichen Trieb, Neigung, sondern die logische Folgerung und das Extrem von tag-täglicher Gewalt gegen Frauen im gesellschaftlichen System Patriarchat.«[76]

Eine Ausgabe später informiert die Gruppe *el rojito* ausführlicher über ihre interne Diskussion. Weil es ihnen nicht möglich sei, eine einheitliche Position zu formulieren, werden in dem Artikel aber lediglich die unterschiedlichen Meinungen zu einigen Punkten nacheinander dargestellt. Ob der Beschuldigte aus der Gruppe ausgeschlossen werden solle oder ob man nur gemeinsam mit ihm an der Aufarbeitung arbeiten könne, ob alle Männer der Gruppe ihr eigenes Verhalten gleichermaßen reflektieren sollten oder ob dem Täter eine besondere Verantwortung zukomme, ob es sich bei Maßnahmen wie z.B. der Nicht-Nennung des Namens des Beschuldigten um Täterschutz handele oder nicht – all diese Fragen bleiben so letztlich unbeantwortet. Die Gruppe gibt zu, so sehr mit allgemeinen Überlegungen beschäftigt gewesen zu sein, dass die tatsächliche inhaltliche Auseinandersetzung noch gar nicht begonnen habe. Allein die Frage, ob man sich zunächst mit Theorien und allgemeinen Herrschaftsstrukturen in der Gesellschaft auseinandersetzen solle oder ob das eine unzulässige Flucht vor der Beschäftigung mit der konkreten Tat sei und man daher zunächst mit der Aufarbeitung der Vorwürfe beginnen müsse, habe zu einer Blockade der Gruppe geführt. Die Gruppe formuliert aber auch Vorwürfe an die Szene: »Wir beschäftigten uns hauptsächlich mit den Forderungen und dem Druck von Außen.«[77] Dass von der Gruppe Stellungnahmen verlangt und Mitglieder aufgefordert worden seien, andere Veranstaltungen zu verlassen, habe die Auseinandersetzung mit der Tat weitgehend verhindert.

Die Redaktion der *Zeck* versieht den Text zunächst mit einem kurzen kritischen Vorwort, in dem sie die Ausführungen als »taktisch, formalistisch, enttäuschend, bezeichnend – kurz: echt armselig!« bezeichnet und kommentiert ihn anschließend ausführlicher. El rojito sei zu sehr damit beschäftigt, das Vertrauen des Täters nicht zu verlieren, und drücke sich daher in der Erklärung davor, klar Stellung zu beziehen. Auf diese Weise werde der Täter zum Opfer gemacht und der Druck von außen werde zum hauptsächlichen Problem. Den Versuch, eine Vergewaltigung im Kontext des allgemeinpatriarchalen Männerverhaltens aufzuarbeiten, sieht die Redaktion kritisch:

> »Selbstverständlich ist es notwendig, daß Männer sich über ihr patriarchales Verhalten bewußt werden und auseinandersetzen, aber Vergewaltigung ist die ausgeprägteste Form von Männergewalt und kann nicht subsumiert werden unter ›Alle Männer sind

76 Gerd ex el rojito: Warum ich aus el Rojito ausgetreten bin! In: *Zeck* 33_1994, S. 7-9, hier S. 7.
77 El rojito: El Rojito informiert: Unsere Vergewaltigerdiskussion. In: *Zeck* 34_1995, S. 11-14, hier S. 11.

> Macker‹ und darf ebenso nicht versanden in allgemeinen Gesprächen über ›Mannsein-an-und-für-sich‹.«[78] Ihr Urteil ist daher vernichtend: »Nix geschnallt, ›Genossen‹!«[79]

Auch andere LeserInnen zeigen sich sehr enttäuscht von der Diskussion innerhalb *el rojitos*. Der Umgang der Gruppe mit dem Vergewaltigungsvorwurf sei insgesamt völlig unangemessen: »Ihr geht mit ihm um, als hätte er die Kaffeekasse geklaut.«[80] Die Forderungen an die Gruppe sind daher eindeutig: »Hört auf zu jammern und setzt euch endlich mit der an euch geäußerten Kritik auseinander. Kommt weg von der immer wiederkehrenden Schuldzuweisung nach außen.«[81]

Ein Gruppenmitglied von *el rojito*, das sich *Matz* nennt, nimmt die geäußerte Kritik zum Anlass, um eine längere Gegendarstellung zu verfassen, in der er seinerseits mit den KritikerInnen abrechnet. Zunächst wirft er der *Zeck*-Redaktion vor, das Diskussionspapier zu Unrecht negativ bewertet und durch Vorwort und Kommentar auch jede andere Lesart verunmöglicht zu haben.

> »Die Belegung des Textes mit negativen Adjektiven, die Verballhornung unserer Auseinandersetzungen als ›Auseinandersetzung‹, das süffisante ›lang erwartet‹ machen es fast unmöglich, den Text anders als in dem von Euch beabsichtigten Sinn zu lesen. […] Das alles, ohne auch nur eine einzige inhaltliche Stellungnahme, ein einziges Argument abgegeben zu haben. Das ist Massenmanipulation und Propaganda vom Allerfeinsten.«[82]

Matz plädiert nochmals dafür, den Beschuldigten nicht einfach zu verstoßen, sondern sich mit ihm und seiner Tat auseinanderzusetzen. Dafür sei ein Vertrauensverhältnis unerlässlich. Das sei zwar tatsächlich Täterschutz, aber eine linke Szene, die sich schon lange gegen das Knastsystem einsetze, dürfe nicht selbst versuchen, ein Problem einfach wegzuschieben, anstatt es zu lösen. Ein Ausschluss wäre schlichtweg die leichtere Lösung gewesen: »Kein Problem wäre es gewesen, den Kerl rauszuwerfen und zumindest im privaten Bereich bald wieder zur Tagesordnung überzugehen, geschützt von einer eindeutigen Position. Ich möchte jedenfalls nicht wissen, wie oft das schon genau so gelaufen ist.«[83] Eine intensive Reflektion auch der eigenen Verhaltensweisen sei der ehrlichere Weg, weshalb *Matz* insbesondere die Vorwürfe anderer Männer als ungerecht empfindet: »Welcher würde sagen, daß er nicht vom Patriarchat profitiert und keinerlei Mitverantwortung für Tat und Patriarchat trägt? Der darf im Schaukelstuhl auf uns warten und hemmungslos mit moralisierenden Sprüchen um sich werfen. Ansonsten halt's Maul, Bruder.«[84]

Auch dieser Artikel stößt auf großen Widerstand. *Ein Mann aus der Zeck* kritisiert zum einen die Art und Weise, wie das ursprüngliche Diskussionspapier geschrieben

78 Die Zeck Redaktion: Anmerkung der Redaktion zum Artikel »El Rojito informiert«. In: *Zeck* 34_1995, S. 15.
79 Ebd.
80 Einige Männer aus verschiedenen Zusammenhängen: An El Rojito (und andere). In: *Zeck* 35_1995, S. 19.
81 Ebd.
82 Matz: Eine Gegendarstellung. In: *Zeck* 35_1995, S. 17-19, hier S. 18.
83 Matz, S. 17.
84 Matz, S. 18.

wurde: »Genau das ist (neben anderem) das Fatale an eurem Text: Die einzelnen Positionen gehen unter in einem großen Wischi-Waschi, sind nicht mehr nachzuvollziehen und entziehen sich der Kritik.«[85] Die von *Matz* vertretene Position, dass man sich mit dem Täter auseinandersetzen müsse und ihn daher nicht aus der Szene ausschließen solle, wird klar zurückgewiesen:

> »Das ewige Lamentieren über ›Strafe‹ wird in unendlichem Kreislauf immer wieder bei Vergewaltigern in der Szene erhoben. Und zwar nur in diesem Kontext – während in anderen thematischen Zusammenhängen ›Rache‹ ein von niemandem angezweifelter Bestandteil linker Politik ist.«[86]

Auch die Tatsache, dass sich die Gruppe offenbar nicht entscheiden könne, in welchem Verhältnis allgemeines patriarchales Verhalten und Vergewaltigungen zueinanderstehen, wird kritisiert:

> »In der Auseinandersetzung muß klar sein/werden, daß Vergewaltigung etwas anderes ist als ›normales‹ patriarchales Verhalten. […] Versteckte Gewalttätigkeit gegen Frauen ist nicht harmlos – aber sie mit Vergewaltigung über einen Kamm scheren zu wollen, heißt, die Dimension, die diese für die betroffene Frau hat, zu verwischen.«[87]

Dass *Matz* sich in seinen Ausführungen explizit an die Männer in der *Zeck*-Redaktion richtet und kaum auf die Frauengruppen eingeht, die *el rojito* ebenfalls kritisieren, wird von einer Leserin besonders negativ hervorgehoben:

> »Aber vielleicht kann ich das auch gar nicht verstehen, weil Du Dich ja eher an die Männer in der Zeck-Redaktion wendest, von denen ›mensch doch etwas mehr erwarten dürfte‹. Also vielleicht sollte Mensch auch gar nichts anderes erwarten, als daß Wesen wie mir ohne Schwanz und Sack in der Hose der tiefere Sinn Deiner Logik verschlossen bleibt.«[88]

Nach knapp zwei Jahren Diskussionen und Aufarbeitungsversuchen beendet die Gruppe *el rojito* im Oktober 1996 schließlich die »ausschließliche Beschäftigung mit dem Patriarchatsthema.«[89] Man habe sich lange und intensiv mit dem Patriarchat, Sexismus, Männerprivilegien und der eigenen Rolle auseinandergesetzt.

> »Wir haben, bedingt durch die Erfahrungen der letzten beiden Jahre, angefangen zu begreifen, welche Bedeutung patriarchalen Strukturen als weltweiten Unterdrückungsmechanismen zukommt. Es geht uns jetzt darum, die inhaltliche Diskussion wieder um andere Themen zu erweitern, an denen großer Diskussionsbedarf besteht. Daß wir das Thema Sexismus und Patriarchat in dieser ausschließlichen Form beenden, bedeutet nicht, daß wir es abschließend bearbeitet haben. Wir behaupten

85 Ein Mann aus der Zeck: What a proper gander. Offener Brief an Matz (el rojito). In: *Zeck* 36_1995, S. 12f., hier S. 12.
86 Ebd.
87 Ein Mann aus der Zeck, S. 12f.
88 La Capucita Roja: Kaffeeonkel. In: *Zeck* 36_1995, S. 13.
89 El rojito: Vorwärts – und nicht vergessen … El rojito beendet die ausschließliche Beschäftigung mit dem Patriarchatsthema. In: *Zeck* 54_1996, S. 14.

> nicht, daß wir genug gelernt haben, aber diese beiden Jahre haben ihre Spuren hinterlassen.«[90]

Lo, ein ehemaliges Mitglied der Gruppe, möchte diese Aussagen nicht unkommentiert stehen lassen und schildert daher zwei Ausgaben später seine persönliche Sicht auf die Dinge. Er sieht die Beschäftigung mit dem Thema sehr viel skeptischer: »Die Ankündigung, sich nicht mehr ausschließlich mit dem Patriarchatsthema zu beschäftigen, kommt nicht überraschend. Nur hatten wir uns nicht mit dem Thema konkret beschäftigt, geschweige denn ausschließlich.«[91] *Lo* beschreibt auch, welche Konsequenzen der Druck von außen für die Selbstzurechnung der Gruppe zur linken Szene hatte: »Zu einer Szene oder Bewegung zu gehören, heißt eben auch, daß im Konflikt die Regeln und Inhalte praktiziert werden. Wollten wir dazugehören und uns ›mit dem Außen‹ identifizieren oder zumindest so weit distanzieren, bis wir ›souverän genug‹ würden?«[92] Letztlich habe der Konflikt dazu geführt, dass Teile der Szene die Gruppe weitgehend gemieden hätten. Die politische Arbeit habe sich so ausschließlich auf den Handel mit fair produziertem Kaffee beschränkt. Die Ankündigung von *el rojito*, sich nun weiterzuentwickeln, schätzt *Lo* daher als sehr unwahrscheinlich ein: »Da wir alle mit starken Orientierungsproblemen dastehen und mehr Fragen als Antworten haben, ist ›vorwärts‹ nirgends in Sicht. Vermutlich ist nicht nur die Sicht so schlecht, sondern es fehlt auch an der Bestimmung, was denn ›vorwärts‹ genau sein soll.«[93]

Der Riss, der Mitte der 1990er Jahre durch die Szene geht, wird auch in der Kampagne »Kein Konzert mit Sexisten und Vergewaltigern«, mit der gegen einen Auftritt von *Heiter bis Wolkig* mobilisiert wird, deutlich. Im Aufruf heißt es:

> »Und sie meinen immer noch, daß es Antifaschismus ohne antipatriarchalen Kampf geben könnte. Wer aber Faschisten bekämpft und gleichzeitig dabei die eigene Männerrolle bewahren will, kann nicht als Antifaschist gelten. […] Der Kampf gegen Faschismus und Sexismus ist unteilbar!«[94]

Das Konzert kann schließlich stattfinden – allerdings nur unter Polizeischutz, was für hämische Kommentare sorgt:

> »Das Konzert fand unter Polizeischutz statt! Die Pseudo-AntifaschistInnen vom Fanladen/Übersteiger waren sich nicht zu blöde, ihr Antifa-Konzert gemeinsam mit fünf Wannen Polizei und einigen Zivis durchzuführen. […] Pseudo-AntifaschistInnen Hand in Hand mit Schergen schützen Sexisten und Vergewaltiger.«[95]

---

90 El rojito, S. 14.

91 Lo: »Das Gedächtnis ist eine gute Tasche, aber sie reißt, wenn wir zuviel hineinstopfen«. In: *Zeck* 58_1997, S. 13.

92 Ebd.

93 Ebd.

94 O.A.: Kein Konzert mit Sexisten und Vergewaltigern. Stellungnahme zu dem geplanten Heiter bis Wolkig Konzert und dem St. Pauli Fanladen. In: *Zeck* 38_1995, S. 10 f, hier S. 11.

95 2 Anarchafeministinnen, 1 Frau, 1 autonomer Mann aus 1 autonomen Männerzusammenhang und 1 autonomer Mann aus 1 gemischten Zusammenhang: Zur Kampagne »Kein Konzert mit Sexisten und Vergewaltigern«. In: *Zeck* 39_1995, S. 20-21.

Den VeranstalterInnen und BesucherInnen des Konzerts wird abgesprochen, weiterhin Teil der linken Szene sein zu können: »Und mit denen haben wir, die sich hier um den Aufbau einer linksradikalen Bewegung bemühen, nichts, aber auch gar nichts (mehr) gemeinsam. […] Sie stehen klar auf der anderen Seite, haben mit einer linken oder antifaschistischen Bewegung nichts zu tun.«[96] In dem Artikel wird auch ausgeführt, weshalb AktivistInnen, die sich nicht antisexistisch verhalten, nicht als links gelten sollten:

> »In der Entwicklung der linken Bewegung der letzten Jahre ist zunehmend erkannt worden, daß es in der Gesellschaft verschiedene Macht- und Unterdrückungsverhältnisse gibt, die zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen: Kapitalismus, Sexismus, Rassismus, Faschismus, die Diskriminierung sog. Behinderter und andere Herrschaftsverhältnisse. […] All diesen Machtverhältnissen ist gemeinsam, daß es ein Oben und Unten, TäterInnen und Opfer gibt.«[97]

Eine linke Bewegung müsse versuchen, die Perspektive der Opfer aufzunehmen und zum Zentrum ihrer eigenen Aktivität zu machen.

> »Männer können versuchen, ihre Machtstrukturen zu ändern und an sich zu arbeiten. Einzig und allein Frauen bestimmen, was Sexismus und Gewalt gegen Frauen ist. Männer können sich dazu solidarisch verhalten. Wer diesen Grundsatz nicht anerkennt, macht Gewalt gegen Frauen zur Glaubens- oder Beweisfrage. Dies ist keine neutrale Rolle, sondern Parteinahme für die HERRschenden im Machtverhältnis Patriarchat.«[98]

Der Artikel endet mit einer Reflektion über die Arbeit des Bündnisses gegen das Konzert, die explizit in einer gemischtgeschlechtlichen Runde stattgefunden hatte. Zwar werden einige Probleme angesprochen, z.B. die anfänglich geringe Beteiligung von Frauen an dem Bündnis und die Männerdominanz des Plenums. Dennoch betonen die AutorInnen, dass gemischte Kampagnen zumindest punktuell sinnvoll seien. Allerdings seien die mitarbeitenden Männer besonders gefordert, sich und ihr Verhalten zu reflektieren. »Für Männer wird sich die Frage stellen, wie sie in solchen Kampagnen Position beziehen können, ohne die eigene (Täter-)Stellung zu leugnen, und wie sie Eigenanteile thematisieren können, ohne anbiedernd zu wirken.«[99] Trotz des relativen Erfolgs der Kampagne wird daher ein relativ pessimistisches Fazit gezogen: »Bleibt schließlich festzuhalten, daß weiterhin gilt: einzelne gemeinsame Aktionen bedeuten keinen einheitlichen Kampf von Männern und Frauen gegen patriarchale Bündnisse. Diese sind nur punktuelle Bündnisse.«[100]

In den folgenden Monaten werden zwei weitere Vergewaltigungsvorwürfe publik, die ebenfalls kontrovers diskutiert werden. Die Fälle unterscheiden sich von der soeben nachgezeichneten Diskussion in einem wesentlichen Aspekt. Anders als im Fall von *el*

96 2 Anarchafeministinnen, 1 Frau, 1 autonomer Mann aus 1 autonomen Männerzusammenhang und 1 autonomer Mann aus 1 gemischten Zusammenhang, S. 21.

97 2 Anarchafeministinnen, 1 Frau, 1 autonomer Mann aus 1 autonomen Männerzusammenhang und 1 autonomer Mann aus 1 gemischten Zusammenhang, S. 20.

98 Ebd.

99 2 Anarchafeministinnen, 1 Frau, 1 autonomer Mann aus 1 autonomen Männerzusammenhang und 1 autonomer Mann aus 1 gemischten Zusammenhang, S. 21.

100 Ebd.

rojito, wo zumindest einzelne Mitglieder schnell mit der Szene und ihren Forderungen gebrochen haben, rechnen sich nun beide Gruppen, gegen deren Mitglieder die Vorwürfe formuliert werden, ganz eindeutig der linksradikalen Szene zu und wollen in ihrem Umgang mit dem Vergewaltigungsvorwurf auch ganz explizit antisexistischen Forderungen nachkommen. Der Konflikt kann also sehr viel schwieriger durch einen Bruch zwischen den einzelnen Gruppen und ›der‹ Szene gelöst werden. Welche Auswirkungen hat dieser Umstand auf die Konfliktdynamik?

Dieser Frage lässt sich anschaulich bei der Betrachtung des Vergewaltigungsvorwurfs gegen ein Mitglied der Göttinger Gruppe *Autonome Antifa (M)* nachgehen. Die Gruppe veröffentlicht in der *Zeck* eine Erklärung, in der sie ihren Umgang mit dem Vorwurf beschreibt und rechtfertigt. Weil Sexismus in den eigenen gemischtgeschlechtlichen Strukturen ein wichtiges und konstantes Thema sei, habe die Gruppe bereits einige praktische Maßnahmen ergriffen, die das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen in der Gruppe verringern sollen. »Sinn und Zweck solcher Maßnahmen ist es, für Frauen in bestimmten Bereichen einen formellen Machtüberschuß zu schaffen, der das informelle Machtungleichgewicht ausgleichen soll.«[101] Konkret werde dies beispielsweise über quotierte Redelisten versucht, aber auch durch ein standardisiertes Verfahren im Umgang mit Sexismus-Vorwürfen gegen männliche Gruppenmitglieder.

> »Nach Bekanntwerden eines Vorwurfs gegen einen Genossen beginnen getrennte Diskussionen in einem Frauen- und einem Männerplenum. […] Die Grundlage dafür bildet in erster Linie die Darstellung der betroffenen Frau, die auch schriftlich oder über eine Delegierte erfolgen kann. […] Darüber hinaus halten wir es auch für notwendig, daß der Täter vor beiden Plena Rede und Antwort steht. Die grundsätzliche Entscheidung über den Verbleib eines Genossen in der Gruppe liegt bei den Frauen. […] Wenn die Entscheidung zugunsten des Genossen ausfällt, legen die Frauen außerdem fest, welche Bedingungen sie an seinen Verbleib knüpfen. Währenddessen überlegen sich die Männer, wie eine weitere Auseinandersetzung mit dem Genossen im Falle des Verbleibs aussehen könnte. Das Hauptziel der Diskussion unter den Männern soll sein, das gemeinsame Bewußtsein über das Herrschaftsverhältnis zwischen Frauen und Männern weiterzuentwickeln. Danach findet ein gemischtes Treffen statt, auf dem die Frauen ihre Entscheidung bekanntgeben und begründen. Hier wird eine offene Meinungsäußerung und Auseinandersetzung der Männer zu der von den Frauen getroffenen Entscheidung erwartet.«[102]

Dieses Vorgehen stoße aber in dem konkreten Fall an seine Grenze: Zum einen sei die betroffene Frau nicht bereit gewesen, mit Mitgliedern der Gruppe (auch den Frauen) persönlich zu sprechen. »Zum anderen geschah die Bezeichnung der Vergewaltigung aufgrund einer Definition, die die Frauen unserer Gruppe nicht teilen.«[103] Zwar stehe eine politische Zusammenarbeit mit einem Vergewaltiger jeder revolutionären Perspektive entgegen und sei daher für die Gruppe nicht vorstellbar. Aber: »In der Realität

101 Autonome Antifa (M): Vergewaltigungsvorwurf. Offener Brief der Autonomen Antifa (M) zum Umgang mit den Vorwürfen. In: *Zeck* 44_1995, S. 18f., hier S. 18.

102 Ebd.

103 Autonome Antifa (M), S. 19.

befanden wir uns in einem großen Dilemma.« Nachdem es nicht gelingt, mit der Betroffenen zu reden, »entschieden sich die Frauen der Autonomen Antifa (M), ihre Bewertung nur auf die Darstellung des Täters zu stützen, obwohl uns klar ist, daß seine Sichtweise nur die eigene Wahrnehmung widerspiegeln kann.«[104] Nach dieser Schilderung wird sein Verhalten nicht als Vergewaltigung gewertet, sondern als »äußerst kritikwürdiges sexistisches Verhalten in einer Beziehung, die von einer typischen Rollenverteilung geprägt war. Also ein Verhalten, das unter Männern leider recht üblich ist.« Die Gruppe rechtfertigt diese Entscheidung, auch wenn sie aufgrund der fehlenden Opferperspektive nicht unangreifbar sei. Sie mahnt aber: »Schwarzweißdenken ist gerade wegen seiner scheinbar radikalen Konsequenz sehr verführerisch. Die Realität stellt sich jedoch oft differenzierter dar. Sexistisches Verhalten von unterschiedlicher Qualität fordert auch unterschiedliche Konsequenzen.«[105]

Einige Frauen aus Hamburg formulieren daraufhin eine »solidarische Kritik« an der *Antifa (M)*. Der proklamierte solidarische Charakter der Kritik hindert sie allerdings nicht daran, durchaus hart mit der Gruppe ins Gericht zu gehen.

> »In der Offenen Erklärung der Antifa (M) schwingt permanent mit, daß ihr eben kein Verständnis für die Frau habt. […] Doch euer Vorgehen ist vor allem deshalb angreifbar, weil ihr ihre Benennung der Vergewaltigung nicht als solche akzeptiert und eure Entscheidung nach der Darstellung des Vergewaltigers!!! trefft.«[106]

Diese Zweifel an der Darstellung der betroffenen Frau werden als hauptsächlicher Schwachpunkt der Erklärung ausgemacht, weil sie den selbstformulierten Anspruch, parteilich aufseiten des Opfers stehen zu wollen, ad absurdum führe.

> »Wir können verstehen, daß es schwer ist zu akzeptieren, daß ein Freund und Genosse ein Vergewaltiger ist und daß sich im Gefühl für die bekannte Person etwas sträubt, diese Tatsache an sich heranzulassen. Doch diese Erfahrung zeigt eben, daß Vergewaltigung nicht irgendwo passiert, sondern unter uns und die Täter nicht irgendwelche Fremden sind, sondern auch unsere Bekannten und Freunde sein können.«[107]

Ein Ausschluss des Täters aus der Gruppe sei dennoch der einzig richtige Weg, mit der Situation angemessen umzugehen. Auch zum Ende des Artikels wird trotz der in der Sache unerbittlichen Kritik Verständnis für das Verhalten der Gruppe formuliert:

> »Wir hoffen, daß ihr euch weiter auseinandersetzt und realisiert, daß einer eurer Genossen ein Vergewaltiger ist. Es ist sicher ein Schock, damit konfrontiert zu werden und es ist eben was ganz anderes als sich theoretisch zu überlegen, wie würden wir in so einem Fall mit einem Vergewaltigungsvorwurf umgehen.«[108]

104 Autonome Antifa (M), S. 19.
105 Ebd.
106 Einige Frauen aus Hamburg: Solidarische Kritik an der Stellungnahme der Antifa (M) zu dem Umgang mit dem Vergewaltiger in ihren Strukturen. In: *Zeck* 45_1996, S. 14f., hier S. 14.
107 Einige Frauen aus Hamburg, S. 15.
108 Ebd.

Letztlich ist die Kritik also insofern solidarisch, als der Umgang der Gruppe mit dem Vorwurf zwar kritisiert, dennoch aber die prinzipielle Zugehörigkeit der *Antifa (M)* zur linken Szene durch ihr Verhalten nicht grundsätzlich infrage gestellt wird.

Die Göttinger Gruppe reagiert in einer zweiten Erklärung auf die an ihnen formulierte Kritik und hinterfragt ihr eigenes Verhalten in zentralen Punkten. Sie seien ihrem eigenen Anspruch, grundsätzlich der Betroffenen Glauben zu schenken, nicht nachgekommen.

> »Wir halten ein differenziertes Vorgehen nach wie vor für notwendig, doch inzwischen sehen wir es als einen Fehler an, die Auseinandersetzung mit der Tat geführt zu haben, solange der Täter noch in unserer Gruppe war. In Zukunft wird unser erster Schritt sein, den Täter aus der Gruppe auszuschließen. […] Eine eventuelle Wiederaufnahme ist abhängig von seiner Bereitschaft, den Forderungen der Betroffenen nachzukommen, von der Bewertung der Tat durch die Frauen der Autonomen Antifa (M) und von deutlichen Signalen der Weiterentwicklung des Täters an seiner Tat im besonderen und Sexismus im allgemeinen.«[109]

Auch im konkreten Fall holen sie diese neue Regelung nach und schließen den Täter aus der Gruppe aus. An anderen Punkten hält die Gruppe jedoch fest. Zwar wolle man der betroffenen Frau in jedem Fall Glauben schenken, eine zumindest grobe Schilderung des Vorfalls aus ihrer Sicht sei dafür aber dennoch sehr wichtig. Man akzeptiere zwar die Entscheidung der Frau in dem konkreten Fall, sich nicht vor der Gruppe äußern zu wollen, stellt aber fest: »Da die Konsequenz des politischen und sozialen Ausschlusses die härteste Sanktion ist, die wir als Gruppe fällen können, halten wir eine grobe Erläuterung der Tat nach wie vor als unerläßlich.«[110] Die Entscheidung, die Tat nicht als Vergewaltigung anzusehen, sei aufgrund des unzureichenden Informationsstands nur als vorläufig zu betrachten, eine endgültige Beurteilung stehe noch aus.

Ihren eigenen Umgang mit dem Vorwurf verteidigen die Mitglieder der Gruppe bei aller Kritik grundsätzlich. Explizit wird hier der Anspruch formuliert, in der gemeinsamen Diskussion über das praktische Handeln – mit all seinen Fehlern und Unzulänglichkeiten – einen Lernprozess für den Umgang mit Sexismus anzustoßen.

> »Für den Umgang mit Sexismus gibt es kein Patentrezept. […] Wir stehen nach wie vor zu jedem einzelnen unserer Schritte und sind auch bereit, dafür Kritik hinzunehmen. Praktisches Handeln ist nie völlig fehlerfrei, aber doch Voraussetzung um anhand von unerwünschten Folgen das Vorgehen weiter zu verbessern.«[111]

Ob dies nur ein hehrer Anspruch ist oder ob im weiteren Umgang der Szene mit Sexismus tatsächlich ein Lernen aus Fehlern zu erkennen ist, lässt sich an einem weiteren Fall eingehender beobachten.

Im April 1996 wird einem Aktivisten der linken Szene in Hamburg eine Vergewaltigung vorgeworfen. Der Fall liegt zu diesem Zeitpunkt bereits beinahe zwei Jahre zu-

---

109 Autonome Antifa (M): Zweite offene Erklärung der Autonomen Antifa (M) über den Umgang mit der Tat eines ehemaligen Mitglieds. In: *Zeck* 45_1996, S. 15f., hier S. 15.

110 Autonome Antifa (M), S. 16.

111 Ebd.

rück, die betroffene Frau hatte sich aber zunächst gegen eine Veröffentlichung des Vorwurfs entschieden, weil sie den Vorfall »unabhängig vom Szenetratsch und unabhängig von weiteren Angriffen«[112] verarbeiten wollte. Stattdessen wurde versucht, Frauen in seinem Umfeld zu informieren, ihn von einzelnen Treffen auszuschließen und »eine Kontrolle über ihn auszuüben. Dieser Versuch ist gescheitert. Hiermit wollen wir also den Vergewaltiger veröffentlichen und unsere Erfahrungen mit diesem Versuch weitergeben.«[113] Der Beschuldigte B.K. (im Artikel selbst wird der vollständige Name, das Geburtsdatum und die aktuelle Adresse genannt) habe sich im gesamten Zeitraum unwillig gezeigt, seine Tat aufzuarbeiten; man habe ihn zu einer Auseinandersetzung damit regelrecht zwingen müssen. Auch habe er mehrfach an politischen Treffen teilgenommen, auf denen er entgegen der Absprache den Vorwurf gegen sich verschwiegen habe. Schließlich wechselte B. seinen politischen Zusammenhang. Seine neue Gruppe war zwar über den Vorwurf informiert worden und habe die Aufarbeitung auch weiter begleiten wollen, die AutorInnen des Artikels machen ihr aber dennoch Vorwürfe:

> »Für uns ist das aus dem Grund wichtig, weil daran auch zu erahnen ist, wie denn die Auseinandersetzung mit den Männern (und Frauen) aus dem neuen Zusammenhang gelaufen ist. Es ging um B.K.s persönliche Probleme und darum, daß er wohl einer Frau wehgetan hätte. Es ging nicht um eine Vergewaltigung, die Struktur, die dahinter steckt, das Gewaltverhältnis. […] Das ist Täterschutz und Parteilichkeit für einen Vergewaltiger.«[114]

Auch der Anspruch der *Autonomen Antifa (M)*, einen Vorfall objektiv beurteilen zu wollen, wird in diesem Artikel nochmals scharf kritisiert:

> »Wir verurteilen das Vorgehen von Antifa-M, die meinen, sie könnten eine Untersuchungskommission einrichten, die feststellt, ob es sich tatsächlich um eine Vergewaltigung handelt. Sie begeben sich damit in die Position zu meinen, sie könnten ein Urteil fällen, das richtig ist. […] Hier wird der parteiliche Boden verlassen und die Frau unter Druck und Rechtfertigungszwang gesetzt.«[115]

Die AutorInnen kommen daher zu einem unversöhnlichen Fazit: »Diese konkrete Erfahrung zeigt, daß es kein gemeinsames Interesse von Frauen und Männern gibt, patriarchale Gewalt aktiv zu bekämpfen. Wir kämpfen auf verschiedenen Seiten.«[116]

In der folgenden Ausgabe der *Zeck* meldet sich daraufhin der neue politische Zusammenhang von B.K., die *Gruppe Revolutionäre Linke*, zu den Vorwürfen zu Wort.

> »Wir weisen den Vorwurf des Täterschutzes mit aller Entschiedenheit zurück. Da das Schützen eines sexuellen Gewalttäters mit der schlimmste Vorwurf ist, der einer linken Gruppe, die auf revolutionär-feministischer bzw. antipatriarchaler Basis arbeitet,

112 O.A.: Öffentlichmachung eines Vergewaltigers in Hamburg. In: *Zeck* 49_1996, S. 12f., hier S. 12.
113 Ebd.
114 Ebd.
115 O.A.: Öffentlichmachung, S. 13.
116 Ebd.

> gemacht werden kann, und da es hier um politische und moralische Glaubwürdigkeit geht, wollen wir dazu ausführlich Stellung nehmen.«[117]

Es sei irreführend, von der Gruppe als dem neuen Zusammenhang von B. zu sprechen, weil er nie in ihr organisiert gewesen sei und die Gruppe bereits entschieden habe, nicht länger mit ihm zusammenzuarbeiten. Allerdings führen die AutorInnen trotzdem aus, wie ihrer Meinung nach auf einen Vergewaltigungsvorwurf reagiert werden solle (und wie die Gruppe daher auch selbst gehandelt habe):

> »Wir sind der Meinung, daß neben der Bekanntgabe von sexistischem Verhalten, sexistischer Gewalt und Vergewaltigung von Männern in linken Strukturen auch die Frage des Umgangs mit ihnen geregelt werden muß. Werden sie sich selbst überlassen, gibt es keinen Einfluß, keine Kontrolle über sie, es gibt keinen Schutz von Frauen. […] Wir entschieden uns also, den Kontakt auf unterschiedlicher Weise mit B. aufrechtzuerhalten, mit dem Ziel, die soziale Kontrolle, die Auseinandersetzung, die Aufarbeitung und schonungslose Reflexion über die Tat seitens B. zu gewährleisten.«[118]

Obwohl die Gruppe B. an etlichen Stellen hart kritisiert (»Er balancierte zwischen Verdrängung und Opportunismus. Er war zu jeder Abbitte bereit, aber oft unfähig, sich wirklich zu reflektieren.«), nimmt sie ihn an einer interessanten Stelle in Schutz. Der politische Bruch seiner alten Gruppe mit ihm basiere möglicherweise auf ganz anderen Motiven als den in der Diskussion geäußerten. »Da einzelne von uns früher von denselben Leuten nach politischem Streit übel politisch diffamiert wurden, konnten wir uns des Verdachts nicht verschließen, daß schnell einiges durcheinander gerät und konstruktive Arbeit nicht zu erwarten sei.«[119] Hier wird also nahegelegt, dass die Sexismus-Diskussionen auch genutzt werden könnten, um bestimmten Menschen und Gruppen gezielt zu schaden. Sich selbst sehen die *Revolutionären Linken* ebenfalls als Opfer einer Kampagne. Die Gruppe vermutet, dass der Angriff auf sie dazu diene, die Arbeit der feministischen Frauen in einer gemischten Gruppe zu diffamieren:

> »Uns völlig willkürlich aus den verdrehten Beispielen in dem Flugblatt mangelnde politische Diskussionen, Täterverhätschelung, Verharmlosung sexistischer Gewalt an Frauen, Täterschutz und Parteilichkeit für einen Vergewaltiger vorzuwerfen, ist infam und entbehrt jeglicher Grundlage. […] Wir können das nur als gezielten Angriff, gerade auch auf unsere revolutionär-feministische Identität als Frauen, die in gemischten Zusammenhängen arbeiten, verstehen.«[120]

Auch die Art und Weise, wie die Vorwürfe erhoben wurden, zeige deutlich, dass man an einer konstruktiven Kritik nicht interessiert sei. Anstatt sich persönlich an die Gruppe zu wenden, habe man das Mittel des Flugblatts gewählt. »Anonyme Flugblätter verhindern Nachfragen und sind Grundlage wüstester Spekulationen.«[121]

---

117 Gruppe revolutionäre Linke Hamburg: Zu dem Vergewaltigungsvorwurf gegen Bernd. In: *Zeck* 50_1996, S. 13f., hier S. 13.

118 Ebd.

119 Gruppe revolutionäre Linke Hamburg, S. 14.

120 Ebd.

121 Gruppe revolutionäre Linke Hamburg, S. 13.

Auch der Text der *Gruppe Revolutionäre Linke* wird wenig später von der Gruppe *FrauenLesben für einen parteilichen Feminismus* äußerst scharf kritisiert. Schon die Überschrift der Replik macht deutlich, dass man die linke Identität der AutorInnen stark bezweifelt: Die Kritikerinnen richten sich »An die Gruppe sogenannter Revolutionärer Linker.«[122] Die Mutmaßung, dass die Gruppe Opfer einer Rufmordkampagne sei, wird zurückgewiesen und weitergehend kritisiert:

> »Eine solche Andeutung kann nur dem Zweck dienen, zu suggerieren, daß die FrauenLesben bei ihrer Veröffentlichung andere Motive haben. […] Meint ihr so unterstützt ihr Frauen, die mit ihren Gewalterfahrungen an die Öffentlichkeit gehen??? Gerade das sollte aber ein Ziel der von euch so proklamierten Parteilichkeit sein.«[123]

Die Beteuerungen der Gruppe, antipatriarchal eingestellt zu sein und feministische Politik zu machen, werden ebenfalls bezweifelt: »Auch die patriarchale Gesellschaft hat kein Problem damit allgemein zuzugeben, daß es Gewalt gegen Frauen gibt, nur im konkreten wird der Frau dann weder geglaubt, noch wird sie bei ihrer Gegenwehr unterstützt.«[124] Genauso argumentiere auch die Gruppe in ihrem Artikel; man proklamiere Parteilichkeit für die Opfer und suggeriere im konkreten Fall dennoch, dass es möglicherweise keine Vergewaltigung gewesen sei; zudem sei man nicht bereit, den Täter konsequent aus allen Zusammenhängen auszuschließen. Somit stellen die *FrauenLesben* fest: »Das, was ihr mit eurem Papier faktisch erreicht, ist das, was ihr so vehement von euch weist: Täterschutz.«[125]

Auch eine Männergruppe, in der der Beschuldigte eine Zeit lang organisiert war und die er dann im Streit um die konkrete Aufarbeitung der Vorwürfe verlassen hatte, kritisiert die Ausführungen der *Gruppe Revolutionäre Linke*. Sie beschweren sich darüber, dass sie sich in letzter Zeit häufiger dazu äußern sollten, ob an den Vorwürfen der Frauen gegen B. tatsächlich etwas dran sei.

> »Das ist einfach nur zum kotzen: offen angreifen mag mann […] nicht mehr, dazu ist das Kräfteverhältnis – gerade in Hamburg – nicht günstig. Aber sowas ›Relativierendes‹ würde man vielleicht doch gerne mitkriegen. Daß Frauen ›hysterisch‹ sind und gerne mal übertreiben ist ja nun allgemeines männliches Kulturgut. Oder geht es etwa schon im Ernst darum, daß die Veröffentlichung eines Vergewaltigers durch Frauen und die Schilderung ihres Umgangs eine ›Bestätigung‹ von Männerseite bedarf?«[126]

Anschließend gehen die Männer auf weitere Punkte aus dem Papier der *Revolutionären Linken* ein. Die Beschwerde über die Anonymität des Flugblatts sei irreführend, da der Gruppe selbst alle Beteiligten bekannt seien. Für alle anderen LeserInnen gelte dagegen: »Für die linke Szene-Öffentlichkeit, an die sich das Flugblatt wendet, hat die Info

122 FrauenLesben für einen parteilichen Feminismus: An die Gruppe sogenannter Revolutionärer Linker. In: *Zeck* 52_1996, S. 10.
123 Ebd.
124 Ebd.
125 Ebd.
126 Der ehemalige Männerzusammenhang: Einige Bemerkungen zum Text der »Gruppe Revolutionäre Linke«. In: *Zeck* 52_1996, S. 11f., hier S. 11.

anonym zu bleiben. Es geht keinen was an, wer die betroffene Frau und die unterstützenden Frauen sind.«[127] Dass die Gruppe andeutet, dass es eine Differenz zwischen der Vergewaltigungsdefinition der betroffenen Frau und der gewissermaßen anerkannten Definition der feministischen Linken geben könne, wird ebenfalls kritisiert:

> »Bedeutet dies, daß die Benennung außerhalb dessen liegt, was die rev.fem. Frauenbewegung als Vergewaltigung definiert hat? Was bezweckt dieser Satz? U.W. war es doch ein erkämpftes Ergebnis der fem. Bewegung, daß es die Frau ist, die definiert was für sie eine Vergewaltigung ist.«[128]

Immer wieder führen die Debatten um Sexismus zu Spaltungen innerhalb der Szene. Im April 1997 beispielsweise beenden Feministinnen die Organisierung eines wöchentlichen Frauen- und Lesben-Tages im Hamburger Infoladen Schwarzmarkt. In ihrer Stellungnahme schreiben sie über die ausschlaggebenden Gründe: Die Einbindung in eine gemischte Struktur (an den anderen Tagen ist der Laden für alle Geschlechter zugänglich) habe dafür gesorgt, dass der Schwarzmarkt de facto männlich dominiert sei. Immer wieder seien sexistische Plakate, Flugblätter oder Zeitschriften verkauft worden, auch hätten sich einzelne Männer sexistisch verhalten. »Unsere Bereitschaft, uns immer wieder mit derselben Scheiße auseinanderzusetzen, ist gen Null gesunken!«[129] Auch wenn sie sich zum Rückzug aus gemischten Strukturen entscheiden, erklären sie sich solidarisch mit Frauengruppen, die sich weiterhin in gemischten Räumen bewegen wollen. Wie genau Frauen sich ihren Platz innerhalb der Szene erkämpfen sollten, bleibe dabei eine offene Frage. »Eine ausführliche Erklärung der FrauenLesbenInfogruppe wird ausschließlich in FrauenLesbenRäumen zu finden sein […], da wir die Organisierungsdiskussion nur mit FrauenLesben führen werden.«[130] An diesem Punkt wird also bereits abgelehnt, überhaupt noch mit Männern innerhalb der Szene zu diskutieren.

Zehn Jahre später flammt erneut eine Diskussion um Sexismus in der linken Szene auf, abermals ist der konkrete Auslöser eine Vergewaltigung. Der Täter T. sowie seine Unterstützer und Freunde erkennen die Tat allerdings nicht als Vergewaltigung an; es kommt immer wieder zu Konflikten mit der betroffenen Frau und ihren UnterstützerInnen, mitunter münden sie sogar in körperliche Auseinandersetzungen. Da T. sich außerdem weigert, der Betroffenen aus dem Weg zu gehen und von ihr genutzte Räume zu meiden, bildet sich die aus unterschiedlichen Gruppen bestehende *AG Unterstützung*, die den Fall in einem offenen Brief publik macht und mehrere politische Läden und Kneipen, in denen T. verkehrt, auffordert, sich von ihm zu distanzieren.[131]

Ziel der AG sei zum einen, die betroffene Frau zu unterstützen und ihr wieder uneingeschränkte Bewegungsfreiheit in der linken Szene zu ermöglichen, zum anderen verfolgt die Gruppe ein weiteres Vorhaben: »Andererseits wurde uns in dieser Situation

---

127 Der ehemalige Männerzusammenhang, S. 11.

128 Ebd.

129 FrauenLesbenInfogruppe: Erklärung der FrauenLesbenInfogruppe zum Verlassen des FrauenLesbenTages im Info und Buchladen Schwarzmarkt. In: *Zeck* 59_1997, S. 14.

130 Ebd.

131 Zum genauen Ablauf der Ereignisse vgl. A.G. Unterstützung: Was ist bisher geschehen? Chronologie einer Vergewaltigungs-Veröffentlichung. In: *Zeck* 144_2008, S. 8f. sowie AG Unterstützung: Chronologie einer Vergewaltigungs-Veröffentlichung. In: *Zeck* 145_2008, S. 9f.

wieder einmal vor Augen geführt, dass es dringend nötig ist, sich innerhalb der Szene an Standards im Umgang mit Vergewaltigungsvorwürfen und Vergewaltigern zu erinnern und diese Standards zu verteidigen.«[132] Diese Aussage ist in zweierlei Hinsicht äußerst aufschlussreich: Einerseits wird hier angedeutet, dass es gewisse Standards hinsichtlich des Umgangs mit Sexismus innerhalb der linken Szene gäbe. Dass allerdings jemals Standards im Sinne von verbindlichen und allgemein anerkannten Vorgehensweisen existiert hätten, kann mit Blick auf die bislang skizzierten Konflikte relativ sicher ausgeschlossen werden. Andererseits wird hier an die Szene appelliert, gegen den eigenen Gedächtnisverlust anzugehen. Somit wird abermals wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass die Szene über ein kollektives Wissen verfügt, das weitergegeben, vergessen und wieder in Erinnerung gerufen werden kann. Dass die Szene also Standards im Umgang mit Sexismus verlernen und auch wieder erlernen kann, scheint für linke AktivistInnen durchaus plausibel zu sein.

Die *AG Unterstützung* verzichtet auf eine chronologische Darstellung der Ereignisse, die sich über fast zehn Jahre erstrecken, um den Umgang mit der Vergewaltigung nicht zum Gegenstand von Szenetratsch zu machen. »Dieser bereits stattfindende Szenetratsch trägt zu einer Entpolitisierung des Konflikts bei, die wir unbedingt vermeiden wollen.«[133] Statt Details auszubreiten, werden die zugrundliegenden Strukturen skizziert. T. und sein Umfeld würden versuchen, den Vorwurf zu einem Privatkonflikt umzudeuten, die Glaubwürdigkeit der Betroffenen infrage zu stellen und sie so permanent unter Legitimationszwang zu setzen und T. selbst zum Opfer einer Intrige zu stilisieren. Dabei werde T. einerseits aktiv von FreundInnen unterstützt, andererseits gebe es auch eine passive Unterstützung »durch Nicht-Positionierung, unkommentiertes Dulden und Versuche, ›sich rauszuhalten‹.«[134] Die AG betont insbesondere, dass all dies kein Einzelfall sei. Der Vorfall »spiegelt alltägliche Strukturen des sexistischen ›Normalzustandes‹, auch in der Szene, wider. […] Diese Einsicht macht es notwendig, sich nicht nur theoretisch mit Feminismus und Sexismus zu beschäftigen, sondern sich auch mit dem eigenen Verhalten auseinander zu setzen.«[135]

Anschließend führt die *AG Unterstützung* aus, weshalb sich so viele Menschen in der Szene so schwer damit täten, die Benennung einer Vergewaltigung anzuerkennen. Bestimmte Mythen, die einen Täter als abnormal, gestört und krank charakterisierten, würden verhindern, dass der nett, sympathisch und harmlos wirkende Bekannte, Verwandte oder Freund überhaupt als potenzieller Täter angesehen werden könne. Feste Vorstellungen, wie eine Vergewaltigung aussehe, führten dazu, dass ein Großteil sexualisierter Gewalt schlichtweg ausgeblendet werde, beispielsweise alle Fälle, in denen statt physischer Gewalt emotionaler Druck angewendet oder Abhängigkeiten ausgenutzt werden. In solchen Fällen werde häufig auch dem Opfer eine Mitschuld gegeben, beispielsweise, weil es nicht laut und vehement genug Nein gesagt habe. Ebenso seien Forderungen nach objektiven Kriterien für die Vergewaltigungsdefinition problematisch, weil sie lediglich die Perspektive des Täters stärkten und dem Opfer erschwerten,

132 AG Unterstützung: Sexualisierte Gewalt in linken und subkulturellen Zusammenhängen. In: *Zeck* 140_2007, S. 13-15, hier S. 13.

133 Ebd.

134 Ebd.

135 Ebd.

Beweise für die Tat vorzulegen. Die Konsequenz sei daher, die Definitionsmacht der Betroffenen ernst zu nehmen und damit ihre eigenen Grenzen zur Grundlage einer Benennung zu machen. So sei es möglich, den Opfern ihren Subjektstatus zumindest teilweise zurückzugeben. Ein Missbrauch dieser Macht sei unwahrscheinlich, weil die betroffenen Frauen zumeist unter schwerwiegenden Folgen zu leiden hätten, beispielsweise unter Vorwürfen der Szenespaltung oder Einschüchterungsversuchen.

Eine konsequente Anwendung der Definitionsmacht beziehe notwendigerweise die gesamte Szene ein:

> »Eine neutrale Position innerhalb einer solchen Diskussion kann es somit nicht geben, da nur eine aktive Solidarisierung und Parteilichkeit mit der Betroffenen den herrschenden Normalzustand aufbricht, in dem ansonsten die Interessen des Täters gedeckt und gestärkt werden.«[136]

Aus diesem Grund wird gefordert, dass die Läden und Kneipen, in denen sich T. regelmäßig aufhalte, ein Hausverbot aussprechen. Darüber hinaus sei wichtig, dass in allen Räumen der linken Szene ein konsequenter Umgang mit sexistischen Verhaltensweisen praktiziert werde, was den Rausschmiss und den Ausschluss von Menschen erfordere, die sich sexistisch äußern und handeln. Eine Rückkehr eines Täters in die linken Strukturen wird nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber an bestimmte Bedingungen geknüpft:

> »Für einen weiteren Umgang mit dem Täter innerhalb der Szene setzen wir ein ernstgemeintes Eingeständnis und Anerkennung seiner Schuld voraus sowie den echten Willen, sich mit der eigenen Tat u.a. in einer Therapie auseinander zu setzen, um das eigene Verhalten grundlegend zu reflektieren und zu verändern.«[137]

Dies alles sei bei T. allerdings nicht zu erkennen, weshalb nur noch ein konsequenter Ausschluss infrage komme.

Eine antisexistische Gruppe erklärt ihre Solidarität mit der betroffenen Frau, sieht aber anders als die *AG Unterstützung* keine verlorengegangenen Standards im Umgang mit Sexismus, an die man sich nur erinnern müsse: »Es ist wirklich unglaublich, dass sich in den letzten 20 Jahren so wenig in der (gemischten – all gender) linksradikalen Szene verändert hat. Der Umgang mit Vergewaltigung und sexualisierter Gewalt hat sich hier kaum weiterentwickelt.«[138] Dass Problem des Sexismus in den eigenen linken Zusammenhängen werde allzu häufig schlichtweg ignoriert, eine wirkliche Auseinandersetzung finde kaum statt.

> »Eine Szene, die sich der Emanzipation verschrieben hat, wo linksradikale Inhalte und Haltungen gelebt und verbreitert werden und werden sollen, muss aufhören durch aktives Wegschauen und nichts sagen den Status Quo zu erhalten. […] Wie viele Jahre wollen wir noch diskutieren und nichts bewegt sich. Wie viele Jahre Ignoranz und Tä-

136 AG Unterstützung, S. 15.
137 Ebd.
138 Antisexist contact and awarenessgroup: Zum aktuellen Umgang mit einem Vergewaltiger – Solidaritätserklärung. In: *Zeck* 142_2008, S. 6.

terschutz noch hinnehmen. Wir rufen zu einem aktiven Antisexismus auf!!! Zu einer aktiven Gegenwehr.«[139]

Ein weiterer Text thematisiert die Verharmlosung subjektiver Wahrnehmung, die in Teilen der Szene den Umgang mit Sexismus präge. Dabei zitiert die Autorin aus einem Flugblatt, in dem der Ausverkauf des Vergewaltigungsbegriffs beklagt werde:

»Das Verramschen des Begriffs Vergewaltigung ist in der ›Szene‹ inzwischen so weit fortgeschritten, dass jede Form von Aufdringlichkeit, jeder anzügliche Blick, jeder pejorative Gebrauch von Worten aus dem semantischen Sprachfeld rund um den Begriff Sex und Sexualität unwidersprochen als Vergewaltigung definiert werden kann und nicht selten definiert wird.«[140]

Die Autorin kritisiert an dem Flugblatt, dass niemand sich anmaßen solle, anderen Menschen ihre subjektive Wahrnehmung von Situationen abzusprechen. »Was für uns nicht schlimm ist, muss noch lange nicht für andere als nicht schlimm gelten.«[141] Gleichzeitig bemüht sich die Autorin, die sich als »eine Außenstehende, die weder ›Sein‹ noch ›Ihr‹ Umfeld kennt« beschreibt, um einen möglichst unparteiischen Blick. Sie kritisiert das Flugblatt der Freunde von T., findet aber auch die Veröffentlichung von Namen in einem Flugblatt der UnterstützerInnen der Frau falsch, weil dies stigmatisierend sei und auf diese Weise neue Opfer geschaffen würden. Um das Problem nachhaltig zu lösen, sei es wichtig, alle Perspektiven nachzuvollziehen: »Trotz alledem ist es notwendig zu verstehen. Beide Seiten.«[142]

Die *Gruppe Commode* versucht währenddessen, die Läden und Strukturen, in denen T. sich weiterhin aufhalte, zu einer Stellungnahme zu bewegen. Ihnen sei bekannt, dass es bereits Diskussionen gegeben habe, man aber noch keine gemeinsame Position erreicht habe Dennoch erwarte man eine klare Stellungnahme innerhalb von sechs Wochen. »Ihr steht nicht unbeteiligt abseits. In solchen Auseinandersetzungen gibt es keine neutrale Position. Ein Nicht-Verhalten bedeutet Billigung und damit Unterstützung der ausgeübten Gewalt, sowie patriarchaler Strukturen generell.«[143] Einige Ausgaben später muss die Gruppe allerdings ein ziemlich ernüchtertes Fazit ziehen. Keiner der Adressaten kommt der Forderung nach Hausverbot für T. nach.

»Alle von uns Angeschriebenen haben unseren offenen Brief als entweder arrogant oder anmaßend empfunden, zum Teil wegen des ›ultimativen‹ Charakters des Briefs oder unserer Wortwahl, zum Teil, weil wir nicht das persönliche Gespräch gesucht hät-

139 Antisexist contact and awarenessgroup, S. 6.

140 Flugblatt: Anmerkungen zu einer schmutzigen Geschichte und Kritik an dem Ausverkauf des Vergewaltigungsbegriffs vom Mai 2007, zitiert nach o.A.: Kritik an der Verharmlosung subjektiver Wahrnehmung. In: *Zeck* 142_2008, S. 7f., hier S. 7.

141 O.A.: Kritik an der Verharmlosung subjektiver Wahrnehmung, S. 7.

142 Ebd.

143 Gruppe commode: Offener Brief an das Onkel Otto, das Veranstaltungszentrum Hafenklang, den Plattenladen Fischkopp und das Plenum der Hafenstrasse. In: *Zeck* 142_2008, S. 8.

ten oder weil wir laufende interne Debatten durch diese Form von ›Druck‹ verkomplizieren würden.«[144]

Die Gruppe muss daher eingestehen, mit ihrem Anliegen gescheitert zu sein:

»Das Ziel, für die Betroffene und ihre UnterstützerInnen eine Verbesserung ihrer Situation zu bewirken, haben wir durch den offenen Brief nicht erreicht. Ob das vor allem daran lag, dass wir ›gefordert‹ haben statt freundlich zu bitten, lassen wir mal dahingestellt. […] Es bleibt erstmal der Eindruck, dass klare antisexistische Positionen in der Hamburger linken Szene noch lange kein Konsens sind.«[145]

In der *Zeck*–Ausgabe 142 wird der Text »Jetzt gilt's« veröffentlicht, der in den folgenden Heften äußerst intensiv diskutiert wird und zum zentralen (wenn auch meist negativen) Bezugspunkt für die Debatte 2008 wird. Die *Zeck*-Redaktion rechtfertigt schon im Voraus, warum sie diesen kontroversen Text überhaupt abdruckt. Zwar sei man in vielen zentralen Punkten anderer Meinung, für eine umfassende Auseinandersetzung über das Thema sei aber auch das Aufzeigen unterschiedlicher Sichtweisen unerlässlich. Die Debatte über Sexismus wird als defizitär angesehen:

»Allerdings lässt sich derzeit nur schwer davon reden, es gäbe eine kontinuierliche Auseinandersetzung über Sexismus in der Szene, denn in der Regel herrscht hier viel mehr Auseinandersetzungsfaulheit bzw. im besten Fall Lähmung. […] Aber umso wichtiger scheint es uns immer wieder, gemeinsame Standards zu diskutieren und dann auch festzulegen – denn es soll eben in ›linken Räumen‹ nicht alles möglich sein.«[146]

Zudem wird der Text mit kritischen Kommentaren versehen.

Der Beitrag selbst breitet auf vier Seiten (für den durchschnittlichen Umfang von Artikeln in der *Zeck* bemerkenswert ausführlich) einen idealtypischen Verlauf einer Sexismus-Debatte innerhalb der Szene aus. Dabei haben die AutorInnen einen recht zynischen Blick auf Ablauf und Folgen dieser Debatte. Dies wird bereits in der Einleitung des Textes deutlich: »Es ist wieder soweit. Alle Jahre wieder, fast alle zehn, bekommen autonome Neueinsteiger die Gelegenheit, einer Art Initiationsritus beizuwohnen. Wo stehst du? Bist du für oder gegen uns?«[147] Die AutorInnen beklagen, dass in dieser Debatte keine Fragen erlaubt seien, weil bereits das Fragen selbst Gegenstand des Kampfes sei und auch das Bemühen um Neutralität als Täterschutz ausgelegt werde. Sie wollen daher strukturelle Gemeinsamkeiten bzw. ritualisierte Abläufe sowohl aufseiten der sogenannten TäterschützerInnen als auch bei den VerteidigerInnen des Definitionsrechts herausarbeiten.

Jede Debatte beginne mit einem konkreten Vorwurf. »Ein aktueller Vergewaltigungsvorwurf dient als Auslöser, um daran exemplarisch prinzipielle Regeln des autonomen Feminismus in der Szene (mal wieder) zu erneuern und zu stabilisie-

144 Gruppe commode: Zum Offenen Brief an das Onkel Otto, das Veranstaltungszentrum Hafenklang, den Plattenladen Fischkopp und das Plenum der Hafenstrasse. In: *Zeck* 144_2008, S. 5.
145 Ebd.
146 Die Redaktion: Vorwort der Redaktion zum Text »Jetzt gilt's«. In: *Zeck* 142_2008, S. 9.
147 O.A.: Jetzt gilt's. In: *Zeck* 142_2008, S. 9-12, hier S. 9.

ren.«[148] Die FeministInnen innerhalb der Szene würden daher in jedem neuen Fall primär überprüfen wollen, ob sie nach wie vor die Diskursmacht innehätten und auch die neue Generation von AktivistInnen noch auf ihrer Seite stehe. Dazu werde eine Situation geschaffen, in der nur noch harte Maßnahmen als Möglichkeit gelten würden: Der Täter habe lang genug Zeit gehabt, über seine Tat zu reflektieren, ein Einlenken sei nicht erkennbar. »Der Begriff Reflektion hat nicht den sonst üblichen semantischen Gehalt inne. Reflektion bedeutet faktisch vielmehr Assimilation, deren Voranschreiten von einer hin und wieder tagenden Kommission überprüft wird.«[149] In der Folge werde eine Art Notstandsgesetzgebung angewendet: »Das sog. Definitionsrecht, es ist das Herzstück des autonomen Feminismus.«[150] Wichtig ist, dass die AutorInnen vom Definitionsrecht statt von Definitionsmacht sprechen, wie später in der Diskussion noch gezeigt werden wird.

Das Definitionsrecht wird in der Folge umfassend kritisiert: Es sei zwar gut und progressiv gemeint, bedeute faktisch aber eine Aushöhlung von erkämpften Rechten, weil die Beweislast umgekehrt werde und eine Vorverurteilung stattfinde. Damit gehe man stets das Risiko ein, auch Unschuldige zu treffen. Immer wieder habe es Fälle gegeben, in denen Frauen eben doch Anschuldigungen erfunden hätten. Das alles spiele für die FeministInnen keine Rolle, sie seien Anwalt und Richter in einer Person, hörten nur die Betroffene an und fällten dann ein ohnehin bereits feststehendes Urteil. Der Beschuldigte könne sich nicht äußern, denn einerseits solle so der Betroffenen eine schmerzhafte Re-Traumatisierung erspart bleiben, andererseits gelte seine Forderung, ebenfalls gehört zu werden, bereits als Zeichen seiner Uneinsichtigkeit. »Da der Vorfall eben schon ›definiert‹ wurde, hat die Anhörung oft nur noch den Zweck abzufragen, ob er sich denn nun ›bekennt‹ oder nicht.«[151] Die AutorInnen wollen Parteilichkeit für die Betroffene nicht generell aufkündigen, sie sei vielmehr in therapeutischen Situationen die Grundvoraussetzung dafür, dass Frauen über erlittene Übergriffe sprechen könnten. Sie weigern sich aber, der Betroffenen nicht nur das Recht, das Geschehen aus ihrer Sicht zu schildern, zuzusprechen, sondern sie gleich zusätzlich zur alleinigen Richterin darüber zu machen. Außerdem verwische das Definitionsrecht (und die Tatsache, dass nicht genauer benannt werden müsse, was genau vorgefallen sei) die wichtigen Unterschiede in sexistischem Verhalten.

> »Zumindest werden über einen semantisch offenen Vergewaltigungsbegriff sämtliche sexuellen Grenzverletzungen gleichgesetzt. […] Da haben wir physisch gewalttätige Vergewaltigung wie sie im Kriege massenhaft vorkommt, aber auch (wie in einem ›Vergewaltigungsvorfall‹ der 90er innerhalb der Szene) das Onanieren des Partners neben seiner Freundin, während sie schlief. Das soll alles wirklich das Gleiche sein?«[152]

Als einzig legitimer Umgang werde der Ausschluss des Täters aus den linken Strukturen gefordert.

148 O.A.: Jetzt gilt's, S. 9.
149 O.A.: Jetzt gilt's, S. 10.
150 Ebd.
151 Ebd.
152 O.A.: Jetzt gilt's, S. 10f.

> »Wenn der Beschuldigte das Politische zum ausschließlichen Primat gemacht hat, um Freundschaften zu knüpfen und somit versäumt hat außerhalb des subkulturellen Szeneghettos ein Leben zu haben, sieht er jetzt alt aus. […] Da die Szene ein Dorf ist, wissen meist auch andere Städte davon. In besonders schlimmen Fällen bekommt man deswegen auch in den neuen Orten Hausverbote.«[153]

Dann erfasse der Konflikt die breite Szene. Von AktivistInnen, Gruppen und Läden werde eine eindeutige Positionierung erwartet, auch im privaten Umfeld, in Freundeskreisen oder Wohngemeinschaften komme man schnell in den Verdacht, ein Täterschützer zu sein.

> »Eine Auseinandersetzung kann so zwar nicht vernünftig stattfinden, aber es kann angepasstes Verhalten erlernt werden. […] Ein allzu verständliches Wort für die falsche Seite genügt, um skeptisch angeblickt zu werden. Der emanzipativ gemeinte Klassikerspruch ›Das Private ist politisch‹ ist zur Drohung verkommen.«[154]

Das Ende einer Debatte sei dadurch gekennzeichnet, dass ausschließlich die Position der FeministInnen als legitim und sagbar übrigbleibe.

> »Ausscherer merkt man sich. […] Die autonome Tradition wurde bewahrt, das Feld übersichtlich gestaltet und alle wissen jetzt, wer zukünftig nicht mehr zu uns gehört. Die paar Newcomer, welche vom autonomen Feminismus nicht überzeugt werden konnten, haben aber trainiert, was gesagt bzw. nicht gefragt werden darf. Letzteres ist ein missliebiger Punkt, der auch den autonomen Feministinnen aufgefallen ist und der immer wieder von ihnen hilflos beklagt wird. Dass ihre Methodik genau das produziert, was sie verhindern soll, einen Haufen von nachplappernden und heuchlerischen Soft-Mackern, ist ein Widerspruch, den der autonome Feminismus nicht lösen kann.«[155]

Die Konsequenzen jedes Debattenverlaufs ähnelten einander sehr. Die Szene habe sich abermals gegenseitig zerfleischt. Am Ende werde die Grenze, was Sexismus sei, so eng gezogen, dass die Meinung der autonomen FeministInnen als einzig legitime gelte.

> »Letztendlich bleibt ein kleiner, aber feiner Haufen übrig, welcher autonome Szene genannt wird […] In Hamburg sind das dann höchstens 500 Auserwählte, die zwar gesellschaftlich nicht interventionsfähig sind und gerade deswegen keine politische Relevanz aufbauen können, aber man beruhigt sich: ›Weniger ist ja manchmal mehr.‹«[156]

Auch dieser immer wiederkehrende Ablauf sei ein Grund dafür, dass sich ältere Leute irgendwann genervt von der Szene abwenden.

Die AutorInnen gehen kurz auf die sogenannten Täterschützer ein, verurteilen ein Graffiti an der Wand der Betroffenen (dort hatten Unbekannte »Vergewaltigung HaHaHa« gesprüht), bezweifeln aber gleichzeitig, dass es sich bei diesen Tätern wirklich um Freunde von T. gehandelt habe.

---

153 O.A.: Jetzt gilt's, S. 11.
154 Ebd.
155 Ebd.
156 O.A.: Jetzt gilt's, S. 11f.

Am Ende des Textes wird versucht, einen Ausweg aus der Dynamik zu finden. Ein erster Schritt sei die Verweigerung, sich positionieren zu müssen. Auch wenn das Ignorieren von Vorwürfen nicht ideal sei, sei es die einzige Möglichkeit, aus der Eskalation auszusteigen. Problematisch daran sei allerdings, dass die Diskussion dann insgesamt ausbleibe, was nicht das Ziel sein dürfe. Vielmehr gehe es darum, die Diskussion entsprechend der Bedingungen aller zu gestalten. Die AutorInnen enden mit einem Appell an die Szene: »Die Autonomen sind einst entstanden, um den sektenhaften, machtheischenden und disziplinären K-Gruppen der 70er etwas entgegenzuhalten. Sind wir ehrlich, wir nähern uns deren Dogmatismus immer mehr an.«[157]

Auch in diesem Fall lässt eine vielstimmige und scharfe Kritik an dem Beitrag nicht lange auf sich warten. Den AutorInnen von »Jetzt gilt's« wird insbesondere vorgeworfen, die Auswirkungen von sexualisierter Gewalt für die Betroffenen zu ignorieren und durch ihre Verwendung des Begriffs »Definitionsrecht« statt »Definitionsmacht« das tatsächliche Ziel dieses Konzepts zu verschleiern. Beim Konzept der Definitionsmacht sei eben nicht das Ziel, Recht zu sprechen, ein Urteil zu fällen und den Täter zu bestrafen. Vielmehr gehe es um eine parteiliche und solidarische Haltung zu der Betroffenen, wie *Einzelne aus dem Bündnis* für die Unterstützung der betroffenen Frau erläutern:

> »Die Definitionsmacht soll nicht die Errungenschaften des bürgerlichen Rechtsstaates negieren, sondern eine ihrer Ungerechtigkeiten ansatzweise ausgleichen. […] Während der Begriff des (Definitions)Rechts eine Instanz voraussetzt, die dieses gewährt und durchsetzt, zielt der Macht-Begriff, wie in vielen anderen linken Bereichen, auf die Ermächtigung von Benachteiligten. Es geht um die Möglichkeit, eine Grenzüberschreitung benennen zu können, ohne in retraumatisierender Art und Weise befragt zu werden und Beweise bringen zu müssen, die es in den meisten Fällen einfach nicht gibt. Ziel ist die Herstellung eines Schutzraums für das ›Opfer‹.«[158]

Dieser Aspekt wird auch in einer weiteren Replik eines *altautonomen »Szenefürsten«* besonders betont:

> »Definitionsmacht ist kein ›juristisches Recht‹, sondern eine politische Haltung. […] Die Zielsetzung von Definitionsmacht ist nicht Strafe, sondern ein Blickwinkel, der geschützte Räume und Bewegungsfreiheit für Betroffene von sexualisierter Gewalt in den Vordergrund stellt.«[159]

Die Forderung nach objektiven Kriterien und einer unabhängigen Beurteilung eines Vorfalls, die auch in den 1990er Jahren immer wieder aufgekommen ist, wird ebenfalls zurückgewiesen.

> »Der Wunsch nach objektiven Informationen, beide Seiten hören zu wollen, tritt immer wieder in Debatten um sexualisierte Gewalt/Vergewaltigung auf. Betroffene sind Situationen ausgesetzt, in denen ihr Umfeld wissen will, was denn ›wirklich‹ passiert

157 O.A.: Jetzt gilt's, S. 12.

158 Einzelne aus dem Bündnis: »Niemand hat die Absicht, eure Revolution zu verhindern.« Außer uns. In: *Zeck* 143_2008, S. 14-16, hier S. 14.

159 Ein altautonomer »Szenefürst«: Gilt nicht, gildet nicht! Eine Aufforderung zur praktischen Solidarität mit Betroffenen sexualisierter Gewalt. In: *Zeck* 143_2008, S. 8-11, hier S. 9.

> sei, um dann ›objektiv‹ beurteilen zu können, ob es eine Vergewaltigung war. Doch jedes Erleben und Beurteilen ist ein zutiefst subjektives Geschehen. […] Auch die modifizierte Befragungssituation in linken Gruppen ändert nichts an der Tatsache, dass keine Person beweisen kann, dass ihr Wille gebrochen wurde. Eine allgemein gültige objektive Definition von Vergewaltigung ist absurd.«[160]

Die Zweifel an subjektiven Darstellungen würden immer nur dann auftauchen, wenn es sich um die Veröffentlichung eines Vorfalls der sexualisierten Gewalt handele: »Niemand fragt mich, wenn ich von einem Bullenübergriff berichte: Bist du dir auch ganz sicher, dass du das nicht auch selber wolltest/selber schuld bist/dich nicht hättest wehren können, und ob es wirklich so schlimm war. Und das ist auch gut so.«[161]

Die unterschiedlichen Texte, die auf »Jetzt gilt's« reagieren, weisen dessen Kritik an der Definitionsmacht zwar zurück, formulieren aber ihrerseits ebenfalls Kritikpunkte an diesem Konzept, wenn auch auf ganz anderer Ebene und mit einer anderen Intention. Die *Gruppe Commode* kritisiert beispielsweise:

> »Es ist in gewisser Weise armselig. Aber nicht, wie ihr behauptet, weil es undemokratisch wäre und hinter bürgerliche Rechtsstaatsprinzipien zurückfallen würde, sondern weil es ein traurig-notwendiger Ausdruck und ein konkretes Ergebnis unserer eigenen sexistischen Gewaltstrukturen und Gewaltgeschichte ist. […] Das Definitionsrecht ist genauso willkürlich, wie unser Recht, das staatliche Gewaltmonopol zu ignorieren und leider auch genauso wirkungslos. Als Instrument gegen reale Gewalt ist es ebenso jämmerlich und verbesserungswürdig wie die Idee, mit brennenden Müllsäcken den §129 abzuschaffen und GenossInnen aus dem Knast zu holen. Die Frage ist für uns aber deshalb im Augenblick nicht, ob das Definitionsrecht richtig oder falsch ist, sondern ob es notwendig und legitim ist.«[162]

Die konkrete Ausgestaltung des Konzepts wird ebenfalls kritisiert, ohne damit dessen generelle Berechtigung infrage zu stellen. Zum Teil wird eingestanden, dass dieses Prinzip bewusst falsch verwendet werden könne – mit Blick auf die Folgen für die Anklägerin sei aber unwahrscheinlich, dass häufiger Missbrauch zu befürchten sei. Außerdem sei es kein unumstößliches Regelwerk, sondern lasse Raum für Widersprüche und Zweifel, solange diese eben nicht die Integrität der Betroffenen infrage stellen würden.[163] Wie genau solche Zweifel dann aussehen und geäußert werden könnten, bleibt allerdings offen. Die Kritik an einer dogmatischen Auslegung der Definitionsmacht taucht dennoch mehrfach auf:

> »Dennoch darf Definitionsmacht nicht zu einem Dogma werden, das sämtliche Fragen und Zweifel und auch Differenzierungen von sexualisierter Gewalt und Übergriffen einfach verbietet. Es darf nicht dazu genutzt werden, Leute mundtot zu machen und ein repressives Redeklima herzustellen. […] Es gilt, eine Debatte darüber aufzumachen, wie Definitionsmacht an verschiedene Situationen angepasst werden kann,

160 O.A.: Back to the roots. In: *Zeck* 143_2008, S. 5-7, hier S. 6.
161 Einzelne aus dem Bündnis, S. 15.
162 Gruppe commode: Vergewaltigungs-Debatte Hahaha? In: *Zeck* 143_2008, S. 12f.
163 Vgl. Einzelne aus dem Bündnis, S. 14.

wie adäquate Räume hierfür herzustellen sind und, ganz allgemein aber vielleicht am wichtigsten, den Diskurs um Antisexismus und mehr noch Feminismus anzufachen.«[164]

Die Konstruktion eines feministischen, altautonomen Feindbildes wird in den folgenden Antworten als absurd zurückgewiesen. Etwas überspitzt wird das Bild, das die »Jetzt gilt's«-AutorInnen von der linken Szene zeichnen, von *3 fragwürdigen Gestalten* folgendermaßen zusammengefasst:

»Die autonome Szene ist ein kleiner, egalitärer Haufen. Auf dem ›Top of the Pops‹ thronen einige alte Superstars, die um ihre hart erkämpften Positionen bangen. Diese Positionen sind in den 80ern, spätestens jedoch 90ern nach erbitterten Kämpfen endgültig in Stein gemeißelt worden und – schwupps – war die autonome ›Bibel‹ geboren [...] die Nachkommenden werden mit den Weisheiten der ›autonomen Bibel‹ geradezu sektenmäßig gefüttert, bis sie sie gefressen haben. Ab jetzt brauchen die autonomen Stars nur noch auf den ›Auslöser‹ zu warten, um die erlernten Positionen bei den treuen Untergebenen abzuklopfen und sich ihrer kritiklosen Gefolgschaft zu versichern.«[165]

Eine solche Charakterisierung der Szene gehe aber vollkommen an den tatsächlichen Verhältnissen vorbei: »Für uns ist die autonome Szene eine ziemlich heterogene Ansammlung von Menschen und Gruppen. Bei den meisten Themen stehen sich oft ziemlich unterschiedliche Sichtweisen gegenüber, insbesondere bei den Themen Sexismus und Patriarchat.«[166]

Die Warnung vor Selbstzerfleischung und Spaltung der Szene, die ursächlich für die politische Bedeutungslosigkeit der Bewegung sei, wird von der *AG C-K* nicht geteilt. Spaltungen seien zwar anstrengend, aber meistens »gar nicht so fürchterlich, denn in der Regel vollziehen sich dabei wichtige Prozesse und Entwicklungen, die in der Natur politischer Bewusstseinsprozesse liegen.«[167] Die Diskussionen um den Umgang mit Sexismus würden daher nur ein weiteres Mal zeigen, dass es eben keine gemeinsame Grundlage und keine gemeinsamen Ziele gebe.

»Die von vielen heraufbeschworenen und befürchteten Szenarien von Separierungen innerhalb der politischen und subkulturellen Szene halten wir daher nicht nur für unvermeidlich, sondern für längst überfällig. Denn wo es keinen gemeinsamen kleinsten Nenner gibt, da gibt es eben auch kein ›zusammen‹ oder ›gemeinsam‹ mehr.«[168]

Zusätzlich wird darauf hingewiesen, dass ein Nicht-Verhalten zu einem Vorfall ebenfalls zu Ausschlüssen aus der Szene führe, nur eben implizit: »Ein unausgesprochener Ausschluss findet statt, wenn Betroffene sexualisierter Gewalt Räume meiden.«[169]

Die Forderung aus »Jetzt gilt's«, sich neutral verhalten und Vorwürfe ignorieren zu können, wird von den antwortenden KritikerInnen als Täterschutz kritisiert.

---

164 Einzelne aus dem Bündnis, S. 16.
165 3 fragwürdige Gestalten: Die drei ??? In: *Zeck* 143_2008, S. 17-20, hier S. 19.
166 Ebd.
167 A.G. C-K: Zwischen Anti-Feminismus und Neoliberalismus. In: *Zeck* 144_2008, S. 6-8, hier S. 6.
168 A.G. C-K, S. 8.
169 O.A.: Back to the roots, S. 7.

> »Die Aufforderung zur Neutralität wie bei ›Jetzt gilt's‹ bedeutet nichts anderes als einen Arschtritt für alle, die eine Vergewaltigung erlebt haben. Es ist die Aufforderung, das Maul zu halten und die Dinge so zu belassen wie sie sind. […] Ein Wegdrehen vor dieser Situation, wie die Autor_innen von ›Jetzt gilt's‹ einfordern, ist eine Solidarisierung mit dem Täter.«[170]

Zu einem ähnlichen Urteil kommt auch die *Gruppe Commode* in ihrer Replik: »Neutralen Grund gibt es in einer revolutionären Perspektive nicht und schon gar nicht in Fällen wie diesem.«[171]

Einige Gruppen analysieren, weshalb sich so viele Menschen auch innerhalb linker Strukturen so schwer damit tun, eine eindeutige Haltung zu Sexismus einzunehmen. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Beitrag der *AG C-K*, der sich auf das Verhältnis von linker, subkultureller Identität und Anti-Feminismus konzentriert. »Vielen geht es um mehr als ihren eventuellen persönlichen Bezug zum Täter: hier geht es darum, eigene Interessen, vornehmlich den eigenen Lebensstil zu verteidigen.«[172] Sich als radikal-links verstehende Menschen würden dabei zumeist eine rebellische Attitüde mit der Überzeugung, auf der moralisch »richtigen« Seite zu stehen, verbinden.

> »Anti-sexistische oder feministische Forderungen stören diese Identität, da die sonst üblichen einfachen schwarz-weiß Bilder und Grenzziehungen (wie z.B. WIR gegen den bösen Staat, die blöden Bullen, die Scheiß-Nazis, die dummen Spießer usw.) nicht mehr so einfach funktionieren. Plötzlich selbst gefordert zu sein, das eigene Verhalten, den eigenen Beitrag zu den bestehenden Verhältnissen, die schwierigen und komplexen Verwicklungen und Widersprüche zu erkennen und einen Umgang damit zu finden, fordert und überfordert anscheinend viele.«[173]

Die AutorInnen haben auch eine Erklärung dafür, dass viele Frauen feministische Positionen ablehnen:

> »Denn in einer Gesellschaft, in der der entscheidende Faktor zum Erfolg in der eigenen Stärke, dem eigenen Selbstbewusstsein gesehen wird, wird auch von jeder einzelnen Person erwartet, sich selbst gegen den dummen Spruch, die blöde Anmache/Angrapsche & Co. zur Wehr setzen zu können. Nicht die Anmache wird so zum Problem, sondern der eigene Umgang damit. In diesem Zusammenhang spielt die eigene Identität, die plötzlich in Frage gestellt wird, eine große Rolle: dem eigenen Selbstbild der starken, unabhängigen, schlagfertigen (kurz: modernen) Frau scheinen anti-sexistische oder noch schlimmer feministische Forderungen entgegen zu stehen, da diese häufig mit Schwäche, Opfer, Minderwertigkeit u.ä. assoziiert werden.«[174]

Trotz des diskursiven Austauschs in der *Zeck* muss von einem überwiegend als repressiv empfundenen Diskussionsklima ausgegangen werden. Dafür sprechen nicht nur die

170 Ein altautonomer »Szenefürst«, S. 10f.
171 Gruppe commode, S. 13.
172 A.G. C-K, S. 7.
173 Ebd.
174 Ebd.

Klagen beider Seiten in ihren Artikeln, sondern auch stattfindende Aktionen. Mehrfach kommt es zu Bedrohungen und Einschüchterungsversuchen. Ein Vorfall kann als symptomatisch gelten: Ein Aktivist aus dem Umfeld von T. habe laut *Zeck*-Redaktion versucht, aus einer Verteilerstelle der Zeitschrift die letzte Ausgabe zu stehlen und verschwinden zu lassen.

> »Es ist nicht ganz ungewöhnlich, wenn wir mitbekommen, dass einige unserer Ausgaben abhanden kommen. Normalerweise sieht das dann so aus, dass ein Aufgebot der Bullen morgens vor diversen Projekten vorfährt, ein paar Türen aufbricht und mit ein paar Exemplaren unseres geschätzten Magazins wieder verschwindet.«[175]

Dass aber Leute aus der Szene selbst versuchen würden, eine Ausgabe aus dem Verkehr zu ziehen, sei eine neue Qualität. Die *Zeck* kritisiert insbesondere, dass die UnterstützerInnen T.s einerseits immer wieder forderten, über den Vorfall zu reden, andererseits aber jede ernsthafte Diskussion abblockten. Wie bereits in den 1990er Jahren wird auch dieses Mal die Zugehörigkeit der UnterstützerInnen zur linken Szene massiv infrage gestellt: »Uns ist unklar, ob ihr euch einfach nur so gemütlich eingerichtet habt in eurer Opfer Rolle vor der großen, gemeinen autonomen Szene oder ob ihr euch eher so aus Prinzip hinter solchen Aktionen verbarrikadiert.«[176] Der explizite Ausschluss aus der Szene trifft auch AktivistInnen der *Tierrechtsaktion Nord* (TAN), die in dem Konfliktfall T. immer wieder unterstützt haben und sich zum Teil auch selbst deutlich von der Szene distanzieren. Nachdem mehrere linke Gruppen eine Erklärung der TAN eingefordert haben, antwortet sie in einem Brief.

> »Aus dem Brief der TAN wird deutlich, dass sie sich nicht mehr als Teil eines linksradikalen Spektrums begreift und dass sie alles, was aus diesem Umfeld an Kritik an sie herangetragen wird, reflexartig zurückweist. […] Wir müssen an einer einzigen Stelle unsere Übereinstimmung mit einer Position der TAN konstatieren: Mit linksradikaler Politik hat dieser Verein nichts gemein!«[177]

Letztlich endet die Auseinandersetzung in diesem Fall mit einer sogenannten ›Ansage‹ an T. Die Zeit der gutgemeinten Worte sei vorbei, jetzt erwarte man keine Diskussionen mehr, sondern stelle klare Forderungen auf:

> »Du hast dich bisher an keine Absprachen gehalten, keine Zugeständnisse oder eigene Vorschläge zur Verbesserung gemacht. Deswegen sehen wir als einzige Möglichkeit, die Situation zu entschärfen, dir folgende Ansage zu vermitteln: Du sorgst dafür, dass sich die Betroffene und ihre UnterstützerInnen wieder uneingeschränkt in Ham-

175 Redaktion: Repressiv empfundenes Diskussionsklima. In: *Zeck* 145_2008, S. 9.

176 Ebd.

177 AG C-K; Café Knallhart; gruppe commode; Gruppe Dunkelbunt; Infoladen Schwarzmarkt; Sous la plage; [a2]: Über den Umgang der TAN (Tierrechtsaktion Nord) mit Betroffenen von sexualisierter Gewalt, mit Tätern und mit Kritik aus linksradikalen Zusammenhängen. In: *Zeck* 147_2008, S. 16.

> burg bewegen können. […] Du sorgst auch dafür, dass zukünftig weitere Anfeindungen durch dein Umfeld gegen die Betroffene und ihr UnterstützerInnen unterbleiben.«[178]

Die AutorInnen der Ansage bekräftigen ihre Ansage durch eine kaum verhohlene Drohung gegen den Beschuldigten:

> »Wenn es zu weiteren Provokationen, Beleidigungen, Drohungen oder körperlichen Angriffen gegen die Betroffene und ihre UnterstützerInnen kommen sollte, werden wir uns ab jetzt notfalls auch direkt an dich wenden. Wir empfehlen dir daher, deine Ansagen zur Entschärfung der Situation deinem Umfeld zu vermitteln.«[179]

Obwohl die Situation festgefahren scheint und die Fronten sich unversöhnlich gegenüberstehen, schließen die AutorInnen mit einem Appell, der prinzipielle Gesprächsbereitschaft andeutet: »Wenn du doch irgendwann Interesse hast, durch ein Gespräch zu einer Lösung zu kommen, steht dir dieser Weg natürlich weiter offen.«[180] Gleichzeitig flankiert man die Ansage mit einer kurzen Zusammenfassung der Ereignisse, um nochmals deutlich zu machen, dass etliche Versuche einer konstruktiven Lösung von T. abgeblockt und verweigert worden seien. Dies soll mögliche KritikerInnen der Aktion beruhigen und ihnen die Ausweglosigkeit der Lage deutlich machen. »Einigen mag die Form der Ansage als autoritär oder anmaßend erscheinen. Auch deshalb haben wir uns zu dieser Veröffentlichung entschieden.«[181]

5.3 »Wir bestimmen selbst, was wir lesen wollen!!!« – Diskussionen um Zensur und Sexismus

Im Zusammenhang mit dem von allen Seiten bemängelten Diskussionsklima kristallisiert sich ein weiterer Debattenstrang heraus, in dem darüber diskutiert wird, ob und in welchem Maße kontroverse Texte innerhalb der linken Szene verbreitet werden sollten. Im Kern geht es bei dieser Kontroverse auch um die Frage, wie innerhalb der linken Szene mit Meinungen umgegangen werden soll, die sich von einem vermeintlichen oder tatsächlichen Konsens entfernen, ihn infrage stellen oder sogar aktiv bekämpfen wollen.

Im Folgenden soll der Konflikt um den Verkauf bzw. Nicht-Verkauf der linken Zeitschrift *Arranca!* skizziert werden, der sich im Frühjahr 1996 an der Ausgabe mit dem thematischen Schwerpunkt »Sexualmoralischer Verdrängungszusammenhang« entzündet. Die Redaktion der Zeitschrift stellt ein Heft zusammen, in dem dezidiert kontrovers und provokant über das angebliche Tabu-Thema Sexualität in der radikalen Linken geschrieben wird. Zusätzlich druckt sie Bilder ab, die zumeist als pornografisch bezeichnet werden. Als Konsequenz weigern sich die Betreiberinnen

178 Einige Unterstützer_innen: Vorläufiges Ergebnis einer nicht stattgefundenen Auseinandersetzung. Die Zeit der guten Worte ist vorbei – aber die Hoffnung stirbt bekanntermaßen zuletzt. In: *Zeck* 145_2008, S. 11.

179 Ebd.

180 Ebd.

181 Ebd.

des linken Infoladens Schwarzmarkt in Hamburg, die Zeitschrift zu verkaufen, was wiederum eine insgesamt über knapp zwei Jahre laufende Diskussion auslöst, ob es sich bei dieser Entscheidung um Zensur, Boykott, ein sinnvolles politisches Statement oder unerwünschte Bevormundung der linken Szene handelt. Die Frauen aus dem Schwarzmarkt begründen ihre Maßnahme in einem längeren Artikel in der *Zeck*, in dem sie einerseits einzelne Artikel aus der *Arranca!* kritisieren, andererseits aber auch ihren generellen Umgang mit der Forderung nach einer diskursiven Auseinandersetzung mit allen denkbaren Positionen deutlich machen. Dabei berufen sie sich auf einen angeblich existierenden linken Konsens, der dezidiert ablehne, sich mit allen Meinungen gleichermaßen auseinandersetzen zu müssen.

> »Genau diesen liberalen ›Objektivismus‹, der alle Seiten kennen will, um ja nur mittratschen zu können, ohne politisch Stellung zu beziehen – diese bürgerliche ›Toleranz‹ bekämpfen wir (scheinbar) alle aufs schärfste. Wir lassen nicht zu, daß Positionen, die Unterdrückung, in welcher Form auch immer, legitimieren, dargestellt und damit diskutierbar gemacht werden!«[182]

Anders als im Umgang mit rassistischen oder rechten Meinungen, die bei radikalen Linken tatsächlich als nicht diskutierbar angesehen werden, sei aber die Auseinandersetzung mit Sexismus auch innerhalb der Szene ambivalent. Sexismus werde zwar als Unterdrückungsmechanismus einhellig abgelehnt, gleichzeitig werde aber immer wieder gefordert, nicht allzu dogmatisch zu agieren und sich auch mit umstrittenen Ansichten zu beschäftigen, sich also auch mit Meinungen auseinanderzusetzen, die von Teilen der Szene bereits als sexistisch abgelehnt werden. Diese Position der offenen Aushandlung lehnen die Autorinnen eindeutig ab – auch dann, wenn die umstrittenen Argumente von der linken Szene selbst formuliert werden:

> »Es gibt bei uns eine Schmerzgrenze, wo wir uns weigern, die jeweiligen Sachen zu verkaufen. Mal allgemein gesprochen liegen diese Grenzen da, wo wir uns in den Positionen, die wir uns erkämpft haben, vom rollback bedroht fühlen. Und für uns ist der Schwarzmarkt ein Infoladen zur Verbreitung fortschrittlicher Informationen und Politikansätze, in dem weder reaktionäre noch dem Zeitgeist entsprechende herrschaftsstabilisierende Aussagen Platz haben. […] Leider mußten wir in der Vergangenheit feststellen, daß eben auch linke Zeitungsredaktionen, die aufgrund unserer gemeinsamen politischen Wurzeln wie selbstverständlich von uns unterstützt wurden, in mehr als nur ›Fettnäpfchen‹ getreten sind.«[183]

Auch wenn im Folgenden eine detaillierte Kritik fast aller Artikel aus dem Themenschwerpunkt der *Arranca!* folgt und kleinteilig herausgearbeitet wird, warum die jeweiligen Beiträge sexistisch oder reaktionär seien – das entscheidende Argument wird bereits zuvor formuliert. Die Autorinnen schreiben: »Auch wir kommen also – zumindest in dieser Gesellschaft – nicht daran vorbei, Sanktionen zu verhängen und Zensur

182 FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt und die Frauen aus der gemischten Ladengruppe im Schwarzmarkt: Transparenz in der Zensur. Oder: Warum wir die Arranca Nr. 8 nicht verkaufen. In: *Zeck* 49_1996, S. 6-9, hier S. 6.

183 Ebd.

auszuüben. Es ist daher nicht die Frage, ob solche Mittel eingesetzt werden, sondern vielmehr danach, wer dies tut. Und das wiederum ist eine Vertrauensfrage.«[184] Von den NutzerInnen des Ladens erwarten bzw. erhoffen sich die Autorinnen, dass sie dem Schwarzmarkt dieses Vertrauen entgegenbringen, dass sie also darauf vertrauen, »daß wir die Geschichte ›richtig‹ dargestellt haben und keine Demontage aus irgendwelchen undefinierbaren ›Rachegelüsten‹ oder sonstigen Motiven betreiben«[185] – egal, ob es sich um Flugblätter mit Boykottaufrufen für bestimmte Veranstaltungen oder um die Zensur von Zeitschriften handele.

Die Autorinnen weisen darauf hin, dass ihnen die Entscheidung, die *Arranca!* nicht zu verkaufen, nicht leichtgefallen sei, eben weil sie unter Umständen doch geeignet wäre, die Diskussion um Sexualität und Lust anzuregen. Man sei aber zu dem Schluss gekommen, dass für eine solche Diskussion eine Zeitung, die ein gemischtgeschlechtliches Publikum anspreche, denkbar ungeeignet sei. Da die Zeitschrift versuche, männliche und weibliche Lust gemeinsam zu debattieren, sei sie selbst in patriarchalen Rollendeutungen verhaftet: »Hier zeigen sich wieder die Grenzen und Gefahren des Versuchs, Sexualität ›positiv‹ darstellen zu wollen, und die Rahmenbedingungen, also Sexismen, zu ignorieren!«[186]

Daher sei lange darüber diskutiert worden, ob die Zeitschrift ausschließlich an Frauen verkauft werden sollte, weil diese so die Möglichkeit hätten, eine praktische Illustration antifeministischer Entwicklungen innerhalb der linken Szene einzusehen und sich ein eigenes Bild zu machen. Letztlich habe man sich aber gegen diese Option entschieden: »Dagegen spricht die in der Zeitung verbreitete Verfälschung von feministischer Politik und Geschichte, die gerade für jüngere Frauen nicht unbedingt erkennbar ist.«[187] Trotz aller inhaltlichen Einwände und Bedenken beschließen die Betreiberinnen des Schwarzmarkts aber, die Zeitschrift zu archivieren und vor Ort zur Verfügung zu stellen: »Um die Nachvollziehbarkeit unserer Kritik zu gewährleisten, werden wir ein Archivexemplar der Ausgabe unzensiert mit Fotos für Frauen und Männer zugänglich machen.«[188]

Ein Teil der *Zeck*-Redaktion reagiert in der nächsten Ausgabe auf die Erklärung aus dem Schwarzmarkt mit einem längeren Beitrag zu dem Thema Diskussionskultur bzw. Zensur innerhalb der linken Szene. Die AutorInnen finden die Entscheidung des Schwarzmarktes, die Ausgabe schlichtweg zu verbannen, falsch, weil dies einerseits dazu geführt habe, dass die Zeitung so stark wahrgenommen und diskutiert worden sei wie selten zuvor, und weil es andererseits ohnehin sinnvoller gewesen wäre, das Thema Sexualität jenseits politischer Grundsätze und näher an der individuellen Lebensrealität der Linken zu diskutieren. Zwar sei der konkrete Inhalt der *Arranca!* wenig überzeu-

184 FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt und die Frauen aus der gemischten Ladengruppe im Schwarzmarkt, S. 6.
185 Ebd.
186 FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt und die Frauen aus der gemischten Ladengruppe im Schwarzmarkt, S. 8.
187 FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt und die Frauen aus der gemischten Ladengruppe im Schwarzmarkt, S. 9.
188 Ebd.

gend gewesen, dennoch sei der Versuch, eine solche Diskussion in einer gemischten Zeitschrift zu starten, ein Schritt in die richtige Richtung gewesen.

Einige aus der Zeck Redaktion erachten den Begriff der Zensur für das Vorgehen der Schwarzmarkt-Frauen als ungeeignet und möchten stattdessen lieber von Boykott sprechen. »Der Unterschied liegt – abstrakt gesprochen – zum einen in der Machtposition des/der Handelnden und zum anderen in der Notwendigkeit, die Handlung legitimieren zu müssen. Zensur ist immer ein Herrschaftsmittel, Boykott eher eine Widerstandsform.«[189] Entscheidend sei die Position der handelnden Gruppe: Im Falle von Zensur handele sie aus einer Position der Macht und Stärke heraus, um missliebige Meinungen und Informationen zu unterdrücken. Da der freie, unzensierte Informationsaustausch in der Regel die Basis für oppositionelles, subversives, herrschaftskritisches Handeln sei, seien es insbesondere autoritäre Regime, die sich des Mittels der Zensur bedienen. Linke und emanzipatorische Gruppen, die bestimmte Diskussionen unterdrücken wollen, würden hingegen aus einem anderen Grund aktiv werden:

> »Wenn also allein die Existenz eines Diskurses das Machtverhältnis zwischen den Beteiligten so verändert, daß von gleichen Chancen für die Geltung der jeweiligen Argumente nicht mehr im entferntesten gesprochen werden kann, dann kann es sinnvoll sein, zu versuchen, diesen Diskurs als Ganzes zu verhindern.«[190]

Die konkrete Durchführung einer solchen Intervention unterscheide sich ebenfalls diametral von der Zensur: Die Zensur müsse nicht begründet werden, weil sie aus einer starken Machtposition heraus ausgeübt werde. Ein Boykott hingegen sei darauf angewiesen, gute Argumente und Begründungen zu liefern, weil er andere überzeugen müsse. Auch der attackierten Position gegenüber müsse ein Boykott klare Gründe formulieren, »um andere nicht nur aus einem Diskurs auszuschließen, sondern ihnen erklären zu können, warum das auch richtig ist.«[191] Ebendiese konkreten Begründungen, mit denen die Frauen aus dem Schwarzmarkt ihre Entscheidung legitimieren wollen, werden von den AutorInnen aus der Redaktion als unzureichend zurückgewiesen. Bei allen inhaltlichen Schwächen des Heftes sei es nicht überzeugend, die gesamte Publikation als antifeministisches, patriarchales Rollback zu bezeichnen.

Der von den Autorinnen aus dem Schwarzmarkt eingeforderte Vertrauensvorschuss, dass ihre Entscheidung reiflich überlegt und letztlich legitim sei, wird explizit zurückgewiesen. Stattdessen handele »es sich beim Nichtverkauf der ›Arranca!‹ gerade nicht um eine ›Vertrauensfrage‹ […] (vor allem: warum sollten wir dem Schwarzmarkt vertrauen und nicht der ›Arranca‹?), sondern um eine Frage der Überzeugungskraft von Argumenten.«[192] Es sei der große historische Verdienst der Autonomen, statt auf Dogmatismus auf Argumente und Diskussionen zu setzen, auch wenn dadurch das konkrete Handeln oft schwierig und ineffektiv werde:

---

189 Einige aus der Zeck Redaktion: Keine Diskussion! Diskussionspapier zum Papier der Frauen und Lesben aus dem Schwarzmarkt zum Nichtverkauf der »Arranca!« Nr. 8. In: *Zeck* 50_1996, S. 7-10, hier S. 7.

190 Einige aus der Zeck Redaktion, S. 8.

191 Ebd.

192 Einige aus der Zeck Redaktion, S. 9.

> »Die Möglichkeit, (fast) immer alles in Frage stellen zu können, war stets ein Punkt, der autonome Politik z.B. von K-Gruppen oder Parteipolitik unterschieden hat. […] Uns erscheint der Ruf nach dem Vertrauen wie ein (verzweifelter) Versuch, einen Konsens zu einem Thema zu beschwören, über das keiner (mehr) besteht.«[193]

Die AutorInnen aus der Redaktion nennen noch ein Beispiel, warum ihrer Meinung nach Mehrdeutigkeiten und Unsicherheiten einen allgemeinen linken Konsens in der Frage nach Sexualität abgelöst hätten. Der identitätsbasierte Feminismus der 1980er Jahre sei durch den Ansatz der Gender-Debatte, der auf die soziale Konstruktion der Kategorie Geschlecht hinweist und somit klare Rollenzuschreibungen von Frauen und Männern ablehnt, sich aber dennoch ebenfalls als feministisch versteht, fundamental herausgefordert worden. Dies dürfe jedoch nicht als Rückschritt verstanden werden, sondern sei eine Weiterentwicklung feministischer Politik. Dennoch werde der Ansatz von vielen Teilen der autonomen Frauenbewegung abgelehnt, weil er einerseits zu abstrakt und theoretisch sei. »Andererseits wird gegen den Verlust der Eindeutigkeit argumentiert: Das Infragestellen der weiblichen Identität bedeute ein Aufweichen des kollektiven Opferstatus und verwische daher die klare Ausgangsbasis im Kampf gegen die Unterdrückungsverhältnisse.«[194] Aus diesem Grund werde der Angriff auf die klassische feministische Identitätspolitik als Teil des Rollbacks diffamiert, obwohl er ein Produkt feministischer Politik sei. »Und schließlich stößt die Identitätspolitik auf Probleme, wenn unterschiedliche Unterdrückungsverhältnisse quer zueinander die Homogenität der Gruppe zerstören.«[195] Die Fragen, ob Identität die Basis für politisches Handeln sein müsse, ob aus einer politischen Position Identitäten erst entstehen und somit auch veränderbar seien oder ob politisches Handeln nicht an Identitäten geknüpft sein solle, seien offen und eine Diskussion darüber daher wichtig.

Der Beitrag von *einigen aus der Zeck-Redaktion* wird in der folgenden Ausgabe scharf kritisiert. Insbesondere der intellektuelle Stil und der Verweis auf wissenschaftliche Debatten werden angegriffen, beispielsweise in dem Beitrag von *Canardo*: »Irgendwie hatte ich den Eindruck, ihr findet die SMFL-Erklärung zwar doof, aber tut euch schwer, das zu sagen. Dadurch seid ihr auf eine Ebene gerutscht, die einerseits schwer intellektuell scheint und andererseits Sachen darstellt, wie sie so nicht stimmen.«[196] Insbesondere die Kritik am Identitäts-Feminismus und die Verweise auf die postmodernen Formen des Feminismus werden als falsch und verzerrend abgelehnt: Zum einen habe gerade die autonome Frauenbewegung die Debatte um Gender entscheidend mitgeprägt und vorangebracht, zum anderen sei die Debatte zu wenig an der Praxis orientiert und vernachlässige, dass es eine Auflösung von Identitäten nicht geben könne. Soziale Kämpfe seien auf befreiende Identitäten angewiesen, auch wenn diese natürlich hinterfragbar bleiben müssten. »Welche die Gender Diskussion dazu benutzen, Übergänge, Hierarchien und Gewaltverhältnisse verschwinden zu lassen, betreiben eine ›Gleichmacherei‹, die es so nicht geben kann und die im Kern gegen soziale Bewegungen gerichtet ist.«[197]

---

193 Einige aus der Zeck Redaktion, S. 9.
194 Ebd.
195 Ebd.
196 Canardo: Zur Arranca-Diskussion und autonomer Politik. In: *Zeck* 51_1996, S. 7f., hier S. 7.
197 Canardo, S. 7f.

Canardo entwirft im Folgenden eine interessante und aufschlussreiche Identitätskonstruktion von Autonomen, die er gegen den Anspruch, mit allen über alles diskutieren zu wollen, abgrenzt. Gleichzeitig kritisiert er, dass Autonome zunehmend akademischer geprägt seien, und fordert die klare Ablehnung des »Larifariintelektuellhinundherschweif«. Rückblickend beschreibt er die grundlegende Ausrichtung autonomer Politik so:

> »Keine Sachdiskussion, keine Realpolitik und keine Diskussion mit Nazis und Rassisten. Die Verhältnisse sind scheiße, den bürgerlichen Konsens verachten wir und unsere Lebenswelten suchen wir in einem diffusen Gewirr unserer Umwelt, die wir immer auch verändern wollen, und der Ausrichtung auf kämpfende soziale Gruppen.«[198]

Allerdings sieht er die autonome Szene in der Krise, was mit mangelnder Radikalität, einer Aussöhnung mit dem Status quo und einer Vernachlässigung praktischer Politik zu tun habe.

> »Ihre Stärke war die Schaffung klarer Angriffsziele und widerständiger Identitäten. […] Ihr größter Anziehungspunkt war immer ihre Praxis. Wenn inzwischen 80 % der Szene Studis sind (und das auch durchziehen) dann ist dies auch ein Ausdruck dafür, daß sich mittlerweile viel mehr mit dem System arrangiert wird. Umstrukturierung wird als nicht so schlimm empfunden, Häuserbesetzen als historisch betrachtet und deshalb wird lieber ums Eigenheim verhandelt. Lieber andere in ihrer Praxis zerreißen, anstatt selbst etwas zu machen. […] Wir werden die Yuppies und das liberale Pack von morgen.«[199]

Statt sich nur auf theoretischer Ebene mit Problemen zu befassen, fordert er eine kritische Rückbesinnung auf die autonome Geschichte und eine Rückkehr zu einer radikalen politischen Praxis:

> »Ich vermisse den Versuch, sich aus der Geschichte mit einer revolutionären Perspektive weiterzuentwickeln, anstatt diese abzuwickeln. […] Ich hab das Gefühl heute ist in der Szene alles OK. Es muß nur analytisch genug daherkommen. […] Dabei kann sich bei der kritischen Weiterentwicklung autonomer Ansätze weiterhin soetwas wie eine radikale, an der Praxis orientierte Bewegung entwickeln.«[200]

Die Art und Weise, wie in Hamburg mit Diskussionen zum Themenkomplex Sexualität umgegangen wird, wird in dem Artikel »The Missing Link« von *Kanalo & Co.* aufgegriffen. Die AutorInnen bedauern, dass es hier – anders als in anderen Städten – innerhalb der linken Szene nicht zu spannenden und produktiven Diskussionen komme, sondern dass sich die Hamburger Szene in festgefahrenen Konfliktlinien verliere. Die wenigen Versuche, sich mit strittigen Themen diskursiv zu beschäftigen, würden entweder mit eisigem Schweigen bedacht »oder als Angriffe auf einmal erreichte Positionen mißverstanden […], die mit allen Mitteln zurückgeschlagen werden müssen.«[201] In dem Artikel

198 Canardo, S. 8.
199 Ebd.
200 Ebd.
201 Kanalo & Co: The missing Link … Über kulturelle Unterschiede und Sofaecken. In: *Zeck* 52_1996, S. 4.

wird über zwei mögliche Erklärungen für die mangelnde Bereitschaft zur Diskussion spekuliert:

> »Vielleicht stimmt es ja doch, daß in Hamburg die unaufgearbeitete Geschichte des Antiimperialismus mit ihren eingeübten Praxen des Abstrafens und Ausgrenzens immer noch die politische Arena bestimmt. Vielleicht liegt es auch daran, daß die Vorstellung, Kritik dürfe nur ›intern‹ geäußert werden, da mensch sonst dem Feind oder Gegner eine Blöße gäbe, einfach konstitutiver Bestandteil des Hamburger Politszenebewußtseins ist.«[202]

Die AutorInnen wundern sich über die Beharrlichkeit, mit der kontroverse Diskussionen verweigert würden, weil sich ja irgendwann ohnehin die besseren Argumente durchsetzten. »Und da nützt es wenig, einen Konsens herbeizuphantasieren, über dessen Fiktionalität ja doch alle im Bilde sind.«[203] Die Tatsache, dass viele Menschen nach einiger Zeit wieder aus der politischen Szene ausscheiden, habe ebenfalls mit dieser Art und Weise des Umgangs mit Konflikten zu tun:

> »Wenn allerorten Leute der Szene den Rücken kehren liegt das nicht nur an der Integrationsfähigkeit des bürgerlich-kapitalistischen Systems. Wo die eigene widersprüchliche Lebensrealität keinen Platz in der Politik findet und auf Fragen mit Dogmen geantwortet wird, ist auf Dauer kein Platz für emanzipative Politik.«[204]

Die Folge sei eine politisch marginale und einflusslose Szene, die sich immer stärker in die eigenen Strukturen zurückziehe und der es ausreiche, »sich damit zu begnügen die Fiktion der eigenen Existenz im jährlichen VS-Bericht bestätigt zu finden.«[205]

Die Entscheidung, die *Arranca!* nicht zu verkaufen, trifft aber auch auf Zustimmung. Die *Frauenbande* begrüßt den Nicht-Verkauf, weil es sich in ihren Augen nicht um einen konstruktiven Diskussionsbeitrag handele: »Über Sexualität soll geredet werden. Es geht uns nicht darum, eine Diskussion über Sexualität zu vermeiden. Jedoch ist nicht jedes Gerede und jede Darstellung automatisch förderlich für die Befreiung der Sexualität aus gesellschaftlichen, also patriarchalen Vorstellungen.«[206] Allein die Bildauswahl habe Bildzeitungsniveau und verhindere, dass die Ausgabe als produktiver Beitrag anerkannt werden könne. Problematisch sei insbesondere, dass über Sexualität geredet werden solle, in der Zeitung aber kaum der gesellschaftliche Raum thematisiert werde, in dem Sexualität stattfinde und der eben nach wie vor von Sexismus und Gewaltverhältnissen geprägt sei. Bezeichnend findet die *Frauenbande* auch, dass zwar von vielen Seiten der Nicht-Verkauf kritisiert werde, aber kaum jemand die inhaltliche Kritik der Schwarzmarktfrauen an den Artikeln in der *Arranca!* falsch finde.

Auch auf die Kritik der *Zeck*-Redaktion an einem angeblich überholten Identitäts-Feminismus geht die *Frauenbande* ein:

---

202 Kanalo & Co: The missing Link … Über kulturelle Unterschiede und Sofaecken. In: Zeck 52_1996, S. 4.

203 Ebd.

204 Ebd.

205 Ebd.

206 Frauenbande: Arranca – Schwarzmarkt – Zeck. Zur Diskussion um den Nichtverkauf der Arranca Nr. 8. In: *Zeck* 52_1996, S. 13f., hier S. 13.

> »Der Gender-Ansatz gibt Perspektiven für die Überschreitung von Geschlechtergrenzen, führt aber nicht an Verhältnissen vorbei, die von der bestehenden Geschlechterhierarchie geprägt sind und erübrigt deshalb auch nicht den Kampf gegen den Ist-Zustand. Wir lassen uns kritisch hinterfragen, lassen deswegen aber noch lange nicht jeden erkämpften Ansatz ansägen. Ein solcher ist für uns die Notwendigkeit feministischer – nicht gemischtgeschlechtlicher – Organisierung, um aus einer Position der Stärke gemischte Politik antipatriarchal zu beeinflussen.«[207]

Der Streit um die *Arranca!* und die Zensur des Schwarzmarktes wird 1997 noch einmal zusätzlich befeuert. Nach längeren Diskussionen erscheint in der *Interim* Nr. 436 der Artikel »Die Legende von Paul und Paula«, in der sich die Berliner Gruppe *Die Unglücklichen* sehr detailliert und kritisch mit der Entscheidung des Schwarzmarktes, die *Arranca!* nicht zu verkaufen, auseinandersetzt. Die *Frauen aus dem Schwarzmarkt* debattieren in der Folge ca. drei Wochen über die Frage, ob sie diese Ausgabe der *Interim* in ihrem Laden verkaufen sollen oder nicht. Auch wenn sie sich letztlich für den Verkauf entscheiden (jeder Ausgabe liegt ein kritisches Flugblatt der Betreiberinnen bei), kocht erneut der Vorwurf der Zensur von unliebsamen Meinungen hoch.

Die *Zeck* sieht die Erwägung der Frauen, die *Interim*-Ausgabe nicht verkaufen zu wollen, äußerst kritisch:

> »Wir sehen in dem Nichtverkaufen dieses Diskussionsbeitrags nichts weiter als einen reflexhaften Versuch einer Bevormundung durch den Schwarzmarkt. Dabei stellt sich die Frage, was eigentlich die Funktion eines Infoladens sein soll, der Diskussionsbeiträge zu kontroversen Debatten der Szene vorenthält, diese also offensichtlich für unmündig hält, sich ihre eigenen Gedanken zu machen.«[208]

Trotz der Kritik wird die Erklärung der *Frauen aus dem Schwarzmarkt* abgedruckt, die auch jeder Ausgabe der *Interim* beigelegt wird. Darin erklären die Autorinnen:

> »Wir sind ziemlich genervt von dem Text […], aber denken nicht, daß es unsere Aufgabe ist, jetzt sofort dazu Stellung zu beziehen. Denn auch wenn die Unglücklichen unser Flugblatt auseinandernehmen und uns jedes Wort im Mund umdrehen, so soll es eigentlich nur ein Aufhänger für eine allgemeine Auseinandersetzung über autonome Politikformen sein.«[209]

Der Text übe zwar heftige Kritik an feministischer Politik, die von den Frauen nicht geteilt werde, es fänden sich aber auch wahre und diskutierwürdige Aussagen in dem Beitrag. Auch wenn nach wie vor die Forderung, über alles Mögliche offen diskutieren zu wollen, vom Schwarzmarkt abgelehnt werde, habe man sich letztlich zum Verkauf der Ausgabe entschlossen: »Deshalb verkaufen wir diese Nummer der Interim, damit alle Interessierten sich fragen können, ob diese Ansichten bzw. was daran wen nach vorne bringen könnten.«[210]

---

207 Frauenbande, S. 14.
208 Zeck Redaktion: Die unendliche Geschichte von Paul und Paula. In: *Zeck* 65_1997, S. 4.
209 Die Frauen aus dem Schwarzmarkt: Ein paar Worte zur Interim Nr. 436. In: *Zeck* 65_1997, S. 4.
210 Ebd.

In der folgenden Ausgabe der *Zeck* wird sowohl der Text der Redaktion als auch die Erklärung der *Frauen aus dem Schwarzmarkt* kritisiert. Den Anfang machen *die Unmündigen*, die die *Zeck* für ihre Kritik angreifen: »Wir bestimmen selbst, was wir lesen wollen!! Aber der Schwarzmarkt bestimmt auch selbst, was er verkaufen will. Und wir brauchen ganz bestimmt keine Zeck, die scheinbar für unsere Szene-Interessen spricht und dem Schwarzmarkt Zensur vorwirft.«[211] Als autonomer Infoladen sei es die freie Entscheidung der Betreiberinnen, was sie verkaufen möchten und was nicht, da ein Infoladen kein Kiosk sei. Die Forderung der *Zeck*, dass alles verkauft werden müsse, sei daher die wirkliche Bevormundung: »Wir sehen in den Zeilen der Zeck zum vorläufigen Nichtverkauf des Paul und Paula-Schinkens durch den Schwarzmarkt den reflexhaften Versuch der Bevormundung eines autonomen Infoladenprojekts.«[212] Wenn die *Frauen aus dem Schwarzmarkt* für sich entschieden, dass sie den angeblich kontroversen Debattenbeitrag als »Mist« deuten und daher nicht verkaufen wollen, sei das ihre vollkommen legitime Entscheidung. Dies als Zensur zu kritisieren, sei völliger Unsinn, weil es einerseits die Machtverhältnisse ignoriere und der Text andererseits nach drei Wochen doch verkauft worden sei. Auch der Ton des *Zeck* -Beitrags wird kritisiert: »Der Umgang von Euch, das Wort Erklärung in Anführungszeichen zu setzen, und damit den Text aus dem Schwarzmarkt ohne ein weiteres Wort abzuwerten, ist eine unsolidarische Frechheit, die einer inhaltlichen Diskussion die Ebene entzieht.«[213] Auch in diesem Text findet sich eine starke AkademikerInnen-Kritik, die auch schon in dem Text von *Canardo* deutlich wurde: »Nehmt ihr überhaupt noch Texte unterhalb der Fußnotenebene ernst? […] Die Absicht ein Diskussionsbeitrag zu sein, haben sie nämlich schon im vornherein durch ihren arroganten Stil verfehlt.«[214]

Huckelberry und Finn sehen dagegen in der Entscheidung des Schwarzmarktes eine politische Selbstabschaffung der linken Szene in Hamburg. Anders als in anderen Städten, wo sich in der Auseinandersetzung mit der *Arranca!* spannende Debatten ergeben hätten, habe sich der Hamburger Umgang schlichtweg im Ignorieren und Nicht-Verkaufen erschöpft. Dieses Verhalten sei in dem Artikel »Die Legende von Paul und Paula« als lediglich ein Beispiel für die derzeitige Politikunfähigkeit der Autonomen herangezogen worden, was den Schwarzmarkt aber nicht davon abgehalten habe, erneut mehrere Wochen über einen Boykott der Zeitschrift nachzudenken. Das Bild von Aufgaben und Funktion eines Infoladens, das *die Unmündigen* in ihrer Kritik zeichnen, wird in diesem Text massiv infrage gestellt:

> »Ja, daß ›die Szene‹ mitreden will und vielleicht sogar die Verkaufspraxis des Schwarzmarktes kritisiert, scheint für die Unmündigen das abwegigste zu sein, geradezu an Majestätsbeleidigung zu grenzen. Wir denken nicht, daß der Schwarzmarkt inzwischen ins Eigentum (im schlechtesten bürgerlichen Sinne) der Leute übergegangen ist, die sich dort hinter den Tresen setzen.«[215]

---

211 Die Unmündigen: Wir bestimmen selbst, was wir lesen wollen!! In: *Zeck* 66_1998, S. 5.
212 Ebd.
213 Ebd.
214 Ebd.
215 Huckelberry & Finn: »So einfach ist das!« Eine kurze Anmerkung über die politische Selbstabschaffung. In: *Zeck* 66_1998, S. 5-7, hier S. 6.

Streit, Diskussionen und inhaltliche Auseinandersetzungen seien die eigentliche Essenz einer autonomen Szene, die sich immerhin als undogmatische Antwort auf die dogmatischen und sektiererischen Gruppen der 1970er Jahre entwickelt habe. »Über das ›richtige‹ Vorgehen, die ›richtige‹ Analyse und die ›richtige‹ Antwort auf die ›richtige‹ Frage hat es immer Streit gegeben, und das wird hoffentlich auch so bleiben.«[216] Wenn Wahrheiten gesetzt und nicht mehr um sie gestritten erstritten würde, sei die autonome Szene tatsächlich in Gefahr, politisch völlig bedeutungslos zu werden. Das Plädoyer am Ende des Textes ist daher klar: »Für Genauigkeit, Streit und Differenz.«[217]

5.4 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen mit Sexismus und sexualisierter Gewalt gelernt?

Nach dieser detaillierten Betrachtung der unterschiedlichen Diskursstränge soll nun versucht werden, einige entscheidende Aspekte des kollektiven Lernens im Themenfeld Sexismus zusammenfassend herauszuarbeiten. Welche Lernprozesse sind erkennbar? In welchen Aspekten verändert sich das kollektive Wissen der Bewegung, also die Gesamtheit von Überzeugungen, Paradigmen, Werten und Erklärungsmustern? Was sind die Besonderheiten des Themenfeldes Sexismus? Wie kann das Lernen, aber auch das Ausbleiben von Lernen erklärt werden?

Zunächst ist festzuhalten, dass es ein generelles, im Zeitverlauf erstaunlich stabiles kollektives Wissen zum Umgang mit innerlinkem Sexismus gibt: Dieses beinhaltet das Bekenntnis zur Definitionsmacht der Betroffenen, zur Parteilichkeit, zum Schutz der Betroffenen und zum zumindest zeitweiligen Ausschluss des Täters aus linken Strukturen. Dieser Umgang mit Sexismus kann auf einer diskursiven Ebene in allen Debatten erkannt werden, er wird stets diskursiv erneuert und nur äußerst selten fundamental infrage gestellt – dennoch zeigt sich, dass die praktische Umsetzung dieses Konsenses in konkreten Konflikten enorm umstritten ist. Insbesondere das Konzept der Definitionsmacht wird immer wieder angegriffen. Die Definitionsmacht ist somit ein Bestandteil des Umgangs mit Sexismus, der durch etliche Versuche der Umdeutung herausgefordert wird – letztlich führt das aber nicht zu einer Abkehr der Szene von diesem Konzept.

Lernimpulse, die die Bedeutung der Definitionsmacht prinzipiell infrage stellen wollen, sind somit letztlich nie erfolgreich, das kollektive Wissen im Themenfeld Sexismus kann dadurch nicht dauerhaft verändert werden. Stattdessen führen diese Umdeutungsversuche meist zu Spaltungen – Gruppen, die dieses Konzept fundamental ablehnen, werden entweder aus der gemeinsamen Identität als radikale Linke ausgeschlossen und/oder sehen sich selbst nicht mehr als zugehörig zu dieser Identität an.

Mit unterschiedlichen Argumentationsmustern werden die praktischen Konsequenzen des generellen Umgangs mit Sexismus infrage gestellt, ohne die Kernideen prinzipiell außer Kraft setzen zu wollen. Statt zu versuchen, den Umgang der Szene mit Fällen sexualisierter Gewalt zu verändern, lassen sich oftmals eher Bestrebungen

216 Huckelberry & Finn, S. 6.
217 Huckelberry & Finn, S. 7.

erkennen, die Tat selbst bzw. die Motive des Opfers bei der Nennung des Täters in Zweifel zu ziehen: Handelt es sich wirklich um einen Fall von sexualisierter Gewalt? Übertreibt das Opfer nicht? Will die Betroffene dem vermeintlichen Täter aus persönlichen Motiven nicht einfach bloß etwas anhängen? Handelt es sich bei dem Vorfall nicht viel mehr um einen privaten Beziehungsstreit, mit dem sich die gesamte Szene am besten nicht befassen sollte?

Auf diese Weise werden Fälle von Sexismus innerhalb der linken Szene immer wieder zu einer Privatangelegenheit umgedeutet, aus der man sich heraushalten sollte. Diese Entpolitisierung, die bei beinahe allen Vorfällen deutlich wird, wird wiederum stets von anderen DiskussionsteilnehmerInnen vehement zurückgewiesen. Insgesamt stehen sich in den Debatten um Sexismus grob vereinfacht zwei Diskurskoalitionen gegenüber: Auf der einen Seite finden sich feministische Gruppen, die eine größere Sensibilität für innerlinken Sexismus anmahnen, sich konsequent auf die Seite der Betroffenen stellen und auch allgemein für ein stärkeres Gewicht von feministischen Positionen in linken Auseinandersetzungen argumentieren; auf der anderen Seite finden sich Gruppen, für die Zweifel an feministischen Forderungen bleiben und die nicht bereit sind, ihre eigene politische Aktivität konsequent an feministischen Positionen auszurichten. Oftmals gehören zu letzterer Koalition auch politische Gruppen oder Einzelpersonen, die freundschaftlich mit Beschuldigten oder Tätern verbunden sind und sich folglich aus persönlicher Betroffenheit in die Debatte einmischen.

Lernsubjekte in den Diskussionen um den Umgang mit Sexismus sind sowohl die konkret betroffenen Personen als auch die linksradikale Szene als Ganzes. Von beiden Parteien wird erwartet, den »richtigen« Umgang zu erlernen bzw. das eigene sexistische Verhalten zu verändern. Immer wieder wird nämlich argumentiert, dass Sexismus und Fälle sexualisierter Gewalt nicht nur Sache der direkt beteiligten Personen und Gruppen seien, sondern dass immer die gesamte Szene betroffen sei und die Pflicht habe, sich im jeweiligen Fall zu positionieren. Einerseits schaffe die Szene automatisch den Rahmen, in dem Sexismus vorkommen könne, weshalb es eine kollektive Aufgabe sei, die eigenen Strukturen und Verhaltensweisen so zu verändern, dass zukünftige Taten verunmöglicht würden. Andererseits erfordere auch die Etablierung eines Schutzraumes für die Betroffenen die Mitwirkung der gesamten Szene, beispielsweise, indem Hausverbote für Täter in allen Szene-Treffs auch wirklich konsequent durchgesetzt würden. Die Gegenseite wehrt sich gegen diesen Einbezug aller Mitglieder in den Konflikt und appelliert immer wieder, auch eine neutrale Position zuzulassen – kann sich aber mit dieser Haltung nicht durchsetzen (auch wenn de facto in etlichen Fällen viele Einzelpersonen, Gruppen und Institutionen versuchen, sich möglichst weit aus einem Konflikt herauszuhalten, was ebenfalls kritisch angemerkt und heftig attackiert wird).

Der vermeintliche Konsens im Umgang mit Sexismus, auf den seine VerteidigerInnen stets verweisen, ist bei genauerer Betrachtung gleichzeitig ein vielgenutztes taktisches Mittel in der Diskussion: Auch in Fällen, in denen erkennbar kein Konsens besteht, wird seine Existenz häufig schlichtweg behauptet. In der Diskussion um Zensur und Meinungsfreiheit wird beispielsweise das Vertrauen eingefordert, dass die beteiligten AkteurInnen lediglich den gemeinsamen Konsens durchsetzen würden – dies ist aber klar ersichtlich nur ein rhetorisches Mittel, um der eigenen Position ein besonderes Gewicht zu verleihen. Insofern muss die Beschwörung eines angeblich klaren

Konsenses in der linksradikalen Politik immer eine gewisse Skepsis auslösen: Oft genug verschleiert diese Argumentationsweise, dass gerade im diskutierten Thema kein Konsens in der Szene existiert.

Ein besonders hervorstechendes Kennzeichen der Diskussionen um Sexismus ist die enorme Emotionalität, mit der die Debatten geführt werden. Spätestens im Laufe der 1980er Jahre wandelt sich das Identitätskonstrukt der linksradikalen Szene: Unter dem Stichwort der Intersektionalität wird nun auf die Verwobenheit und Verschränkung unterschiedlichster Formen der Unterdrückung aufmerksam gemacht. Kapitalismus ist in dieser Lesart nur noch eine Variante; Sexismus, Rassismus, Homophobie und viele weitere Mechanismen treten nun an seine Seite. All diesen Herrschaftsmechanismen ist gemein, dass sie ein Oben und ein Unten zementieren. Die linke Position auf diese Einteilung müsse aus Sicht der radikalen Linken eigentlich klar sein: Links sein heiße, sich auf die Seite der Opfer zu stellen und deren Perspektive zum Ausgangspunkt des eigenen Handelns zu machen. Der Kampf gegen Kapitalismus wird also zunehmend um Kämpfe gegen Faschismus, Sexismus, Rassismus etc. ergänzt. Da Anti-Sexismus auf diese Weise zu einem fundamental verankerten Wert in der Identitätskonstruktion der radikalen Linken wird, führt die Infragestellung dieses Wertes durch sexistisches Verhalten sowie durch die Bagatellisierung oder Bezweiflung dieses Verhaltens zumeist zum Versuch des Ausschlusses aus der linksradikalen Szene. Insbesondere die feministischen Gruppen weigern sich immer stärker, patriarchal auftretende Männer als Linke anzuerkennen, selbst wenn diese sich selbst ganz eindeutig als links, antifaschistisch oder autonom definieren und eine zentrale Rolle innerhalb der linksradikalen Szene spielen. Diese Infragestellung ihrer linken Identität ist der Hauptgrund für die beinahe explosive Emotionalität der Debatten um Sexismus: Jeder Vorfall, der thematisiert wird, führt zu Ausschlüssen von Personen und Gruppen aus der bislang gemeinsamen kollektiven Identität.

Im Falle des linken Sexismus geht diese Auflösung kollektiver Identität sogar noch weiter: Denn eigentlich richtet sich die radikale feministische Kritik an patriarchalem Verhalten nicht nur gegen die Protagonisten des jeweiligen Vorfalls, sondern kritisiert alle Männer der eigenen Szene. Der zu bekämpfende Feind rutscht auf diese Weise nicht nur von einem imaginierten Außen mitten hinein in die eigenen Strukturen, sondern er findet sich – in unterschiedlichen Abstufungen – in jedem männlich sozialisierten Linken. Da auch linke Männer in einer patriarchalen und sexistischen Gesellschaft sozialisiert worden seien und da alle gleichermaßen von den Vorteilen dieser patriarchalen Ordnung profitieren würden, wird aus den männlichen Angehörigen der eigenen Szene eine Gruppe von tatsächlichen oder potenziellen Feinden. Die Folge dieser Auflösung einer gemeinsamen kollektiven Identität zeigt sich auch auf einer praktischen Ebene: Spaltungen sind die wohl häufigste Konsequenz der Debatten um Geschlechterfragen in der linken Szene.

Aus feministischer Sicht werde eine gemischtgeschlechtliche Szene in der Praxis immer durch die männlichen Angehörigen dieser Szene dominiert. Da es außerdem in der Frage des Patriarchats kein gemeinsames Interesse von Männern und Frauen geben könne, wird mit dem Aufbau eigener Frauen-Strukturen begonnen. Dadurch nimmt die Organisation der linksradikalen Szene in gemischtgeschlechtlichen Strukturen kontinuierlich ab. Neben den reinen Frauen/Lesben-Gruppen beginnen auch Männer, sich in

ausschließlich männlichen Gruppen zu organisieren, um in diesem Rahmen ihren persönlichen Umgang mit ihrer Rolle im Patriarchat aufzuarbeiten. Existierende gemischtgeschlechtliche Gruppen richten zum Teil unterschiedliche Plena für Männer und für Frauen ein, auf denen dann getrennt voneinander insbesondere über Geschlechterfragen geredet werden kann. Die Trennung geht so weit, dass die gemischtgeschlechtliche Diskussion teilweise sogar vollständig abgelehnt wird. Die Konsequenz einer solch weitreichenden Spaltung ist die Verhinderung von gemeinsamen, gemischtgeschlechtlichen Lernprozessen. Stattdessen können nur noch separate Lernschleifen stattfinden.

Insbesondere die Kernforderung nach einem Ausschluss des Täters aus linken Zusammenhängen ist eine der umstrittensten Konsequenzen der Debatten um Sexismus. Mit verschiedenen Mitteln wird versucht, eine praktische Umsetzung dieses Umgangs zu umgehen. Begünstigt wird dieses Verhalten, weil es zwei unterschiedliche Anforderungen an die Art und Weise gibt, mit der insbesondere die Gruppe, in der der Täter organisiert ist, auf die Veröffentlichung eines Vorfalls reagieren kann. Eigentlich wird ein sofortiger Ausschluss gefordert, gleichzeitig verlangt ein Diskursstrang aber auch, dass die Gruppe mit dem Täter sein Verhalten sowie das Verhalten der übrigen Gruppenmitglieder aufarbeiten und reflektieren soll. Hintergrund ist auch hier die Einsicht, dass jede Tat in einem Rahmen stattfinde, der die Tat möglich gemacht habe. Auch wenn Vergewaltigungen oder andere Formen sexualisierter Gewalt die Extremform patriarchalen Verhaltens seien, würden sie dennoch auf den alltäglicheren Formen patriarchalen Verhaltens aufbauen. Ein einfacher Ausschluss des Täters verhindere daher eine wirkliche Aufarbeitung der Tat und ermögliche den übrigen Mitgliedern der Gruppe, sich demonstrativ von dieser Extremform abzugrenzen, ohne das eigene Verhalten überdenken zu müssen. Sowohl Ausschluss als auch Verbleib des Täters sind daher potenzielle Optionen des Umgangs, was mehrfach dazu führt, dass der Täter eben nicht konsequent aus linken Zusammenhängen ausgeschlossen wird. Obgleich sich auf diese Weise die GegnerInnen eines konsequenten Ausschlusses ebenfalls auf existierende linke Überzeugungen berufen können – im Regelfall sind die Versuche, ein beschuldigtes Gruppenmitglied doch nicht auszuschließen, nicht von Erfolg gekrönt. Ein solches Vorgehen wird entweder mit dem diskursiven Ausschluss der Gruppe aus der linken Szene bestraft oder die Gruppe sieht ihren ›Fehler‹ selbst ein und holt den Rauswurf zu einem späteren Zeitpunkt nach.

Die Diskussionen um Sexismus zeigen prototypisch, wie Wissensvermittlung und Lernen in der linksradikalen Szene verläuft: In der Verteidigung eines bestimmten Umgangs mit Sexismus bekommen neue Angehörige der Szene bestimmte Kernelemente linker Identität vermittelt – sowohl diskursiv (beispielsweise, indem noch einmal erklärt wird, warum die Definitionsmacht so wichtig sei) als auch emotional und praktisch (indem Beschuldigten und/oder ihrem Umfeld Hausverbote in linken Räumen erteilt werden). Gleichzeitig wird auch der Wissensstand älterer Angehöriger der Bewegung wieder aufgerufen und erneuert. Der klassisch-linksradikale Umgang wird gleichzeitig gegen alle Versuche des Umdeutens und Neubewertens verteidigt und im Regelfall dadurch ebenfalls weiter geschärft und stabilisiert. Auf diese Weise liegen selbst hinter einem scheinbar konstanten Wissen im Zeitverlauf vielfältige Lernprozesse verborgen – sowohl in der Erneuerung und Aktualisierung des Wissens bei älteren Szeneangehörigen als auch bei der Vermittlung dieses Wissens an neue Mitglieder. Die

Feed-Back-Prozesse, bei denen existierendes Wissen in der Bewegung verankert wird, funktionieren in diesem Fall also relativ gut – nämlich über die konstante Wiederholung von bestimmten Kernelementen der kollektiven linken Identität in jeder neu entflammten Debatte.

Diese Formen des Lernens sind jedoch an konkrete Vorfälle gebunden: Diskussionen beginnen zumeist mit Debatten um einen Vorwurf, in deren Verlauf dann auch die allgemeinen Überzeugungen wieder aufgerufen werden. Die Weitergabe von Wissen jenseits dieser konkreten Konflikte scheint also nur eingeschränkt zu funktionieren, was sich auch in den oftmals fassungslosen Berichten über Diskussionen von älteren AktivistInnen mit Jüngeren widerspiegelt: Immer wieder wird erstaunt festgestellt, dass viele Jüngere keine Kenntnis von vergangenen Diskussionen hätten und oftmals unbedarft und unsensibel mit dem Thema Sexismus umgehen würden.

Zu einer wirklich konstruktiven Diskussion über den Umgang mit innerlinkem Sexismus kommt es in der Hamburger Szene hingegen selten. Die gegensätzlichen Positionen werden lediglich immer wieder aufs Neue gegenübergestellt, ohne dass aus dem Austausch der Argumente eine Form der Synthese entstehen würde. Letztlich beziehen sich die unterschiedlichen Positionen auch gar nicht aufeinander, sondern dienen insbesondere der symbolischen Verfestigung der jeweiligen Identität. Von den KritikerInnen des klassisch-autonomen Umgangs mit Sexismus wird diese ausbleibende Vermittlung von Positionen immer wieder beklagt: Bereits oberflächliche Zweifel oder kleinste kritische Nachfragen würden zu einem Ausschluss aus der gemeinsamen linken Identität führen, was zur Folge habe, dass eine antisexistische Identität zwar oberflächlich übernommen werde, jedoch keine wirkliche Auseinandersetzung stattfinden könne und daher auch nur in Ausnahmefällen tatsächlich innere Einstellungen reflektiert, überprüft und gegebenenfalls verändert würden. Eine Konsequenz dessen sei beispielsweise, dass linke Männer sich zwar oberflächlich auf den linksradikalen Antisexismus bezögen, gleichzeitig aber die eigenen patriarchalen Einstellungen und Verhaltensmuster nicht hinterfragen müssten.

Es bleibt also in den Debatten um Sexismus in der Linken in erster Linie bei erfolglosen Feed-Forward-Prozessen, die einen anderen Umgang mit dem Problem fordern, und relativ erfolgreichen Feed-Back-Prozessen, die einen solchen neuen Umgang zurückweisen. Die repetitive Stabilisierung der kollektiven Identität funktioniert besonders gut, weil über einen langen Zeitraum hinweg immer wieder sehr ähnliche Debatten geführt werden – auch den neuen Mitgliedern der Szene kann auf diese Weise eindrücklich der existierende Umgang der Linken mit sexistischen Vorfällen vermittelt werden.

Ein Erklärungsansatz für die ausbleibenden kontroversen Diskussionen (die in anderen Städten und in anderen linksradikalen Zeitschriften durchaus geführt werden) liegt in der spezifischen linksradikalen Identität der Hamburger Szene. Diskussionsbeiträge werden meistens als Angriffe auf bislang erreichte Positionen interpretiert und sofort mit aller Härte bekämpft. Grund dafür sind zum Teil weit in die Vergangenheit zurückreichende Konfliktlinien, die bei neu auftauchenden Konflikten reaktiviert werden und eine insgesamt feindliche Grundstimmung verursachen. Auffallend ist dies beispielsweise bei der Kritik am Verhalten der BewohnerInnen der Hafenstraße, wo inhaltliche Punkte immer wieder durch allgemeinere Streitpunkte (bürgerlich gewor-

den, schon immer unsensibel für Geschlechterfragen etc.) ergänzt werden. Ebenfalls erschwerend für eine kontroverse Diskussion ist die fest verankerte Vorstellung, dass Kritik an linken Zusammenhängen nur intern geäußert werden dürfe. Grund dafür ist die Sorge, dass jede Form einer öffentlichen Auseinandersetzung letztlich nur der staatlichen Repression in die Hände spielen und die Geschlossenheit der Szene unterminieren würde.

6 »Hauptsache es knallt!«
Kollektive Identität in Debatten um Militanz

Auch wenn die öffentliche Diskussion über linksradikale Bewegungen häufig auf eine Diskussion über Gewalt reduziert wird und auf diese Weise weitere wichtige Aspekte ausgeblendet werden, spielt das Thema »Militanz« in den Konstruktionsprozessen einer linksradikalen kollektiven Identität eine zentrale (aber eben nicht exklusive) Rolle. Es wäre allerdings unzutreffend, anzunehmen, dass Militanz ausschließlich eine Frage der Gewalt(-bereitschaft) wäre. Militanz hat für die linke Szene eine vielschichtige und komplexere Bedeutung, die Gewalt zwar einschließt, sich aber bei weitem nicht darauf beschränkt.[1] Autonome AktivistInnen schildern ihre Ansichten zu Militanz folgendermaßen:

> »Militanz ist in unseren Augen notwendiger Bestandteil linksradikaler Politik, sowohl im allgemeinen Sinn der konsequenten, kämpferischen Haltung an sich, als auch im engeren Sinn von politischer Gewalt. Dass dies ein höheres Maß von Verantwortung erfordert als das Bilden von Lichterketten, ist selbstverständlich. Doch wer auf die Option von Militanz verzichtet, beraubt sich selbst der notwendigen Mittel gegen ein System der Herrschaft, dem allein mit den besseren Argumenten nicht beizukommen ist.«[2]

Militanz bezeichnet aus Sicht der linken AktivistInnen also einerseits eine innere Haltung, andererseits kennzeichnet sie bestimmte Aktionsformen und politische Mittel,

1 Eine Perspektive, die Militanz und Gewalt weitgehend synonym versteht, scheint dem Phänomen folglich nicht gerecht zu werden. Vgl. zu einer solchen Sichtweise Baron, Udo (2014): Linksautonome auf dem Weg zum Linksterrorismus? Das Gefahrenpotential einer neuen Form sozialrevolutionärer Gewalt. In: Armin Pfahl-Traughber (Hg.): Jahrbuch für Extremismus- und Terrorismusforschung 2013. Brühl, S. 137-160. Vgl. zur Frage der Bedeutung von Gewalt für die autonome Szene auch Brumlik, Micha (1989): Autonome: Gewaltbereitschaft als verbindendes Lebensgefühl. In: Wilhelm Heitmeyer, Kurt Möller und Heinz Sünker (Hg.): Jugend, Staat, Gewalt. Politische Sozialisation von Jugendlichen, Jugendpolitik und politische Bildung. Weinheim, München: Juventa, S. 175-189 sowie Mletzko, Matthias (2010): Gewalthandeln linker und rechter militanter Szenen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* (44), S. 9-16.

2 A.G. Grauwacke 2003, S. 380f.

deren Anwendung als legitim angesehen wird. Zunächst wird Militanz als eine unversöhnliche und radikale Einstellung und Sichtweise verstanden: »Militante Praxis drückt eine politische Haltung aus: Unversöhnlichkeit, Unvereinbarkeit mit herrschenden Verhältnissen. Wir wollen kein anderes, besseres Leben nach den gegenwärtigen Spielregeln. Wir wollen ein anderes, besseres Leben!«[3] In diesem Sinne kann also bereits eine kompromisslose Analyse als »militant« verstanden werden. Aber auch politische Aktionsformen, die die gesetzlichen Grenzen politischen Protests verlassen, werden als Militanz bezeichnet.

> »Es geht auch, aber nicht per se um Steine werfen, sondern darum, gesellschaftlich vorgegebene Spielregeln für politische Opposition bewußt zu brechen. Es geht darum eine unvereinbare Haltung gegenüber dem herrschenden System einzunehmen, sowie durch das eigene Handeln den Auswirkungen dieses Systems direkt entgegenzuwirken.«[4]

Das Verhältnis von einer militanten politischen Grundüberzeugung zu den praktischen militanten Aktionen wird dabei wie folgt umrissen:

> »Der Teil, in dem wir uns in direkte Aktionen begeben, uns mit Steinen gegen Polizisten wehren oder Schaufensterscheiben zertrümmern, ist dabei marginal. Wir sitzen stundenlang auf Plenas, versuchen uns zu organisieren und anderen dabei zu helfen, wir diskutieren, schreiben Aufrufe und Flyer, gehen auf Demos, kochen in Voküs, feiern, gehen einklauen und tausend Sachen mehr. Dies ist unsere politische Praxis, zu der eben auch direkte Aktionen gehören. Diese sind aber nur ein Moment unter vielen, ein strategisches Mittel, eine Aktionsform, eine Möglichkeit des Aufbegehrens.«[5]

Einerseits handelt es sich bei militanten Aktionen um klandestines Handeln in Kleingruppen, beispielsweise Sabotageaktionen oder gezielte Sachbeschädigungen, andererseits um die sogenannte Massenmilitanz auf Demonstrationen, also Verstöße gegen das Versammlungsrecht oder Auseinandersetzungen mit der Polizei.[6] Eine dritte Aktionsform, die bis in die 1990er Jahre noch intensiver diskutiert wird, ist das terroristische Vorgehen gegen RepräsentantInnen des Systems, das beispielsweise von der Roten Armee Fraktion oder den Revolutionären Zellen/Rote Zora verfolgt wurde. Diese Form der Militanz, die Personenschäden bezweckte oder zumindest nicht ausschloss, war aber zu jeder Zeit innerhalb der autonomen Linken heftig umstritten.

In der *Zeck* sowie in anderen Szenepublikationen stellen radikale linke AktivistInnen regelmäßig bestimmte Kernforderungen auf, an denen sich militantes Handeln orientieren solle: Militante Aktionen müssten verantwortungsvoll vorbereitet und durchgeführt werden, damit die Gefährdung Dritter ausgeschlossen werden könne. So werden

---

3 O.A.: Militante Praxis. In: *Zeck* 142_2008, S. 21 f, hier S. 21.

4 Ebd.

5 Einige Autonome auf Reisen: Hamburg. Eine militante Nachbetrachtung. In: *Zeck* 179_2014, S. 6-8, hier S. 6.

6 Vgl. zur historischen Dimension des politischen Aufruhrs: Walter, Franz (2012): Die Rückkehr des Mobs, in: Alexander Hensel; Daniela Kallinich; Katharina Rahlf (Hg.): Gesellschaftliche Verunsicherung und politischer Protest. Jahrbuch des Göttinger Instituts für Demokratieforschung 2011, Stuttgart: ibidem, S. 35-37.

beispielsweise Brandanschläge auf Wohnhäuser abgelehnt, da ein solches Feuer nicht mehr kontrollierbar sei und somit unvorhersehbare Folgen eintreten könnten.[7] Häufig wird außerdem gefordert, dass militante Aktionen für Außenstehende politisch vermittelbar bleiben müssen. Aus dieser Position heraus wird beispielsweise gegen die Beschädigung des Privatbesitzes von Unbeteiligten argumentiert, da bei brennenden Kleinwagen oder verwüsteten Vorgärten kein Verständnis für die jeweilige politische Aktion zu erwarten sei. Andererseits werden Sachbeschädigungen nicht generell ausgeschlossen, beispielsweise wenn mit einem Kleinwagen eine strategisch wichtige Barrikade gebaut werden soll. Auch unter diesen Umständen gelte es aber, jeden Einzelfall genau abzuwägen und die Aktion politisch begründen zu können. Zudem sei besonders wichtig, bei der Wahl der Mittel die eigenen Werte und Ziele nicht aus den Augen zu verlieren, wie eine autonome antifaschistische Gruppe aus Kiel erläutert: »Hierbei ist insbesondere das anarchistische Ideal ›Die Ziele müssen in den Mitteln erkennbar sein‹ zu beachten. Unsere Mittel dürfen wir nicht am politischen Feind messen, sondern an emanzipatorischen Vorstellungen, die uns vom Feind erst unterscheidbar machen.«[8] Nur weil also dem Staat oder dem politischen Feind im Kampf gegen links jedes Mittel recht sei, legitimiere dies nicht, ebenfalls zu entgrenzter Gewalt zu greifen.

Militante Mittel werden als wichtiger Teil linker Politik verstanden, allerdings weder als wichtigste noch als einzig denkbare Aktionsform. Stattdessen wird immer wieder die wechselseitige Ergänzung verschiedener Aktionsformen betont und gegenseitiger und solidarischer Respekt eingefordert. Dies nimmt sowohl die VertreterInnen militanter als auch betont legaler Ansätze in die Pflicht: So fordern die militanten AktivistInnen von den gewaltfreien Teilen des linken Spektrums, sich nicht von den militanteren Teilen zu distanzieren, gleichzeitig erwartet das gewaltablehnende Spektrum von militanten AktivistInnen, nicht kopf- und rücksichtslos jeglichen politischen Anlass für die eigenen Aktionsformen zu instrumentalisieren. Insbesondere bei Bündnisdemonstrationen müsse sorgfältig abgewogen werden, welche Folgen eine militante Aktion für die Demonstration haben könnte.

Die körperliche Unversehrtheit aller beteiligten DemonstrationsteilnehmerInnen wird als grundlegende Voraussetzung für militante Aktionen beschrieben. Insbesondere Unbeteiligte dürften durch Aktionen nicht gefährdet werden. Regelmäßig kritisiert werden Steinwürfe aus hinteren Reihen, die dann die TeilnehmerInnen der eigenen Demonstration treffen, aber auch das hektische Umrennen von Kindern oder Älteren nach Aktionen sei unbedingt zu vermeiden. Grundsätzlich anders werden allerdings Aktionen gegen die Polizei eingeordnet. Mit Verweis auf die strukturelle Unterlegenheit von unbewaffneten und ungeschützten Demonstrierenden gegenüber einer gepanzerten, bewaffneten und gut ausgebildeten Polizei wird bezweifelt, dass die körperliche Unversehrtheit der PolizistInnen durch Stein- oder Flaschenwürfe ernsthaft gefährdet sei. Militanten Aktionen gegen Sicherheitskräfte auf Demonstrationen wird folglich eine andere, insbesondere taktische Bedeutung zugesprochen: »Manchmal werfen wir

7 Vgl. z.B. eine Auseinandersetzung über einen Brandanschlag auf das Wohnhaus eines Nazi-Aktivisten: Einige militante Antifaschist_innen Kiel: Einige Gedanken zu militantem Antifaschismus. In: *Zeck* 151_2009, S. 18f.

8 Einige militante Antifaschist_innen Kiel, S. 19.

Steine und Molotowcocktails, um Grenzen zu markieren und unser ›Nein‹ zu betonen, manchmal um die Polizei auf Distanz zu halten und zurückzudrängen. Uns ist wichtig zu betonen, dass es nicht darum geht, andere zu verletzen.«[9]

Die Frage der Legitimation von Gewalt ist indes innerhalb der linken Szene äußerst umstritten und wird entsprechend intensiv diskutiert. Immer wieder findet sich als Rechtfertigung der Verweis auf andere Formen der Gewalt, auf die die eigene Gewalt lediglich reagiere. Dies kann einerseits konkretes Handeln des Staates oder seiner Sicherheitsorgane sein (beispielsweise, wenn Straßenschlachten als Folge einer insgesamt konfrontativen und auf Eskalation zielenden Einsatzstrategie der Polizei begründet werden), andererseits wird zum Teil auch auf »verdeckte« Formen der Gewalt verwiesen, die der bürgerlichen Gesellschaft inhärent seien.

> »Auch die radikale Linke hat sich dem Kampf gegen Gewalt verschrieben, allerdings gegen die Gewalt der Herrschenden bzw. der herrschenden Verhältnisse (strukturelle Gewalt). Sie hat zu Recht darauf bestanden, dass die Gesellschaft auch da, wo sie zivilisiert erscheint, auf Gewalt beruht.«[10]

Diese Gewalt zeige sich beispielsweise in der Verteidigung der Grenzen, den Repressionen gegenüber radikaler Opposition oder dem allgemeinen Zwang im kapitalistischen System, seine Arbeitskraft zu veräußern. Anders als die militante Gewalt auf der Straße könnten diese Formen der Gewalt aber leicht übersehen bzw. ignoriert werden. Die pauschale Ablehnung von Gewalt, die sich dann de facto nur gegen die spezifische Form der Gewalt »von unten« richte, stabilisiere so den Status quo:

> »Gewaltlosigkeit wird den Schwachen nicht nur gepredigt, sondern abgezwungen. […] Die Kritik der Gewalt genau in dem Moment anzusetzen, wo sich die Menschen erheben oder die Unzufriedenen artikulieren, heißt, den hegemonialen Gewaltverhältnissen der Sicherheitsgesellschaft dadurch dienen, dass man den Protest gegen sie schwächt.«[11]

Während einige Gruppen dies als zentrale Legitimationsquelle aufgreifen, weisen andere Gruppen beide Argumentationsmuster zurück: »Wir wollen der Kritik nicht ausweichen, indem wir Militanz zur strukturellen Gewalt ins Verhältnis setzen (Was sind schon ein paar Steine gegen die hungernden Kinder in Afrika?) Wir wollen militante Praxis nicht mit der Reaktion auf staatliche Provokationen oder Übergriffe begründen (Die haben aber angefangen!?).«[12]

Ein weiterer Aspekt der Militanz wird immer wieder problematisiert: Die Gefahr, dass Militanz zur inhaltsleeren Inszenierung von Männlichkeit werde. »Die Motivation für militante Praxis muß stets reflektiert werden. Unhinterfragte Massenmilitanz reproduziert hegemoniale Männlichkeit. Militante Praxis darf kein identitäres Ritu-

9 O.A.: Militante Praxis, S. 21.

10 Antifaschistische Aktion Berlin: Heraus zum revolutionären 1. Mai. Halt, keine Gewalt! In: *Zeck* 99_2001, S. 10-12, hier S. 10.

11 Titanic blubb 2,5: Splitter der Nacht. Die Londoner Riots und die gestörte Nachtruhe beim Schanzenfest. In: *Zeck* 164_2011, S. 5-9, hier S. 6.

12 O.A.: Militante Praxis, S. 21.

al sein.«[13] Kritisiert wird, dass sich gerade bei eskalierenden Demonstrationen häufig patriarchale Denkmuster zeigen würden:

> »Wenn im Rahmen einer heftigeren Konfrontation mit den Bullen auf einer Demonstration gerufen wird: ›Jetzt bitte die Frauen raus aus der ersten Reihe‹ ist dies ebenfalls Ausdruck einer militarisierten Macker-›Militanz‹, deren Selbstverständnis wir für überhaupt nicht militant (im emanzipativen Sinne) halten.«[14]

Insbesondere müsse verhindert werden, dass militante Aktionen ausschließlich zum Ausdruck von Männlichkeit, Stärke oder Gewaltbereitschaft verkommen. Militanter Antifaschismus dürfe sich beispielsweise nicht im berühmt-berüchtigten »Klatschen« von Nazis erschöpfen, weil auf diese Weise jeglicher emanzipatorische Anspruch auf der Strecke bleibe. Wenn Antifaschismus nur aus dem körperlich ausgetragenen Kampf gegen Nazis bestehe, sei er letztlich wirkungslos, weil er die zugrundeliegenden Strukturen (Nationalismus, Rassismus, Sexismus etc.) und ihre gegenseitigen Verflechtungen nicht thematisiere bzw. sogar selbst zur Aufrechterhaltung von hegemonialen Männlichkeitsbildern beitrage.[15]

Dass die linke Szene trotz dieser problematischen Aspekte nicht auf Militanz verzichten kann und möchte, hat insbesondere drei Gründe. Erstens schafft Militanz Aufmerksamkeit. Allerdings äußert sich diese Aufmerksamkeit häufig in einer starken öffentlichen Ablehnung, wie sich beispielsweise in der massenmedialen Berichterstattung über die Ausschreitungen beim G20-Gipfel in Hamburg 2017 gezeigt hat.[16] Aus diesem Grund wird innerhalb der linken Szene immer wieder gefordert, die Aufmerksamkeit, die militante Aktionen mit sich bringen, für die Vermittlung eigener politischer Inhalte zu nutzen: »Militanz schafft Erregungskorridore. […] Wir müssen uns diese Deutung wieder aneignen und unsere Argumente verstärkt in den Diskurs einbringen. Mehr Aufmerksamkeit für linksradikale Politik!«[17]

Zweitens wird militante Politik aus der Szene selbst häufig als erfolgreich wahrgenommen. Die Besetzung der Roten Flora über einen langen Zeitraum wird beispielsweise immer wieder mit der Entschlossenheit zu militanten Auseinandersetzungen erklärt. Ebenso gelten Blockaden und verhinderte Aufmärsche von Rechten oder die teils

---

13 O.A.: Militante Praxis, S. 22.

14 O.A.: Einladung – Vorbereitungstreffen für einen »Kongress« für autonome Politik 2011. In: *Zeck* 160_2011, S. 9-13, hier S. 13.

15 Vgl. zu Männlichkeitsbildern in der autonomen Szene und inszenierter militanter Haltung Haunss, Sebastian (2014): Wie male ich einen Autonomen? Männlichkeitsbilder auf Plakaten der Autonomen Bewegung. In: Klaus Farin (Hg.): Kerl sein. Kulturelle Szenen und Praktiken von Jungen. Berlin: Archiv-der-Jugendkulturen-Verlag, S. 183-197.

16 Vgl. Sommer, Moritz; Teune, Simon; Harsch, Corinna (o.J.): Journalistische Spielräume. Unterschiede in der Berichterstattung zu #NoG20. Online verfügbar unter https://g20.protestinstitut.eu/wp-content/uploads/2018/09/Satellit_Journalistische-Spielr %C3 %A4ume.pdf [zuletzt eingesehen am 08.12.2019]. Vgl. außerdem Jones 2018. Am Beispiel des G20-Gipfels zeigt sich deutlich, wie die gewonnene Aufmerksamkeit mit einer Diskreditierung linker Politik in der öffentlichen Wahrnehmung einhergehen kann, vgl. dazu Lucke, Albrecht von (2017): Die neue Linke und die alte Gewaltfrage. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* (8), S. 5-8.

17 O.A.: Militante Praxis, S. 22.

gewaltsam abgelaufenen Massendemonstrationen bei internationalen Großereignissen (z.B. beim G8-Gipfel in Heiligendamm 2007) als politische Erfolge.

Drittens haben Militanz bzw. die Bereitschaft zur Militanz eine äußerst wichtige Funktion für die Konstitution einer kollektiven linksradikalen Identität. Da Militanz zunächst als eine entschlossene und konsequente innere Haltung interpretiert wird, ist die prinzipielle Offenheit für militante Mittel eine der zentralen Trennlinien zwischen radikalen und reformistischen linken Gruppierungen. Um sich selbst zu vergewissern, dass man noch Teil einer radikalen linken Szene ist, wird somit die aktive Bereitschaft zu militanten Aktionen oder zumindest die passive Akzeptanz und öffentliche Verteidigung von Militanz zum konstitutiven Bestandteil der kollektiven Identität. Dies ist auch ein Grund für die obsessive Beschäftigung der linksradikalen Szene mit militanten Aktionen, wie sie sich auch in der *Zeck* zeigt. In beinahe jeder Ausgabe findet sich eine Zusammenstellung von militanten Aktionen, zumeist unter der Rubrik »Volxsport«, wo sowohl Bekennerschreiben als auch Medienberichte über Brandanschläge, Sachbeschädigungen o.Ä. veröffentlicht werden.

Seltener, aber dennoch regelmäßig wird Militanz auch zu einem Diskussionsthema. Anders als im Themenfeld Geschlechterverhältnisse nehmen Debattenbeiträge aber nur einen geringen Anteil der Gesamtbeiträge ein, die überwiegende Anzahl der Artikel im Themenfeld Militanz ist somit nicht Teil einer umfangreicheren Diskussion zu diesem Thema. Von insgesamt 118 Artikeln, die sich im Untersuchungszeitraum mit dem Thema »Militanz« befassen, können lediglich 34 Artikel (29 %) als Debattenbeiträge bezeichnet werden. Dagegen stehen beispielsweise 73 Bekennerschreiben und etliche weitere kurze Berichte, in denen über militante Aktionen berichtet wird. Die tatsächliche Anzahl der dokumentierten militanten Aktionen ist sogar noch weit höher, weil die umfangreichen Sammlungen unterschiedlicher Taten, die sich häufig unter den Überschriften »Volxsport« oder »Dokumentation« in der *Zeck* finden, jeweils nur als ein Artikel gezählt wurden. Die Debattenbeiträge verteilen sich relativ gleichmäßig über den Untersuchungszeitraum; anders als in den Themenfeldern Sexismus oder Antisemitismus gibt es keine eindeutigen Kumulationspunkte, an denen sich eine intensive Diskussionen entzündete.

Die marginale Rolle, die Debatten über Militanz einnehmen, kann mehrere Gründe haben: Zunächst könnte vermutet werden, dass das Thema vergleichsweise weniger kontrovers diskutiert wird, dass also mit Blick auf militante Aktionsformen ein weitgehender Konsens innerhalb der linken Szene besteht, der langwierige Diskussionen überflüssig macht. Dies ist allerdings nur zum Teil richtig, denn wie der folgende Abschnitt zeigt, gibt es sehr wohl Differenzen innerhalb der radikalen Linken, Militanz und Gewalt werden punktuell durchaus infrage gestellt bzw. verteidigt. Die Debatten um Militanz finden aber auf einem insgesamt deutlich geringeren Erregungsniveau statt. Dies ist der zweite und möglicherweise wichtigere Punkt: Anders als das Thema Geschlechterverhältnisse hat das Thema Militanz eine vorrangig symbolische Bedeutung für den Großteil der linken AktivistInnen. Während Sexismus und patriarchale Denkmuster das eigene Lebensumfeld sowie das eigene Handeln und das Handeln der MitstreiterInnen direkt beeinflussen, eine Auseinandersetzung mit diesen Themen also jederzeit eine direkte Verknüpfung zum eigenen Alltag hat, ist dies beim Thema Mili-

Abb. 6: Debattenbeiträge im Themenfeld Militanz

Quelle: eigene Darstellung

tanz sehr viel seltener der Fall. Auch Sebastian Haunss weist auf die weitaus stärkere Verknüpfung des Themas Geschlechterverhältnisse mit dem autonomen Alltag hin:

> »Die heterosexuelle Orientierung der meisten Autonomen sorgt dagegen in Verbindung mit dem Anspruch, Politisches und Privates nicht zu trennen und das Private den Regeln des Politischen unterzuordnen, für eine unmittelbare Präsenz der Geschlechterverhältnisse im Alltag der AktivistInnen.«[18]

Diskussionen um Sexismus schließen folglich immer auch eine Selbstreflektion und eine Selbstkritik der eigenen Verhaltensweisen mit ein, was zu einer insgesamt emotionaleren und intensiveren Debattenkultur in diesem Themenfeld führt. Militanz spielt dagegen nur in klar abgesteckten, außeralltäglichen Situationen eine bestimmende Rolle, beispielsweise auf Großdemonstrationen.

Dennoch haben die Diskussionen um Militanz eine wichtige Funktion für die Konstruktion einer kollektiven linksradikalen Identität, weshalb im Folgenden drei verschiedene Debatten rekonstruiert werden sollen: Zunächst wird insbesondere das Thema der Rechtfertigung militanter Aktionen bzw. die Frage nach Sinn und Unsinn von Gewalt und Randale regelmäßig diskutiert, beispielsweise im Zusammenhang mit den beinahe schon ritualisierten Krawallen beim Schanzenfest oder bei Erster-Mai-Demonstrationen. Mit welchen Argumenten werden Auseinandersetzungen mit der Polizei abgelehnt oder gerechtfertigt? Welche Ziele verbinden die DiskutantInnen mit ihrer Ablehnung oder Befürwortung der Militanz? Wie haben sich die Diskussionen

18 Vgl. Haunss 2004, S. 152.

über die Zeit hinweg entwickelt? Schließlich: Welche linksradikalen Identitätskonstruktionen werden in diesen Debatten sichtbar?

Mitte der 1990er Jahre wird eine ebenfalls aufschlussreiche Debatte über die militanten Aktionen antiimperialistischer Gruppen geführt, in der hauptsächlich über die Bedeutung von Militanz in einer global verstandenen Auseinandersetzung zwischen progressiven und reaktionären Kräften debattiert wird. Die Art und Weise, wie zu diesem Zeitpunkt der positive Bezug auf und die Identifikation von linksradikalen deutschen Gruppen mit Befreiungsbewegungen im Trikont kritisiert werden, verrät viel über die Konstruktion einer linken Identität in dieser Phase der Neubestimmung, weshalb auch diese Diskussion analysiert werden soll.

Drittens soll ein Feld militanter Auseinandersetzungen beleuchtet werden, das häufig komplett übersehen, szeneintern aber äußerst emotional diskutiert wird: die Frage von Gewalt innerhalb der linken Szene. So kommt es beispielsweise im Zuge der Diskussion um Antideutsche und antisemitische Haltungen innerhalb linker Gruppen immer wieder auch zu körperlichen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen linksradikalen Strömungen, die stets heftig umstritten sind. Auch in diesen Konflikten lassen sich relevante Aspekte der kollektiven Identität erkennen.

6.1 »Falsche Kritik, famose Krawalle« – Debatten um Sinn und Unsinn militanter Auseinandersetzungen

Egal, ob es sich um die Abende nach den (zumeist) unangemeldeten Straßenfesten »Schanzenfest« oder nach dem Ersten Mai handelt – man kann sich darauf verlassen, dass es irgendwann vor der Roten Flora zu Auseinandersetzungen zwischen Polizei und DemonstrantInnen kommt. Zum Teil nehmen die Ordnungskräfte kleinere Lagerfeuer oder Sachbeschädigungen an Banken oder Geschäften zum Anlass, einzugreifen und die Straßen zu räumen, zum Teil suchen AktivistInnen die direkte Konfrontation mit den Einsatzkräften. Mal hält sich die Polizei verhältnismäßig lange im Hintergrund, mal ist von einer sehr niedrigschwelligen ›Null Toleranz‹-Einsatztaktik die Rede und schon kleine Vorfälle reichen aus, um die Polizei zum Eingreifen zu bewegen. So oder so sind aber die nächtlichen Katz-und-Maus-Spiele im Schanzenviertel mittlerweile zum festen Ritual nach politischen Großereignissen geworden.

Diese Entwicklung wird auch in der autonomen Szene reflektiert und polarisiert mitunter deutlich: Die Szene teilt sich in BefürworterInnen und KritikerInnen der militanten Aktionsformen. Die kritischen Teile der Linken beklagen insbesondere drei problematische Tendenzen: erstens die zunehmende inhaltliche Leere der Aktionen, zweitens die Selbstbezüglichkeit der Randale, deren einziger Zweck eben die Konfrontation mit der Polizei sei, und drittens die Gefährdung übergeordneter Ziele durch blinden Aktionismus. Ihnen gegenüber stehen die BefürworterInnen der Krawalle, die die Aktionen verteidigen und für ihre Ausweitung plädieren.

Prototypisch wird diese Diskussion beispielsweise nach dem 1. Mai 2000 in der *Zeck* ausgetragen. Im Anschluss an eine Demonstration in der Innenstadt bewegen sich die TeilnehmerInnen zurück ins Schanzenviertel, wo die Demo bereits gestartet war. Schon auf dem Weg werden einige Scheiben eingeworfen, es kommt zu ersten Ausein-

andersetzungen mit der Polizei, die im weiteren Verlauf des Abends vor der Roten Flora ausgeweitet werden. In unmittelbarer Nähe zur Flora werden brennende Barrikaden errichtet, die mehrfach von der vorrückenden Polizei gelöscht werden. Immer wieder flüchten beteiligte AktivistInnen in die Rote Flora, wo an diesem Abend ein Konzert stattfindet. Schließlich wird die Flora von der Polizei umstellt und abgeriegelt. Nach längeren Verhandlungen verzichtet die Polizei zwar auf eine Räumung des Gebäudes; alle Menschen, die sich zu diesem Zeitpunkt im Haus befinden, werden aber zu einer Polizeiwache gebracht und müssen sich erkennungsdienstlich behandeln lassen. Danach entbrennt innerhalb der linken Szene ein Streit darüber, ob es sich bei dem Vorgehen der Polizei um einen lange geplanten Angriff auf die Flora und einen Versuch, einen Einblick in die Szene zu erhalten, gehandelt habe, oder ob nicht vielmehr die Militanten mit ihrem Verhalten ein Eingreifen der Polizei geradezu provoziert hätten und so in unverantwortlicher Weise die anderen Menschen in der Flora bzw. die Flora selbst in Gefahr gebracht hätten.

Die *Drei von der Tankstelle* vertreten in ihrem Artikel »Ein blaues Auge bleibt selten allein« letztere Position exemplarisch.[19] Sie argumentieren, dass das Verhalten der Polizei eher am unteren Ende dessen gelegen habe, was nach den Provokationen und tätlichen Angriffen mit verletzten PolizistInnen zu erwarten gewesen wäre. Dies sei Konsequenz einer längeren Entwicklung der Einsatzstrategie, die immer mehr auf Deeskalation setze, auch wenn dabei natürlich jederzeit die neoliberalen Umstrukturierungsziele im Auge behalten würden. Dass der SPD-geführte Senat auf Verhandlungen mit der Flora dränge, dürfe daher nicht mit einer Abkehr von der Aufwertung und Kommerzialisierung des Viertels verwechselt werden, stattdessen versuche die städtische Regierung lediglich, so wenig (militante) Störungen wie möglich zu riskieren.

> »Dabei soll unmittelbare Gewalt aus Sicht des Senates nur insoweit angewendet werden, wie es nötig ist, um nicht das Gesicht zu verlieren. Und vor allem soll sich an der Polizeigewalt kein weitergehender politischer und militanter Widerstand entzünden. Dabei wird, angeleitet durch den Verfassungsschutz, auch auf eine Spaltung in eine kulturelle und eine politische Szene gesetzt. Die Rote Flora soll sich so ›stabilisieren‹ und damit befriedet werden. Insofern meint die SPD aus vergangenen Auseinandersetzungen in den Stadtteilen gelernt zu haben.«[20]

Die AutorInnen sehen in der Flora trotz dieser Domestizierungsbemühungen weiter einen praktischen Widerspruch zur Umstrukturierung, sie sei weiterhin nicht befriedet und nicht integrierbar: »Sie ist damit in Hamburg eines der letzten Laboratorien herrschaftsferner Politik und trägt dazu bei, daß die Erfahrungen mit autonomen Politikformen nicht völlig abreißen«[21] – beispielsweise, indem sie auch nachwachsenden Generationen von AktivistInnen einen konkreten Anlaufpunkt biete, um mit der linksradikalen Szene in Kontakt zu kommen.

---

19 Die drei von der Tankstelle: Ein blaues Auge bleibt selten allein. Zu den Ereignissen um die Rote Flora am 1. Mai. In: *Zeck* 90_2000, S. 4f.

20 Die drei von der Tankstelle, S. 5.

21 Ebd.

Mit Blick auf die Bedeutung der Flora für die Szene sei der Bau von Barrikaden in ihrer unmittelbaren Nähe daher eine »politische Dummheit«[22] gewesen. Sowohl der medialen Hetze gegen die Flora als Rückzugsraum für KrawallmacherInnen als auch in der Auseinandersetzung mit der Polizei habe die Szene momentan nur wenig entgegenzusetzen, somit würden solche Aktionen die Weiterexistenz der Flora gefährden. Militante Aktionen seien zwar an und für sich richtig (u.a. weil sie die oben betonte Unberechenbarkeit und Unzähmbarkeit der Flora sicherstellen würden), allerdings wären andere Formen sinnvoller gewesen: »Die nächtliche Vertreibung des Yuppiepacks aus den der Roten Flora gegenüberliegenden Cafés wäre vielleicht der bessere Weg gewesen, um den Marginalisierungs- und Verdrängungsprozessen symbolisch etwas entgegen zu setzen.«[23] Die Randale vor der Flora habe dagegen keinen tieferen Sinn verfolgt:

> »Auch stellt sich die Frage, was die Randale vom 1. Mai denn bewirken sollte? Einen politischen Zweck erfüllen Barrikaden in der Regel dann, wenn sie etwas verteidigen (besetzte Häuser) oder eine Route blockieren sollen (Atommülltransporte). Beides war vor der Roten Flora nicht gefragt.«[24]

Die AutorInnen beklagen auch die mangelnde Planung der AktistInnen, die sich keine Gedanken um mögliche Rückzugsmöglichkeiten jenseits der Flora gemacht hätten, was »vor nicht allzu vielen Jahren« noch eine Selbstverständlichkeit gewesen sei.

Letztlich plädieren die AutorInnen nicht generell gegen militante Aktionen, sie fordern lediglich, dass dem konkreten Handeln ein politischer Diskussionsprozess vorangehen müsse, in dem man sich auf eine gemeinsame Strategie verständige – anderenfalls sei die Szene immer im Nachteil:

> »Während der Hamburger Senat eine integrierte Strategie von Repression und Umstrukturierung verfolgt, gibt es auf der Seite der radikalen Linken keine entsprechende Abstimmung von Militanz und politischer Situation. Das führt wie jetzt in die Defensive und unter Umständen auch in die nächste schwere Niederlage.«[25]

In der folgenden Ausgabe der *Zeck* werden die *Drei von der Tankstelle* für ihre Ausführungen deutlich kritisiert. Aufschlussreich ist bereits, wie sich die AutorInnen der Kritik gleich zu Beginn des Textes positionieren: »Vorab: Grundlage dieses Schreibens ist eine Diskussion von GenossInnen, die sich in der Nacht vom 30.4. auf den 1.5. vor der Roten Flora aufgehalten haben.«[26] Damit machen die VerfasserInnen direkt klar, dass sie aus eigener, unmittelbarer Erfahrung sprechen – anders als sie den von ihnen kritisierten AutorInnen unterstellen: »Die ganze Kritik scheint uns aufgesetzt, wir haben gar den Eindruck, die 3 von der Tankstelle haben den Abend an der Tanke verbracht.«[27]

Zunächst widersprechen sie der unterstellten Ziellosigkeit der Krawalle: »Nun sind einige ausgewählte Objekte angegangen worden. Nach unseren Beobachtungen wurde

22 Die drei von der Tankstelle, S. 5.
23 Ebd.
24 Ebd.
25 Ebd.
26 Militante Panternichten und Panterneffen: »This is not a justification song«. Einige Bemerkungen zu dem Papier »Ein blaues Auge bleibt selten allein«. In: *Zeck* 91_2000, S. 11f., hier S. 11.
27 Militante Panternichten und Panterneffen, S. 12.

dabei umsichtig und verantwortungsvoll vorgegangen.« Die Polizei habe in dieser Situation allerdings immer wieder äußerst brutal angegriffen, etliche Leute seien verletzt worden. Vor dem Festsetzen der Menschen in der Flora habe sich die Lage aber längst beruhigt, es hätten keine weiteren Aktionen und insbesondere keine (weiteren) Angriffe auf die Polizei stattgefunden. Der Polizeieinsatz sei in dieser Form also mitnichten Ausdruck einer deeskalierenden Einsatztaktik gewesen, sondern wird als gezielte Eskalation dargestellt: Erst die Aktionen der Polizei hätten dafür gesorgt, dass die Randale immer weiter verlängert worden sei.

Im weiteren Verlauf des Textes wird die Kritik an den *Drei von der Tankstelle* persönlicher:

> »Uns ging vor allem der klugscheißende Ton des Papiers auf den Geist. […] Tumben AktivistInnen wird in altväterlicher Manier doziert, dass sich in den guten alten Zeiten Militante immer Rückzugswege überlegt haben und generell verantwortungsvoller agierten. Es folgt ein Schnellkurs über den Sinn und Zweck von Barrikaden.«[28]

Den Vorwurf, dass man die Flora durch militante Aktionen in ihrem Umfeld gefährde, weisen die AutorInnen vollständig zurück. Für sie gibt es keinen Selbstzweck der Flora, entscheidend sei ihr strategisches Potenzial:

> »Für uns besteht eine Funktion der Flora genau darin, dass dort Bullen nicht mal eben so reinkommen und dass Flüchtigen selbstverständlich die Flora zur Verfügung steht. Und die Geschichte der Flora ist immer auch mit militanten Auseinandersetzungen im Schanzenviertel verbunden worden, in deren Verlauf sich Leute in die Ruine flüchteten oder zurückzogen, und das ist gut so.«[29]

Die militanten Aktionen werden somit erstens konkret verteidigt, obgleich kritisch eingewendet wird:

> »Wenn auch relativ zielgerichtet während der Randale gehandelt wurde (was sich auch darin ausdrückt, dass es so gut wie keine Schäden an kleinen Geschäften und Autos gab) soll nicht unterschlagen werden, dass auch einiges Unsinniges gelaufen ist und eine ganze Menge besoffene Figuren das Bild mitbestimmten.«[30]

Zweitens wird Militanz auch allgemein als notwendig dargestellt, um nicht »in der bloßen Analyse und Kritik der Verhältnisse [zu verharren].«[31] Die Bereitschaft zur Militanz gefährde die Flora nicht, sondern sichere – im Gegenteil – ihren konkreten Fortbestand.

Als Ursache für Krawalle werden in der *Zeck* häufig soziale Konflikte und gesellschaftliche Verwerfungen identifiziert.[32] Auf diese Weise widersprechen die AutorIn-

28 Militante Panternichten und Panterneffen, S. 12.
29 Ebd.
30 Ebd.
31 Ebd.
32 Vgl. zu den sozialen Ursachen von Krawallen auch Walter, Franz (2017): Protest und Militanz. In: Blog des Göttinger Instituts für Demokratieforschung. Online verfügbar unter www.demokratie-goettingen.de/blog/protest-und-militanz [zuletzt eingesehen am 25.10.2020] sowie ausführlicher Walter, Franz (2017): Rebellen, Propheten und Tabubrecher. Politische Aufbrüche und Ernüchterungen im 20. und 21. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 115-124.

nen der in den Massenmedien verbreiteten Einschätzung von »grundlosen« oder »unpolitischen« Krawallen, die zum Teil auch innerhalb der linken Szene selbst aufgegriffen wird. Die Leute, die sich an militanten Aktionen beteiligen, seien schlicht Menschen, »die sich von den Bullen einfach nicht (mehr) jeden Scheiß gefallen lassen.«[33] Dass es überhaupt ein großes Potenzial von wütenden Menschen gebe, habe nicht nur mit konkreten Konflikten in Hamburg zu tun, sondern müsse mit der bundespolitischen Sozialpolitik erklärt werden: Die Bereitschaft zu Ungehorsam sei

> »auch Ausdruck, in Zeiten der sozialen Verschärfung durch Hartzpakete und Sozialabbau sich repressiven Gesellschaftsentwürfen nicht widerstandslos unterzuordnen, sondern das Leben selbst und jenseits von staatlicher Einflussnahme organisieren zu wollen. […] Wer an der Existenzgrenze lebt und sich tagtäglich anhören muss, was weiter auf ihn zukommt, hat allen Grund auf den Staat wütend zu sein.«[34]

2008, also acht Jahre nach den Diskussionen über die Barrikaden vor der Flora, zeigt sich, dass die Diskussion noch nicht entscheidend weitergekommen ist. Erneut kommt es im Anschluss an eine Demonstration (dieses Mal im Zusammenhang mit Protesten gegen die Einheitsfeierlichkeiten am 3. Oktober) zum Bau von Barrikaden vor der Flora, wieder wird daran kritisiert, dass solche Aktionen nichts brächten, dass man nicht das eigene Viertel zerstören solle und dass überdies die Flora durch sinnlose Militanz in ihrer Existenz gefährdet werde. Diese Argumentationsweise wird in einem Beitrag in der *Zeck* von *Grobi* fundamental kritisiert:

> »Dem zugrunde liegt einerseits eine Sicht auf den Stadtteil, die einen theoretischen Rückschritt in die 80er Jahre bedeutet, andererseits ein vordergründig taktisches Verhältnis zu Militanz, das im konkreten dann aber häufig doch deren Delegitimation zugunsten breiterer Interventionsformen und Bündnispolitik beinhaltet.«[35]

Mittlerweile habe sich ein differenzierterer und komplexerer Blick auf Herrschaft etabliert, der Herrschaft nicht nur als vertikales Prinzip von oben nach unten betrachte, sondern auch als horizontales Phänomen. Daraus folgend sei das »eigene« Viertel eben kein Rückzugsort von potenziellen revolutionären Subjekten, die lediglich aufgeklärt und aktiviert werden müssten, sondern vielmehr Schauplatz aller möglichen Formen von Diskriminierung und Machtverhältnissen. Linksradikale Politik müsse daher auch die Verwerfungen im eigenen Viertel thematisieren und angehen. Somit wandle sich autonome Politik von einer Art Interessensvertretung der ViertelbewohnerInnen zum Störfaktor im eigenen Quartier. »Ein politisches Verständnis, welches meint, im Interesse eines Viertels handeln zu müssen, ist eine weitere bedenkliche Figur in dieser Argumentation. Es bezieht Standpunkt für eine identitäre Heimeligkeit, die jede politische Diskussion der letzten Jahre außer Acht lässt.«[36]

Auch der Forderung nach Verzicht auf Krawalle, um die Existenz der Flora zu schützen, wird eine klare Absage erteilt. Genau wie in den Vertragsdiskussionen (vgl. dazu

33 Partypatrol: Schanzenviertelfest. Von einer Feier, ein paar Feuern und einigem Unmut. In: *Zeck* 122_2004, S. 32f., hier S. 33.
34 Ebd.
35 Grobi: Kollateralschaden der Gentrifizierung. In: *Zeck* 147_2008, S. 7f., hier S. 7.
36 Ebd.

auch Abschnitt 7.1), so müsse die Flora auch im alltäglichen Handeln absichtlich aufs Spiel gesetzt werden. Anderenfalls drohten die endgültige Befriedung und die Integration der Flora in die Aufwertung und Umstrukturierung des Schanzenviertels. »Durch eine ›Krawall-Bannmeile‹ würde sie zu einem Befriedungsfaktor und wäre als Projekt wie in der Vertragsfrage als Ganzes in Frage gestellt.«[37]

Militanz dürfe zwar nicht kritiklos gefeiert werden, sei aber dennoch

> »unverzichtbar, um die herrschenden Verhältnisse anzugreifen und emanzipatorische Veränderungen in Gang zu bringen. Es ist notwendig, über Ziele, Fehler und Erfolge zu diskutieren. Allerdings sei es falsch, davon auszugehen, es gäbe nur eine ›politisch korrekte‹ Form des Krawalls und eine ›sinnlose‹.«[38]

Gerade aus Fehlern im Umgang mit Militanz könne viel gelernt werden. Wichtig sei, dass Militanz kein konkretes Ziel verfolgen müsse, an dem danach die Sinnhaftigkeit oder Nützlichkeit des Vorgehens gemessen werden könne. Stattdessen seien die individuelle Verweigerung und die kollektive Sperrigkeit bereits per se wichtige politische Ausdrücke. Ohne damit ein strategisches Ziel zu verfolgen, werde der Akt der Militanz zu einer politischen Intervention: »Es hinterlässt Fragen und fordert das staatliche Gewaltmonopol heraus. Und in Zeiten in denen uns so oft die Antworten fehlen, wird das Fragen immer wichtiger.«[39]

Die Verantwortung für die mittlerweile ritualisierten Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit dem Schanzenfest sehen *Autonome im Viertel* ausschließlich bei den staatlichen Stellen. Das Fest sei im Prinzip bis heute friedlicher und ruhiger als andere Massenveranstaltungen mit zehntausenden Teilnehmenden. Dass es überhaupt zu Eskalationen komme, sei Folge der Polizeitaktik in der Vergangenheit: »Erst durch die völlig unnötigen Polizeieinsätze der Vergangenheit eskalierten die Auseinandersetzungen nach dem Schanzenfest zur heutigen sich selbst erfüllenden Prophezeiung.«[40] Die ersten Angriffe der Polizei seien von kleinen Lagerfeuern ausgelöst worden, an denen einige wenige Menschen singend, Gitarre spielend und Bier trinkend gefeiert hätten. Nachdem die Einsätze der Polizei Jahr für Jahr an Intensität zugenommen hätten, sei irgendwann mit verstärkter Gegenwehr reagiert worden.

> »Bis hin zu dem Zeitpunkt, wo es von vielen Jugendlichen und Flaneur_innen als nicht mehr notwendig erachtet wurde, darauf zu warten, bis die Polizei kommt und eine_n verkloppt, sondern dieser zuvorgekommen wird. […] Das heutige, von vielen beklagte Straßenschlachtritual ist eines, das zu keinem Zeitpunkt vom Fest gesucht oder geschaffen worden ist, sondern dessen Entstehung einzig und allein von Polizei und Politik zu verantworten ist!«[41]

Neben dieser klassischen Legitimation von Militanz als Reaktion auf staatliches Vorgehen findet sich auch der Hinweis auf tieferliegende Ursachen: Die Ausschreitungen

37 Grobi, S. 7.
38 Grobi, S. 8.
39 Ebd.
40 Autonome im Viertel: Die Büchse der Pandora. Schanzenviertelfest, Runde Tische und Krawallambiente. In: *Zeck* 147_2008, S. 9-11, hier S. 10.
41 Ebd.

seien eben nicht bloßes Gewaltritual, sondern eine Folge von sozialen Konflikten und Ausgrenzungsprozessen.

> »Die Krawalle nach dem Fest haben nichts ursächlich mit dieser Veranstaltung, aber viel mit den repressiven Verhältnissen zu tun. […] Der Feuerschein am Abend des Schanzenfestes bildet insofern nicht nur ein lokales Erlebnis- und sperriges Protestbedürfnis von Jugendlichen ab, sondern ebenso das Hintergrundflackern eines viel weitreichenderen und politischeren Konfliktfeldes. […] Wasserwerfer werden auf Dauer nicht ausreichen, um diesen Schwelbrand und seine lokalen Flammenausbrüche zu bändigen!«[42]

Es sei unvermeidbar, dass unter diesen Umständen die Forderung der städtischen Politik, das Fest anzumelden, und die Ankündigung, es anderenfalls weitgehend zu beoder verhindern, lediglich eine weitere Eskalationsrunde einläuteten. Selbst die Polizei habe mittlerweile eingesehen, dass eine Duldung des Festes der pragmatischste Weg sei, mit der Situation umzugehen, und alle anderen Maßnahmen die Spannungen lediglich verstärken würden. Dass die Politik dennoch mit einem harten Einsatz drohe, sei Folge der »Ideologie der Bekämpfung angeblich rechtsfreier Räume und knüpft direkt an die Angriffe gegen die Hafenstraße oder die Rote Flora an.«[43]

Einen differenzierten Versuch, die militanten Aktionen rund um das Schanzenfest 2009 zu bewerten, unternehmen *Die üblichen Verdächtigen*. Nach dem Fest im Juli heben die AutorInnen positiv hervor, dass die Auseinandersetzungen gut vorbereitet gewesen seien, dass sich sehr viele Menschen daran beteiligt hätten und dass die Randale auf beinahe das gesamte Viertel ausgeweitet worden sei. Dies habe es der Polizei beinahe unmöglich gemacht, die Lage wieder unter Kontrolle zu bekommen, sodass zum einen »rechtsfreie« Orte entstanden seien, zu denen die Polizei relativ lange nicht habe vordringen können; zum anderen habe es auch direkte Angriffe auf Zivilbeamte gegeben, was die Polizei insgesamt stark verunsichert habe. Im Zuge der unübersichtlichen Situation sei es auch möglich gewesen, an anderen Orten aktiv zu werden, explizit genannt wird hier der Angriff auf die Polizeistation ›Lerchenwache‹ (mehr dazu weiter unten).

Trotz dieser Aufzählung bedauern die AutorInnen: »Weniger positiv war, dass es wieder einmal eine reine Auseinandersetzung mit den Bullen war. […] Vor allen Dingen im Rahmen des direkten Angriffs der Bullen auf das Fest und der militanten Reaktion darauf ist einiges schief gelaufen, was sich so nicht wiederholen darf.«[44] Die vorrückende Polizei sei mit Steinen und Pyrotechnik beworfen worden, wobei etliche Wurfgeschosse aber normale FestbesucherInnen und die Menschen, die die Bühne abbauen wollten, getroffen hätten. Daher appellieren die VerfasserInnen:

> »Wenn ihr aktiv werdet, dann nur, wenn ihr sicher seid, dass ihr niemanden gefährdet, außer denen, denen es gilt. Beschmeisst nicht die eigenen Leute und werft nur, wenn

42 Autonome im Viertel, S. 10f.
43 Autonome im Viertel, S. 11.
44 Die üblichen Verdächtigen: Hallo allerseits. In: *Zeck* 152_2009, S. 8.

> ihr bestimmen könnt, wo euer Wurf auch landet. Es ist besser, wenn 10 Steine nicht geworfen werden, als dass Leute von uns oder Unbeteiligte verletzt werden.«[45]

Trotz dieser Einschränkungen ziehen *Die üblichen Verdächtigen* ein positives Fazit: Der brutale Einsatz der Polizei bei der Räumung des Festes habe bei vielen BesucherInnen für Verständnis für die Autonomen und das militante Vorgehen gegen die Polizei gesorgt. Mit Blick auf das für September angekündigte zweite Schanzenfest in diesem Jahr entwerfen sie daher zwei unterschiedliche Szenarien:

> »Unsere Politik und unsere Aktionen leben davon, dass sie vermittelbar sind und verstanden werden. Wenn sich die Bullen also am 12.09. zurückhalten sollten, dann denkt daran, dass es bei allem, was ihr tut, auch um die Akzeptanz der radikalen Linke und der Flora im Viertel geht! Vielleicht verbringen wir die Nacht einfach feiernd. Wir laufen sonst Gefahr, alle Pluspunkte, die wir gewonnen haben, mit einem Mal wieder zu verspielen. Sollten die Bullen allerdings genauso auftreten wie letztes Mal, dann sollten wir noch besser agieren und ihnen einmal mehr zeigen, was wir vom staatlichen Gewaltmonopol halten!«[46]

Die *Gruppe Immer Ärger im Revier* nimmt in ihrem Artikel zu dem oben bereits angesprochenen Angriff auf die Lerchenwache ausführlicher Stellung.[47] Dieser Angriff hatte medial ein äußerst breites Echo ausgelöst u.a. weil viele KommentatorInnen darin eine neue Dimension der Gewalt gegen PolizistInnen entdeckten. Am 3. Dezember 2009 hatte eine größere Gruppe Vermummter die Polizeistation in der Lerchenstraße attackiert. Dabei wurden Scheiben eingeschlagen und ein vor dem Gebäude parkender Streifenwagen in Brand gesetzt. Der Haupteingang der Wache wurde mit einem Fahrradschloss verriegelt, herauseilende Beamte mit Steinen beworfen, die Flucht der AngreiferInnen mit sogenannten Krähenfüßen, die eine Verfolgung mit Fahrzeugen verhinderten, abgesichert. Die Polizei ermittelte wegen versuchten Mordes und sprach von einem »feigen Angriff«. Die TäterInnen hätten angeblich mit fingierten Hilferufen versucht, PolizistInnen aus dem Gebäude zu locken, um diese dann mit Steinen schwer zu verletzen; außerdem habe man versucht, die Wache in Brand zu setzen und zeitgleich die Fluchtwege zu versperren.[48]

Der Angriff wurde in der Folge auch in linken Kreisen kontrovers diskutiert.[49] Scheinbar hatten die AngreiferInnen mit ihrer Aktion den linken Konsens bezüglich

---

45 Die üblichen Verdächtigen, S. 8.

46 Ebd.

47 Gruppe »Immer Ärger im Revier«: Wer keine Angst vor der Vierteilung hat, wagt es, den Kaiser vom Pferd zu ziehen. Einige ergänzende Anmerkungen zum Angriff auf die Lerchenwache. In: *Zeck* 154_2010, S. 19-21.

48 Vgl. z.B. Zand-Vakili, André (2009): Angriffe auf Polizisten erreichen neue Dimension. Staatsschutz ermittelt. In: *Welt.de*, 04.12.2009. Online verfügbar unter https://www.welt.de/regionales/hamburg/article5427326/Angriffe-auf-Polizisten-erreichen-neue-Dimension.html [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

49 Vgl. z.B. die Kritik eines bloggenden Anwohners aus dem Schanzenviertel: o.A. (2009): Warum der Angriff auf die Lerchenwache uns alle schwächt. In: *Schanzenpolitik*, 04.12.2009. Online verfügbar unter https://schanzenpolitik.wordpress.com/2009/12/04/lerchenwache/[zuletzt eingesehen am 08.12.2018].

militanter Aktionen verlassen, indem sie die körperliche Unversehrtheit der PolizistInnen nicht nur fahrlässig gefährdet, sondern es geradezu darauf angelegt hätten, einzelne Beamte gezielt zu verletzen. Dieser Lesart wird in der *Zeck* widersprochen. Die AutorInnen stellen gleich zu Beginn des Textes klar, dass sie selbst zwar nicht am Angriff beteiligt gewesen seien, die Aktion aber gutheißen. Die Art und Weise, wie innerhalb der linken Szene über die Tat diskutiert werde, sei unsolidarisch und falsch und müsse daher dringend korrigiert werden. Die Presse habe sich in ihrer Darstellung der Ereignisse weitgehend unkritisch auf die Variante der Polizei gestützt und Unstimmigkeiten nicht ausführlicher thematisiert. Allein dies sei bereits kritikwürdig, weitaus schlimmer sei aber, dass auch Teile der linken Szene ihre Kritik an der Aktion auf die Pressemeldung der Polizei bzw. die Berichterstattung in den Massenmedien stützen würden: »Ekelerregend wird es, wenn innerhalb der Linken auf Basis von Staatschutzlegenden die Aktion kritisiert wird.«[50]

Zwar sei es selbstverständlich legitim, den Angriff zu kritisieren. Allerdings: »Wenn hinter einer Kritik allerdings nur steckt, militante Praxis überhaupt zu denunzieren, sollen die Leute das auch genauso formulieren.« Ebenso wird das Argument zurückgewiesen, dass man mit solchen Aktionen lediglich einen Vorwand für noch stärkere staatliche Repression und Überwachung liefere:

> »Ein weiterer Standpunkt behauptet, diese Aktion habe nichts weiter als Repression gegenüber der gesamten Linken zur Folge. Ihre Protagonisten sind vermutlich ganz zufrieden mit den politischen Verhältnissen und haben sich in ihrer Rolle als verbalradikale Linke bestens etabliert und arrangiert. Mit solchen Argumenten wird militante linksradikale Politik seit fast 40 Jahren angegriffen und denunziert. Eine politische Strategie, die militante Interventionen nur in Abhängigkeit von staatlicher Repression begreift, hat nichts weiter zum Ziel, als die Verhältnisse so zu lassen, wie sie sind.«[51]

Wenn Militanz lediglich als Reaktion auf staatliche Übergriffe akzeptiert werde, sei die Linke auf eine defensive Sicht auf die Welt reduziert – Ziel müsse aber sein, den herrschenden Verhältnissen offensiv entgegenzutreten.

Die AutorInnen gehen ausführlich auf die Pressemitteilung der Polizei ein und versuchen nachzuweisen, dass die Aktion nicht gegen den linksradikalen Konsens verstoßen habe: »Wir glauben, dass es ein Konsens innerhalb der militant agierenden Linken ist, mit solchen Aktionen Menschen nicht vorsätzlich zu schaden und die Gefährdung Unbeteiligter auszuschließen und dass die Aktion am 03. Dezember 2009 genau unter diesen Voraussetzungen lief.«[52] Es sei in sich widersprüchlich, dass die Polizei einerseits behaupte, dass Beamte heimtückisch nach draußen gelockt worden seien, um sie dann zu attackieren, andererseits aber berichte, dass die Eingangstüren mit einem Fahrradschloss blockiert worden seien. Auch die Steinwürfe auf die herauseilenden PolizistInnen werden anders bewertet: »Die beiden auftauchenden Bullen sollten

50 Gruppe »Immer Ärger im Revier«, S. 20.
51 Gruppe »Immer Ärger im Revier«, S. 19.
52 Gruppe »Immer Ärger im Revier«, S. 20.

eingeschüchtert und vertrieben, ganz sicher aber nicht schwer verletzt oder gar getötet werden. Und dies ist auch ohne Verletzung gelungen!!«[53]

Die AutorInnen begründen relativ ausführlich, warum die Polizei im Allgemeinen und die Lerchenwache im Besonderen ein sinnvolles Ziel linker Militanz seien: Seit den 1990er Jahren seien PolizistInnen aus der Lerchenwache regelmäßig durch rassistische Übergriffe aufgefallen; die Polizei sei zudem insgesamt ein repressives Organ, das jeglichen gesellschaftlichen Widerspruch mit Gewalt beantworte, darüber hinaus würden immer mehr bürgerliche Freiheiten von der Polizei außer Kraft gesetzt. Der Angriff auf die Lerchenwache sei daher eine offensive Aktion gegen einen autoritär-präventiven Sicherheitsstaat gewesen und allein deshalb schon zu begrüßen, weil er »deutlich macht, dass militanter linker Widerstand politische Verantwortliche benennt, gesellschaftliche Zusammenhänge offenlegt und in direkten Aktionen exemplarisch angeht.«[54]

Diese inhaltliche Fundierung der Aktion ist auch aus dem Grund entscheidend, dass nach den üblichen Krawallen rund um den Ersten Mai oder die Schanzenfeste stets der Vorwurf aufkommt, es habe sich um unpolitische Ausschreitungen durch frustrierte und/oder betrunkene Jugendliche gehandelt. Diese Einschätzung wird interessanterweise nicht nur innerhalb der linken Szene formuliert, sondern auch in der massenmedialen Berichterstattung (wobei zumeist unklar bleibt, wo genau der qualitative Unterschied zwischen »politischen« und »unpolitischen« Krawallen liegt). Aus diesem Grund finden sich in der *Zeck* immer wieder Versuche, die angebliche Inhaltslosigkeit der Randale zu widerlegen, zu rechtfertigen oder auch umzudeuten.

Die *AG Repression und Solidarität* argumentiert gegen das Bild einer »entpolitisierten Jugendgewalt«, die sich am Ersten Mai 2010 gezeigt habe, und verweist auf die inhärente politische Dimension der Gewalt. Die Randale sei eine Ausdrucksmöglichkeit für diejenigen Teile der Jugendlichen, deren Interessen normalerweise unbeachtet blieben:

> »Am 1. Mai haben sie sich zu Wort gemeldet. Mit denen, die hier als überflüssig abgeschrieben werden oder jenen, denen die Verhältnisse hier einfach so nicht passen. Der Krawall war im besten Sinne ein Kampf um das Recht auf Stadt und ist verwoben in diese politische Auseinandersetzung.«[55]

Die AutorInnen verweisen zwar auch darauf, dass nicht alle, die sich an den Ausschreitungen beteiligten, dies aus einer linksradikalen Motivation tun würden, betonen aber dennoch die Gemeinsamkeiten:

> »Was sie und uns verbindet, ist keine Ideologie oder feststehende Utopie, sondern die Unzufriedenheit und der Wunsch, dass etwas anders wird. […] Denn wir distanzieren uns nicht von dem Krawall auf der Straße, sondern erklären uns solidarisch und sind ein Teil der Unzufriedenheit, die am 1. Mai die Straßen unsicher gemacht und damit zum Politikfeld erklärt hat.«[56]

Die Gewalt als ziellos und überraschend darzustellen, sei grundlegend falsch:

---

53 Gruppe »Immer Ärger im Revier«, S. 19.
54 Gruppe »Immer Ärger im Revier«, S. 21.
55 AG Repression und Solidarität: 1. Mai: Schanze, Krawalle und Solidarität. In: *Zeck* 157_2010, S. 7f., hier S. 7.
56 Ebd.

> »Gewalt im Alltag entsteht nicht aus heiterem Himmel, sondern ist Ergebnis und Folge der politischen und sozialen Realität. […] Es ist schon seltsam: Seit Jahren prognostizieren Gewerkschaften, linke Politiker und Medien, dass es nur eine Frage der Zeit wäre, bis es nach den Unzumutbarkeiten von Hartz IV, Bankenkrisen oder aufgrund steigender Arbeitslosenzahlen knallen müsse. Nun knallt es und alle fühlen sich eifrig bemüht, dies als unpolitisches Jugendphänomen abzutun.«[57]

Die AutorInnen hingegen sehen in den Ausschreitungen einerseits die Antwort auf die Ungerechtigkeiten des Alltags, andererseits eine Reaktion auf die nicht sichtbaren Formen von Gewalt, die alle Menschen umgäben und häufig nur schwer benannt werden könnten.

> »Nicht alles, was am 1. Mai vorgefallen ist, finden wir gut. Aber Sachbeschädigung und die Formulierung von Begehren durch das Aufbrechen des Straßenpflasters empfinden wir als konstruktiven Ausdruck, um die stumme Gewalt, die uns umgibt, überhaupt sichtbar zu machen.«[58]

Unklar bleibt in diesem Text allerdings, ob sich Gewalt und Randale tatsächlich in die politische Richtung weiterentwickeln können, die von den AutorInnen erwartet oder zumindest erhofft wird. Ob Frust und Unzufriedenheit, ökonomische Ausbeutung und gesellschaftliche Prekarisierung in eine linksradikale Haltung münden oder sich in eine vollkommen gegensätzliche Richtung weiterentwickeln, erscheint zwar zunehmend fraglich, wird aber an dieser Stelle nicht weiter problematisiert.

Anders sieht das in dem Essay »Splitter der Nacht«[59] aus, in dem sich ein Zusammenhang aus der Roten Flora unter der Bezeichnung *Titanic blubb 2,5* ausführlich mit den Ausschreitungen beim Schanzenfest 2011 und den daran anschließenden Diskussionen um deren politische Einordnung beschäftigt. Hier setzen sich die AutorInnen differenzierter mit der Rolle und Funktion von Gewalt auseinander, auch wenn sie grundsätzlich eine ähnliche Haltung vertreten wie die *AG Repression und Öffentlichkeit*. Auch hier wird gegen die angebliche Entpolitisierung von Gewalt argumentiert, indem der den Ausschreitungen inhärente politische (und eventuell auch progressive) Gehalt herausgearbeitet wird.

Die AutorInnen sehen die TeilnehmerInnen des Schanzenfestes (und der daran anschließenden Ausschreitungen) als eine Multitude, also als ein temporäres offenes Netzwerk von Menschen, die sich auf Basis eines eng begrenzten Konsenses zusammenfinden, gemeinsam handeln und danach wieder auseinandergehen.[60] Dieses Handeln sei ein zutiefst ambivalentes Moment, da dieser Situation zwar einerseits eine Chance auf Fortschritt, andererseits aber auch eine Chance auf Regress innewohne – es sei eben ein »Raum für die Heterogenität und Uneindeutigkeit des Politischen.«[61] Die AutorInnen

57 AG Repression und Solidarität, S. 8.
58 AG Repression und Solidarität, S. 7.
59 Vgl. titanic blubb 2,5.
60 Die AutorInnen des Artikels beziehen sich mit dieser Begriffswahl offensichtlich auf die Arbeiten von Antonio Negri und Michael Hardt, vgl. dazu grundlegend Hardt, Michael; Negri, Antonio; Atzert, Thomas (2003): Empire. Die neue Weltordnung. Durchges. Studienausg. Frankfurt a.M.: Campus.
61 Titanic blubb 2,5, S. 5.

grenzen sich somit von einer grundsätzlich affirmativen Haltung ab, die »dazu neigt, die ›Gewalt von unten‹ zu ästhetisieren und zu vereindeutigen, statt sie politisch als ein immer auch in sich gebrochenes Ereignis zu bestimmen.«[62] Andererseits verwahren sie sich aber auch gegen eine generell skeptische Lesart der Krawalle: »Die Haltung einer pauschalen Kategorisierung der Krawalle als unpolitisches Ereignis macht sich allerdings zu einem verbalen Wassereimer, um ein Feuer zu löschen, ohne über dessen Entstehung etwas zu sagen, das über die übliche mediale Verurteilung vermeintlich erlebnisorientierter Jugendlicher hinausgeht.«[63]

In der Folge argumentieren die AutorInnen ähnlich wie die *AG Repression und Öffentlichkeit*: Auch sie kritisieren die »stumme Gewalt«, die alles und jeden umgebe, die aber weitgehend unsichtbar sei. Der Aufruhr auf der Straße hingegen sei weniger alltäglich und somit sichtbarer, was bei vielen Menschen jedoch dazu führe, nur diese Form der Gewalt wahrzunehmen und alle anderen Formen der staatlichen, strukturellen Gewalt einfach auszublenden. Auf diese Weise werde letztlich das hegemoniale System aufrechterhalten, weil Protest dagegen stigmatisiert und geschwächt werde. Auch diejenigen Teile der Linken, die die Krawalle als unpolitisch oder ziellos kritisierten, beteiligten sich auf diese Weise an der Stabilisierung der Sicherheitsgesellschaft. Die AutorInnen setzen eine grundsätzliche Solidarität dagegen:

> »Mensch muss längst nicht alles gut finden, was passiert, um in der gestörten Nachtruhe auf dem Schulterblatt trotzdem einen emanzipatorischen Gehalt zu sehen. Wir sagen den Jugendlichen nicht ›Lasst die Steine liegen‹, wir sagen ihnen nicht ›Keine Gewalt‹, wir sagen ihnen nicht ›Habt keine Hoffnung auf ein anderes Leben‹.«[64]

Die Ausschreitungen und Krawalle werden von den AutorInnen als eine Art Suchbewegung beschrieben, in der AktivistInnen Ideen entwickeln, solidarische Praxis ausprobieren und Grenzen festlegen könnten; dass dabei auch destruktives Verhalten entstehe, sei unvermeidlich: »Wir werden als politische Bewegung immer nur dabei sein, unsere nächsten Fehler vorzubereiten.«[65] Entscheidend sei daher, aus den gemachten Fehlern zu lernen und gemeinsam voranzukommen.

Die AutorInnen plädieren also für eine kritisch-solidarische Haltung, ähnlich wie sie Karl-Heinz Dellwo gegenüber verschiedenen Ausschreitungen in Europa u.a. in Paris oder Athen, eingenommen hatte. Die AutorInnen zitieren Dellwo ausführlich mit einem Beitrag, den er bei einer Diskussion im Mai 2011 gehalten hatte. In dem Text führt er aus:

> »Ich bin kein expliziter Freund dieser Riots, denn ich weiß, dass die, die ganz unten sind, lange brauchen, bis sie ihren wirklichen Feind kennen. Sie handeln in der Regel zuerst immer gegen falsche Feinde. Sie brauchen aber unsere Solidarität […]. Bewusstsein, Identität entsteht in der Konfrontation. Sie haben ein Recht auf einen Lernprozess. […] Ich will sie verteidigen und solidarisch sein, aber ich kann sie nicht abfeiern. Sie sind

62 Titanic blubb 2,5, S. 5.
63 Ebd.
64 Titanic blubb 2,5, S. 7.
65 Ebd.

> genauso Ausdruck der Zerstörung durch das System wie ebenso des noch unbegriffenen Weges, um daraus zu entkommen. Nicht nur die äußeren gesellschaftlichen Verhältnisse stehen ihnen – und uns – im Weg, sondern auch die Verinnerlichung dieser Verhältnisse in uns. Es gibt keine radikale Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen ohne die Kritik an uns selbst.«[66]

In diesem Sinne fordern die AutorInnen auch eine solidarische Diskussion über die Ausschreitungen in Hamburg und über die erhoffte Entwicklung: »Wie wenden wir die Destruktivität dieser Gewalt in positive Formen zur Herstellung von Verhältnissen, die frei von Gewalt sind?«[67] Das Schanzenfest wird für eine solche Diskussion als prinzipiell geeigneter Rahmen gesehen, weil es eine Veranstaltung sei, die Menschen weit über ein rein linksradikales Spektrum hinaus anspreche, diese vielen unterschiedlichen Personen zusammenbringe und dabei zumindest für einen kurzen Moment die staatliche Hegemonie durchbreche und eigene Gesetzmäßigkeiten herstelle.

> »Es geht […] darum, dass mehr Menschen aus der radikalen Linken den Tag des Festes als Aufklärungs-, Mobilisierungs- und Interventionsort begreifen und nutzen. Denn vor allem am Tage entscheidet sich, wie politisch und wie wirkungsvoll das Fest als politischer Ort in den nächsten Jahren sein wird. […] Der erwartungsvolle Blick in die Nacht wie das Kaninchen auf die Schlange, verstellt eher die sich bietenden Möglichkeiten für Aktionen und Interventionsformen. Hausbesetzungen, Umzüge und Markierung von Leerstand sind einige Beispiele.«[68]

Die AutorInnen hatten mit »Splitter der Nacht« auf einen Beitrag *einiger Hamburger Autonomer* auf der Online-Plattform *indymedia* reagiert, in dem diese sich sehr viel skeptischer äußerten. Sie kritisierten die Ausschreitungen nach dem Fest als unpolitisches, zielloses »Rumgemackere«.

> »Denn das Ziel bei den ›Krawallen‹ war ja nicht so sehr (falls überhaupt) Aneignung oder politischer Ausdruck, sondern vielmehr Mackertum, Rumgepose und Militanzfetisch. Darin offenbart sich aber keine Unverträglichkeit mit den bestehenden Verhältnissen, sondern vielmehr deren Reproduktion auf der Straße. In Mackertum und sinnloser Militanz (falls hierbei überhaupt von Militanz gesprochen werden kann!) lässt sich beim besten Willen nichts Emanzipatorisches feststellen. Sie sind vielmehr regressive Tendenzen innerhalb der Linken.«[69]

Einige Hamburger Autonome reagieren wenig später auf den Essay von *Titanic blubb* und revidieren einige der Urteile aus ihrem ersten Beitrag. Der zweite Text der Autonomen schlägt einen entschuldigenden Tonfall an:

---

66 Dellwo, Karl Heinz (2011): Eingangsbeitrag zur Veranstaltung: Der Kommende Aufstand – Diskussion zu einem Pamphlet. Online verfügbar unter www.bellastoria.de/publications/veranstaltung/der-kommende-aufstand-diskussion-zu-einem-pamphlet-ort-golem-hamburg [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

67 Titanic blubb 2,5, S. 8.

68 Ebd.

69 Einige Hamburger Autonome (2011): Hamburg: Einige Bemerkungen zum Schanzenfest. Online verfügbar unter http://de.indymedia.org/2011/08/314362.shtml [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

> »Wir wollten unseren Unmut über die gefühlte Zwanghaftigkeit der Krawalle kundtun. Im Gegensatz zu dem Unterton eures Textes nahmen wir diese nämlich nicht als spontane Entladung der ›Unzufriedenen‹ wahr, sondern als inspirationslos vollzogene Traditionsriten.«[70]

Sie wehren sich gegen etliche Vorwürfe aus der linken Szene, ihr Text sei »denunziatorisch«, spreche den Aktionen ihren politischen Charakter ab oder versuche, das Vorgehen der Polizei zu legitimieren, und betonen erneut, dass es ihnen darum gegangen sei, zu einem reflektierten Vorgehen im nächsten Jahr anzuregen. »Wir entschuldigen uns ausdrücklich dafür, repressionslegitimierende Diskurse bedient zu haben und distanzieren uns von den gewählten Formulierungen.«[71]

Allerdings wiederholen die AutorInnen ihre Kritik an der Fixierung vieler TeilnehmerInnen auf die abendlichen Ausschreitungen. Ein solcher Fokus verhindere die angemessene Wahrnehmung des politischen Gehaltes des Festes, der sich tagsüber in zahlreichen Aktionen, Ständen und Veranstaltungen ausdrücke. Gleichzeitig gestehen sie ein, dass sie die Ambivalenz der abendlichen Situation nicht erkannt hätten. Mit Blick auf die Polizeipräsenz und das Vorgehen der Polizei bei den vergangenen Festen sei es falsch gewesen, die Krawalle als grundlos zu bezeichnen.

> »Denn was mittlerweile als Tradition daher kommt, war jahrelang eine Reaktion auf Bullenschikanen während und im Vorfeld des Festes, also keine aus dem Nichts kommende Gewalt, sondern Gegengewalt wider dem staatlichen Repressionsapparat und dem gewalttätigen gesellschaftlichen Normalzustand.«[72]

Auseinandersetzungen mit der Polizei seien als konkrete Konfrontation des Gewaltmonopols des Staates per definitionem politisch. Auch wenn die Krawalle demnach durch den mittlerweile bekannten Verweis auf staatliche Gewalt legitimiert werden, wird gleichzeitig eingeschränkt: »Wir fänden es aber genauso einseitig zu behaupten, dass der Konflikt mit der Polizei nicht von zumindest einigen der dort agierenden bewusst gesucht wurde. Wir halten auch daran fest, dass sich in der Suche dieses Konfliktes Mackertum ausdrückt.«[73]

Letztlich wollen die AutorInnen insbesondere ihr eigenes Schwarz-Weiß-Denken dekonstruieren. Anstatt unreflektiert von einem Dualismus »gute, politische Militanz« auf der einen und »schlechte, unpolitische Militanz« auf der anderen Seite auszugehen, hätten sie den inhärenten politischen Charakter der Aktionen wahrnehmen und betonen müssen. Auch wenn nicht alle Geschehnisse zu begrüßen seien, gestehen sie daher ein: »Es lässt sich also, entgegen unserer Einschätzung, ein emanzipatorisches, oder zumindest widerständiges Moment darin finden.«[74]

---

70 Einige Hamburger Autonome (2011): Einige Revisionen zu den Bemerkungen. Reaktion auf »Splitter in der Nacht«. Online verfügbar unter http://de.indymedia.org/2011/08/314627.shtml [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

71 Ebd.

72 Ebd.

73 Ebd.

74 Ebd.

Das Schanzenfest bleibt auch in den folgenden Jahren Bezugspunkt für Diskussionen über Militanz. 2013 kommt es nach einer nächtlichen Eskalation erneut zu hitzigen Diskussionen: Zwei linke AktivistInnen werden durch Messerstiche schwer verletzt, es kommt außerdem zu Schlägereien zwischen RandaliererInnen und Menschen, die bestimmte militante Aktionen verhindern wollen. Diese Vorkommnisse befeuern abermals die Diskussionen um das Verhältnis der radikalen Linken zu Militanz und Gewalt.

Die *Vorbereitungsgruppe des Schanzenfestes* veröffentlicht eine ausführliche Nachbereitung in der *Zeck*, in der sie insbesondere drei Punkte klarstellen will: Ein Bewertung des Festes dürfe nicht den Ablauf tagsüber ausblenden; die Geschehnisse der Nacht machten eine einfache Fortsetzung des Festes unmöglich; über die zukünftige Gestaltung des Festes müsse möglichst breit diskutiert werden. Die Gruppe charakterisiert das Fest wie folgt:

> »Das Schanzenfest will nicht Tourist_innen von nah und fern zeigen, wie alternativ und verrückt das Schanzenviertel ist. Es will einen abendlichen Krawall weder legitimieren noch verhindern. Das Schanzenfest will: sich seinen Raum selbst nehmen, ohne zu fragen. […] Und es will immer auch ein Forum bieten für politische Informationen, Aktionen und Auseinandersetzungen.«[75]

Dies habe dazu geführt, dass das Schanzenfest nicht einfach in das Standortmarketing der Stadt integriert werden konnte, sondern immer noch unberechenbar, unbequem und unverwertbar geblieben sei. Es habe außerdem eine deutliche Entwicklung hin zu mehr politischen Inhalten stattgefunden, auch wenn ein Großteil der Stände nach wie vor eher konsumorientiert gewesen sei.

Diese erfreulichen Entwicklungen seien durch die nächtlichen Geschehnisse jedoch konterkariert worden:

> »War das Straßenfest tagsüber nach unserer Wahrnehmung eines der besten seit Jahren, stellte sich der Abend als einer der beschissensten dar. […] Was vor der Flora gegen Mitternacht stattfand, hatte kaum mehr etwas mit den Auseinandersetzungen in der Vergangenheit zu tun, die sich schwerpunktmäßig gegen Polizeiübergriffe gerichtet hatten. Stattdessen fand eine Art Wettbewerb im Scheiße-Sein von mehr oder weniger besoffenen Männern statt.«[76]

AktivistInnen aus dem Umfeld der Flora hätten schließlich auf die unhaltbaren Zustände auf der Straße reagiert, indem sie die Feuer vor dem Gebäude löschten und das Feiern auf der Straße für beendet erklärten:

> »Die vielen Verletzten und der zunehmende Charakter eines Schützenfestes mit all seinen negativen Erscheinungsformen wie sexistische Sprüche, Mackerverhalten und Schlägereien bot ein Szenario der Männergewalt, das wir in dieser Form bisher nicht erlebt hatten und dem wir keine Bühne bieten wollen.«[77]

---

75 Schanzenfestvorbereitung 2012: Repression, Illusion, Implosion. Nachbereitung Schanzenfest. In: *Zeck* 172_2013, S. 10-12, hier S. 10.

76 Schanzenfestvorbereitung 2012, S. 11.

77 Ebd.

Das Ziel sei allerdings nicht, jetzt als Autonome für *Law and Order* zu sorgen, vielmehr gehe es darum, zu hinterfragen, »wie es zu einem solch beschissenen Verlauf des Abends überhaupt kommen konnte.« Dabei lehnen die AutorInnen eine Spaltung der BesucherInnen in vermeintlich friedliche AnwohnerInnen auf der einen und böse (angeblich auswärtige) »Krawalltouristen« auf der anderen Seite ab. »Wer unterschiedslos alles und jeden auf der Straße als Krawalltourist bezeichnet, schadet dem richtigen und notwendigen Eingreifen bei blödsinnigen Aktionen oder Übergriffen.« Ihre Kritik richtet sich sowohl gegen die Leute, die sinnlos und aggressiv andere BesucherInnen gefährdeten oder verletzten, als auch gegen jene, die in »Bürgerwehrmanier« gegen randalierende Gruppen vorgingen.

Die Ursache für die konkrete Form der Gewalt auf der Straße sei letztlich die städtische Entwicklung selbst: Die Aufwertung des Stadtteils habe zu immer mehr Kneipenkonzessionen und Außengastronomie und damit zu einer »Ballermannisierung« des Viertels geführt, steigende Mieten hätten Verdrängungsprozesse ausgelöst. »Damit verbunden ist eine Zunahme von Gewalt, Ausgrenzung und Ungleichheit im Stadtteil. Diese tritt in unterschiedlichen Formen auf. In ökonomischer Form durch Verarmung, in struktureller durch Verdrängung und in physischer vor allem in Form vom Männergewalt.«[78] Eine ausschließliche Beschäftigung mit dieser letzten Form der Gewalt verschleiere also die zugrundeliegenden Ursachen und verhindere so letztlich die Lösung des Problems. Messerstechereien und Schlägereien gehörten mittlerweile generell zum Alltag, sodass sie kein exklusives Problem des Schanzenfestes seien, sondern vielmehr eines der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Gruppe stuft die Zukunft des Schanzenfestes als offen ein und fordert eine möglichst breite Diskussion, wie man Vorfälle der Nacht zukünftig verhindern und positive Prozesse gezielt verstärken könne.

> »Es ist möglich, zwei Schanzenfeste in einem Jahr zu machen, um einer repressiven Verbotspolitik unseren Widerstand entgegenzusetzen. Ebenso möglich ist es allerdings, kein Schanzenfest zu veranstalten. […] Ebenso falsch, wie das Fest als politisches Projekt nicht zu verteidigen, finden wir, weiterzumachen, als wäre nichts passiert.«[79]

Das Papier der Vorbereitungsgruppe wird von einer anonymen autonomen Gruppe kritisch kommentiert: »Wenn sich einige davon auf den Schlips getreten fühlen, umso besser!«[80] Die KritikerInnen appellieren an einen ureigenen Wert der autonomen Bewegung: die Selbstorganisation. Statt sich im Nachhinein über den angeblich unpolitischen Riot zu beschweren, seien alle gefordert, selbst aktiv zu werden und sowohl den Tag als auch die Nacht des Festes selbst zu gestalten.

> »Zu viele kommen, konsumieren, amüsieren sich, gaffen ein bisschen und meckern später am Tresen. Ein Verhalten, das mit einer autonomen oder undogmatischen Theorie und Praxis so überhaupt nicht zusammen passt. Wenn die Delegation von Aufgaben

78 Schanzenfestvorbereitung 2012, S. 12.

79 Ebd.

80 O.A.: Kommentar zu dem Papier »Repression, Illusion, Implosion« – »wenn wir das Bild von 100 Autonome spielen Ordnungsamt vor der Flora oder 100 Autonome greifen die Bullen an vor Augen haben, wissen wir, welches wir uns wünschen«. In: *Zeck* 172_2013, S. 13.

> und Ansprüchen so sehr euer Ding ist, solltet ihr euch vielleicht mal bei den Parteiorganisationen umschauen.«[81]

Der Tag des Festes sei ein Erfolg gewesen, soweit stimme man der Vorbereitungsgruppe zu. Falsch sei aber, Tag und Nacht voneinander trennen zu wollen: »Wenn sich alle einig sind, dass sie Auseinandersetzungen eine selbsterfüllende Prophezeiung sind, können und müssen wir das zur Kenntnis nehmen und uns darauf einstellen. Es bekommt halt auch jede_r den Riot, den er/sie verdient.«[82] Auch für den Verlauf der Nacht müssten alle Verantwortung übernehmen und gemeinsam überlegen, wie man progressiv, militant und offensiv vorgehen könne. Auch der Abend müsse von Linksradikalen gefüllt werden, um ein Vakuum wie in diesem Jahr zu verhindern. Wobei die Gruppe einschränkt, dass selbstverständlich nicht wirklich alle für die militanten Aktionen verantwortlich seien:

> »Unsere Kritik richtet sich ausdrücklich nicht an Menschen, die sich generell auf Riot-Situationen nicht einlassen möchten/können oder die Vorbereitungsgruppe, sondern an die zahllosen Besserwisser_innen, Kneipenheld_innen und Piazza-Gaffer_innen (und natürlich auch an uns selbst).«[83]

Abschließend positioniert sich die Gruppe zu der neuen Gewaltdimension der Messerstiche von BesucherInnen gegen autonome AktivistInnen: Eine Lenkung der Aggressionen nach außen sei nicht gelungen, sodass sich die mittlerweile im Viertel zum Alltag gewordene Männergewalt innerhalb des Festes austobe. »Dass Linksradikalen die dauerpräsente Männergewalt in der Schanze erst dann auffällt, wenn sie ein Straßenfest feiern und es einen der unseren trifft, ist traurig.«[84] Da die Ursachen für diese Form der Gewalt nicht im Fest selber lägen, sei eine Absage des Festes auch keine Lösung, um Vorfälle dieser Art in Zukunft zu verhindern.

Nach der Demonstration für den Erhalt der Esso-Häuser und der Roten Flora und für das Bleiberecht der Lampedusa-Flüchtlinge im Dezember 2013 wird in der *Zeck* abermals über Sinn und Unsinn von Militanz diskutiert. Zur Erinnerung: Die Demonstration war bereits nach wenigen Metern von der Polizei aufgelöst worden, stundenlange Auseinandersetzungen folgten, die Polizei rief im Nachgang der Ereignisse für mehrere Wochen ein Gefahrengebiet aus, was weit über die linksradikale Szene hinaus für Diskussionen sorgte. Anders als bei den Diskussionen über Aktionen beim Schanzenfest oder am Ersten Mai wird nach dieser Demonstration nicht über die Frage diskutiert, ob die Gewalt entpolitisiert war oder ob es sich dabei überhaupt noch um genuin linksradikale Aktionen handelte. Vielmehr steht dieses Mal im Mittelpunkt der Debatte die Frage, welche Rolle militante Aktionen innerhalb eines linksradikalen Politikansatzes einnehmen können, ob beispielsweise Militanz auch dann praktiziert werden sollte, wenn potenzielle politische Verbündete davon abgeschreckt werden könnten.

Einige Autonome auf Reisen plädieren in ihrem Beitrag für eine breite gesellschaftliche Verankerung linksradikaler Politik. Zwar sei es nach der in ihren Augen skandalö-

81 O.A.: Kommentar zu dem Papier, S. 13.
82 Ebd.
83 Ebd.
84 Ebd.

sen Auflösung der Demonstration durch die Polizei richtig gewesen, an vielen unterschiedlichen Orten aktiv zu werden und im ganzen Stadtgebiet Sachbeschädigungen zu begehen. Insgesamt müsse man sich aber bemühen, die eigenen Aktionen für die Öffentlichkeit nachvollziehbar zu gestalten.

> »Wir sind der Ansicht, dass wir unser Handeln und Tun reflektieren, als auch nachvollziehbar und erklärbar gestalten müssen. Dies heißt nicht Anpassung, sondern Kommunikationsarbeit auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Räumen. Um es an dieser Stelle kurz zu machen, halten wir eine militante Praxis mit ihren direkten Aktionen, die keine Verankerung hat, für hoffnungslos.«[85]

Die Einrichtung des Gefahrengebiets sei aus dieser Perspektive ein »schöner und dummer Fehler« der Polizei gewesen. So sei der Versuch, polizeiliche Stärke zu demonstrieren, auch in weiten Teilen des Bürgertums auf Kritik gestoßen; zugleich hätten sich sehr unterschiedliche Menschen an Protesten und Aktionen gegen das Gefahrengebiet beteiligt. Insgesamt habe das Thema somit eine Brücke zwischen Linksradikalen und der linksliberalen Öffentlichkeit geschlagen.

Nach der Demonstration lässt sich aus der linken Szene immer wieder die Kritik vernehmen, man hätte die Auflösung der Demonstration nicht zulassen dürfen, sondern hätte sich militant gegen die Polizei zur Wehr setzen müssen. Dies wird von *Einigen Autonomen auf Reisen* zurückgewiesen – eine direkte Konfrontation mit der Polizei wäre nicht erfolgversprechend gewesen:

> »Eine quasi militärische Konfrontation mit dem hochgerüsteten Polizeiapparat ist nicht direkt zu gewinnen und der Stil, in dem die Texte verfasst wurden, lässt die Frage aufkommen, wo hier der eigentliche Wert politisch-militanter Aktionen gesehen wird. So lange feste draufhauen, damit der ›Bullenstaat‹ sein ›faschistisches Antlitz‹ zeigt, ist weder praktikabel noch sinnvoll und im Endeffekt Rumgemacker.«[86]

Statt sich in Gewaltphantasien gegen die Polizei zu verlieren, müsse die bessere Welt, um die die Linke kämpfe, auf anderen Wegen erreicht werden: »Die bessere Welt, die wir anstreben, können und müssen wir nicht militärisch erobern. Wir müssen sie lediglich neu schaffen, durch uns und unsere Praxis. Heute!«[87]

Die Gruppe *Autonome Kommunist*innen Hamburg* wiederum bestreitet vehement, dass bei militanten Aktionen die gesellschaftliche Vermittelbarkeit im Blick behalten werden solle. Es sei falsch, radikale Kritik als Protest zu formulieren, stattdessen sei Widerstand gefordert. Protest bedeute lediglich, zu sagen, was einem nicht passe; Widerstand hingegen bedeute, dafür zu sorgen, dass genau das nicht länger passieren könne:

> »Protest ist ein Dialog mit der Herrschaft. Protestierende erklären ihr Anliegen zu einem Ordnungsfall für den Staat. Gewalttätiger Protest ist da nicht besser. Wer einen

85 Einige Autonome auf Reisen, S. 8.
86 Einige Autonome auf Reisen, S. 7.
87 Einige Autonome auf Reisen, S. 8.

> Stein nur schmeißt, um ›gehört zu werden‹, kann gleich Unterschriften sammeln. Widerstand hingegen wendet sich gegen den Staat.«[88]

Das Argument, dass bestimmte Aktionsformen nicht anschlussfähig seien oder der Öffentlichkeit nicht vermittelt werden könnten, sei schon in seiner Prämisse falsch. Die Öffentlichkeit sei größtenteils nationalistisch eingestellt, in diesen Kreisen auf Zustimmung zu hoffen, sei völlig falsch. »Wer seine Praxis an dem Verständnis der Presse und ihrer Leser_innen ausrichtet, steht auf der anderen Seite der Barrikade.«[89]

Auch Kritik an direkten Aktionen gegen PolizistInnen wird in dem Beitrag zurückgewiesen. Die *Autonomen Kommunist*innen* positionieren sich gegen den oft vorgebrachten Einwand, dass die Polizei lediglich eine Funktion erfülle. Diese Funktion wird von den AutorInnen aber nicht in der Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung gesehen, sondern folgendermaßen beschrieben:

> »Sie prügeln uns auf Demos weg. Sie filzen uns. Sie treten unsere Türen ein. Sie foltern uns auf dem Revier. Sie brechen uns die Hände bei der ED. Sie durchwühlen unsere Unterwäsche. Sie hören unsere Telefonate ab. Sie verfolgen uns. Sie halten uns die Knarre an den Kopf. Sie erfüllen eine Funktion im demokratischen Rechtsstaat; und manchmal ein bisschen mehr. Es ist nicht menschenverachtend Steine auf sie zu werfen. Es ist menschenverachtend es nicht zu tun.«[90]

Mit der Frage nach legitimen und illegitimen Mitteln zur Erreichung der eigenen Ziele setzt sich auch *Peter Schaber,* Redakteur des linken Blogs »Lower Class Mag«, auseinander. Konkreter Anlass für seinen in der *Zeck* abgedruckten Artikel ist eine *Blockupy*-Demonstration in Frankfurt 2015, bei der die Polizei – anders als in den zwei Jahren zuvor am selben Ort – zumindest zeitweilig die Kontrolle über die Situation verliert und auch selbst zur Zielscheibe von Aktionen wird.

Der Autor kritisiert die darauffolgende, in den Massenmedien ausgetragene Gewaltdebatte: »Da es brannte, da Beamte verletzt wurden, da Scheiben klirrten, musste kommen, was kam: Eine Gewaltdebatte. Vom ›Tag der Gewalt‹ schrieben die Stuttgarter Nachrichten, ganz so, als ob es an anderen Tagen keine ›Gewalt‹ gäbe.«[91] Auch in diesem Text wird die Gewalt auf der Straße zu der stummen Gewalt, mit der das aktuelle Herrschaftssystem stabilisiert werde, ins Verhältnis gesetzt. Was seien ein paar geworfene Steine im Vergleich zu den Kriegen des Westens, zu der harten Austeritätspolitik, zum Zwang, sich der kapitalistischen Verwertungslogik zu unterwerfen, oder zur polizeilichen Repression? Die eigene Gewalt sei lediglich der Versuch, der vermeintlichen Unabänderlichkeit der herrschenden Gewalt etwas entgegenzusetzen. Der Autor stellt die moralische Frage, ob die eigenen Mittel bei dem Kampf um eine friedlichere, lebenswertere Welt das Ziel nicht bereits reflektieren sollten. Die Forderung nach völliger Gewaltfreiheit sei dabei allerdings irreführend: »Belügen wir uns nicht selbst.

---

88 Autonome Kommunist*innen: Hamburg muss sterben, damit wir leben können. In: *Zeck* 179_2014, S. 9-10, hier S. 9.

89 Autonome Kommunist*innen, S. 10.

90 Ebd.

91 Peter Schaber, Redakteur des linksradikalen Blogs lower class mag: Gewalt! In: *Zeck* 186_2015, S. 10-12, hier S. 10.

Noch jedes Mal, wenn es darum ging, die Gesamtscheiße von Grund auf umzuwühlen, gab es Gewalt – und zwar von jenen, die ein Interesse daran hatten, dass das schlechte Bestehende so bleibt, wie es ist.«[92] Egal, ob es sich um Chile unter Salvador Allende, den Spanischen Bürgerkrieg, die Oktoberrevolution oder den kurdischen Befreiungskampf handele – in allen Fällen sei es zu Gewalt gekommen, weil die Gegenseite einen Ausbruch aus Unterdrückung und Ausbeutung um jeden Preis verhindern wollte.

Es sei zwar richtig, dass die Linke für einen tatsächlichen Umsturz zunächst versuchen müsse, gesellschaftliche Gegenmacht aufzubauen, beispielsweise in Betrieben, in Stadtteilen, in kulturellen Milieus, weil ohne diese organisierte Gegenmacht ein Aufstand auf der Straße sinn- und perspektivlos sei. Daraus aber rückzuschließen, dass man jeden Aufruhr unterlassen solle, bis man eine gesellschaftliche Massenbewegung hinter sich habe, sei schlicht falsch:

> »Militanz ist nicht allein der Akt auf der Straße, sondern die Haltung der Unversöhnlichkeit mit dem schlechten Bestehenden. Es muss, auch in der Tat, der Bevölkerung gezeigt werden, dass Widerstand gegen dieses System legitim ist und dieser sich nicht in den Bahnen zu bewegen hat, die uns der Feind als einzig ›erlaubte‹ vorschreibt.«[93]

Der Autor spricht in diesem Zusammenhang von einer wichtigen Lernerfahrung:

> »Riots und Rebellion sind ein wichtiger Bestandteil des Erlernens einer Kultur der Konfrontation, die auf unser Verständnis, wie wir Politik machen, zurückwirkt. […] Zugleich sind sie zwar nicht […] ›Selbstbefriedigung‹ (das gibt es bei einigen auch, dazu später), wohl aber ›Selbstermächtigung‹. Sie durchbrechen, wenn auch nur für eine Sekunde und symbolisch, die Alltagserfahrung unveränderlicher Verhältnisse und eines übermächtigen Staates, gegen den ›man ja eh nichts tun kann‹.«[94]

Nach diesem Plädoyer für militante Aktionen folgt eine äußerst kritische Auseinandersetzung mit den konkreten Ereignissen in Frankfurt, die der Autor trotz seiner generellen Grundhaltung für eine politische Dummheit hält. Im Anschluss an die Auseinandersetzungen mit der Polizei seien DemonstrantInnen durch die Innenstadt gezogen und hätten wahllos mittelständische Autos, Straßenbahnen, Schaufenster kleiner Läden oder sogar Rettungswagen angegriffen.

> »Diese Ziele sind sinnlos, kontraproduktiv und nicht nur deshalb abzulehnen, weil – wie [der italienische Anarchist Errico] Malatesta schreibt – den durchführenden AktivistInnen offenbar völlig egal ist, ›was immer ihr Charakter oder ihre Wirkung auf die breiten Volksmassen sei‹, sondern darüber hinaus, weil man nicht einmal sich selbst gegenüber eine schlüssige politische Rechtfertigung für diese Dummheiten geben könnte.«[95]

Eine Kritik an solchen Aktionen habe nichts mit Reformismus oder Unterwürfigkeit zu tun, sondern sei die Konsequenz aus den eigenen politischen Zielen. Völlig zu Recht

92 Peter Schaber, Redakteur des linksradikalen Blogs lower class mag, S. 10.
93 Peter Schaber, Redakteur des linksradikalen Blogs lower class mag, S. 11.
94 Ebd.
95 Ebd.

habe es bereits während der Ereignisse lautstarke Unmutsbekundungen anderer DemonstrantInnen gegeben. Der Autor fasst abschließend zusammen:

> »Bei jenen, die ohne irgendeine Überlegung zu richtigen und falschen Zielen auf das Erzeugen von Trümmerhaufen stehen, verkehrt sich Militanz in ›Randale‹ und wird leer. Zwischen den beiden Extremen einer ›Gewaltlosigkeit‹, die es im kapitalistischen Alltag ohnehin nicht gibt, und dem wutentbrannten Nihilismus verläuft der Grat, auf dem zu balancieren ist. Er ist schmal, aber nur auf ihm kann man tanzen.«[96]

Dass die Diskussion um Vermittelbarkeit von Militanz beileibe kein neues Phänomen ist, zeigen beispielsweise zwei Artikel aus dem Jahr 1995. Hier wird bereits in einer relativ frühen Phase der Gentrifizierung im Hamburger Karoviertel über Sinn und Unsinn eines Angriffs auf einen sogenannten »Yuppie-Laden« debattiert. Aufschlussreich ist dabei auch, wie die VerteidigerInnen der Aktion eine kritische Distanzierung als Entpolitisierung und Verbürgerlichung der linken Szene umzudeuten versuchen und wie die KritikerInnen wiederum auf diese Vorwürfe reagieren.

Die VerteidigerInnen rechtfertigen die Aktion, bei der die Scheiben einer Kneipe eingeschlagen und danach Buttersäure in den Laden gekippt wurde, als ein Mittel im Kampf gegen die Umstrukturierung des Viertels. Natürlich könne durch solche Anschläge nicht der generelle Prozess der Aufwertung gestoppt werden, es handele sich eher um einen ersten Schritt im Rahmen breiterer Bemühungen. In jedem Fall falsch sei aber das teilweise vorgebrachte Argument, dass von solchen Zielen im (eigenen) Viertel generell abzusehen sei, weil BesucherInnen und BetreiberInnen der Geschäfte nicht die wirklichen Verantwortlichen seien.

> »Wir fragen uns, wo [die KritikerInnen der Aktion] die ›andere Seite‹ im Kampf gegen Umstrukturierung [sehen], wenn sie alle und alles, was im Viertel rumhängt, als in sich solidarisch wahr[nehmen]. Ein solches politisches Bild strotzt von einem platten Oben-Unten-Denken und bezieht nicht die Verantwortlichkeit jedes und jeder Einzelnen in Gewaltverhältnissen mit ein.«[97]

Die AutorInnen sehen dagegen nicht nur die NutzerInnen schicker Läden als Mitverantwortliche an der zunehmenden Ausgrenzung von sozial Benachteiligten, sondern geben auch der linken Szene eine Mitschuld an dieser Entwicklung.

> »Ja, die Autonomen von früher sind alt geworden. Nach dem Studium wird zu zweit in Vierzimmerwohnungen gelebt, ein Laden eröffnet oder sonst wie ›Karriere‹ gemacht. Ein Wohnprojekt unter 30 qm pro Person gilt als ›beengt‹ und Hausbesetzungen werden als veraltetes Stilmittel der 80er moniert.«[98]

Neben diesem Rückzug ins Private kritisieren die AutorInnen außerdem eine Entpolitisierung der Szene:

---

96 Peter Schaber, Redakteur des linksradikalen Blogs lower class mag, S. 12.

97 Möllfztx & hrgmpftjkb: Der Widerstand gegen Umstrukturierungen ist gerechtfertigt und nötig. In: *Zeck* 35_1995, S. 27f., hier S. 27.

98 Ebd.

> »Eigenes Nicht-Verhalten im Alltag gegenüber Gewaltverhältnissen [wird] nicht nur entschuldigt, sondern zur neuen Maxime politischen Handelns verklärt. Konsequentes Einschreiten und Verhalten paßt da nicht mehr ins Bild und wird als lustfeindlich, moralisch oder dogmatisch gerne ohne eine inhaltliche Auseinandersetzung ins Lächerliche gezogen. […] Damit einher gehen neue Lebenskonzepte. Und wenn diese damit enden, daß ›Autonome‹ sieben Mark pro 0,2 Liter Wein für einen ›anständigen‹ Preis erachten und der Meinung sind, daß Essen unter 20 Mark nicht zu haben ist, dann tragen sie zwangsläufig dazu bei, daß sich das soziale Klima im Viertel verschärft.«[99]

Die *Zeck*-Redaktion versieht diesen Artikel mit einer kritischen Anmerkung, in der sie sich zwar prinzipiell zu militanten Aktionen gegen die Umstrukturierung des Viertels bekennt, aber auch nicht mit Kritik an der konkreten Aktion spart. Insbesondere wird die Auswahl des Zieles bemängelt – nirgendwo sei eine Erläuterung zu finden, warum gerade diese Kneipe angegriffen worden sei; darüber hinaus sei die Wahl allein deshalb schon unglücklich, weil es sich bei dem betroffenen Laden um eine Kneipe handele, die vorwiegend von Homosexuellen besucht werde.

> »Es ist unserer Meinung nach aber enorm wichtig, bei militanten Anschlägen jeder Art auf öffentliche Räume, sich auch das dort verkehrende Publikum anzuschauen und diese Informationen auch mit in die Vorüberlegungen anzugreifender Orte miteinzubeziehen. […] Bleibt allerdings noch immer die Frage, wieso die Wahl nun gerade auf das Mess gefallen ist und nicht auf einen der zahlreich aus dem Boden sprießenden überteuerten Klamottenläden in der Marktstraße.«[100]

Explizite Zustimmung findet die Erkenntnis, dass es keine automatische Solidarität zwischen den verschiedenen Gruppen im Viertel gebe bzw. dass innerhalb des Viertels äußerst diverse Interessen existierten. Gänzlich ablehnend werden hingegen die Äußerungen über die linksradikale Szene kommentiert:

> »Wir kritisieren jedoch die recht oberflächlichen Aussagen über die Versnobbung der linken Szene. Allein das Bedürfnis nach mehr Platz in Wohnräumen zur persönlichen Entfaltung oder nach mal 'nem guten Essen, macht Menschen noch nicht zu Spießern. Es kann nicht darum gehen, Leute allein deshalb zu verurteilen, weil sie ihre Lebensqualität steigern wollen.«[101]

Wie absurd diese Vorwürfe seien, werde deutlich, wenn man sich Gedanken darüber mache, warum Menschen überhaupt politisch aktiv werden. Sehr schnell werde dann klar, dass die Ernährung oder die Wohnform allein keine ausreichende Erklärung liefern können:

> »Wir glauben auf jeden Fall nicht, daß allein das Wohnen auf Wohnklos oder das Essen von billigem Dosenfraß ein Beitrag zur Repolitisierung von Leuten ist und auch nicht,

99 Möllfztx & hrgmpftjkb, S. 27f.
100 Die Zeck Redaktion: Anmerkung der Redaktion. In: *Zeck* 35_1995, S. 28.
101 Ebd.

> daß diejenigen, die wie beschrieben leben, per se politischer sind als solche, die 30qm Wohnraum zur Verfügung haben.«[102]

Allerdings sei es prinzipiell richtig, sich Gedanken über die (damalige) Krise der Autonomen zu machen und zu mehr militanten Aktivitäten aufzufordern, weshalb der kritisierte Artikel zumindest ein sinnvoller Debattenbeitrag gewesen sei.

6.2 »Vorwärts in die Vergangenheit« – Militanz als Prinzip des Internationalismus

Anfang der 1990er Jahre entbrennt eine Diskussion um die antiimperialistische Gruppe AIZ (Antiimperialistische Widerstandszelle), in der auch das allgemeine Verhältnis der radikalen Linken zum bewaffneten Kampf gegen das System reflektiert wird. Da es sich dabei um eine kritische Abgrenzung autonomer Politik zum militanten Vorgehen klandestiner terroristischer Gruppen handelt, zeigt sich in dieser Debatte auch das Selbstverständnis linker Militanz jenseits antiimperialistischer Gewalt.

Einige Personen aus der *Zeck*-Redaktion erklären ihre relativ lange währende Zurückhaltung, sich zum Thema bewaffneter Kampf zu äußern, indem sie einerseits auf die zunächst angenommene Bedeutungslosigkeit und Kurzlebigkeit der AIZ verweisen, andererseits aber auch eingestehen, dass die von den Anschlägen betroffenen Institutionen und Personen ihnen nicht besonders leidgetan hätten. Schließlich, nachdem klar geworden sei, dass die AIZ nicht ebenso plötzlich wieder von der Bildfläche verschwinde, wie sie aufgetaucht war, veröffentlichen *Einige aus der Redaktion* doch noch eine längere Kritik,

> »nicht zuletzt, um ihnen [der AIZ] das symbolische Feld der Aneignung linker Geschichte nicht kampflos zu überlassen. Denn was die AIZ als Ergebnisse linksradikaler Bewegungen der letzten 30 Jahre festschreiben will, denunziert jegliche emanzipativen Ansätze der Politik der Neuen Linken.«[103]

Problematisch sei insbesondere das »Front-Konzept«, das Anfang der 1980er Jahre von der RAF entwickelt worden sei und dem sich die AIZ laut eigener Aussage anschließe. Kern des Konzepts sei es, durch bewaffneten Widerstand in den Metropolen den antiimperialistischen Kampf der Befreiungsbewegungen des Trikonts zu unterstützen und in das »Herz der Bestie« zu tragen. Zuvor sei ein Teilziel militanter Aktionen immer auch »bewaffnete Propaganda« gewesen, man habe den Schwachen und Marginalisierten der eigenen Gesellschaft durch die Aktionen Mut machen und sie zu eigenen Aktivitäten anregen wollen. Mit dem Front-Konzept verschwinde dieser Teil des militanten Kampfes: Nun stehe der militärische Nutzen einer Aktion im Fokus und nicht der politische Gehalt. Die damit einhergehende Entpolitisierung des bewaffneten Kampfes werde von der AIZ zwar selbst kritisiert, allerdings ohne daraus Konsequenzen zu ziehen.

---

102 Die Zeck Redaktion, S. 28.

103 Einige aus der Redaktion: Frozen Marighella. Eine AIZ Kritik. In: *Zeck* 46_1996, S. 11-14, hier S. 11.

Ein zweiter Kritikpunkt sei die mangelnde Reflektion des »Triple-Oppression«-Ansatzes, nach dem nicht nur der Kapitalismus für Ungleichheit und Unterdrückung verantwortlich sei, sondern gleichzeitig auch Rassismus und Sexismus. Die antiimperialistische Bewegung der 1970er Jahre sei zu naiv gewesen, den problematischen Kern vieler sogenannter Befreiungsbewegungen zu erkennen. Der Kampf gegen den Kapitalismus und für den Sozialismus habe im Mittelpunkt gestanden,

> »die Metropolenlinke glaubte noch weitgehend daran, daß wenn man ersteinmal so weit gekommen sei, die restlichen Widersprüche auch irgendwie gelöst werden könnten. Auch wenn z.B. der algerische Befreiungstheoretiker Franz Fanon schon damals darauf hinwies, daß das rassistische Unterdrückungsverhältnis wohl mit der Abschaffung des Kapitalismus nicht aufgelöst würde.«[104]

Darüber hinaus habe man nie wirklich reflektiert, dass die meisten der Befreiungsbewegungen für die »nationale Befreiung« kämpften, das alte Herrschaftssystem somit lediglich durch ein neues ersetzt werden sollte, das aus emanzipativer Sicht ebenfalls problematisch sei. »Zu häufig wurde die Macht der Wenigen nur verlagert: An die Stelle der kolonialen/kapitalistischen/imperialistischen Herrschaftseliten traten Partei/Militär/religiöse Institutionen.«[105]

Die AIZ habe sich nicht von einer idealisierenden Betrachtungsweise lösen können und sehe sich als Verbündete von fragwürdigen Bewegungen:

> »Tschetschenische Widerstandskämpfer, der iranische Staat, der fundamentalistische Djihad Islami in Palästina, die FIS in Algerien, Ghaddafis Libyen, der Leuchtende Pfad Perus… Alles nicht gerade Bewegungen, die einem Anlaß zur Hoffnung geben, bei ihrem Sieg würden wir einer befreiten Gesellschaft ein Stück näher kommen.«[106]

Mit ihrem Fokus auf den Kampf gegen den Imperialismus sei die AIZ auf eine antiimperialistische Front in der Peripherie angewiesen, in die dann unreflektiert auch islamistische Bewegungen integriert würden. Nähme die AIZ den Ansatz sich wechselseitig überlagernder und verstärkender Unterdrückungsmechanismen ernst, würde das hingegen dazu führen, die verschiedenen Widersprüche einer Gesellschaft in ihrer Komplexität wahrzunehmen und »die Praxis und die Theorie der Befreiungsbewegungen kritisch zu hinterfragen und nicht länger die eigenen Befreiungsvorstellungen auf sie zu projizieren.«[107]

Positiver Bezugspunkt für die AIZ seien ausgerechnet die Entführungen der Lufthansamaschine »Landshut« 1977 und der israelischen Sportler während der Olympischen Spiele in München 1972 durch palästinensische Kommandos, obwohl beide Aktionen in höchstem Maße kritikwürdig gewesen seien. In beiden Fällen hätten sie sich gegen Menschen gerichtet, die allerhöchstens mittelbar Verantwortung für die Politik ihrer Staaten trugen, als deren Stellvertreter sie entführt wurden, in beiden Fällen seien die Aktionen niemandem vermittelbar gewesen und hätten der Sache nur geschadet.

104 Einige aus der Redaktion, S. 12.
105 Ebd.
106 Einige aus der Redaktion, S. 13.
107 Ebd.

»Sowohl die ›Landshut‹-Entführung als auch die Aktion des Schwarzen September in München repräsentieren klare Fehler emanzipativer Politik, die auf keinen Fall wiederholt werden dürfen.«[108]

Neben der unzureichenden Auseinandersetzung mit den eigenen Ansätzen und den teilweise fragwürdigen Zielen der eigenen Aktionen kritisieren die AutorInnen aus der *Zeck*-Redaktion abschließend auch die Zielvorstellungen der AIZ. In den zahlreichen umfangreichen Veröffentlichungen der Gruppe sei kaum etwas Konkretes über die Gesellschaft, für die sie kämpfen will, zu finden. Lediglich die Chiffre von einem »einfachen und gerechten Leben« werde mehrfach verwendet, ohne dass klar werde, was ein solches Leben ausmache.

> »Das Streben nach den einfachen und klaren Lösungen muß genau um seiner Einfachheit willen alles gleichmachen. […] Gerade die linke Politik und Diskussion der letzten 20 Jahre [hat gezeigt], daß die dichotomische Verkürzung auf entweder/oder, gut/böse, Mensch/Schwein in der Regel die viel kompliziertere Realität der Gesellschaft nicht widerzugeben oder gar zu analysieren vermocht hat. […] Die neue alte Einfachheit ist allerdings teuer erkauft. Ihr Preis ist die Aufgabe des Begriffs der Emanzipation und der Kritik von Herrschaft allgemein.«[109]

Auch in dem Artikel »Vorwärts in die Vergangenheit«, der ursprünglich in der *radikal* 153 erschienen war, wird die AIZ scharf kritisiert. Die anonymen AutorInnen führen aus: »Die AIZ ist ein vehementer Schritt in die Vergangenheit, sie ist nicht die Militanz und revolutionäre Strategie der 90er Jahre, wie sie aus den Fehlern, Erfahrungen und Chancen der letzten 25 Jahre entstehen sollte.«[110] In diesem Text wird die AIZ ebenfalls für ihre theoretische Fundierung, ihren Bezug auf (vermeintliche) antiimperialistische Befreiungsbewegungen und ihr konkretes Vorgehen angegriffen. Zunächst wird die Fixierung der Gruppe auf ihre Feinde und den militanten Kampf gegen diese kritisiert, weil eigene Utopien und Ziele dahinter kaum zur Sprache kämen: »Wenn eigene Ziele negativ bestimmt werden und eigene positiv formulierbare Utopien, Grundsätze und Maßstäbe eigenen Handelns fehlen, dann reicht das nicht. Die Bestimmung am Feind vermag nicht diese Lücke zu füllen.«[111] Insbesondere der bereits erwähnte positive Bezug der AIZ auf die Entführung der Lufthansamaschine wird strikt abgelehnt:

> »Wer sich sogar in seinem Namen auf eine derart falsche Aktion bezieht, ist entweder leichtfertig, weil er/sie die historischen Fakten nicht kennt, oder er/sie lehnt Angriffe auf (metropolitane) ZivilistInnen nicht eindeutig ab. In dem Fall ist es keine Unwissenheit, sondern eine politische und ›potentiell‹ praktische Position, die von links aus bekämpft werden muß wegen ihrer potentiellen Gefährlichkeit.«[112]

Die AIZ kritisiere mit keinem Wort die Frauenfeindlichkeit, den latenten Antisemitismus und handfesten Nationalismus bei vielen ihrer BündnispartnerInnen, somit bleibe ihr rhetorisches Bekenntnis zum *Triple-Oppression*-Ansatz ohne jegliche praktischen

108 Einige aus der Redaktion, S. 14.
109 Ebd.
110 O.A.: Vorwärts in die Vergangenheit. In: *Zeck* 46_1996, S. 15-18.
111 O.A.: Vorwärts, S. 15.
112 O.A.: Vorwärts, S. 16.

Folgen. Vielmehr sei man opportunistisch bereit, für ein möglichst breites antiimperialistisches Bündnis bei anderen Gruppen über alle Unzulänglichkeiten hinwegzusehen. Schon die verwendete Sprache in den Bekennerschreiben zeige den mangelnden Reflexionsgrad der Gruppe: »Die Sprache in den Texten ist gelegentlich militärisch-männlich-großkotzig, wie aus den allerersten Tagen der BRD-Guerilla, ein typisches Anzeichen für politisch unfertige Gruppen.«[113]

Auch die Ziele der bisherigen Aktionen der AIZ werden kritisiert. Obwohl auf höchstem Abstraktionsniveau der amerikanische Imperialismus kritisiert werde, richteten sich die Aktionen gegen kleine, relativ unbedeutende Ziele. Dass ein CDU-Hinterbänkler von der AIZ mit dem Tod bedroht werde, sei ein deutliches Zeichen der Schwäche:

> »Muß er die Schwäche der AIZ ausbaden, andere – bessere – Ziele nicht angreifen zu können? Soll er ›potentiell‹ draufgehen, weil es bis in die USA zu weit ist und die wichtigsten Einrichtungen zu gut gesichert sind? Wenn die Qualität von Sicherheitsmaßnahmen bestimmt, wer angegriffen wird, wäre das eine Fremdbestimmung von Aktionszielen und somit ein Armutszeugnis erster Güte.«[114]

Dass die AIZ an potenziell tödlichen Aktionen festhalten wolle, um mehr Druck auf die politischen Eliten der BRD ausüben zu können, sei daher ein gefährlicher Fehler.

Die AutorInnen des Textes ziehen zusammenfassend eine vernichtende Bilanz:

> »Eine Gruppe wie die AIZ, die sich trotz verbaler Zustimmung zum Triple-Oppression-Ansatz auf teilweise zutiefst reaktionäre Gruppen im Trikont bezieht, die ungenau mit der Frage des Tötens umgeht, die historisch überholte Konzepte wiederbeleben will, die hat keine Chance. Die AIZ ist nicht die militante Theorie und Praxis, die den 90er Jahren fehlt. Die AIZ ist zumindest überflüssig. Und wenn sie sich wie befürchtet weiterentwickelt, wird sie zu einem Problem des Linken. Weniger scharf kann es leider nicht gesagt werden.«[115]

Ein retrospektiver Überblick von *Klaus Viehmann* über die historische Rolle von Militanz als ständiger Begleiterin der internationalistischen Solidarität findet sich 1997 in der *Zeck*. Dass Militanz ein wichtiger Bestandteil der Geschichte der sogenannten Neuen Linken sei, werde häufig übersehen – dabei sei bereits auf dem Vietnam-Kongress im Februar 1968 über die Rolle von Gewalt diskutiert worden. Erich Fried habe sich beispielsweise vehement dagegen ausgesprochen, Gewaltlosigkeit zu einem absoluten Prinzip zu erheben, und lediglich die Anpassung der eigenen Strategie an die konkrete Situation gefordert. Auch die Idee der Stadtguerilla, die die Kämpfe des Trikonts in die Metropolen des Westens tragen sollte, sei auf diesem Kongress bereits formuliert worden.[116] Die Ursache sei klar: Da die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft im Kern nach wie vor reaktionär und autoritär gewesen sei (alte Nazis auf wichtigen Posten, Verbot

113 O.A.: Vorwärts, S. 17.
114 O.A.: Vorwärts, S. 18.
115 Ebd.
116 Vgl. Viehmann, Klaus: Militanz – die ausgeblendete Seite des Internationalismus. In: *Zeck* 58_1997, S. 8-12, hier S. 8.

der KPD, Tabuisierung von Homosexualität etc.), sei ein sehr gründlicher Bruch mit dem Alten notwendig gewesen, um eine emanzipatorische Lebensweise anzustreben.

Militanz – sowohl die eigenen persönlichen Lebensverhältnisse betreffend als auch im Kampf gegen das politische System – sei für viele AktivistInnen der 1960er und 70er Jahre eben dieser erforderliche radikale Bruch gewesen.

> »Aber Militanz mit ihren scheinbar eindeutigen Fronten, mit ihren scheinbar ›absolut entschlossenen‹ AkteurInnen und ihren scheinbar völlig klaren Entscheidungen ist tatsächlich im Dschungel der Widersprüche genauso befangen wie jede andere Theorie und Praxis. Die eindeutigen Fronten – und eindeutige Fronten sind wichtig, um zuschlagen zu können – sind nur so lange klar, wie einige liebgewordene Prämissen über Oben und Unten und Gut und Böse nicht angezweifelt werden.«[117]

Aus diesem Grund sei der durchweg positive Bezug auf militante Bewegungen immer problematisch gewesen, denn auch die Befreiungsbewegungen seien bei weitem nicht so emanzipatorisch und revolutionär gewesen, wie man es sich gewünscht hätte. Der Grund dafür habe in den beteiligten AkteurInnen selbst gelegen: Da sie allesamt in der alten, von ihnen bekämpften Gesellschaft aufgewachsen und sozialisiert worden seien, seien sie auch von deren Widersprüchlichkeiten und Unzulänglichkeiten geprägt; niemand sei in der Lage, sich durch pure Willensanstrengung von der eigenen Geschichte zu befreien.

Der relative Erfolg der Neuen Linken habe diese inhärenten Schwächen relativ lange überdeckt, weil über die eigenen Mängel und Grenzen nur bei der Analyse von Niederlagen nachgedacht worden sei. Bis Mitte der 1970er Jahre habe die Neue Linke aber nur Erfolge, das Anwachsen ihrer Kräfte und die Offensive gekannt. »Das Überwintern in schwierigen Verhältnissen oder eine Defensive hatten wir nicht gelernt und bis dahin auch nicht nötig gehabt.«[118] Genau eine solche historische Situation sei prädestiniert für die Entstehung von Militanz:

> »Es ist erklärlich, daß Militanz entsteht, wenn einerseits der Geschichtsoptimismus und der Glaube an eine kommende weltweite Befreiung noch vorhanden sind, aber andererseits die Schwierigkeiten des revolutionären Projekts und die Widerstände der Herrschenden deutlicher werden: Der Geschichtsoptimismus gibt dem persönlichen Risiko einen klaren Sinn, es wird akzeptiert, um das große Ziel der weltweiten Befreiung zu erreichen. Das Erkennen der Schwierigkeiten auf dem Weg zur Befreiung und die Brutalität des Feindes legitimieren die Wahl anderer Mittel, es wird von links aus zu- und zurückgeschlagen.«[119]

Die Enttäuschung darüber, dass in der BRD keine revolutionäre Massenbewegung entstanden sei, habe dann dazu geführt, dass der Internationalismus und die Militanz ein Bündnis eingingen – in der Hoffnung, durch eine Zusammenarbeit revolutionärer Kräfte weltweit auch die Politisierung der Metropolen voranzutreiben.

---

117 Viehmann: Militanz, S. 9.
118 Ebd.
119 Viehmann: Militanz, S. 10.

Dieser militante Internationalismus habe aber eine ganze Reihe blinder Flecken gehabt, die bereits in der Kritik an der AIZ angesprochen wurden: Die mangelnde Sensibilität für Rassismus und Sexismus habe dafür gesorgt, dass die Unterdrückung auch in den eigenen Reihen fortbestanden habe. Rassismus sei in der Linken lange als ein simples Herrschaftsinstrument im Klassenkampf betrachtet worden; dass auch die Arbeiterklasse selbst rassistisch eingestellt sein könne, sei viel zu spät erkannt worden. Antirassistische Kämpfe, beispielsweise gegen die Apartheit in Südafrika, hätten lediglich als ein Unteraspekt des Klassenkampfes gegolten. Die Blindheit der westlichen Linken für die verschiedenen Dimensionen von Unterdrückung könne auch durch die Angst vor dem Verlust der eigenen Privilegien erklärt werden. In jedem Fall habe diese eingeschränkte Perspektive zu fatalen Fehleinschätzungen geführt:

> »Weil Internationalismus eigentlich nur Kapitalismus und Imperialismus ernst nahm und militant bekämpfte, die Bedeutung von Patriarchat und Rassismen aber unterschätzte, sah der Feind, von dem sozusagen nur ein Drittel registriert wurde, schwächer aus, als er war. Die anderen beiden Drittel stabilisierten ihn auf Ebenen, die von links aus nicht mal angekratzt wurden.«[120]

Zwar habe es immer wieder militante Aktionen gegeben, die alle drei Unterdrückungsmechanismen adressiert hätten; insgesamt aber habe die Linke mit ihrer hauptsächlichen Unterstützung nationaler Befreiungsbewegungen zu oft die Chance auf eine wirklich progressive Politik vertan. Solidarität hätte sich nicht an den »Klassenbruder« richten sollen, sondern an alle, auf deren Rücken die eigenen Privilegien aufrechterhalten worden seien. *Klaus Viehmann* skizziert auch, wie seiner Meinung nach eine militante, internationalistische Politik in den 1990er Jahren aussehen könnte: Die westliche Linke müsse sich von ihrem Denken in Haupt- und Nebenwidersprüchen verabschieden und die eigenen Privilegien stärker reflektieren.

> »Letztlich wäre eine neue Definition von ›links‹ erforderlich. Marx hat das schon ganz schön getan, nämlich als ›das Umwerfen aller Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen‹ ist. Der Fehler war, daß mit ›Mensch‹ nicht alle Menschen gleichermaßen gemeint waren und mit ›alle Verhältnisse‹ nicht wirklich alle.«[121]

Die Freiheit, für die die Linke kämpfen müsse, sei unteilbar – niemand sei wirklich frei, solange noch die eine oder andere Form der Unterdrückung existiere. Abschließend stellt sich der Autor die Frage, warum der Internationalismus in den 1990er Jahren schwächer und weniger militant sei als in den vorangegangenen Jahrzehnten. Eine Erklärung laute, dass der spezifische historische Moment, in dem Militanz entstehe, mittlerweile vorbei sei. Zwar seien Ungerechtigkeiten und Empörung geblieben, es fehle aber der Geschichtsoptimismus, der an zu vielen Rückschlägen gebrochen sei.

> »Bereitschaft zu persönlichen Konsequenzen für eine politische Praxis gegen den gesellschaftlichen Mainstream entsteht nicht rein rational, sie braucht das Gefühl, den

120 Viehmann: Militanz, S. 11.
121 Viehmann: Militanz, S. 12.

> Wind der Geschichte im Rücken zu haben, und die begründete Illusion, siegen zu können. Heute muß weniger reichen, nämlich die Gewissheit, ›Recht zu haben‹ und etwas Sinnvolles zu tun. Wenn nicht für die Revolution, dann für das Verhindern der Barbarei.«[122]

6.3 »Für einen solidarischen und respektvollen Umgang in linken Strukturen!« – Militanz in innerlinken Auseinandersetzungen

Auch wenn Militanz in der linken Szene zunächst als konsequente innere Haltung verstanden wird, umfasst sie natürlich – wie mittlerweile deutlich geworden sein sollte – auch eine konkrete Ebene von Gewalt. Diese richtet sich im Regelfall insbesondere gegen Sachen, in selteneren und stets umstrittenen Fällen auch gegen den politischen Gegner. Als dieser gelten zumeist Rechtsradikale oder PolizistInnen. Gewalt gegen diese Personengruppen wird zwar nicht grundsätzlich gefordert, aber ebenso wenig grundsätzlich abgelehnt. Ein Spezialfall von militanten Auseinandersetzungen liegt allerdings jenseits der Aufteilung in die Dichotomie zwischen Linken und Rechten: gewaltförmige Konflikte *innerhalb* der linken Szene.

Zu solchen Auseinandersetzungen kommt es im Laufe der Jahre zwar immer wieder, beispielsweise Mitte der 1990er Jahre in einem von Punks und Autonomen gemeinsam bewohnten Wohnprojekt in Hannover.[123] Lange Zeit bleiben solche Vorfälle tendenziell Randnotizen. Insbesondere mit dem Aufkommen der sogenannten antideutschen Kritik (vgl. dazu ausführlicher Abschnitt 8) intensivieren sich aber die innerlinken Konflikte, mehrfach kommt es sogar zu gewalttätigen Übergriffen innerhalb der bundesrepublikanischen linken Szene.

Der Konflikt wird natürlich auch in Hamburg ausgetragen, wo die Flora wiederholt Schauplatz von Auseinandersetzungen zwischen antideutschen und antiimperialistischen Personen und Gruppen wird. Die Heterogenität der NutzerInnen sei laut dem *Hausplenum der Roten Flora* aber gerade eine entscheidende Qualität des Zentrums:

> »Die Flora war und ist immer auch ein Spiegelbild der Konflikte und Auseinandersetzungen der radikalen Linken. Entsprechend heterogen sind die Blickwinkel, die hier zusammenkommen. Wir halten diese Heterogenität jedoch nicht einfach für einen Mangel, sondern sehen in ihr die Chance, über Differenzen hinweg politische Grenzen innerhalb linker radikaler Bewegungen zu bestimmen und ohne Anspruch auf umfassende Klärung und absolute Wahrheit einen (Minimal-)Konsens zu entwickeln, um Handlungsfähigkeit zu gewinnen.«[124]

Das Problem im Konflikt um antideutsche Kritik bestehe darin, dass beide Seiten kein Interesse hätten, ihre Maximalstandpunkte aufzugeben und sich auf einen Minimalkonsens zu verständigen. Stattdessen seien die Konflikte von polemischem Getöse,

122 Viehmann: Militanz, S. 12.

123 Vgl. dazu z.B. eine Autonome vom Treff: Zu den Auseinandersetzungen um das Sprengel zwischen Autonomen und Punks. In: *Zeck* 46_1996, S. 9f.

124 Hausplenum der Roten Flora: Für einen solidarischen und respektvollen Umgang in linken Strukturen! Gewaltverhältnisse bekämpfen! In: *Zeck* 168_2012, S. 6-8, hier S. 6.

identitären Gesten, Abgrenzungen, Vereinfachungen und pauschalen Schuldzuweisungen geprägt. Insbesondere zwei wiederkehrende Verhaltensweisen werden kritisiert: einerseits Revierkämpfe auf Partys und Veranstaltungen, andererseits der jeweils gegenseitige Vorwurf, »Anti-Antifa-Arbeit« zu betreiben, konkret beispielsweise DemoteilnehmerInnen abzufotografieren, Bilder zu veröffentlichen und Namen und Gruppenzugehörigkeiten zu nennen.

> »Ein respektvoller Umgang in innerlinken Konflikten, der den politischen Gegner ernst nimmt, gehört für uns zu den Basisbanalitäten. […] Solche Praktiken haben in der Auseinandersetzung nichts zu suchen und lassen sich auch nicht dadurch rechtfertigen, den politischen Gegner aus der Linken heraus zu definieren.«[125]

Eine solche denunziatorische Haltung verstoße eindeutig gegen die üblichen und notwendigen Regeln des Umgangs miteinander und sei daher tatsächlich ein Ausschlussgrund für eine zukünftige politische Zusammenarbeit.

Ausführlich geht das *Hausplenum* auf die Rolle von Gewalt in den Auseinandersetzungen ein. Beide typischen Verhaltensweisen, mit denen auf gewalttätige Konflikte reagiert werde, würden hinter die Diskussionen der radikalen Linken zum Thema Gewalt zurückfallen und müssten daher erneut überdacht werden. Meistens werde Gewalt untereinander von der einen Seite als Rückfall in die Barbarei vormoderner Zustände bezeichnet, gegen die die Mindeststandards der bürgerlichen Gesellschaft verteidigt werden müssten; die andere Seite trivialisiere den Vorfall dagegen als einfache »Schelle«, die einen eh nicht mehr links denkenden Menschen zu Recht getroffen habe. Beide Ansätze berücksichtigten aber kaum, dass ein Ausgangspunkt linker Politik die Erkenntnis sei, dass alle gesellschaftlichen Verhältnisse auf unterschiedlichen Ebenen gewalttätig seien – obgleich diese verschiedenen Ebenen der Gewalt unterschiedlich stark sicht- und wahrnehmbar seien.

> »Ein wesentlicher Ansatz linker Politik ist es, diesem Mechanismus eine militante und selbstbestimmte Praxis entgegenzusetzen, um Herrschaftsverhältnisse in Frage zu stellen und Gegenmacht aufzubauen. Militanz in diesem Sinne ist nicht einfach gleichzusetzen mit Gewalt, sondern meint zunächst einmal ein selbstbestimmtes Handeln – was den Einsatz von Gewalt beinhalten kann. Dabei heiligt weder der Zweck die Mittel, noch sind die Mittel Selbstzweck. Es ist weder hilfreich, entsetzt vor ›der Gewalt‹ zu erstarren, noch sie zu trivialisieren. Stattdessen bedarf es eines genauen Begriffs der herrschenden Verhältnisse sowie einer verantwortungsvollen und inhaltlichen Bestimmung der eigenen Praxis.«[126]

In bestimmten Fällen sei es also legitim, Gewalt anzuwenden. Dies gelte aber dezidiert nicht für Konflikte innerhalb der eigenen Szene:

> »Während es auf dieser Grundlage oftmals richtig ist, Nazis und Bullen die Straße entgegenzusetzen, ist für uns eine Grenze überschritten, wenn Leute in innerlinken politischen Auseinandersetzungen physisch oder psychisch beeinträchtigt werden. Sicher-

125 Hausplenum der Roten Flora, S. 6f.
126 Hausplenum der Roten Flora, S. 7.

> lich werden wir in unseren Strukturen und unserer Organisierung, in unseren Debatten und Kämpfen auch immer wieder die Gewalt der Verhältnisse reproduzieren. Doch unser Ziel muss es sein, bereits im Hier und Jetzt andere Formen des Miteinanders zu entwickeln.«[127]

Aus diesen Gründen wird eine weitere politische Zusammenarbeit mit denjenigen linken Gruppen, die für die Übergriffe verantwortlich seien, explizit ausgeschlossen.

Spannend sind auch die Grenzen des legitimen linken Handelns, die im weiteren Verlauf deutlich werden. Einige der angegriffenen Personen hatten nach dem Vorfall Anzeige bei der Polizei erstattet und sich damit eindeutig von dem linksradikalen Konsens (»Keine Zusammenarbeit mit Polizei und Justiz«) verabschiedet. Dies sorgte in Teilen der Szene für Empörung bzw. sogar für eine retrospektive Verharmlosung oder Rechtfertigung der Tat, weil die Opfer ja offensichtlich gar keine Zugehörigen der eigenen Strukturen seien bzw. sich selbst ebenfalls nicht an den Szene-Kodex hielten. Auch das *Hausplenum der Flora* verurteilt die Kooperation mit den staatlichen Ordnungskräften, fordert aber parallel eine größere Bereitschaft der eigenen Szene, in solchen Fällen statt Polizei und Justiz selbst aktiv zu werden: »Wir halten Anzeigen weder für ein richtiges Mittel, noch für einen sinnvollen Umgang bei Gewaltübergriffen im Rahmen linker Strukturen. Ebendiese Haltung erfordert aber auch ein aktives und solidarisches Verhalten der Szene in solchen Fällen.«[128] Dass sich Betroffene an die Polizei wenden, sei daher kein Verrat, sondern eine Niederlage; und zwar keine Niederlage des betroffenen Opfers, sondern der Linken als Ganze, weil sie es so weit habe kommen lassen.

Das *Hausplenum* betont dennoch die prinzipielle Verweigerungshaltung der radikalen Linken gegenüber Polizei und Justiz: Strafen seien nicht gleichzusetzen mit Schutz der Betroffenen, sondern würden insbesondere ein gesellschaftliches Rachebedürfnis stillen und somit zu einer Stabilisierung der herrschenden Verhältnisse beitragen. Daher sei es nur in Ausnahmefällen eine Option, die bürgerlichen Ordnungsinstanzen einzuschalten:

> »Uns ist klar, dass die Haltung ›keine Zusammenarbeit mit der Polizei‹ in der Realität ihre Grenzen hat, z.B. bei schweren Verletzungen, Vergewaltigungen oder auch bei Übergriffen von Nazis. Wir leben nicht in einer befreiten Welt und für die Betroffenen von Gewalt gilt dies besonders. […] Wo es darüber hinaus aber um die Offenlegung von Namen und Strukturen linker Gruppen geht, machen sich die Betroffenen zum Teil des Repressionsapparates und gefährden nicht nur sich selbst, sondern linke und autonome Standards insgesamt.«[129]

127 Hausplenum der Roten Flora, S. 7.
128 Ebd.
129 Ebd.

6.4 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen mit Militanz gelernt?

Nach der Darstellung der Debatten über Militanz in der *Zeck* steht nun abermals die Frage nach dem kollektiven Lernen im Raum: Welche Lernprozesse sind im Themenfeld Militanz erkennbar? Wo liegen die Besonderheiten?

Ähnlich wie im Themenfeld Sexismus gibt es auch in den Debatten um Militanz einen relativ konstanten Wissensstand, der trotz aller Diskussionen nie fundamental zur Disposition steht: Militanz, zunächst verstanden als konsequente, kompromisslose und kämpferische Haltung, ist essenziell für die linksradikale Identitätskonstruktion und wird daher nicht grundsätzlich infrage gestellt. Die Bereitschaft zu einer militanten Haltung ist eines der zentralen Unterscheidungsmerkmale, die die linksradikale Szene von der »reformistischen«, »angepassten« oder »bürgerlichen« Linken trennt. Mit großer Mühe und viel Einsatz wird diese Trennlinie immer wieder aufs Neue stabilisiert, was sich u.a. in der beinahe schon obsessiven Berichterstattung über militante Aktionen zeigt.

Auch in Bezug auf die grundsätzliche Funktion und Rolle von Militanz für linke Politik kann von einem weitgehenden konsensualen Wissen ausgegangen werden: Militanz ist nicht nur wichtig für das identitäre Selbstbild der AktivistInnen, sondern wird auch als sinnvolles und teilweise erfolgversprechendes Mittel im Rahmen politischer Kampagnen gesehen. Dass militante Mittel prinzipiell notwendig und nützlich sein können, wird nur äußerst selten bezweifelt. Andersherum ausgedrückt: Wer die Legitimität von Militanz grundsätzlich infrage stellt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht als radikale(r) Linke(r) anerkannt.

Diese grundsätzliche Befürwortung von Militanz verhindert dennoch nicht, dass konkrete Aktionen und Vorfälle immer wieder zum Auslöser kritischer Debatten werden: Bezweifelt wird in diesen Fällen zumeist, dass die stattgefundenen Aktionen den szeneinternen Ansprüchen an Militanz genügt haben. Diese Ansprüche umfassen sowohl interne als auch externe Faktoren einer militanten Aktion: So sollten militante Aktionen nur stattfinden, wenn die körperliche Gefährdung von Unbeteiligten ausgeschlossen werden kann; die politischen Ziele sollten erkennbar und vermittelbar sein, die handelnden AktivistInnen sollten sich mit den potenziellen Konsequenzen ihrer Tat beschäftigt haben usw. Bei der konkreten Kritik werden meistens Verstöße gegen diese Ansprüche herausgearbeitet. Ein wiederkehrendes Motiv der Kritik ist beispielsweise der Verweis auf die ausbleibende inhaltliche Fundierung einer Aktion, die dann zwangsläufig in eine reine Zurschaustellung des Gewaltfetischs und der Männlichkeit der Beteiligten kippe.

Im Themenfeld Militanz zeigt sich relativ deutlich ein Prinzip der linksradikalen kollektiven Identität, das für Äußerungen zum Thema enorm wichtig ist: die Politik der ersten Person. Anders als in den Diskussionen über Sexismus, wo immer wieder versucht wird, die gesamte Szene einzubeziehen und dazu zu bringen, eine Position zur Debatte einzunehmen, wird in den Diskussionen über Militanz eine Mindestvoraussetzung formuliert: Eine eigene, aktive Beteiligung an den jeweiligen Demonstrationen und Aktionen wird gemeinhin als unersetzliche Grundlage gesehen, um sich berechtigterweise an einer Diskussion darüber beteiligen zu dürfen. So bemühen sich

beinahe alle Beteiligten in der Debatte, die eigene aktive Praxis zu betonen und klar zu machen, dass man sich eben nicht theoretisch und distanziert in die Diskussion einschalte. Zweifel daran, ob geäußerte Kritik auch wirklich auf eigenen Erfahrungen beruht oder doch bloß aus der Ferne formuliert wurde, sind daher eine populäre Taktik zur Delegitimierung der gegnerischen Position. Ebenso beliebt ist es, die konkrete Kritik an einer bestimmten Aktion eben doch als eine allgemeine Distanzierung von militanten Mitteln zu deuten. Beide Argumentationsstrategien versuchen, die konkrete Kritik an bestimmten Aktionen nicht mehr als Teil eines linksradikalen Diskurses zuzulassen. Parallel sind einige spezifische Muster der dezidiert innerlinken Kritik an militanten Aktionen ebenfalls weit verbreitet. Insbesondere die Warnung vor der Inszenierung von gewalttätiger Männlichkeit im Zuge linker Militanz ist ein gewichtiger Einwand.

Insgesamt ist auch in diesem Themenfeld ein wirklicher Lerneffekt (im Sinne einer längerfristig stabilen Neuordnung des kollektiven Wissens) als Folge der Diskussionen kaum erkennbar. So zeigt allein der Umstand, dass die Debatten immer wieder nach demselben Muster verlaufen, dass es zu keiner grundsätzlichen Veränderung des linksradikalen Verhältnisses zu Militanz kommt. Beispielsweise wird stetig und vehement kritisiert, dass sich Militanz nicht nur an der anwesenden Polizei abarbeiten dürfe – was dennoch nicht verhindert, dass im Rahmen von Demonstrationen oder Straßenfesten immer wieder aufs Neue ebendiese Konfrontationen entstehen. Auch hier zeigt sich also eine relativ erfolgreiche Stabilisierung des existierenden Wissens durch stete Wiederholung. Ähnlich wie in den Debatten über Sexismus funktionieren die Feed-Back-Prozesse besser als die Feed-Forward-Impulse. Selbst wenn am Ende der Debatten um eine konkrete Aktion relativ eindeutig feststeht, dass die Aktion nicht gut gelaufen sei und den eigenen Ansprüchen nicht genügt habe, führt das in den seltensten Fällen zu einer wirklichen Distanzierung und es verhindert erst recht nicht, dass in der Zukunft wieder ähnliche Aktionen stattfinden.

Allerdings gibt es einige wichtige Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel: So wird der bewaffnete Kampf, den einige linksradikale Gruppierungen in den 1970er Jahren aufgenommen hatten, in der *Zeck* unisono abgelehnt. Einerseits sei diese Form militanter Politik vor dem Hintergrund der veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mittlerweile anachronistisch, andererseits werden insbesondere die blinden Flecken der antiimperialistischen Solidaritätsbewegung kritisiert. Der bewaffnete Kampf der Stadtguerilla habe beispielsweise die Existenz und die gegenseitige Überlagerung verschiedener Unterdrückungsmechanismen nur unzureichend wahrgenommen, sei daher u.a. unsensibel für feministische Befreiung gewesen und habe insgesamt mit seiner Fixierung auf nationale Befreiungsbewegungen nationalistischen und reaktionären Ideologien stets eine offene Flanke geboten.

Der wohl wichtigste Debattenstrang in diesem Themenfeld dreht sich um die Frage, welchen Sinn und welche Bedeutung Gewalt in politischen Auseinandersetzungen haben kann. Insbesondere die oft beinahe rituell ablaufenden Auseinandersetzungen mit der Polizei stehen daher im Zentrum der Kritik, werden aber trotz ihrer zunächst offensichtlich erscheinenden Inhaltslosigkeit immer wieder auch leidenschaftlich verteidigt. So wird gegen den Vorwurf der unpolitischen, ziellosen Gewalt oftmals eingewendet, dass diese Form der Militanz auch ohne ein explizites Ziel in erster Linie ein

Ausdruck von Unzufriedenheit und Widerstand gegen die herrschenden Verhältnisse sei. Als nonverbale Kommunikationsform sei der Aufruhr gerade ein Ausdruck jener Ausgeschlossenen und Benachteiligten, denen eine Teilnahme am gesamtgesellschaftlichen Diskurs sonst eher verschlossen bleibe. Die Randale, die beispielsweise am Rande jedes Schanzenfestes irgendwann im Verlauf des Abends verlässlich ausbricht, sei daher ein Spiegel der gesellschaftlichen sozialen Verhältnisse, die diskriminierende Ausschlüsse schafften und auf einer allgegenwärtigen, aber stummen und kaum sichtbaren Gewalt beruhten. Obwohl ziellose Gewalt damit ein Stück weit zu einem Moment der Rebellion gegen die kapitalistische Gesellschaft geadelt wird, wird gleichzeitig auch ihre Ambivalenz und Uneindeutigkeit betont. In diesen Formen von Gewalt seien sowohl progressive als auch regressive Tendenzen erkennbar, was eine unreflektierte Ästhetisierung und Vereinnahmung der Randale als linksradikaler Ausdrucksform verhindere.

Letztlich deutet sich in dieser Frage im Zeitverlauf ein Kompromiss der verschiedenen Lager an: Statt die Riots entweder als unpolitische, ziellose Gewalt zu verteufeln oder aber zum revolutionären Ausdruck der sonst stummen Massen zu verklären, sollten sie in ihrer inneren Widersprüchlichkeit wahrgenommen werden. Militanz sei ein langsamer Bewusstwerdungsprozess, dessen Richtung offen sei, der aber durchaus in eine linksradikale Richtung gelenkt werden könne. Fehler seien dabei leider unvermeidlich, müssten aber solidarisch kritisiert werden und dürften nicht automatisch in einer pauschalen Verurteilung der Gewalt enden. Militanz sei ein stetiger Lernprozess, in dem die sonst allgegenwärtige Unterdrückung kurzzeitig durchbrochen werden und der auf diese Weise erste Erfahrungen der Selbstermächtigung vermitteln könne, was letztlich die Erlernung einer Kultur des Widerstands möglich mache.

Gleichzeitig gibt es eindeutige Grenzen von Gewalt, die in keiner Diskussion infrage gestellt werden. Die bessere Welt, für die die linksradikale Bewegung kämpfe, könne nicht mit Gewalt erobert werden. Zu jeder Zeit müssten die politischen Ziele in den konkreten Mitteln erkennbar sein.

In den Diskussionen um Militanz zeigen sich zwei unterschiedliche Ansprüche an linksradikale Politik: Auf der einen Seite existiert der Wunsch nach Vermittelbarkeit und nach dem Versuch, gesellschaftliche Mehrheiten zu organisieren, was folglich eine stärkere Orientierung an der öffentlichen Meinung erfordere. Auf der anderen Seite steht das Bedürfnis nach Radikalität und Konsequenz, das eine strategische Ausrichtung der Politik an der bürgerlichen Gesellschaft ablehnt und sich vornehmlich an der eigenen Szene bzw. Nische orientieren will. Es ist im Kern dieser Konflikt, der in etlichen Diskussionen über militante Mittel immer wieder aufs Neue ausgetragen wird, ohne dass sich eine der streitenden Parteien mit ihrer Position durchsetzen kann.

Zum Teil zeigt sich in den Debatten um Militanz auch ein Generationenkonflikt innerhalb der radikalen Linken: Die Kritik an angeblich inhaltsleeren, ziellosen und schlecht geplanten militanten Aktionen wird häufig implizit oder explizit durch den Verweis auf frühere Zeiten ergänzt, als die radikale Linke noch gewusst habe, was sie tut und wie sie ihre Ziele voranbringen kann. Diese spezielle Form der Kritik wird zumeist deutlich genervt zurückgewiesen, ihre TrägerInnen werden oft als altväterliche »KlugscheißerInnen« attackiert.

Die Rolle von Militanz ist für die Konstruktion einer linksradikalen Identität, wie bereits erwähnt wurde, eines der wichtigsten Abgrenzungsmittel, um sich von der »bür-

gerlichen« Linken zu unterscheiden. Das verhindert aber auch intergenerationelles Lernen in diesem Fall sehr effektiv: Da militantes Handeln essenziell für die Produktion einer autonomen Identität ist, sind eigene Erfahrungen damit mehr oder weniger unersetzlich. Ratschläge, bestimmte Aktionen lieber zu unterlassen, weil sie keine Aussicht auf Erfolg hätten oder in der öffentlichen Wahrnehmung keine Sympathien gewinnen könnten, werden daher instinktiv zurückgewiesen. Auch wenn es sich tatsächlich um gut gemeinte, auf eigenen Erfahrungen beruhende Hinweise handeln sollte, werden sie doch in erster Linie als Angriff auf die eigene Identitätskonstruktion und als Bevormundung interpretiert. Deutlicher als in anderen Feldern wird in Bezug auf Militanz von den jüngeren Generationen auf dem Recht bestanden, ihre eigenen Erfahrungen, Fehler und Rückschläge machen zu können.

In gewisser Hinsicht können die Debatten über Militanz auch als Zeichen einer allgemeinen Krise der linksradikalen Szene gedeutet werden. So flammen die Diskussionen in der *Zeck* gerade zu einem Zeitpunkt auf, als eigentlich der Bedeutungsverlust dieser Aktionsform konstatiert wird:

> »Waren Riots bis Ende der Neunziger noch eingebunden in einen Kampf um so etwas wie eine symbolische Hegemonie im Stadtteil und konkrete politische Kampagnen, verloren diese ab 2000 vordergründig zunehmend ihren konkreten Bezug. Immer öfter knallte es dennoch nach Partys, Demos oder dem Schanzenfest auf der Piazza. Der Krawall vor der Flora entwickelte sich scheinbar zu einem Selbstgänger und Ritual ohne wirklichen Inhalt und die Diskussionen um dieses Ereignis nahmen an Intensität zu.«[130]

Die Debatten um linke Militanz sind somit immer auch ein Kampf um die Neubestimmung linksradikaler Identität.

130 Grobi, S. 7.

7 »Jenseits von Eden«
Kollektive Identität in Debatten um linke Freiräume, Gentrifizierung und Stadtteilpolitik in Hamburg

Im folgenden Kapitel stehen jene Debatten im Fokus, die sich um die Rolle der Roten Flora im Stadtteil drehen. Dabei kristallisieren sich zwei Schwerpunkte in der *Zeck* heraus: zum einen Diskussionen, die den Status der Flora als besetztes Zentrum thematisieren. So wird beispielsweise intensiv über das Für und Wider von Vertragsverhandlungen mit der Stadt gestritten, weil einige AktivistInnen eine Legalisierung und dauerhafte Absicherung der Flora anstreben, während andere eine schleichende Zähmung befürchten und die Flora weniger als Gebäude, sondern vielmehr als radikale Idee erhalten wollen. In diesen Debatten geht es neben der konkreten Frage nach der Zukunft der Flora auch um die Rolle und Funktionen, die linke Freiräume für die eigene Szene und die Gesellschaft als Ganzes haben.

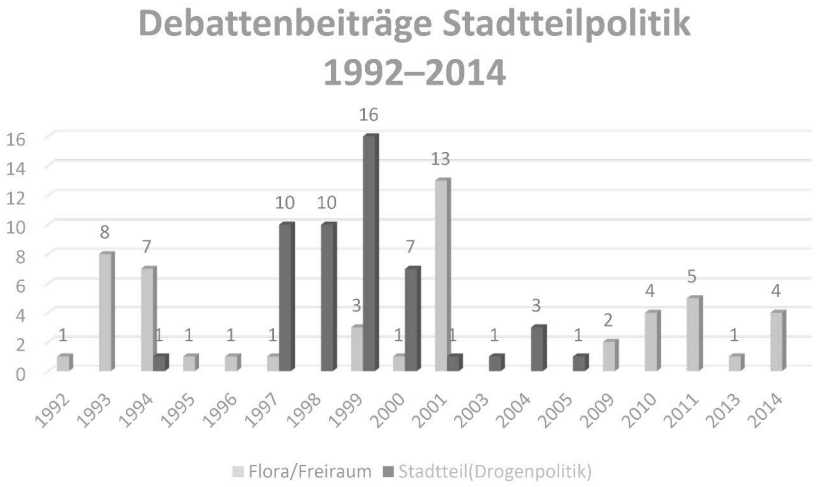
Zum anderen werden die Diskussionen nachgezeichnet, die sich mit der Drogenpolitik in Hamburg, der Vertreibung von UserInnen und anderen Minoritäten und der Ansiedlung einer offenen Drogenszene im Schanzenviertel beschäftigen. Im Laufe dieser Debatten verändert sich insbesondere das Verhältnis der Flora zum lange Zeit idealisierten »linken« Schanzenviertel und damit zugleich die Rolle des ehemaligen Stadtteilzentrums für linksradikale Politik in Hamburg. Laut Einschätzung der Flora-AktivistInnen wandelt sich durch die Auseinandersetzungen um die Drogenszene auch das allgemeine Bild der Flora in der Stadt: Nachdem sie für eine längere Zeit als »unpolitischer Freizeitverein« belächelt worden sei, mausere sie sich nun wieder zu einem »linksradikalen Terrornest« und einem würdigen Erbe der Hafenstraße.[1] Die Diskussionen sind folglich auch ein Rahmen, innerhalb dessen die AktivistInnen über ihr eigenes Image und ihre favorisierte Außenwahrnehmung in der Stadt und darüber hinaus streiten.

In beiden Themensträngen steht überdies zur Disposition, welche Rolle linksradikale Politik in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen spielen kann und soll. Dabei schwanken die AktivistInnen zwischen dem Anspruch nach Öffnung und Ausweitung

1 Vgl. kba: Nicht nur zu Ostern: Wir kneten uns ein Terrornest. In: *Zeck* 78_1999, S. 13f.

der eigenen politischen Relevanz auf der einen und dem Rückzug in die eigene politische Nische auf der anderen Seite.

Abb. 7: Debattenbeiträge im Themenfeld Stadtteilpolitik[2]



Quelle: eigene Darstellung

Deutlich erkennbar ist die zeitliche Konzentration der Debatte um die Drogenpolitik auf die Jahre zwischen 1997 und 2000. In diesem Zeitraum ist dieses Thema eines der wichtigsten Sujets in der *Zeck*, davor und danach spielt es lediglich eine untergeordnete Rolle. Debatten um Vertragsverhandlungen bzw. um den Status der Flora als besetztes Zentrum finden sich dagegen über einen längeren Zeitraum verteilt, auch wenn es sich dabei teilweise um nur einzelne, sporadische Beiträge handelt und es einige eindeutige Hochphasen der Auseinandersetzungen gibt (beispielsweise in der Phase des Verkaufs des Gebäudes an einen Investor im Jahr 2001).

7.1 »Flora bleibt unverträglich« – Debatten um Vertragsverhandlungen, Privatisierungen und Besetzungen

Der Status der Flora als besetztes Zentrum war und ist ein wichtiger Bezugspunkt für die kollektive linksradikale Identitätskonstruktion in Hamburg. Allerdings war dieser Status in der Geschichte der Flora bei weitem nicht so selbstverständlich und unumstritten, wie es den Anschein hat. Vielmehr gab es mehrfach Perioden, in denen die

2 In diesem Abschnitt werden Debattenbeiträge aus unterschiedlichen Themenfeldern zusammen ausgewertet, d.h. hier tauchen auch Artikel auf, die mit den Schlagworten »Flora, Hafenstraße, Gängeviertel« bzw. »Kampf um Freiräume« kodiert wurden.

Unverträglichkeit der Flora mit den gesellschaftlichen Verhältnissen ernsthaft zur Disposition stand, in denen ergebnisoffen über ein Ende der Besetzung und eine Legalisierung der Nutzung debattiert und mit VertreterInnen der Stadt Hamburg verhandelt wurde. Dass die Besetzung letztlich nie beendet wurde, ist nicht nur Ausdruck der Stärke und Entschlossenheit der Flora, sondern auch eine Folge der Rahmenbedingungen und historischen Zufälligkeiten, die die Debatten um Verträge begleiteten.

Im Folgenden soll insbesondere die Debatte, die Ende der 1990er Jahre langsam beginnt und die schließlich in die Kampagne »Flora bleibt unverträglich« mündet, nachgezeichnet werden. Dazu wird auch auf die erste Runde der Vertragsverhandlungen mit der Stadt, die 1992 ergebnislos abgebrochen wurden, zurückgegriffen.

Die Debatte um eine Legalisierung der Flora ist zugleich stets eine Debatte um die Bedeutung der Flora für die linksradikale Szene und die zugrundeliegenden unterschiedlichen Politikansätze. Vereinfacht verläuft der Konflikt zwischen eher pragmatischen Gruppen, denen es um die konkrete Erreichbarkeit politischer Ziele geht und die die Existenz der Flora absichern möchten, auf der einen, und eher radikalen Zusammenhängen, die idealistische Positionen vertreten und für die die Flora an sich nur ein Gebäude bzw. ein Mittel zum Zweck ist, auf der anderen Seite. Ganz eindeutig lässt sich diese Zuordnung allerdings nicht aufrechterhalten: So gibt es immer wieder auch radikale Gruppen, die die immens hohe Bedeutung der Flora für die Linke betonen und ebenfalls keine Räumung riskieren möchten – allerdings weniger, weil sie die Flora als Treffpunkt oder Gebäude für unersetzbar halten, sondern vielmehr, weil sie die Flora als materiellen Aushandlungs- und Produktionsort konkreter linksradikaler Politik verstehen.

Mit der Etablierung der Flora und der Ausweitung ihrer NutzerInnen über die enge linksradikale Szene hinaus setzen auch die Diskussionen über eine angebliche Entpolitisierung ein. Immer wieder drehte sich die Diskussion um die Fragen, wie man eine schleichende Zähmung der Flora verhindern sowie die radikalen Vorstellungen über die Zeit bewahren bzw. erneuern und wie die Flora Zentrum und Ausgangspunkt einer relevanten, politisch schlagkräftigen autonomen Szene bleiben könne.

Für viele Gruppen liegt der Schlüssel zur generellen Systemopposition genau im Status der Flora als illegaler Besetzung. Aus diesem Grund werden Verhandlungen oftmals generell abgelehnt, wie beispielsweise das *Institut für creative Flora-Gestaltung* argumentiert:

> »Ein alter Hut, die Umarmung der Macht ist persönlich und politisch nicht zu überleben. Die einzige Option sich eine ehrliche und authentische Ausgangsbasis zu schaffen, ist die radikale Infragestellung dieses Systems und die demonstrative Verweigerung seiner Beteiligungsstrukturen. […] Die Grundfrage: welches Risiko ist größer: Mit wehenden Fahnen in stürmischen Wogen unterzugehen oder im sicheren Hafen mit all unseren Ängsten angekettet zu werden? Uns fällt die Wahl nicht schwer.«[3]

Die AutorInnen stellen fest, dass eigentlich alle AktivistInnen die Weiterführung der Besetzung favorisierten, man streite allein darüber, ob dies auch durchsetzbar sei: »Die Differenz entsteht nicht in dem, was wir wollen, sondern darin, ob wir dies in der

3 Institut für creative Flora-Gestaltung: Was braucht die Rote Flora? In: *Zeck* 85_1999, S. 4f., hier S. 4.

Zukunft für umsetzbar halten, bzw. die Umsetzbarkeit überhaupt zu einer Frage für uns machen wollen.«[4] Im letzten Teil der Aussage klingt bereits an, dass die VerfasserInnen für eine idealistische Haltung der Autonomen plädieren und sich am liebsten gar nicht mit pragmatischen Kompromisslösungen beschäftigen würden. Sie plädieren daher für eine totale Verweigerungshaltung der Flora und wollen sich auf keinerlei Verhandlungen mit der Stadt einlassen. Selbst eine Räumung, die unter den gegebenen politischen Kräfteverhältnissen ohnehin eher unwahrscheinlich sei, kann die AutorInnen nicht schockieren:

> »Was die Stadt gewinnen kann, ist höchstens ein Haufen Steine. Was wir aber gegen Verträge eintauschen würden, ist die Lebendigkeit unserer Utopien und der politische Kern der Flora an sich. Es ist gar nicht die zentrale Frage ob dabei in letzter Konsequenz die Flora geräumt wird, ob wir in dieser Auseinandersetzung verlieren oder nicht. Vielmehr ist die Frage, ob wir die Flora in unseren Köpfen räumen oder nicht.«[5]

Die AutorInnen verweisen auf den Flora-Brand im November 1995: Auch damals habe sich in die Trauer über den möglichen Verlust eine eigenartige Euphorie gemischt, im Wiederaufbau nach dem Feuer sei die ursprüngliche Idee der Flora wieder spürbar gewesen. Damals sei auch darüber diskutiert worden, ob man nicht einfach ein anderes leerstehendes Gebäude besetzten sollte – für die AutorInnen der Beleg, dass es sich bei der Flora mehr um eine Haltung und eine Vorstellung vom alternativen Leben handele als um das konkrete, letztlich ersetzbare Gebäude.

Eine Konfrontation mit der Stadt zu riskieren bzw. sogar zu provozieren, sei aus einem weiteren Grund strategisch sinnvoll:

> »Nur durch die Bereitschaft, etwas zu riskieren und den Mut zur Provokation, entwickeln wir eine Situation, in der Solidarität, das Lebenselixier aller sozialen und politischen Kämpfe, entsteht. Vertragsverhandlungen und Taktiererei gegenüber dem Senat sind dagegen das Klima, in dem Erbsenzählerei, Mißtrauen und Verratsvorwürfe gedeihen. Nicht in unseren Niederlagen gehen wir unter, sondern in den Kämpfen, die wir nicht führen.«[6]

Letztlich könne man der Entwicklung relativ gelassen entgegensehen, denn zunächst sei es am Senat, aktiv zu werden und eine Räumung anzustrengen. Und selbst wenn man die Flora am Ende nicht verteidigen könnte, sei es mehr als wahrscheinlich, dass die linke Bewegung aus einer solchen Auseinandersetzung gestärkt und motiviert herausgehen würde. Notfalls könne man im Anschluss die Idee der Flora an anderer Stelle wiederaufleben lassen:

> »Wenn wir als Projekt nicht mehr genügend subversives Potential haben, um an anderen Orten wieder aufzuerstehen, die Flora wieder neu zu schaffen oder zumindest die Gefahr heraufzubeschwören, uns als wütende Zellen mit dem Bedürfnis nach Kollektivität überall in der Stadt zu materialisieren, dann haben wir auch die Flora nicht verdient. Radikalität ist die Kraft für den Schritt, entgegen jeglicher vermeintlichen

4 Institut für creative Flora-Gestaltung, S. 4.
5 Ebd.
6 Ebd.

> ›Vernunftentscheidung‹ die eigene Integrität und Sicherheit für eine abstrakte Vorstellung, nämlich für die, ›das Richtige zu tun‹, auf's Spiel zu setzen.«[7]

Im Jahr 2000 nehmen die Diskussionen um eine mögliche vertragliche Legalisierung der Flora erneut Fahrt auf, weil der Altonaer Bezirksamtschef Uwe Hornauer mit Rückendeckung des Hamburger Senats einen Vertragsentwurf ausarbeitet, der als Gesprächsgrundlage für Verhandlungen mit der Flora dienen soll. Dieser Entwurf wird innerhalb des Kreises der Flora-AktivistInnen äußerst kritisch gesehen, insbesondere weil darin Verantwortliche für das Projekt benannt werden sollen, die dann in der Folge für etwaige Vorkommnisse haftbar gemacht werden könnten. Außerdem wird kritisiert, dass politische Plakate an der Hausfassade nicht geduldet würden und die Flora sich verpflichten müsse, die Ansiedlung der Drogenszene am Gebäude nicht länger zu tolerieren (vgl. dazu den folgenden Abschnitt 8.2). Dennoch finden sich auch Stimmen, die zumindest für die Aufnahmen von Verhandlungen plädieren. Die *Zeck* stellt die kontroversen Positionen in der Flora in einem langen Interview mit vier AktivistInnen dar, die zum Teil für und zum Teil gegen die Verhandlungen mit der Stadt argumentieren.

Die AktivistInnen machen in diesem Gespräch nochmals klar, dass niemand von sich aus auf die Idee gekommen wäre, den Status der Flora zu verändern. Alle sehen die möglichen Nachteile und Gefahren einer vertraglichen Bindung der Flora. Die Differenz besteht darin, dass einige den Abschluss von Verträgen als klaren Widerspruch zu den eigenen politischen Ansätzen darstellen, während andere einen annehmbaren Vertrag, der weiterhin politische Handlungsfähigkeit ermöglicht, zumindest prinzipiell für vorstellbar halten. Dabei wird auch auf Erfahrungen anderer autonomer Zentren zurückgegriffen:

> »Wir waren ja neulich on tour und haben verschiedene Projekte besucht in Süddeutschland. Und mich hat das nochmal darin bestätigt, dass vertragliche Lösungen möglich sind. Wir haben uns die Verträge kopiert, die haben teilweise Pachtverträge oder Mietverträge, in denen auch so Klauseln drinstanden, dass z.B. keine Transparente rausgehängt werden dürfen. Sowas haben die dann halt rausgekickt während der Verhandlung.«[8]

Ganz so optimistisch sieht der Großteil der Interviewten die Situation allerdings nicht. Beispielsweise wird befürchtet, dass die Stadt bei ihrer Forderung, die offene Drogenszene vor der Flora zu zerschlagen, bleibe, was in der Konsequenz bedeute, dass die Flora DealerInnen und Drogenabhängige selbst »anzeigen und denunzieren« müsste, was aus autonomer Sicht unvorstellbar sei. Zum Teil wird daher lediglich aus strategischen Gründen befürwortet, sich auf Verhandlungen einzulassen, um Zeit zu gewinnen und das unvermeidliche Scheitern der Verhandlungen politisch besser ausschlachten zu können.

In ihrer Diskussion verweisen die AktivistInnen wiederholt auf die zurückliegenden Erfahrungen der Hafenstraße sowie auf die gescheiterten Verhandlungen der Flora

7 Institut für creative Flora-Gestaltung, S. 5.
8 O.A.: [K]eine Flora mit Verträgen? In: *Zeck* 94_2000, S. 5-9, hier S. 6.

selbst Anfang der 1990er Jahre. »Die Hafenstraße ist ja auch nicht ohne Verträge durchgesetzt worden, sondern da war auch immer der Tenor Verträge und nicht räumen.«[9] Dem wird direkt widersprochen:

> »Also wir sind auch nicht mehr 1987 zu seligen Hafenzeiten, was den gesellschaftlichen Rahmen angeht. Dazu kommt, dass die Flora ja schon mal Vertragsverhandlungen geführt hat. Wir haben von den gescheiterten Verhandlungen 1992/93 eine relativ authentische und umfangreiche Erfahrung. […] Die Flora als Projekt hat das politische Wissen darum, was für eine Dynamik Vertragsverhandlungen auch bedeuten, wie sehr man da ins Schwimmen gerät […]. Man fängt halt an, bestimmte Sachen zur Verhandlungssache zu machen und indem sie dann Verhandlungsmasse sind, muss man auch möglicherweise Abstriche machen. Und wenn man erstmal in diesem Prozess drin ist, dann wird es schwer, nach der Logik des kleinsten Übels nicht noch die eine oder andere Kröte zu schlucken, um das imaginäre und vermeintlich große Ganze zu retten.«[10]

Wohin diese Haltung führe, sei beispielsweise in der politischen Biografie der Grünen zu beobachten, die von außerparlamentarischer Opposition mittlerweile im Kosovo-Krieg gelandet seien. Daher müsse die Flora sich weiter total verweigern, auch wenn das in der Öffentlichkeit als Prinzipienreiterei oder Halsstarrigkeit verstanden werde, »weil in der Verweigerung mehr Politikfähigkeit letztendlich liegt, als in dem Versuch mitzuspielen und zu glauben, man könne hier irgendwie mit dem Kalkül des kleinsten Übels hier irgendwas retten, um eine Minimalstruktur am Leben zu halten.«[11]

Zusätzlich befürchten die AktivistInnen, dass vertragliche Regelungen dazu führen würden, dass bei Verstößen die Gegenseite darüber entscheiden könnte, ob sie die Situation eskalieren will oder nicht, während man selbst in einer defensiven Wartehaltung gefangen wäre. Weil bei der Frage, ob man eine Eskalation riskieren soll oder sich lieber an alle Regeln hält, unterschiedliche Gruppen naturgemäß unterschiedliche Grenzen ziehen würden, sei zudem eine fortschreitende Spaltung zu erwarten, die die Flora letztlich politisch enorm schwächen würde. Zwar sei es richtig, dass auch ohne Verträge immer wieder darüber diskutiert werde, ob ein besonders provokatives Transparent nun sein müsse oder man lieber keine Eskalation provozieren solle, und auch ohne Verträge sei es an solchen Fragen immer wieder zu Spaltungen gekommen. »Aber dann ist es aber unser Entscheidungsprozess, der nicht über Druck entsteht. Das ist doch ein Unterschied zu einer Diskussion, weil es die Klausel 10.2 im Vertrag gibt und wir deswegen die Schere im Kopf haben.«[12]

Ein weiterer Unterschied zu den Verhandlungen 1992 wird beklagt: Damals, in der Anfangsphase der Flora, sei die Struktur der NutzerInnen eine andere gewesen, es habe eine große Gruppe von wirklich radikal denkenden und handelnden Menschen gegeben, die trotz eines möglichen Vertrages nicht aufgehört hätten, autonome Politik zu betreiben. Unter dieser Voraussetzung seien die Verhandlungen relativ einfach gewe-

9 O.A.: [K]eine Flora mit Verträgen, S. 8.
10 Ebd.
11 Ebd.
12 O.A.: [K]eine Flora mit Verträgen, S. 9.

sen. Heute sehe das leider anders aus, sodass ein Vertrag tatsächlich eine Befriedung bedeuten könne.

Abschließend diskutieren die AktivistInnen über die Frage, wie die Flora zu einer einheitlichen Haltung kommen könne. Auf einer Vollversammlung sei ein Stimmungsbild eingeholt worden, bei dem sich die überwiegende Mehrheit gegen Verträge ausgesprochen habe. Debattiert werde nun, ob in der Frage vom Konsensprinzip abgewichen werden solle und eine Mehrheitsentscheidung getroffen werden könne.

> »Wenn das bei so einem Meinungsbild bleibt, sollte man das auch als politischen Willen formulieren. Dann müssen halt die Leute, die wirklich dagegen sind und in der Minderheit waren, sich überlegen, wie sie damit umgehen wollen. […] Wenn Leute rausgehen finde ich das immer sehr schade und nicht wünschenswert, aber es ist auch eine Konsequenz.«[13]

Ein anderer Aktivist hofft dagegen, eine Spaltung der Flora an der Vertragsfrage vermeiden zu können. Obwohl er selbst gegen Verhandlungen sei, würde er im Falle einer Mehrheit für die Verhandlungen zunächst abwarten, was dabei herauskäme.

> »Und ich vermute, wenn ich die Position derer, die verhandeln, ernst nehme, dass wir uns möglicherweise wieder an einem Punkt treffen, wenn die Verhandlungen scheitern. […] Ich hoffe halt, dass diese Offenheit bei allen Beteiligten erstmal besteht, der jeweils anderen Position eine Chance zu geben.«[14]

Tatsächlich gibt es auch nach dem relativ eindeutigen Meinungsbild gegen die Vertragsverhandlungen immer wieder Personen und Gruppen, die versuchen, für die Aufnahme von Verhandlungen zu argumentieren. Die *Gruppe Rage* plädiert ausführlich für Gespräche mit der Stadt und verweist abermals auf die Verhandlungen 1992/93. Auch damals sei der Prozess zwar von der Stadt verlangt und initiiert worden, dennoch hätten die AktivistInnen die Situation letztlich geschickt für sich genutzt, ihre eigenen Inhalte einem breiteren Publikum nahegebracht und auf diese Weise großen öffentlichen Rückhalt gewonnen. Selbst wenn die Stadt die Verhandlungen damals nicht unvermittelt abgebrochen hätte, wäre die Flora gestärkt aus ihnen hervorgegangen, nicht zuletzt, weil eine Räumung und deren Legitimierung in der Öffentlichkeit kaum mehr möglich gewesen wären. Im Vergleich zum ersten Angebot der Stadt 1992 sei die aktuelle Vertragsvorlage sogar relativ annehmbar: »Die damaligen ›Angebote‹ des Senats können zurecht als Angriff bezeichnet werden, da sie zur Intention hatten, massiv in den Alltag der Flora einzugreifen. Hingegen scheint uns die Bezeichnung ›Angriff‹ für den aktuellen Vertragsentwurf doch recht übertrieben.«[15] Bis auf das Verbot von politischen Transparenten und die geforderte Vertreibung der offenen Drogenszene ähnele der Vertrag einem normalen Gewerbemietvertrag. Der rot-grüne Senat wolle mit seiner Hilfe weniger den Flora-Alltag angreifen, als vielmehr das Thema Rote Flora aus dem anstehenden Bürgerschaftswahlkampf heraushalten.

---

13 O.A.: [K]eine Flora mit Verträgen, S. 9.

14 Ebd.

15 Gruppe rage: Die Flora muss rot bleiben. Plädoyer für die Aufnahme von Gesprächen mit dem Senat. In: *Zeck* 95_2001, S. 4-6, hier S. 4.

Es sei zwar richtig, dass ein Kampf gegen Kapitalismus, Rassismus und Patriarchat oftmals auch gegen den Staat ausgefochten werden müsse – daraus folge aber keineswegs zwangsläufig, dass jede Verhandlung mit dem Staat per se abzulehnen sei. Zum einen sei der Staat als komplexe materielle Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse prinzipiell durchaus für progressive Vorhaben nutzbar, beispielsweise durch den Aufbau eines Wohlfahrtsstaates. Zum anderen sei ohnehin möglich, mit dem Staat zu verhandeln und gleichzeitig antistaatliche Positionen zu vertreten.

> »Bezogen auf die Flora ist daraus zu folgern, dass wir dafür plädieren, das Verhältnis zur Stadt/zum Senat in der Frage der Flora selbst nüchterner zu betrachten, den Senat hier selbstverständlich als politischen Gegner anzusehen, aber nicht in dem Sinne, dass die Verhandlungen an sich quasi ein Tabubruch sind. Verhandeln heißt, dass eigene Positionen eingebracht werden, dass um diese gerungen wird und dass schließlich eine Einigung erreicht werden kann, wenn die Ergebnisse akzeptabel sind. Man muss beim Sich-Einlassen auf Verhandlungen zwar mit einer Einigung rechnen, das bedeutet aber noch lange nicht, dass es zwangsläufig eine geben muss.«[16]

Die AutorInnen bestreiten, dass in Verhandlungen über Verträge automatisch die politischen Positionen der Flora mitverhandelt werden würden: Auch in einem vertraglich gebundenen Zentrum lasse sich eine radikale linke Politik verfolgen. Die unannehmbaren Forderungen des Senats müssten eben in den Verhandlungen abgelehnt werden. Das Argument, mit Verträgen sei die Flora politisch gefesselt und schrecke in vorauseilendem Gehorsam vor Konflikten zurück, wird ebenfalls zurückgewiesen: »Wenn ein Transparent oder eine Aktion (an der Flora) zu einer Kündigung des Vertrags führt, dann wäre das eben so, und die Auseinandersetzung mit dem Senat befände sich wieder auf einer anderen – nicht rechtlich gebundenen – Ebene.«[17]

Die *Gruppe Rage* warnt vor den möglichen Konsequenzen, wenn die Flora sich durch eine prinzipielle Ablehnung von Verhandlungen politisch isolieren würde – ein solcher Konflikt sei nur mit breiter Unterstützung und einem festen gesellschaftlichen Rückhalt zu gewinnen. »Die Flora ist im Falle einer Bedrohung auf ein breites Bündnis angewiesen, was eben nicht nur aus den verbliebenen 150-200 Autonomen in Hamburg und ein paar Zugereisten bestehen kann.«[18] Aus diesem Grund sei auch die zunehmende Isolation im Viertel kritisch zu bewerten, die durch pauschale Rassismusvorwürfe gegen AnwohnerInnen und Geschäfte im Schanzenviertel selbst verursacht worden sei.

Abschließend kommt die Gruppe auf die zugrundeliegende Motivation zu sprechen, die einen Erhalt der Flora aus ihrer Sicht so unverzichtbar macht.

> »Für uns stellt sich an diesem Punkt grundsätzlich die Frage, worum es der radikalen Linken gehen sollte: Für gesellschaftliche Veränderungen kämpfen oder eine Rebel-Attitüde zur Schau stellen? Mit einem ›reinen‹ linksradikalen Gewissen leben oder dafür streiten, dass mehr Menschen gegen Ausbeutung und Unterdrückung ankämpfen?«[19]

16 Gruppe rage, S. 4f.
17 Gruppe rage, S. 5.
18 Ebd.
19 Ebd.

Die Position der GegnerInnen von Verhandlungen impliziere zumeist, die Bedeutung der Flora als Raum abzuwerten, weil es nicht um das Gebäude, sondern um Inhalte gehen müsse. Dagegen betonen die AutorInnen die Potenziale und Chancen, die in einem öffentlichen, zugänglichen Ort linksradikaler Politik lägen. Die Flora werde von vielen Gruppen für ihre politische Arbeit genutzt, sie biete außerdem die Möglichkeit, linkes Alltagsleben und ein linkes kulturelles Milieu erlebbar und zugänglich zu machen, was eine starke Anziehungskraft auf Interessierte ausübe und daher ein wichtiger Faktor bei der Politisierung neuer AktivistInnen sei. Auch für die konkrete Situation im Schanzenviertel sei die Flora wichtig, um den Aufwertungsprozessen und dem Kampf gegen Drogenabhängige entgegentreten zu können.

> »Die Flora hat gewissermaßen eine Verantwortung, sowohl für die Politik im Stadtteil, als auch für die Politik und Organisierung der radikalen Linken in Hamburg. Die aktuelle Entscheidung, sich den Verhandlungen zu verweigern, birgt eine große Gefahr, die Flora zu verlieren, ohne dass dies zwingend notwendig wäre.«[20]

Auch wenn die Flora bei Verhandlungen mit der Stadt das Risiko eingehen müsste, etwas zu verlieren, sei das Risiko, das in einer vorschnellen Konfrontation mit dem Senat liege, ungleich höher. Auf diese Weise werde fahrlässig das Projekt Rote Flora mit seiner Praxis und seinen Möglichkeiten aufs Spiel gesetzt, obwohl bei entsprechender politischer Vorbereitung und einem breiten Bündnis ein akzeptables Ergebnis möglich sei, das die Flora als wichtigen Ort linksradikaler Politik erhalten könne.

In der folgenden Ausgabe der *Zeck* positioniert sich die *Rote Flora* dennoch offiziell gegen die Vertragsverhandlungen.

> »Die Stadt (der Senat) hat im Oktober 2000 über den Altonaer Bezirksamtsleiter Hornauer die Forderung an die Flora erhoben, sich in Verhandlungen zu begeben und das Projekt mit einem Vertragsabschluß zu legalisieren. Wir haben entschieden, diesen von der Stadt vorgegebenen Verhandlungsweg nicht zu gehen.«[21]

Man habe in den vergangenen elf Jahren keine Verträge gebraucht, um die Flora erfolgreich zu betreiben, und man brauche sie auch jetzt nicht. Für viele Außenstehende sei auf den ersten Blick nicht nachvollziehbar, warum die Flora ein Angebot ausschlägt, mit dem sie sich vermeintlich absichern könne; tatsächlich sei das Angebot der Stadt aber ein Angriff auf das Zentrum, seine politische Arbeit und seine Organisationsform. Die Flora solle auf diesem Weg befriedet und zugleich in den Aufwertungs- und Vertreibungsprozess im Schanzenviertel integriert werden. »Statt uns darauf einzulassen, haben wir uns entschieden, die Ideen, die das Projekt Flora ausmachen – wie Autonomie, Selbstorganisation und Emanzipation – zu verteidigen und klarzustellen, dass die Flora mit Verträgen (zumindest längerfristig) keine Flora mehr ist.«[22]

Aus Sicht der Flora ist klar, dass das plötzlich wiedererwachte Interesse der Stadt, den Status der Flora als Besetzung zu beenden, von zwei Faktoren getrieben sei: einer-

---

20 Gruppe rage, S. 6.

21 Rote Flora: Flora bleibt unverträglich! Stellungnahme der Roten Flora zum Verhandlungsangebot der Stadt. In: *Zeck* 96_2001, S. 5-7, hier S. 5.

22 Rote Flora: Flora bleibt unverträglich!, S. 5f.

seits von dem bevorstehenden Bürgerschaftswahlkampf, andererseits von der Aufwertung des Schanzenviertels und insbesondere der Rolle, die die Flora in den Auseinandersetzungen um die offene Drogenszene im Viertel spiele. Durch ihren Einsatz gegen die Vertreibung von Drogenabhängigen sei die Flora selbst zur Zielscheibe geworden:

> »Als Reaktion […] wurde die Flora dann selbst vermehrt mit den vermeintlichen Problemen des Viertels – Drogen, Dreck und Gesetzesbruch – identifiziert. So erklärt sich die Propaganda der letzten Jahre, die Flora sei Ort autonomer Gewalt und die andauernde Rede vom ›rechtsfreien Raum‹, die in der Springer-Presse nach den Auseinandersetzungen am 1. Mai ihren vorläufigen wahnhaften Höhepunkt fand.«[23]

Zwar spiele die Flora im allgemeinen Aufwertungsprozess im Viertel eine ambivalente Rolle, weil sie einerseits mit kulturellen Angeboten und urbanem Flair als weicher Standortfaktor die Attraktivität des Viertels steigere, andererseits aber durch ihre schmuddelige Fassade und die ausdrückliche Billigung von Drogenkonsum vor ihren Türen einer widerspruchslosen Aufwertung im Wege stehe. Im Gesprächsangebot der Stadt sehen die AutorInnen weniger ein ehrliches Interesse an einer konstruktiven Auseinandersetzung, sondern vielmehr den Versuch, in der Öffentlichkeit mehr Akzeptanz und Kooperation für die zu erwartende härtere Gangart gegen die Flora zu schaffen. Die Strategie der Stadt bestehe immer aus der Integration von erwünschten und der Vertreibung von marginalisierten Gruppen, weshalb die Flora sich stets konsequent der Mitarbeit bei Partizipationsangeboten, Runden Tischen und Bürgerbefragungen der Stadt verweigert habe. »Vor diesem Hintergrund haben wir uns entschieden, keine Verhandlungen mit staatlichen Gremien oder RepräsentantInnen einzugehen. Die Rote Flora wird in diesem Jahrhundert nicht Teil einer Lösung sein, wie sie dem Bezirk und der Stadt vorschwebt.«[24]

Der vertragslose Status ermögliche der Flora, ohne Kontrollen politisch aktiv zu werden, und sei an sich bereits eine praktische Infragestellung der politischen Ordnung und der Eigentumsverhältnisse. Diese grundlegende Idee sei nicht verhandelbar. Die Stadt versuche, durch die vertragliche Einhegung der Flora den öffentlichen Raum weiter nach den eigenen Vorstellungen zu strukturieren. Die Flora beanspruche hingegen, selbst zu entscheiden, für wen der öffentliche Raum auf welche Weise nutzbar sei. Damit sei die Flora auch ein ständiger Störfaktor bei der Inszenierung der öffentlichen Sicherheit und bei der Umstrukturierung des Schanzenviertels. Die Flora sieht daher in den Auseinandersetzungen um die eigene Existenz im Viertel auch die willkommene Gelegenheit einer weiterreichenden politischen Kampagne: »Die anstehenden Konflikte um die Zukunft der Roten Flora werden deshalb für uns der Ort sein, an dem die jahrelange Auseinandersetzung um Repression, Vertreibung und Umstrukturierung im Stadtteil aktuell zugespitzt werden kann.«[25]

Ein Aktivist, der sich unter dem Pseudonym *Der Kontaktbereichsautonome* (bzw. *kba*) mehrfach an Debatten in der *Zeck* beteiligt, unterstützt in einem weiteren Artikel die

23 Rote Flora: Flora bleibt unverträglich!, S. 6.
24 Rote Flora: Flora bleibt unverträglich!, S. 7.
25 Ebd.

Haltung der Flora, sich trotz des Appells der *Gruppe Rage* gegen Verhandlungen zu positionieren. Zwar sei erfreulich, dass auch Gruppen, die nicht direkt in der Flora aktiv seien, an dem Diskussionsprozess teilnähmen und sich Gedanken um die Zukunft der Flora machten. »Wenig überzeugend Neues liefert die ›gruppe rage‹ aber an Argumenten, wieso denn ausgerechnet mit Verträgen die Flora rot bleiben wird.«[26] Der Autor versucht dagegen darzulegen, weshalb eine Ablehnung der Verhandlungen der richtige Weg sei, indem er den Politikansatz der *Gruppe Rage* angreift. Es sei der falsche Ansatz, mit der eigenen Haltung auf gesellschaftliche Mehrheiten und die Unterstützung der AnwohnerInnen im Viertel zu zielen:

> »[…] [F]est steht nun mal, daß die Flora weder eine Partei ist noch Wahlen gewinnen will und die Tatsache, daß auch im Schanzenviertel der normale gesellschaftliche weiße Mehrheitsdiskurs mit seinen Rassismen und ordnungspolitischen Vorstellungen greift, kann nicht überführt werden in die Formel ›fundamentalistische, undifferenzierte Position gegenüber AnwohnerInnen.‹«[27]

Die *Gruppe Rage* mache es sich zu einfach, wenn sie behaupte, dass man entweder gesellschaftliche Veränderung anstreben wolle oder lediglich eine rebellische Attitüde zur Schau stelle. Die Entscheidung der Flora gegen die Vertragsverhandlungen sei viel mehr als bloß ein Versuch, die eigene Radikalität zur Schau zu stellen – es handele sich um eine nüchterne Abwägung der politischen Rahmenbedingungen, unter denen sich die Verhandlungen 2001 abspielten. Die aktuelle Forderung nach Verhandlungen sei für die Flora weitaus bedrohlicher als Anfang der 1990er Jahre:

> »Das ist einer der Gründe, warum im Gegensatz zur Behauptung der gruppe rage unter den aktuellen FloranutzerInnen keineswegs die Verhandlungen von 1992/93 als Revisionistenkacke abgetan werden – damals war die Flora stärker, heute ist sie schwächer als noch vor 8 Jahren. Und im Gegensatz zum an dieser Stelle gern angeführten Argument, gerade weil ›wir‹ schwach sind, dürfe man nicht die Flora leichtfertig aufs Spiel setzen, lautet die Gegenrede: im aktuellen Zustand wird sich die Flora eher bis zur Kenntlichkeit auf das Niveau ›kritischer alternativer Stadtteilkultur‹ herunterverhandeln, als daß sie Ort einer linksradikalen widersprechenden Politik ist.«[28]

Dass gute Gründe der Verweigerung selbst in den eigenen Reihen nur noch als verbohrte rebellische Attitüde wahrgenommen werden und autonome Politik ausschließlich nach ihrer öffentlichen Vermittelbarkeit beurteilt werde, führe zu der scheinbaren Alternativlosigkeit, sich dem staatlichen Anspruch nach Domestizierung und Integration unterzuordnen.

Der Autor verweist auf eine alternative Lesart, die die Bedeutung der Flora als Ort linker Politik etwas anders darstellt als die *Gruppe Rage*:

> »Polizei und Verfassungsschutz freuen sich seit 1989 darüber, daß im großen Florasandkasten sich GenossInnen im alltäglichen Einerlei aufreiben. […] So bleibt die Flora der Garant für die Sicherheitsorgane, daß irgendwie nicht allzu arg mit den Förmchen

26 Kba: RevolutionärInnen! Löst Bahnsteigkarten! In: *Zeck* 96_2001, S. 14f., hier S. 14.
27 Ebd.
28 Kba: RevolutionärInnen, S. 15.

> um sich geworfen wird, sonst wird man nämlich vom Spielplatz geworfen – bäh. Nach bald 12 Jahren wäre es also durchaus an der Zeit, es mal wieder anders zu probieren.«[29]

Der Wunsch in der linken Szene, die Flora zu behalten, wird in dieser Beschreibung zu einem bremsenden Faktor, der die Linke in ihrer Radikalität und Kompromisslosigkeit hemme. Die Aufrechterhaltung des Flora-Betriebs und die damit zusammenhängenden Konflikte sorgten zusätzlich dafür, dass man vornehmlich mit sich selbst beschäftigt sei und kaum politische Wirkung nach außen entfalten könne. Die Flora wird auf diese Weise von einer Machtressource der Autonomen zum Fallstrick und Bremsklotz. Aus dieser Perspektive wirkt das Szenario, die Flora eventuell zu verlieren, gar nicht mehr so bedrohlich. Folgerichtig plädiert der *Kontaktbereichsautonome* dafür, nicht zu sehr an der Flora zu hängen:

> »Klar, man muß nicht auf Biegen und Brechen die Flora plattmachen lassen, aber es muß immer möglich sein, sie zur Disposition stellen zu wollen – nur dann hat linke und radikale Politik eine Perspektive. Und sollte sich herausstellen, daß die Flora platt ist und danach sich alle in die Schneckenhäuschen privater Befindlichkeiten zurückziehen, dann lag ohnehin etwas im Argen.«[30]

Die Stadt Hamburg reagiert auf die ablehnende Haltung der Flora mit einer Privatisierung des ›Problems‹: Das Gebäude wird 2001 an den Investor Klausmartin Kretschmer verkauft. Die AktivistInnen in der Flora reagieren auf diesen Vorstoß nach außen erwartungsgemäß unbeeindruckt:

> »Der Verkauf der Roten Flora ist der Versuch des Hamburger Senates, politische Konflikte mittels Veränderung der formal-juristischen Eigentumsverhältnisse zu privatisieren. […] Anstehende Auseinandersetzungen um die Zukunft des Stadtteils werden wir mit unseren Interventionsformen führen, wem auch immer das Haus, in dem wir uns bewegen, offiziell zugeschlagen wird. Wir beanspruchen die Flora für unsere Strukturen. Die Flora kann von niemandem erworben werden, da sie uns bereits gehört.«[31]

Die AutorInnen vermuten trotz der vollmundigen Ankündigungen Kretschmers, das Gebäude langfristig befrieden und als Kulturzentrum erhalten zu wollen, lediglich Profitinteressen hinter dem Kauf zu einem äußerst günstigen Preis. Obwohl der neue Besitzer eigentlich ignoriert wird, schließt die Pressemitteilung mit einer Kampfansage an ihn: »Wir werden keine Eingriffe in die Strukturen und Ansätze der Roten Flora hinnehmen und uns keineswegs mit der rasanten Umnutzung des öffentlichen Raumes in privat kontrollierte Orte abfinden.«[32]

Auch der *Kontaktbereichsautonome* analysiert die neue Situation nach dem Verkauf der Flora. Klar sei, dass die Auseinandersetzungen um die Zukunft der Flora mit diesem Vorstoß nicht abgeschlossen, sondern maximal vertagt worden seien. Die Stadt hege

---

29 Kba: RevolutionärInnen, S. 15.

30 Ebd.

31 Rote Flora: Presseerklärung der Roten Flora. Betreff: Verkauf des Gebäudes an einen privaten Investor. In: *Zeck* 97_2001, S. 4.

32 Ebd.

die Hoffnung, den Aktivismus der Flora durch die Privatisierung gewissermaßen ins Leere laufen zu lassen: »Nimmt man der Flora das Feindbild ›Staat‹, so das Kalkül der Politik, wird das ohnehin in die Jahre gekommene Projekt langsam wieder im Sumpf des alltäglichen Orgaeinerleis versacken.«[33] Auch der Investor selbst gebe sich zwar Mühe, sich möglichst offen und verständnisvoll zu zeigen, und betone immer wieder, die Flora erhalten und sich nicht in die interne Arbeit einmischen zu wollen. All diese Beteuerungen seien aber nichts wert, wie seine Aussagen zur Drogenszene an der Flora, in denen er betont, dass es einen zweiten Fixstern mit ihm nicht geben werde, zeigen würden:

> »Damit dementiert er seine eigenen Behauptungen vom angeblichen Erhalt der Unabhängigkeit der Flora im gleichen Atemzug. Deswegen ist die Konfrontation vorgezeichnet, abgesehen von der Frage, ob die FloristInnen einen zweiten Fixstern planen oder nicht. Und wenn sie es täten, was glaubt Kretschmer eigentlich, was er da dreinzureden hätte, ohne damit nicht zielsicher einen Eklat zu produzieren.«[34]

Der Autor vermutet, dass die vorgebliche Zurückhaltung Kretschmers ohnehin nicht von langer Dauer sein werde: Zu stark sei der Druck, den beispielsweise die Springerpresse aufbaue, endlich die weiterhin untragbaren Zustände in der Flora konsequent anzugehen. »Und das Lieblingsthema der Rechten vom angeblich ›rechtsfreien Raum‹ Rote Flora wird auch Kretschmer bald in Zugzwang bringen.«[35] Sicher sei auch, dass die rechten Parteien nichts unversucht lassen würden, den Verkauf der Flora als reines Wahlkampfmanöver des rot-grünen Senats darzustellen und weiterhin eine Räumung als einzige Lösung des Problems ansehen würden. Die Haltung der Flora müsse daher auch weiter ein konsequentes Ignorieren der ohnehin bedeutungslosen Eigentumsverhältnisse der Flora sein.

Diese postulierte Bedeutungslosigkeit wird auch in einem weiteren Statement der *Roten Flora* zum Verkauf deutlich:

> »Abgesehen davon, dass die Flora von niemandem erworben werden kann, da sie uns bereits gehört, muss sich auch der neue ›Eigentümer‹ darüber im Klaren sein, dass er hier genauso wenig zu melden haben wird, wie die Stadt Hamburg in den letzten 12 Jahren. […] Unsere Vorstellungen von Selbstbestimmung und Emanzipation vertragen sich weder mit staatlicher noch privater Einflussnahme und Kontrolle.«[36]

Es sei absurd zu glauben, durch einen Verkauf der Flora die radikale Kritik und die praktischen Interventionen der AktivistInnen verhindern zu können; die Flora werde auch weiterhin die Aufwertungs- und Verdrängungsprozesse im Schanzenviertel thematisieren und – wo nötig – konsequent eingreifen.

Dabei betont die *Flora* immer wieder, dass es sich um Strukturen und Prozesse handle, die über die konkret beteiligten Personen hinausgehen:

---

33 Der Kontaktbereichsautonome: Wider die Entartung des sozialen Organismus. In: *Zeck* 97_2001, S. 5.

34 Ebd.

35 Ebd.

36 Rote Flora: Finger verbrennen! Die Flora ist und bleibt unverträglich! In: *Zeck* 98_2001, S. 6.

> »Uns ist es wichtig klarzumachen, dass es verkürzt wäre, die Kritik allein auf Kretschmer als Person zu richten. Stattdessen muss gesehen werden, dass sich seine privaten ökonomischen Interessen mit den Standortinteressen der Stadt überschneiden und er gerade deshalb von der Stadt protegiert wird.«[37]

Das bedeutet allerdings nicht, dass keine Kritik an Personen geübt wird. Im Gegenteil, Kretschmer wird für seine Rolle im Aufwertungsprozess genauso kritisiert wie die Stadt für ihren Anteil. Tatsächlich sei das Vorgehen von Stadt und privaten Investoren recht ähnlich: Beide hätten ein Interesse an der Aufwertung bestimmter Stadtteile, beide wüssten aber mittlerweile, dass ein allzu kompromissloses Vorgehen zu bremsenden Protesten und Widerstand führen könne, weshalb beide auf eine ausgewogene Mischung aus Integration und Ausgrenzung setzen würden. So wie sich die Beteiligungsangebote der Stadt immer nur an einen privilegierten Teil der AnwohnerInnen richteten, so seien auch die Angebote und Beteuerungen von privaten InvestorInnen mit großer Skepsis zu betrachten.

> »Solange eine bestimmte Subkultur Ambiente und Anziehungspunkte schafft, die (ob gewollt oder ungewollt) als Motor für eine Aufwertung dienlich sind – wie z.B. im Moment Flora oder Pudel[38] – wird versucht, Kontakt aufzunehmen und gemeinsame Projekte aufzuziehen. Ist der Aufwertungsprozess einen Schritt weiter, werden diese Projekte genauso wie viele andere jetzt schon über den Tisch gezogen und platt gemacht.«[39]

Die AutorInnen kündigen folglich an: So wie die Flora stets die Runden Tische und Beteiligungsangebote der Stadt kritisiert und ignoriert habe, werde sie sich auch jeglicher Kooperation mit Kretschmer verweigern. Auch alle anderen kulturellen und politischen Projekte werden aufgefordert, jeden Annäherungsversuch von Kretschmer konsequent abzublocken.

In einem weiteren Artikel von *Querlight* wird der Erfolg der bisherigen Flora-Politik betont. Die konsequente Ablehnung aller Professionalisierungsvorschläge sei einer der Gründe für die langjährige Existenz der Flora: »Diese halsstarrige Resistenz hat dem Projekt in kultureller wie politischer Hinsicht eine Autonomie bewahrt, die taktische Rücksichtnahmen (z.B. wegen drohender Kürzung von Fördergeldern) weitgehend obsolet gemacht hat.«[40] Auch die Privatisierung der Eigentumsverhältnisse der Flora nach dem Verkauf an Kretschmer könne daran nichts ändern:

> »So bleibt also vorläufig mit der Roten Flora alles beim Alten; niemand hört auf das, was die Flora sagt, und die Flora sagt nicht, was alle hören wollen. Aber es besteht die berechtigte Hoffnung, daß das subversive Potential der Flora deswegen keinen Schaden nimmt. Das ist nämlich der Charme des Subversiven: es ist für alle Beteiligten nicht berechenbar…«[41]

---

37 Rote Flora: Eurhythmie? Auf die Füße treten. Kretschmer, die Stadt, der Standort und Gentrification. In: *Zeck* 100_2001, S. 8f., hier S. 8.

38 Gemeint ist hier der Golden Pudel Club, ein Szeneclub in Altona.

39 Rote Flora: Eurhythmie, S. 9.

40 Querlight: Rote Flora: Kassandra-Rufe aus der Schanze. In: *Zeck* 100_2001, S. 9f., hier S. 9.

41 Querlight, S. 10.

Die *Gruppe Demontage* versucht in einem für *Zeck*-Verhältnisse außergewöhnlich langen Essay, die Auseinandersetzungen um die Flora in einen breiteren Rahmen der Hamburger Stadtentwicklung zu setzen. Als die Flora besetzt wurde, habe die autonome Linke mit ihrem Fokus auf das eigene Viertel einen Politikansatz verfolgt, dessen Unzulänglichkeiten damals noch nicht erkannt worden seien. Darüber hinaus sei der eigene Erfolg immer als Ergebnis der eigenen Stärke interpretiert worden, obwohl bei genauerer Analyse die Selbstüberschätzung deutlich werde:

> »Die Durchsetzung der Roten Flora kann aus Sicht der Viertellinken als Paradebeispiel einer erfolgreichen Verknüpfung der Ablehnung der Senatspolitik durch ein traditionell-kleinbürgerliches, auf Besitzstandwahrung bedachtes Milieu und des militanten Kampfes linker AktivistInnen gelten. Wobei die Verhinderung des Musicalpalastes im Schanzenviertel oder die Durchsetzung der Hafenstraße von vielen Linken primär auf die eigene Stärke zurückgeführt wurde und nicht hinreichend bestimmt wurde, inwieweit den entsprechenden Senatsentscheidungen auch eine Befriedungsstrategie oder eine Abwägung politischer Risiken zugrunde lag.«[42]

Schon die damaligen Auseinandersetzungen seien in eine fundamentale Umstrukturierung der Stadt eingebettet gewesen, die seit Mitte der 1980er Jahre zunehmend an einer unternehmerischen Logik ausgerichtet werde. Dazu gehöre die Schaffung eines investitionsfreundlichen Klimas, aber auch die Abkehr von sozialpolitischen Programmen und die Privatisierung städtischer Aufgaben. Die öffentliche Verwaltung orientiere sich grundsätzlich an kapitalistischen Vorstellungen und auch die Organisationsformen entsprächen immer mehr der Unternehmensform. Da sich schnell breite Kritik an dieser Umgestaltung formierte, sei die Umstrukturierung durch abfedernde Partizipationsangebote verträglicher gestaltet worden.

> »Vor dem Hintergrund der links-alternativen Geschichte des Schanzen- und anderer Viertel greifen die Partizipationsansätze besonders gut, da sie einen Ausdruck der Verstaatlichung der Alternativbewegung darstellen, in der ideologischen Sphäre suggerieren sie basisbezogene Mitwirkungsmöglichkeiten, die jedoch den herrschenden Konsens nur etwas vielfältiger reproduzieren.«[43]

Beliebt seien auch kostengünstige Selbsthilfeprojekte, die den Wegfall staatlicher Sozialpolitik zwar nicht wirklich abmildern würden, aber immerhin ein wohliges Gemeinschaftsgefühl erzeugen könnten.

Das innenstadtnahe Schanzenviertel sei ebenfalls seit den 1980er Jahren von der Umstrukturierung erfasst: Als ehemalig proletarisch-kleinbürgerlich geprägtes Viertel seien es zunächst MigrantInnen und Studierende gewesen, die in das Viertel gezogen seien, nach und nach habe sich dann ein alternatives Milieu etabliert. Zu Beginn der 1990er hätten vermehrt Dienstleistungsfirmen das Viertel für sich entdeckt und seit dem Ende der 1990er Jahre seien insbesondere die Kreativbranche und die Internetökonomie im Schanzenviertel sesshaft geworden. Parallel dazu habe sich das Viertel

42 Gruppe demontage: Städtische Modernisierung und Restlinke. Zur Auseinandersetzung um die Rote Flora in Hamburg. In: *Zeck* 100_2001, S. 12-18, hier S. 12.

43 Gruppe demontage: Städtische Modernisierung, S. 14.

zu einem beliebten Ausgehviertel für ein junges, gutbetuchtes Publikum entwickelt. Die Position der Flora in diesem Prozess war immer uneinheitlich: Einerseits ließ sie sich hervorragend in den urbanen Charme des Viertels integrieren, andererseits waren insbesondere ihre Haltung und ihre Aktionen im Konflikt um die offene Drogenszene Anlass für die aktive Infragestellung des Projekts.

> »Diese Repolitisierung und neue Außenorientierung der Flora wurde von der Stadt mit einem erhöhten Integrationsdruck beantwortet. […] Gleichzeitig ist die Senatspolitik jedoch auch ambivalent, da sie bisher nicht auf eine unmittelbare Zerstörung des Projekts abzielte. Anscheinend wird gerne in Kauf genommen, daß die Rote Flora mit ihrem morbiden Charme und wegen ihres subkulturellen Angebots als weicher Standortfaktor zur ökonomischen Aufwertungsspirale des Schanzenviertels beiträgt.«[44]

Dass sich die Flora allen Verhandlungsangeboten verweigert habe und damit letztlich auch bereit sei, die eigene Existenz infrage stellen zu lassen, sei zwar die richtige Entscheidung gewesen, um weiter Kritik an dem Zusammenspiel von Integration und Ausgrenzung in der Stadtentwicklung üben zu können. Gleichzeitig verkenne diese Haltung häufig den eigenen Beitrag zur Umstrukturierung des Schanzenviertels: Zwar werde immer wieder festgestellt, dass die Flora ein »weicher« Standortfaktor sei, der Anteil der Linken an der Aufwertung des Viertels gehe aber weit darüber hinaus. Wohngemeinschaften könnten sich Mieten leisten, die für die übrige Bevölkerung nicht bezahlbar seien; die Kneipen, Cafés und Geschäfte, die heute den Reiz des Ausgehviertels ausmachten, gingen ebenfalls oft auf die Bedürfnisse und Infrastruktur der linken Szene zurück. Auch strukturell seien linke Ansätze in die neoliberale Stadtpolitik integriert worden, beispielsweise in Form von flexiblen Arbeitsformen oder der Beteiligung von BürgerInnen und MitarbeiterInnen. Dies sei zu oft ignoriert worden:

> »In ihrem Selbstbild konnte sich die alternative und radikale Linke lange Zeit unabhängig von der Mitwirkung an den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen fühlen, weil sie sich überwiegend in Gegenwelten organisierte, die nicht unmittelbar in die herrschende Produktions- und Reproduktionsprozesse integriert waren. Im Bereich städtischer Reproduktionspolitik, wie um die Rote Flora, können jedoch nicht die Augen davor verschlossen werden, daß die eigenen radikalen Politikansätze, wenn auch ungewollt, der kapitalistischen Vergesellschaftung zumindest teilweise in die Hände gespielt haben.«[45]

Trotz der Erfolge der linken Stadtpolitik sei daher im Grunde noch nichts erreicht worden: »Erreicht wurden alternative Einsprengsel in die herrschenden Verwertungsstrukturen, die nicht frei davon sind, das Kapitalverhältnis durch neue Produktions- und Reproduktionsansätze auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene zu erneuern.«[46] Aufgabe der Linken sei daher, die weitere Entwicklung der kapitalistischen Verhältnisse zu antizipieren, um ihre Krisen zu erkennen und Interventionsmöglichkeiten zu entwickeln,

44 Gruppe demontage: Städtische Modernisierung, S. 15.
45 Gruppe demontage: Städtische Modernisierung, S. 17.
46 Ebd.

die in der Zukunft möglichst wenig integrierbar in die kapitalistischen Verwertungsprozesse seien. Dies sei eine äußerst abstrakte Aufgabe, weil konkrete Erfahrungen noch fehlten; bezogen auf die Situation im Schanzenviertel ließen sich aber einige Ansatzpunkte aufzeigen.

Aus den Erfahrungen der letzten Jahre müsse die Linke lernen, äußerst vorsichtig mit konkreten Forderungen nach Veränderungen umzugehen. Eine Antwort auf die Privatisierungstendenzen könne unter den gegebenen Umständen beispielsweise nicht die Forderung nach Verstaatlichung sein, sondern bestenfalls abstrakt die Forderung nach direkter Vergesellschaftung. Auch die bloße Verweigerungshaltung gegenüber Runden Tischen u.Ä. sei mit Blick auf die zahlreichen zu erwartenden städtischen Projekte nicht genug: »Deshalb müßten die Partizipationsforen von links nicht nur boykottiert, sondern auch demaskiert und als systemstabilisierende politische Institution behindert werden.«[47]

Die Haltung der Roten Flora sei ein wichtiger Impuls für die gesamte Linke, sich nicht auf demoralisierende Integrationsprozesse einzulassen. Auch wenn die Gefahr bestehe, letztlich doch geräumt zu werden, habe das Projekt durch die Verweigerung eine begrenzte Gegenmacht entwickelt, beispielsweise, weil die Gegenseite ihm nun eine gewisse Legitimität zusprechen musste. Die Flora habe nun die Chance, ein wichtiger Lern-Raum für die linke Szene zu werden:

> »Wichtig ist jedoch, daß im Kampf um die Flora bei vielen einzelnen und als kollektiver politischer Prozeß weiterhin Erfahrungen gemacht werden, die sich als politisch selbstbestimmt und im Ansatz als systemkritisch herausstellen. […] So stellt das Experimentieren und gemeinsame Lernen mit diesen Praxisformen eine, wenn auch kleine Antwort auf die gegenwärtigen gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozesse dar. Im Hinblick auf die vorangegangenen Erfahrungen der Linken, die es sich immer wieder aus der Perspektive der eigenen gesellschaftlichen Weiterentwicklung neu anzueignen gilt, kann dies zu einem kumulativen Lernprozeß beitragen und somit trotz der allgemeinen Ratlosigkeit hinreichende Fundamente für weitere Auseinandersetzungen legen. Das ist nicht viel, aber es ist zumindest ein Weg, um sich als Restlinke weiter zu entwickeln und zu überleben.«[48]

Die Diskussionen um die Zukunft der Flora nehmen gegen Ende des Jahres 2009 erneut an Intensität zu, weil Kretschmer öffentlich mit einem Verkauf des Gebäudes liebäugelt und damit auch ein mögliches Ende der Roten Flora in Erwägung zieht. Die Flora reagiert auf diese Ankündigungen mit kaum verhohlenen Drohungen:

> »Kretschmer fehlt jede politische Legitimität, sich im Zusammenhang mit der Existenz der Flora anzumaßen, über unsere Zukunft zu entscheiden. Kretschmer ist kein Gesprächspartner für uns. […] Kretschmer hat über die möglichen Folgen einer ›brennenden Flora‹ nach einer Räumung für Hamburg herum phantasiert – wir empfehlen

47 Gruppe demontage: Städtische Modernisierung, S. 18.
48 Ebd.

> ihm dringend, sich für diesen Fall auch Gedanken über den unversehrten Fortbestand seiner eigenen Projekte zu machen.«[49]

In einem längeren Diskussionspapier, das für eine Vollversammlung im Januar 2010 geschrieben wurde, denkt die *Autonome Gruppe für Flora-Aktivismus* dennoch nach wie vor betont unaufgeregt über eine mögliche Räumung nach. »Wir haben weder Angst noch Panik vor einer Bedrohung der Roten Flora. Wir sehen darin vielmehr die Möglichkeit für eine Neubestimmung stadtpolitischer Kämpfe im Floraumfeld und die Chance für die Entwicklung einer breiten Protestbewegung.«[50] Der Verkauf an den Investor Kretschmer sei ein Zeichen der Schwäche des Senats gewesen, der zwar zum damaligen Zeitpunkt keine Räumung riskieren, das Thema aber gleichwohl irgendwie von der politischen Agenda habe bekommen wollen. Dabei sei der Verkauf schon damals nur eine Illusion gewesen:

> »Er ist lediglich ein vom Senat eingesetzter Märchenprinz als virtueller Besitzer eines Luftschlosses: Einer Flora, die nicht mehr kollektiv besetzt und autonomer Veranstaltungsort, sondern befriedetes Eigentum sein soll. Ebenso gut könnte man die Elbe oder das schlechte Wetter an einen privaten Investor verkaufen. […] Er kennt das Projekt lediglich aus der Zeitung und hat dort seit 10 Jahren ›Hausverbot‹. Zu keinem Zeitpunkt wurde irgendeine Form von Gespräch geführt. Jedenfalls wenn man seinen kurze Zeit nach dem Kauf abgebrannten PKW nicht als nonverbale Kommunikation zählt.«[51]

Auch nach dem Verkauf habe die Flora den Konflikt um ihre Besetzung immer als Konflikt um das Verständnis von Gesellschaft und Stadt betrachtet. Die Flora zeichne sich durch ein ambivalentes Verhältnis zum Stadtteil aus, sei »eine Mischung aus Touristenmagnet, heimlicher Affäre der Handelskammer und Hassobjekt bürgerlicher Gesellschaftsvorstellungen.« Sie sei sowohl ein in Teilen integrierbarer Standort- als auch ein unbequemer Störfaktor. Über ihr Engagement gegen Mietsteigerung und Verdrängung habe sie eine positive Verbindung zu den AnwohnerInnen im Viertel, obgleich die Beziehung nicht frei von Konflikten sei. So oder so sei sie sich aber im Falle einer Räumung einer breiten Unterstützung und Solidarität im Viertel sicher, auch wenn sie einen Viertelpatriotismus generell ablehne.

Zudem dürfe man sich in den anstehenden Auseinandersetzungen nicht auf den Investor konzentrieren, weil der Konflikt so zu einer privatwirtschaftlichen Frage entpolitisiert würde. Stattdessen müssten die Themen Stadt, Stadtteil, Vertreibung und die Frage, wie das Leben in dieser Stadt gestaltet werden solle, im Mittelpunkt stehen. Die Rolle der Flora in diesen Kämpfen sei nicht von vornherein festgelegt, sondern Teil eines wichtigen Aushandlungsprozesses:

> »Die Flora ist von ihrem Selbstverständnis ein autonomes und linksradikales Zentrum, versteht sich aber auch als spektrenübergreifendes Projekt, das von und durch die po-

---

49 O.A.: Erklärung der Roten Flora vom 04.11.09 zur aktuellen Diskussion um Kretschmer. In: *Zeck* 154_2010, S. 7.

50 Autonome Gruppe für Flora-Aktivismus: Widerstand und Perspektiven der Roten Flora. Unverträglich glücklich! In: *Zeck* 154_2010, S. 7-10, hier S. 7.

51 Autonome Gruppe für Flora-Aktivismus, S. 8.

> litischen Bewegungen um sie herum gefüllt wird. […] Es geht uns nicht darum, das Gebäude als ›Mahnmal‹ autonomer Politik und Geschichte zu erhalten oder als reines Veranstaltungszentrum, sondern als lebendigen Motor von kultureller Verunsicherung, Protest, Kritik und unterschiedlichen Widerstandsformen.«[52]

Wichtig sei daher auch die Vernetzung mit anderen Initiativen und Gruppen, die ebenfalls das Zusammenleben in der Stadt gestalten und verändern wollten, auch wenn sie andere Ansätze und Strategien verfolgten. Exemplarisch genannt werden das Gängeviertel und die Initiative für den Erhalt des Bernhard-Nocht-Quartiers. Die Offenheit der Flora für solche Bündnisse decke sich auch mit der schon vorher betonten inhaltlichen Heterogenität der Flora: »Die Flora und ihr Umfeld sind kein ›wir‹, sondern eher eine Vielzahl unterschiedlicher Identitäten.«[53]

Auch wenn die militante Verteidigung der Flora direkt vor und nach der Räumung wichtig sei und sich die Bereitschaft dazu jenseits der oft beobachteten Verbalradikalität auch in der Praxis entwickeln müsse, werden die Erfolgsaussichten solcher Aktionsformen skeptisch betrachtet.

> »Allen muss klar sein: Die Räumung der Flora kann nicht militant verhindert werden, sondern lediglich politisch! Wir werden eine ›militärische‹ Auseinandersetzung immer verlieren. Unser Kampf bleibt ein symbolischer, ist der Versuch, den Preis hochzutreiben und Widersprüche angreifbar und damit greifbar zu machen.«[54]

Zum Abschluss skizzieren die AutorInnen die Eckpunkte einer politischen Kampagne für den Erhalt der Roten Flora. Spannend ist insbesondere, wie das Verhältnis von eigener, linker Subkultur zur Mehrheitsgesellschaft gezeichnet wird:

> »Wir kämpfen nicht für Nischen und Freiräume, sondern wir kämpfen gegen gesellschaftliche Normen, die uns in solche zwingen. Nischen, dunkle Ecken und Freiräume sind wichtige Rückzugsorte und Ausgangspunkte, aber wenn wir sie zum Gegenstand selbst erklären, erliegen wir denselben Fehlern wie die Alternativbewegung der siebziger Jahre. Es gibt kein richtiges Leben im falschen! Wir halten im Zusammenhang mit der Flora einen politischen Fokus auf einen Freiraumbegriff als zu dünn für eine Kampagne, die uns über den Tag hinaus bringen soll.«[55]

Zusätzlich kompliziert werde der Bezug auf das Freiraumkonzept, weil das Modell der Selbstorganisation in mehrfacher Hinsicht Anknüpfungspunkte für neoliberale Argumente biete, beispielsweise beim Verzicht auf staatliche Kulturförderung, bei der Selbstversorgung, bei der Mitwirkungspflicht etc. Man müsse aufpassen, nicht ungewollt zum Vorbild für eine deregulierte Gesellschaft zu werden. Auch wenn Freiräume wichtige Erprobungsfelder für eine linksradikale Alltagsorganisierung seien, dürfe man nicht glauben, dass man in ihnen wirklich frei agieren könne. Man bewege sich weiterhin in einer unfreien Gesellschaft voller Widersprüche. Daher müsse man, wenn überhaupt, mindestens die ganze Stadt als Freiraum fordern.

---

52 Autonome Gruppe für Flora-Aktivismus, S. 9.
53 Ebd.
54 Ebd.
55 Autonome Gruppe für Flora-Aktivismus, S. 10.

Die Flora bemühe sich zwar nicht um gesellschaftliche Anschlussfähigkeit um jeden Preis, sei aber dennoch offen für breite Bündnisse. Die AutorInnen zeigen sich durchaus bereit zu einer Mobilisierung weit über die zahlenmäßig beschränkte autonome Szene hinaus:

> »Wer um und mit für die Flora kämpft, muss unsere Blickwinkel nicht unbedingt teilen. Wir sehen in einer Kampagne jenseits unserer Positionen in der Roten Flora vielmehr ein Forum für andere eigenständig formulierte Ziele und weitere Projekte, die sich auf eigene Weise manifestieren können.«[56]

Man werde nicht passiv auf eine mögliche Räumung warten und friedlich abwarten, bis jemand anders eine Entscheidung treffe. Vielmehr sei man bereit, sich an vielen Themen und Konfliktfeldern zu beteiligen und eine radikale linke Kritik in die Diskussion und auf die Straße zu bringen.

Der geplante Rückkauf der Roten Flora durch die Stadt wird von den Flora-AktivistInnen als ein klares Zeichen dafür gedeutet, dass soziale Konflikte mittels Privatisierung nicht reguliert werden könnten.

> »Wir sehen einen möglichen Rückkauf der Flora durch die Stadt als politisches Ende des Versuches, sich den Konflikt um das Projekt durch eine Privatisierung vom Hals zu schaffen. Wir begrüßen dieses Scheitern und hoffen, dass die privatwirtschaftliche Deregulierung auch an anderen Punkten rückgängig gemacht wird […]. Privatisierungen treiben die Durchsetzung kapitalistischer Verwertungsprinzipien voran und verschärfen gesellschaftliche Ungerechtigkeiten. Sie dienen der Aushebelung kritischer Öffentlichkeit durch eine Verschiebung der Auseinandersetzung aus dem Bereich des Öffentlich-Politischen in die entpolitisierte Sphäre des privaten Eigentums, die heilige Kuh der bürgerlichen Gesellschaft.«[57]

Auch das *Plenum der Roten Flora* äußert sich zu den neuen Entwicklungen. Der Rückkauf sei kein Zeichen einer Entspannung, Senat und Stadt seien weiterhin keine Verhandlungspartner und es gebe keinen Anlass, am Status der Flora irgendetwas zu ändern. Der Konflikt sei lediglich auch förmlich wieder dort angelangt, wo er sich nach dem Verständnis der Flora immer befunden habe. Die Flora sei weiterhin nicht bereit, einzulenken und sich stärker in die Beteiligungsangebote der Stadt einzubringen. In den Auseinandersetzungen um ein Recht auf Stadt sei die eigene kompromisslose Haltung der einzige Weg, eine kritische Politik zu verfolgen. Runde Tische, Mitbestimmung und Partizipation seien dagegen ausschließlich darauf ausgerichtet, den neoliberalen Umbau der Stadt zu optimieren und Zustimmung zu erzeugen. Nur indem man sich außerhalb der systemischen Zwänge des Kapitalismus positioniere, könne man die Entwicklungen in der Stadt grundsätzlich infrage stellen.

> »Protestformen wie Hausbesetzungen sind kein Anachronismus, sondern auf der Höhe der Zeit. […] Es geht dabei aus linksradikaler Perspektive nicht um einzelne Projekte

56 Autonome Gruppe für Flora-Aktivismus, S. 10.

57 Kampagne »Unverträglich glücklich« & Plenum der Roten Flora: Flora bleibt rot! Zwei Schritte vor und drei zurück – das Scheitern städtischer Privatisierung als Konfliktregulationsmodell. In: *Zeck* 157_2010, S. 5.

> oder Interessen, sondern eine kollektive Infragestellung der herrschenden Werte, Normen und Besitzverhältnisse. Es geht darum, ein anderes Leben denk- und vorstellbar zu machen, Orientierungspunkte und Aussichtstürme zu besetzen, die radikale Kritik am Bestehenden und den Blick auf andere Verhältnisse möglich machen.«[58]

Dafür werde gerne in Kauf genommen, das Projekt auch weiterhin nicht dauerhaft absichern zu können. Man sei sich im Klaren darüber, dass auch mit der Stadt als neuer Besitzerin eine gewaltsame Räumung nicht vom Tisch sei. »Ein Projekt wie die Flora, das sich als Spiegelbild gesellschaftlicher Kämpfe und Veränderungen sieht, kann nie wirklich sicher sein, bleibt immer prekär und in Bewegung. Wir werden weiterhin ein Störfaktor im kapitalistischen Normalbetrieb sein.«[59]

In einem weiteren Artikel wird beklagt, dass Kretschmer immer wieder versuche, die öffentliche Meinung zu beeinflussen: Die Flora sei gescheitert, im Stadtteil völlig isoliert und erreiche lediglich ihre eigene Klientel von (Alt-)Autonomen. Auch diverse Zeitungen zeichneten ein Bild, nach dem die Flora nur noch für Intoleranz und Gewalt stehe und sogar viele, die ihr ideologisch naheständen, mittlerweile Schwellenangst hätten. Die AutorInnen weisen diese Vorwürfe vehement zurück: Die Flora sei nicht abgeschottet, sondern offen für alle BewohnerInnen Hamburgs, die sie nach eigener Vorstellung nutzen und mit Inhalt füllen könnten. »Die Rote Flora, so schreibt das Kollektiv, das sie besetzt hält, ›ist immer nur genau das, was in sie hineingetragen wird.‹ Wir würden's so lassen.«[60] Gleichzeitig sei die Existenz der Flora auch ein Beweis, dass es nach wie vor möglich sei, sich der üblichen Stadtentwicklung und Vermarktung wenigstens ein Stück weit zu entziehen. Sie sei damit Vorbild für viele andere linke Projekte:

> »In diesem Sinne ist die Rote Flora die große Schwester des besetzten Gängeviertels und kommender Besetzungen. Die ›Komm in die Gänge‹-Aktivistinnen und Aktivisten mögen ihre Besetzung softer und im bürgerlichen Sinne lösungsorientierter vorgenommen haben – doch hier wie dort geht es im Kern darum, eine Schneise in die unternehmerische Stadt zu schlagen. Wo die Gängeviertel-Aktiven diese Verhältnisse dem Senat in langwierigen Verhandlungen abzutrotzen versuchen, zeigt die Rote Flora, dass man auch ohne Vertrag und offizielle Behördenabnahmen jahrzehntelang einen Freiraum halten kann. So lässt sich voneinander lernen.«[61]

Je näher der Termin rückt, an dem das zehnjährige Vetorecht der Stadt ausläuft und der Investor frei entscheiden kann, an wen er das Gebäude verkaufen will, desto intensiver wird die Vorbereitung der BesetzerInnen. In einem längeren Positionspapier werden 2011 nochmals die Eckpunkte einer Verteidigungskampagne erläutert, mit zahllosen Aufklebern und Flugblättern wird außerdem versucht, eine breite Öffentlichkeit im Viertel zu erreichen.

AktivistInnen aus der Flora fassen in einem Artikel zentrale Eckpunkte der Unverträglichkeits-Kampagne zusammen. Eine latent drohende Gefahr sei die Ver-

58 Kampagne »Unverträglich glücklich« & Plenum der Roten Flora, S. 5.
59 Ebd.
60 O.A.: Ich würd's so lassen! Die Flora-Bleibt-Festspielwoche. In: *Zeck* 160_2011, S. 5f., hier S. 6.
61 Ebd.

einnahmung bestimmter Teile der Protestbewegung, indem manche Strömungen integriert, andere vertrieben und ausgegrenzt würden. Die Versuche zeigten sich auch in der Kampagne, die die Recht-auf-Stadt-Bewegung in einen modernen, kreativen und einen altmodischen, autonomen Teil aufgespalten werden solle. »So soll widerständiges Potential sortiert werden in einen integrierbaren Teil, der sich trotz (oder wegen) Prekarität als Standortfaktor vermarkten lässt, und einen nicht integrierbaren, nicht verwertbaren Teil, der die volle Härte des Polizeiknüppels zu spüren bekommen soll.«[62] Die Flora müsse allein deshalb schon besetzt bleiben, weil sie als Freiraum, als ein Ort der Sozialisation, der Selbstorganisation, des Experimentierens und des Ausprobierens erhalten werden müsse. Allerdings sei auch ein Freiraum niemals wirklich frei, da gesellschaftliche Zwänge in allen Menschen verankert seien und somit auch dort wirken würden. Sinnvoller als der Kampf für die Erhaltung eines begrenzten Freiraums sei daher der Kampf gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Linke erst in ihre Nische zwingen würden.

Die Flora dürfe sich nicht vereinnahmen lassen, weshalb sie sich tunlichst als Störfaktor im Stadtteil etablieren solle:

> »Nicht Befriedung wird angestrebt, sondern die Förderung und Entwicklung sozialer Proteste und Bewegungen. Entsprechend werden Verträge ebenso abgelehnt wie Verhandlungen. Mit dem Besetzt-Status der Flora soll nicht nur das Projekt selbst und wie es funktioniert verteidigt werden, sondern generell die Berechtigung von legalitätsüberschreitenden Aneignungen als Demonstration und Forderung gesellschaftlicher Anwesenheit.«[63]

Wichtig sei daher, sich nicht auf Kosten-Nutzen-Kalkulationen einzulassen und die Existenz des Projekts über die Idee zu stellen. Ohne ihre widerständige Praxis wäre die Flora lediglich ein inhaltsleeres Museum linksradikaler Politik.

Um auf alle möglichen Szenarien vorbereitet zu sein, sei die Bündnisarbeit sehr wichtig, auch wenn es kompliziert sei, die unterschiedlichen Ausgangspunkte und Praktiken der einzelnen PartnerInnen irgendwie zusammenzubringen. Dass dennoch ein belastbares Bündnis entstehen könnte, sei eine Folge zurückliegender Lernerfolge:

> »Dabei lässt sich allerdings aufbauen auf die früheren politischen Auseinandersetzungen um Vertreibungspolitik, die Erfahrungen bei den Mobilisierungen und Bündnissen im Zusammenhang mit Bambule, das Engagement beim Recht auf Stadt Netzwerk oder die langjährige Praxis und Verankerung im Schanzenviertel.«[64]

Zwei Jahre später wenden sich AktivistInnen aus der Flora nochmals gegen die Pläne Kretschmers und eines weiteren Investors, aus der Flora ein kommerzielles Kulturzentrum zu machen und dafür auch einen Konflikt mit den BesetzerInnen und eine Räumung in Kauf zu nehmen. Die Pläne seien ein durchschaubarer Versuch, die Stadt

62 Vgl. Positionspapier der Kampagne Flora bleibt unverträglich, zitiert nach AG für autonome Teilchenbeschleunigung: Der Konflikt um die Rote Flora. In: *Zeck* 161_2011, S. 6-8, hier S. 6.

63 AG für autonome Teilchenbeschleunigung, S. 7.

64 Ebd.

zu einem Rückkauf des Gebäudes zu drängen. Dennoch versucht die Flora, durch eine öffentliche und entschlossene Reaktion allen potenziellen GeldgeberInnen klar zu machen, dass mit ihr kein Gewinn zu machen sei. In den letzten Jahren sei es gelungen, die Flora wieder stärker zum Ausgangs- und Kristallisationspunkt von politischen Bewegungen in Hamburg zu machen und wieder eine größere Außenwirkung zu erzielen. Dies zeige erneut, wie wichtig ein besetztes Zentrum für eine vitale politische Szene sei. Wichtig sei daher, auch allen zukünftigen Versuchen der Einbindung und Kooperation eine klare Absage zu erteilen.

Kretschmer und ein Geschäftspartner würden versuchen, die Stadt dazu zu drängen, bei der Zukunft der Flora ein Exempel zu statuieren:

> »Ziel sei, die Besetzer_innenszene zu demoralisieren und neuen Hausbesetzungen durch die Zerschlagung der Flora in Zukunft keine Perspektive mehr zu bieten bzw. sie zu verhindern. Ihr Angriff richtet sich ideologisch nicht nur gegen die Rote Flora als einzelnes lokales Projekt, sondern sie verstehen ihr Engagement als politisches Statement gegen Hausbesetzungen insgesamt.«[65]

Auch wenn die Stimmung in der Stadt aktuell gegen eine Räumung spreche und sogar die *Bild*-Zeitung und die *Welt* einen Rückkauf der Flora und eine dauerhafte Duldung der Besetzung forderten, wisse man in der Flora genau, dass solche politischen Stimmungen schnell wieder in die andere Richtung kippen könnten. Man werde sich daher nicht auf die Beschwichtigungen verlassen, sondern selbst weiter an der Absicherung des Projekts arbeiten.

> »Von der Roten Flora wurde daher immer klargestellt, dass der aktuelle Konflikt in erster Linie einer um Stadt und Gesellschaft ist. Die Auseinandersetzung geht nicht nur um das Gemäuer am Schulterblatt, sondern ist Teil von und bezieht sich auf die Verhältnisse, die es umgeben. Es geht uns im Kampf um die Flora nicht nur um den Erhalt des Hauses, sondern um die Flora als politisches Projekt und politische Idee.«[66]

Eine Vernetzung im Recht-auf-Stadt-Netzwerk, eine stärkere Verknüpfung mit anderen Projekten und dem Kampf um öffentlichen Raum im allgemeinen sowie diverse Aktionen in der Vergangenheit würden zeigen, dass sich die Flora nicht auf eine Verteidigungshaltung zurückziehe, sondern eine Veränderung der Verhältnisse anstrebe, um eine Räumung langfristig zu verhindern.

An dieser Haltung ändert auch der Rückkauf des Flora-Gebäudes durch die Stadt im November 2014 nichts. Die Hoffnungen der Stadt, durch ihren Rückkauf der Flora auch den politischen Konflikt zu entschärfen, seien naiv: »Die Rote Flora lässt sich nicht befrieden, da die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse keinen Frieden zulassen«[67], wie das *Plenum der Roten Flora* betont. Abermals wird daher angekündigt, sich nicht um formale Besitzverhältnisse zu kümmern, sondern davon unbeeinflusst das ei-

65 O.A.: Flora bleibt weiterhin unverträglich! Zur aktuellen Situation der Roten Flora in Hamburg. In: *Zeck* 177_2013, S. 5f., hier S. 6.

66 Ebd.

67 Plenum der Roten Flora: Presseerklärung der Roten Flora 05.11.2014. In: *Zeck* 184_2015, S. 8.

gene politische Projekt fortzusetzen: »Wir sind keine Freunde der bürgerlichen Eigentumsordnung und insofern ist es uns egal, wer meint Besitzerin der Flora zu sein.«[68]

7.2 »Autonomie ist selbstbestimmte Abhängigkeit« – Debatten um Drogen, Vertreibung und Stadtteilpolitik

Mitte der 1990er Jahre entwickelt sich eine Debatte, in der einige tradierte Elemente linker Identität zur Disposition stehen und schließlich über Bord geworfen werden. Dies betrifft einerseits das Verhältnis der autonomen Linken zu Drogen, andererseits die idealisierende Aufladung des ›eigenen‹ Stadtteils Schanzenviertel zum ›linken‹ Viertel. Gleichzeitig wird eine weitere Frage mitverhandelt, nämlich ob es im linken Kampf um Befreiung noch ein »revolutionäres Objekt« gebe und ob es sich dabei um die BewohnerInnen des Viertels, die Drogen-UserInnen oder Angehörige anderer diskriminierter Minderheiten handeln könne. Das Aufkommen der sogenannten Drogenproblematik im Schanzenviertel ist außerdem eng verbunden mit Aufwertungs- und Vertreibungsprozessen im Rahmen städtepolitischer Entwicklungen in Hamburg und wird daher immer wieder zur Projektionsfläche für Kritik an Gentrifizierung insgesamt.

Das klassische Verhältnis von Autonomen zu Drogen spiegelt sich in der Debatte um den Verkauf von Alkohol wider, die Anfang der 1990er Jahre in der Flora geführt wurde. Bis 1993 wurde kein Alkohol in der Flora ausgeschenkt, weil die AktivistInnen die allgemeine gesellschaftliche Einstellung zum Konsum legaler Drogen aufbrechen und eine alkoholfreie Alternative erlebbar machen wollten.[69] Die generelle, klassische Einstellung von Autonomen zu Alkohol und Drogen wurde häufig als lustfeindlich und spießig beschrieben, eine Einschätzung, die sich auch in der *Zeck* bis weit in die 1990er Jahre finden lässt.[70] Da dennoch bei Konzerten und auf Partys von BesucherInnen selbst mitgebrachter Alkohol konsumiert wurde, wurde das generelle Verbot von Alkohol schließlich aus pragmatischen Gründen gekippt, ohne dass im Plenum ein Konsens zu diesem Beschluss gefunden wurde.

Diese Entscheidung wurde sowohl inhaltlich als auch formal heftig kritisiert. Einerseits lehnten einige Gruppen die »rein pragmatische« Entscheidung ab. Die BefürworterInnen des Alkoholverkaufs hätten keine Argumente gebracht, warum Alkohol doch nicht so negativ zu bewerten sei wie bisher, sondern lediglich darauf verwiesen, dass ja ohnehin getrunken werde, der Versuch, ein alkoholfreies Zentrum zu sein, also sowieso gescheitert sei und die Flora auf diese Weise zumindest mehr Geld einnehmen könne. Andererseits sei es bei der Diskussion zu einem Bruch mit den eigentlich herrschenden Regeln im Plenum gekommen:

---

68 Plenum der Roten Flora: Presseerklärung, S. 8.

69 Vgl. o.A.: Alkohol in der Flora?! In: *Zeck* 13_1993, S. 5.

70 So spricht beispielsweise Eine Sympathisantin in einem Leserinnenbrief noch 1999 von den »teilweise spießigen Ansichten aus den eigenen Reihen«, gegen die sich eine Drogen akzeptierende Haltung der Flora mühsam durchsetzen müsse, vgl. Eine Sympathisantin: Drogenpolitik. Ein Leserinnenbrief zu »Einmal ist keinmal«. In: *Zeck* 84_1999, S. 4.

> »Am 10.03. wurde gegen die Position von drei Gruppen der Beschluß gefaßt, Alkohol zu verkaufen. Damit ist nicht nur die Flora ein erklärt alkoholfreier Raum weniger in Hamburg; gleichzeitig wurde ganz offen mit dem Konsensprinzip gebrochen. Die Struktur des Plenums der Flora, das aus einem bunten Haufen von Einzelpersonen und wenigen Delegierten besteht, die Unfähigkeit/das Verhindern, eine inhaltliche Diskussion zu führen und die Hierarchie nicht nur zwischen einzelnen, sondern auch unter den Gruppen haben diese Entscheidung möglich gemacht.«[71]

Die Kritik schließt damit an allgemeine Vorwürfe gegen das Plenum an, dem immer wieder vorgeworfen wurde, zentralistisch und autoritär die eigenen Interessen durchzudrücken.

> »Den ›ZK-Vorwurf‹ an das Plenum gibt es schon lange. Daß jedoch ausdrücklich gegen die Position mehrerer Gruppen eine Entscheidung getroffen wurde, ist in dieser Form bis jetzt nicht passiert. Es geht nicht um die Anzahl der Menschen, gegen deren Meinung entschieden wurde, sondern um den prinzipiellen Umgang mit ›Minderheiten‹ und der Durchsetzung von Interessen vieler/einiger/weniger gegenüber anderen.«[72]

Eine Autorin mit dem Pseudonym *Anna Bolika* weist diese Kritik als ungenau und tendenziös zurück. Zunächst sei der ZK-Vorwurf an das Plenum ein beliebtes Totschlagargument, das von allen vorgebracht werde, denen eine Entscheidung des Plenums nicht passe – ironischerweise hätten auch die BefürworterInnen des Alkoholverkaufs in der Vergangenheit bereits einen ähnlichen Vorwurf formuliert. Außerdem sei diese Entscheidung nicht das erste Mal, dass das Plenum keinen Konsens herstellen konnte, schon bei anderen Fragen sei gegen den Willen einiger TeilnehmerInnen entschieden worden. »Dass damals keine Flugblätter veröffentlicht wurden, lag u.U. daran, daß den ›Minderheiten‹ der Unterschied zwischen Konsensprinzip und Vetorecht im Verhältnis zur Kompromißfähigkeit geläufig war.«[73] Das Alkoholverbot sei kein aus dem Nichts kommendes Dogma, sondern ein Beschluss von 1989, bei dem das damalige Plenum vor dem Hintergrund der anstehenden Besetzung und allgemeiner Kritik an Sucht und Drogen gegen den Verkauf von Alkohol votierte. Somit sei die Kritik und eine eventuelle Neubewertung der Frage absolut legitim. Ebenfalls werde in der Kritik ausgelassen, dass zunächst nur eine dreimonatige Probezeit beschlossen wurde, nach der der Versuch und die Probleme damit nochmals in Ruhe zu diskutieren seien.

Stärker als inhaltliche Differenzen stünden auch bei der Diskussion um Alkohol allgemeine Befindlichkeiten zur Disposition:

> »Seit etwa 2 Jahren hat in der Flora ein Politikstil Einzug gehalten, der schon immer in anderen Zusammenhängen und zu anderen Zeiten nachweisbar war; Vertrauensschwund zueinander, Mißtrauen, gegenseitiges Absprechen der politisch-persönlichen Integrität. […] Ein munteres Hauen und Stechen, jeder Vorwand kommt da gerade recht. […] Und ganz läßt sich auch bei der bisherigen Diskussion um den

71 Einige Menschen aus Gruppen in und um die Flora: Alk in der Flora. In: *Zeck* 14_1993, S. 3f., hier S. 4.
72 Einige Menschen aus Gruppen in und um die Flora, S. 3.
73 Anna Bolika: Den Genossinnen Maria Cron und Klara Schnaps gewidmet. In: *Zeck* 14_1993, S. 5 f, hier S. 5.

> Alkohol in der Flora nicht von der Hand weisen, daß das Thema nur Vorwand für eine ganz andere Auseinandersetzung war und ist – was für alle Beteiligten gilt.«[74]

Ab 1997 wird in der *Zeck* verstärkt über das Thema Drogenpolitik und Verdrängung diskutiert. Hintergrund ist die allmähliche Verlagerung der offenen Heroinszene in das Schanzenviertel aufgrund der verstärkten polizeilichen Verfolgung von DealerInnen und KonsumentInnen am Hamburger Hauptbahnhof und im Stadtteil St. Georg. Von Beginn an wird die Vertreibung der Drogen-UserInnen in der *Zeck* als direkte Folge der Aufwertung bestimmter Stadtteile gesehen: Im Bemühen, den öffentlichen Raum an die Bedürfnisse zahlungskräftiger KonsumentInnen anzupassen, würden die sichtbaren Folgen von Armut zunehmend zu einem Vermarktungsproblem, das vornehmlich polizeilich gelöst werden solle. In der *Zeck* Nr. 56 wird beispielsweise ein Drucksachenentwurf des SPD-geführten Senats kritisiert, der »Maßnahmen gegen die drohende Unwirtlichkeit der Stadt« vorschlägt. Die AutorInnen empören sich insbesondere über die zugrundliegende sozialhygienische Logik des Papiers: »Das Ziel ist erklärtermaßen die Bekämpfung der sichtbaren Erscheinungsformen von Armut und Elend, die Verhinderung von ›Konzentration und Verfestigung‹ sowie das ›Sauberhalten‹ ›repräsentativer Räume‹ und ›Visitenkarten der Stadt‹.«[75] Von Anfang an richteten sich die Maßnahmen der Stadt auch gegen die sogenannte »offene Drogenszene«. Dabei werde oft mit den subjektiven Ängsten der Anwohner argumentiert, die ein polizeiliches Einschreiten angeblich erforderlich machten, tatsächlich sei es aber zumeist die staatliche Politik selbst, die solche Ängste erst produziere, um mit ihnen eine härtere Vertreibungspolitik zu begründen.

Auch im Schanzenviertel zeigt sich schnell die Wirkmächtigkeit dieses Sicherheitsdiskurses. Obgleich das Viertel weiterhin als alternativ, tolerant und linksgerichtet gilt, sind es zum Teil auch Anwohnerinitiativen, die gegen DealerInnen und Abhängige aktiv werden. In einem Flugblatt fordern AnwohnerInnen beispielsweise »einen Schutzraum vor Drogen auf öffentlichen Kinderspielplätzen«.[76] Das Flugblatt richtet sich »an alle, die hier im Viertel mit Drogen handeln oder sie konsumieren«, und fordert dazu auf, auf den Spielplätzen des Viertels weder Drogen zu verkaufen, noch sie zu konsumieren. Gleichzeitig versuchen die AutorInnen, sich von dem staatlichen Kriminalisierungs- und Vertreibungsdiskurs zu distanzieren:

> »Wir wissen, daß Verdrängung und Kriminalisierung keine Lösung für das Problem Drogen darstellen und unterstützen die Forderungen nach verbesserten Hilfsangeboten und Freiräumen, in denen Abhängige ohne Angst mit ihrer Sucht umgehen können. Solange aber keine politischen Lösungen gefunden sind, leben auch wir mit unseren Ängsten.«[77]

---

74 Anna Bolika, S. 6.

75 Dirk Hauer, Pia Peddinghaus: Ideologie und Praxis der Vertreibungspolitik in Hamburg. Soziale Zonierung des öffentlichen Raums. In: *Zeck* 56_1997, S. 10-12, hier S. 10.

76 Baschu Initiative; Anwohner Initiative Flora-Park: Wir wollen einen Schutzraum vor Drogen auf öffentlichen Spielplätzen. In: *Zeck* 59_1997, S. 10.

77 Ebd.

Zwar suche man keine Konfrontation, sei aber bereit, konsequent gegen Verstöße vorzugehen: »Der Baschu und der Flora-Park hat viele Fenster und viele Augen. Wir bekommen mit, was auf dem Platz geschieht und werden alle ansprechen, die sich nicht an die Grenze halten.«[78]

Dem Flugblatt wird von anderen AnwohnerInnen widersprochen. Insbesondere die Forderung nach einem Schutzraum sei irreführend, weil sie suggeriere, dass tatsächlich jemand aktiv bedroht werde. »So in Ordnung wir es finden, darum zu bitten, auf Spielplätzen nicht zu drücken und zu dealen, so falsch finden wir es, dies als ›Schutzräume‹ zu titulieren.«[79] Zudem werde ein Schutzraum zumeist offensiv und repressiv durchgesetzt, was zumindest mittelfristig als »Rückendeckung für die unmenschliche Vertreibungspolitik durch Polizei und Senat« interpretiert wird. Der Initiative wird weiter vorgeworfen, nur von den eigenen Befindlichkeiten zu schreiben, aber kein Wort zu der »menschenverachtenden Drogenpolitik, die diese Situation erst schafft« zu verlieren. Statt eine weitere Vertreibung zu fordern, solle man lieber für mehr Fixerräume und legale Verkaufsstellen eintreten.

Ein weiteres Motiv wird hier erstmals thematisiert: die Verbindung des Kampfes gegen DealerInnen und Rassismus. Da die Polizei insbesondere schwarze Menschen als DealerInnen ausgemacht habe, sei die Konsequenz aus dem Versuch, das Dealen zu unterbinden, ein rassistisches Verhalten, das sich u.a. in willkürlichen Kontrollen und Platzverweisen gegen dunkelhäutige Menschen zeige. Die AutorInnen fordern stattdessen mehr Solidarität: »Es geht darum, ein solidarisches, antirassistisches Miteinander-Leben zu entwickeln und nicht darum, mit Gewalt und Repression auf sowieso schon Ausgegrenzte draufzuhauen.«[80]

Der Initiative wird vorgeworfen, mit ihren »unreflektierten Öffentlichkeitsaktionen […] leichtfertig die derzeitige Hetze« zu unterstützen. Trotz dieser Kritik betonen die AutorInnen aber, offen für Gespräche mit den anderen AnwohnerInnen zu sein: »Auch wenn wir heute gegen die Aktion ›Schutzraum‹ protestieren, um eben jene öffentliche Wirkung zu verhindern, wollen wir nicht in Bausch und Bogen polemisieren, sondern die Möglichkeit für eine kritische Auseinandersetzung offenhalten.«[81] Dennoch werde von den besorgten Eltern erwartet, über ihren eigenen Privilegiertenstatus hinauszudenken. Die AutorInnen der Kritik kündigen abschließend an, im Schanzen- und Florapark provisorische Spritzenabwürfe aufzustellen, um so Kinder vor herumliegenden Spritzen zu schützen, ohne DrogennutzerInnen weiteren Repressionen auszusetzen.

Das Bemühen, keinen unüberbrückbaren Bruch mit den AnwohnerInnen des Viertels zu provozieren, aber gleichzeitig die Kritik an Vertreibung und Repression aufrechtzuerhalten, zeigt sich auch in weiteren Aktionen der Autonomen. So werden beispielsweise im September 1997 Informationstage gegen Rassismus, Ausgrenzung und Vertreibung organisiert, die zwar einerseits das Ziel hätten, »der Medienhetze, dem

78 Baschu Initiative; Anwohner Initiative Flora-Park, S. 10.

79 Einige Anwohnerinnen und Anwohner: Fixerräume statt Schutzräume. Soziale Integration statt Ausgrenzung. In: *Zeck* 59_1997, S. 11.

80 Ebd.

81 Ebd.

von den Parteien gepuschten Sicherheits- und Ordnungswahn sowie einer latent rassistischen Stimmung im Viertel entgegenzuwirken«[82], andererseits wird aber betont: »Hauptschwerpunkt der Informationstage waren die Gespräche mit AnwohnerInnen und PassantInnen – diese waren informativ bis kontrovers. Uns ging es darum, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen.«[83] Die AktivistInnen wollen insbesondere zeigen, dass es Positionen gebe, die nicht auf rassistische Ausgrenzung, Forderungen nach mehr Polizei und Vertreibung der Drogenszene hinausliefen, und dass ein gutes gesellschaftliches Zusammenleben auch diejenigen einschließen müsse, die vom Staat illegalisiert und ausgegrenzt würden.

Im Zuge der Informationstage wird auch gegen einen Laternenumzug protestiert, den eine Bürgerinitiative unter dem Motto »Wir bauen eine Schanze gegen Dealer« organisiert hatte. Obwohl in dieser Aktion ein nicht unerhebliches Konfliktpotenzial angelegt ist, beurteilen die AutorInnen sie als Erfolg: Gespräche, Informationen und Flugblätter überzeugen etliche anfangs Interessierte schlussendlich, doch nicht mitzugehen, sodass der Umzug mit gerade einmal zwanzig Beteiligten stattfinden muss.

Die AktivistInnen kritisieren allerdings die geringe Beteiligung auf einer Abschlussdemonstration, die sie als »Ausdruck linksradikaler/autonomer Feuerwehrpolitik« sehen – es sei immer schwierig, Leute zu motivieren, solange die angesprochenen Probleme noch nicht absolut drängend seien. Insgesamt sehen die OrganisatorInnen ihre Informationstage dann auch lediglich als Diskussionsauftakt; viele Fragen seien noch ungeklärt, insbesondere das eigene Verhalten zu rassistischen Vorurteilen im eigenen Viertel: »Die Diskussion um eine richtige Vorgehensweise und ein Verhalten gegenüber der Situation im Viertel ist nach wie vor nicht zu Ende. (Die scheinbar gegensätzlichen Positionen: Gespräche contra Provokationen umreißen grob den hier entstandenen Diskussionszusammenhang.)«[84]

Gleichzeitig verläuft die Konfliktlinie im Zusammenhang mit der Drogenproblematik keineswegs so eindeutig zwischen linken AktivistInnen auf der einen und latent rassistisch argumentierenden AnwohnerInnen auf der anderen Seite. Auch innerhalb der linken Szene wächst nämlich die Kritik, sowohl an der konkreten Praxis im Umgang mit Drogen-UserInnen als auch an dem zugrundeliegenden Politikansatz, der teilweise als Stellvertreterpolitik für eine diskriminierte Minderheit gesehen wird. Dabei tun sich die KritikerInnen zum Teil sehr schwer, ihre Kritik zu formulieren. Es bestehe immer die Gefahr, »sich beim Schildern der Situation und bei der Benennung der konkreten Veränderung, die durch die zunehmende Nutzung der Flora seitens der KonsumentInnen illegalisierter Drogen entstanden sind, in den Netzen des herrschenden Diskurses zu verfangen.«[85] Zugleich wird konstatiert, dass eine pauschale Zurückweisung aller Sorgen der AnwohnerInnen als rassistisch und wohlfahrtschauvinistisch sowohl taktisch unproduktiv sei, als auch zwangsläufig die real existierenden Konfliktfelder

82 Einige aus dem Vorbereitungstreffen der Informationstage: Bericht von den Informationstagen gegen Rassismus, Ausgrenzung und Vertreibung am Sternschanzenbahnhof. In: *Zeck* 64_1997, S. 5f., hier S. 5.

83 Ebd.

84 Einige aus dem Vorbereitungstreffen der Informationstage, S. 6.

85 O.A.: Dein Wunsch nach einfachen Lösungen heißt Krieg. Gedanken zur Drogenverbotsproblematik im Schanzenviertel/in der Roten Flora. In: *Zeck* 64_1997, S. 7f., hier S. 7.

im Viertel ignorieren müsse. Denn dass die vermehrte Präsenz von Drogen-UserInnen auch zu Konflikten führen könne, sei ja bereits in der Flora selbst zu erkennen.

Zwar hält die Flora an einem strikten Verbot des Verkaufs und Konsums von Drogen im Gebäude fest, außerhalb des Gebäudes werden beide Verhaltensweisen aber akzeptiert und – beispielsweise durch einen provisorischen Raum zum Drücken – ermöglicht. Dass sich dadurch sowohl in als auch um die Flora herum zahlreiche KonsumentInnen aufhalten, führt zu einer Vielzahl von Konflikten. AktivistInnen, die in der sogenannten »Volxküche« (Vokü) arbeiten, beschweren sich z.B. darüber, in eine SozialarbeiterInnen-Position gedrängt zu werden;[86] mehr und mehr Leute, die normalerweise die Angebote der Flora nutzen, würden »aufgrund der veränderten, als ungemütlich oder unangenehm empfundenen Atmosphäre«[87] lieber fernbleiben. Die Flora müsse daher einen Umgang finden, der einerseits der Verdrängungslogik von Staat, Polizei und Anwohnerschaft etwas entgegensetze und andererseits die Flora als offenes Zentrum, in dem sich alle wohlfühlen können, erhalte.

> »Einen vermeintlich pragmatischen Umgang, der nach außen die Entkriminalisierung und Legalisierung fordert, gleichzeitig aber intern aufgrund der Angst vor dem Untergang des Projektes Drücken und Dealen und damit Junkies verbietet, finde ich äußerst fragwürdig. […] Er würde auch die dem herrschenden Diskurs zugrundliegende, bigotte Einteilung von Drogen in gute (legale) und böse (illegalisierte) reproduzieren, indem er den inzwischen weitgehend tolerierten Konsum von Alkohol, Cannabis und gelegentlich ›Partydrogen‹ weiterhin dulden, den Konsum von gespritztem Kokain und Heroin aber ausschließen würde.«[88]

Diese Forderungen verklingen fürs Erste ohne größere Konsequenzen. Die Diskussion in der *Zeck* konzentriert sich zunächst wieder verstärkt auf die Situation im Stadtteil; die eigene Umgangsweise innerhalb der Flora sollte dagegen erst zwei Jahre später wieder zum Gegenstand intensiver Diskussionen werden.

Zunächst entsteht eine Diskussion um die Frage, was genau hinter der Verfolgung von DealerInnen und DrogenkonsumentInnen steckt: Zeigt sich hier tatsächlich Rassismus oder richtet sich die staatliche Vertreibung gegen alle Formen sozial unerwünschten Verhaltens? Letztere These vertritt die *Gruppe Blauer Montag*. »Das Thema ›Sicherheit und Vertreibung‹ ist dabei stark sozialrassistisch aufgeladen. Der Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsmechanismus richtet sich allgemein gegen sozial unerwünschte Merkmale. […] Die Reduktion auf Rassismus verkürzt das Problem.«[89] Problematisch an der Politik der Linken sei, dass sie die sozialen Konflikte im Viertel auf Rassismus und DealerInnen reduziere und gleichzeitig nicht mehr zwischen staatlichem Rassismus und einzelnen rassistischen Verhaltensweisen der AnwohnerInnen differenzieren

86 Einen ähnlichen Konflikt hatte es bereits 1993 gegeben, als nach wenigen Wochen ein Projekt, bei dem Obdachlose in der Flora übernachten konnten, wieder eingestellt wurde. Auch damals wurde insbesondere kritisiert, dass die AktivistInnen alles organisierten und die Obdachlosen sich um nichts kümmern müssten. Vgl. dazu Radikale S(cheiße) Gruppe: Neues Projekt in der Flora: »Sleep In«. In: *Zeck* 12_1993 sowie Eine Tresenschicht: Kein Nachruf. In: *Zeck* 14_1993.

87 O.A.: Dein Wunsch, S. 8.

88 Ebd.

89 Gruppe Blauer Montag: Thesen zur Situation im Schanzenviertel. In: *Zeck* 65_1997, S. 6f., hier S. 6.

könne. Besser sei es, die gesamte soziale Dimension der Konflikte zu beachten. »Dazu gehört vor allem auch, den staatlichen und medialen Angriff auf Dealer und Schwarze als Angriff auf sozial abweichendes und renitentes Verhalten generell und als Element umfassender sozialer Kontrolle zu entschleiern.«[90] Die Schwäche linker Gruppen im Stadtteil habe dazu geführt, dass die Polizei nun als Konfliktlöser betrachtet werde und mitten in einem Szeneviertel ein neues »Sicherheitsbündnis Bürger-Polizei« ausprobieren könne. »Z.Z. geht es aber darum, daß die Polizei als Apparat an einem ›Sicherheitsbündnis‹ arbeitet, das Einzelpersonen und Einrichtungen als Hilfspolizisten zur Lösung eines angeblich gemeinsamen Problems instrumentalisieren will.«[91] Aus diesem Grund sei es wichtig, sich nicht an den städtischen Runden Tischen zu beteiligen, mit denen die Stadt die Situation unter Kontrolle bringen wolle, sondern eigene Diskussionen im Viertel zu initiieren, wie man die Situation einschätze, welche Bedürfnisse es gebe, welche Ansprüche man an ein gutes Leben im Schanzenviertel stelle.

> »Eine solche Debatte beinhaltet schließlich auch die Frage, welche Regeln für ein Zusammenleben eigentlich für uns gelten sollen. Auch wer dabei dieses ›uns‹ und ›wir‹ eigentlich ist, wird sich erst in einem solchen Diskussionsprozeß zeigen. […] Grundkonsens sollte allerdings sein: Keine ›Konfliktlösung‹ durch die Polizei; keine Vertreibung, auch nicht durch die Hintertür; keine Beteiligung an irgendwelchen Runden Tischen.«[92]

Diese Perspektive auf die Rolle von Rassismus wird von der *Gruppe Demontage* grundsätzlich infrage gestellt. Das Risiko, von einem der beschriebenen Stigmatisierungsmechanismen betroffen zu sein, sei eben nicht gleich verteilt:

> »Es geht unserer Ansicht nach aber nicht um eine Reduktion auf Rassismus, sondern um das Erkennen, daß nicht alle ausgegrenzten Gruppen gleichermaßen von Ausgrenzung und Unterdrückung betroffen sind und daß Rassismus ein eigenständiges Unterdrückungs- und Herrschaftsverhältnis ist. Rassismus zeichnet sich unter anderem auch dadurch aus, daß er selbst die am meisten ausgegrenzten Gruppen noch spaltet.«[93]

Eine homogenisierende Betrachtungsweise, die unterschiedliche Formen und Ausprägungen von Ausgrenzung zusammenfasse, ignoriere daher wichtige Unterschiede. So sei es aus dieser Perspektive beispielsweise kaum erklärbar, weshalb deutsche Obdachlose und illegalisierte Obdachlose nicht gemeinsam handeln, sondern es im Gegenteil sogar zu Konkurrenz und Konflikten komme, obwohl beide Gruppen sich in ähnlicher sozialer Lage befänden. »Die Angriffe auf schwarze Menschen am Bahnhof Sternschanze sind rassistisch motiviert, auch wenn im Schanzenviertel noch eine Reihe anderer Ausgrenzungsmechanismen existieren.«[94]

---

90 Gruppe Blauer Montag: Thesen, S. 6.
91 Gruppe Blauer Montag: Thesen, S. 7.
92 Ebd.
93 Gruppe demontage: Jenseits von Eden. Zur Diskussion um die Situation im Schanzenviertel. In: *Zeck* 65_1997, S. 8f.
94 Gruppe demontage: Jenseits von Eden, S. 9.

Ebenfalls kritisch sehen die AutorInnen den Vorschlag, eine gemeinsame Diskussion über Bedürfnisse und Sorgen im Viertel zu führen und ein gemeinsames Interesse zu suchen. Eine generell offene Haltung gegenüber manchen Vorurteilen sei grundlegend falsch: »Kriterium für eine politische Debatte kann doch nur ein gemeinsames politisches Interesse sein. Ein ›Stadtteil-Dialog‹ mit Menschen, die nicht klar gegen Rassismus und Ausgrenzung Position beziehen, kann keine politische Strategie sein.«[95] Die *Gruppe Demontage* plädiert daher dafür, sich von den traditionell linken Stadtteilkonzepten zu lösen. Dass sich gerade im angeblich linken Schanzenviertel xenophobe Einstellungen Bahn brechen würden, sei nicht verwunderlich:

> »Gerade die autonome Linke hat den Mythos ›Unser Viertel‹, in dem ganz normale gesellschaftliche Widersprüche nicht zu existieren schienen, über Jahre reproduziert und eine linke Scheinidentität aufgebaut, die den Linken im Stadtteil jetzt auf die Füße fällt. Die Menschen im Stadtteil haben seit Jahren gelernt, sich zu organisieren und ihre Interessen zu artikulieren. […] Auf dieses ›soziale Training‹ kann jetzt aufgebaut werden, wenn Multikulturalismus dazu benutzt wird, rassistische Ausgrenzung zu betreiben.«[96]

Die linke Vergangenheit des Viertels sei nun die Grundlage für die rechtsoffene Selbstorganisation vor Ort. Linke Politik im Viertel sei daher gefordert, die existierenden Widersprüche im Viertel klar zu benennen und Position dagegen zu beziehen, statt nach gemeinsamen Interessen und Ausgleich zu suchen.

Einige Jahre später blickt die *Gruppe Demontage* auf die Diskussionen und Entwicklungen jener Zeit zurück. Die Auseinandersetzungen um die offene Drogenszene im Viertel habe zu einem Umdenken vieler Linker geführt. Dabei sei ein innerlinker Konflikt über den Umgang mit Rassismus aus der Mitte der Gesellschaft entbrannt: Handelte es sich dabei nur um staatliche Manipulation oder müsste der Rassismus ernst genommen und konsequent bekämpft werden?

> »Während sich die FloristInnen überwiegend der zweiten Position zuwandten, zogen sich die VertreterInnen des ersten Ansatzes mit ihrer herkömmlichen ›sozialrevolutionären‹ Perspektive aus dem Umfeld der Roten Flora zurück. Im Gegensatz zu Positionen aus den achtziger Jahren werden Verkäufer von Heroin in der autonomen Linken mehrheitlich auch nicht mehr als Instrument der Aufstandsbekämpfung begriffen, sondern als Ausdruck eines Marktes, der ein gesamtgesellschaftliches Defizit offenbart.«[97]

Immer wieder finden sich in der *Zeck* Analysen, die sich mit dem Umgang mit sozialen Randgruppen in der Stadt beschäftigen und die eine zunehmende sicherheitspolitische Bearbeitung von sozialpolitischen Problemen skandalisieren wollen. *Klaus Ronneberger* warnt beispielsweise vor der Ausweitung sicherheitspolitischer Diskurse:

> »Aussagen wie: ›Man muß die Ängste der Bürger ernst nehmen‹ signalisieren, daß nicht nur die konkreten Straftaten, sondern auch subjektive Befindlichkeiten zum Ge-

95 Gruppe demontage: Jenseits von Eden, S. 9.
96 Ebd.
97 Gruppe demontage: Städtische Modernisierung, S. 14.

> genstand politischer und polizeilicher Intervention werden. Damit rücken Themenfelder in den Vordergrund, die von keiner strafrechtlichen Relevanz sind, wie etwa die Unsauberkeit auf Straßen und Plätzen, sogenannter Vandalismus oder Betteln.«[98]

Dabei setze die Polizei verstärkt auf Schikanen und mutwillig gewalttätige Kontrollen gegen Drogenabhängige und mutmaßliche DealerInnen, was kein Zufall, sondern Teil eines brutalen Abschreckungskonzepts sei. Auch die Ausweitung der polizeilichen Strategie von der Verbrechensverfolgung zur Prävention von Taten, bevor sie geschehen sind, gehöre zur polizeilichen Bearbeitung von sozialen Problemen.[99] Den AnwohnerInnen wird in diesem Zusammenhang Scheinheiligkeit vorgeworfen:

> »Zu all dem schweigen aber die verschiedenen RetterInnen des Stadtteils: sowohl die ›Erste Hilfe Sternschanze, die ›AnwohnerInneninitiative Florapark‹ oder besorgte Eltern des ›Baschu-Spielplatzes‹ haben offensichtlich ihre Betroffenheit über die Verhältnisse kurzfristig beiseitegeschoben.«[100]

Stattdessen würden die AnwohnerInnen für die politische Agenda der Sicherheitsorgane instrumentalisiert werden, indem man Minderheiten verstärkt als Sicherheitsrisiko darstelle, gegen die BürgerInnen gerne selbst aktiv werden dürften:

> »Die Bürger werden aufgefordert, ›ihr‹ Interesse selbst in die Hand zu nehmen, indem sie die Augen offenhalten und verstärkt Unregelmäßigkeiten anzeigen. […] Wegen schlechter Außenwirkung sollen die Bürger als abweichend definierte Minderheiten jedoch möglichst nicht selbst zusammenschlagen, sondern dem Staat den letzten Schritt des Gewaltmonopols belassen. Diese Dynamik könnte natürlich auch gewollt in Gang gesetzt werden, indem bestimmte Minderheiten stigmatisiert und an bestimmte Orte vertrieben werden, wo über Wahlkampf und Presse dann Gefährdungslagen konstruiert werden.«[101]

Die Situation im Schanzenviertel spitzt sich weiter zu, als zunächst die einzige niedrigschwellige Drogenhilfeeinrichtung ›Fixstern‹, in der gedrückt werden konnte, geschlossen und kurze Zeit später die hinter der Flora provisorisch eingerichtete Drückerstube von der Polizei geräumt und zerstört wird. Der Stadt wird anschließend eine völlig misslungene Drogenpolitik vorgeworfen, die zum großen Teil die Probleme, die sie angeblich lösen will, selbst verursache. *Der Kontaktbereichsautonome* führt aus: »Verantwortlich für den Kollaps des ›Fixsterns‹ ist ein völlig verfehltes drogenpolitisches Konzept in Hamburg, vor allem aber die sinnlose und menschenverachtende Vertreibungspolitik der Hamburger Polizei.«[102] Erst die Vertreibung der Abhängigen vom Hauptbahnhof und aus St. Georg habe zu ihrer Konzentration im Schanzenviertel und zu der stetig

98 Ronneberger, Klaus: Die Erosion des Sozialstaates und der Wandel der Stadt. In: *Zeck* 67_1998, S. 6-9, hier S. 8.

99 Vgl. dazu auch Gruppe Ratio Rausch und Revolution & Bundesarbeitskreis der JungdemokratInnen/Jungen Linken: Die Würde des Hauptbahnhofs ist unantastbar. In: *Zeck* 62_1997, S. 12-14.

100 Der Kontaktbereichsautonome: Wenn etwas nicht stimmt … In: *Zeck* 67_1998, S. 5.

101 Z.K.: (Hamburger) Sozial- und Stadtentwicklung im repressiven Wandel. In: *Zeck* 67_1998, S. 10-12, hier S. 11.

102 Der Kontaktbereichsautonome: Wrocklage und die Brandstifter. In: *Zeck* 68_1998, S. 6.

steigenden Nachfrage nach Drückräumen geführt. »Die unter anderem völlige Überlastung des Druckraums führte dazu, daß DrogenkonsumentInnen gezwungen waren, zum Drücken in die unmittelbare Umgebung auszuweichen.«[103] Der Versuch der Flora, den UserInnen einen geschützten Platz zum Konsum bereitzustellen, werde wiederum von der Polizei behindert, indem sie ihre Kontrollen um die Flora ausgeweitet habe und großflächig Platzverweise ausspreche. »Damit leitet sie eine weitere Runde der Vertreibung ins ›Nirgendwo‹ ein.«[104] Die Polizei könne sich in ihrem Vorgehen auf große Rückendeckung durch die AnwohnerInnen verlassen, die eine polizeiliche Lösung des Problems nicht nur für die einzig denkbare Lösung hielten, sondern darüber hinaus die Flora wegen ihres öffentlichen Eintretens für die DealerInnen und Junkies heftig angriffen.

> »Das stellt natürlich die Fakten auf den Kopf, denn ironischerweise hat die Flora neben der professionellen Arbeit des ›Fixsterns‹ nicht nur unbezahlte Sozialarbeit geleistet, sondern durch die ausdrückliche Billigung des Fixens und Dealens unmittelbar ums Projekt herum einen Großteil der Begleiterscheinungen einer offenen Drogenszene im Viertel abgefedert.«[105]

Ebenfalls kritisiert wird die »scheinheilige« Trennung von Konsum und Erwerb illegaler Drogen, die auch von weiten Teilen der AnwohnerInnen mitgetragen werde. »Was bleibt, sind NachbarInnen, die scheißliberal Fixerräume selbstverständlich gut finden, aber wenig dazu im Kopf haben, wo denn der dort zu konsumierende Stoff herkommen soll, wenn nicht von den Dealern, deren konsequente Vertreibung durch die Polizei gleichzeitig gefordert wird.«[106]

Das konkrete Verhältnis von Flora und AnwohnerInnen leidet auch durch einen zusätzlichen Aspekt: Die Wahl militanter Mittel wie aktiver Blockaden von polizeilichen Kontrollen o.Ä. stößt nicht überall im Viertel auf Zustimmung. Gleichzeitig sehen sich die Flora-AktivistInnen in einem Dilemma. Obwohl militante Mittel den Rückhalt im Viertel tendenziell weiter untergraben, werden sie dennoch als erfolgreiche Strategie gesehen. *Der Kontaktbereichsautonome* reflektiert in seinem Artikel in der *Zeck* über die Wirkung militanter Aktionen:

> »Was passiert, wenn die Flora auf einer Pressekonferenz zur Situation der offenen Drogenszene rund um das Projekt und der eigenen Haltung dazu Stellung nimmt? […] Fast nichts, sieht man von einem Pflichtartikel in der taz, einem Kurzartikel in der Mopo und zwei 1:30-Minuten Beiträgen im lokalen Fernsehen ab, sowie der Tatsache, daß den politisch Verantwortlichen nichts Besseres einfällt, als keine 24 Stunden danach durch die Polizei eine provisorische Möglichkeit, sicht- und wettergeschützt zu drücken, abgerissen wird. Was passiert aber, wenn vor der Roten Flora das linke Vorderrad des Streifenwagens ›Peter 16/2‹ angezündet wird, einige Müllsäcke auf der Straße zur Entzündung gebracht werden und Steine in Richtung anrückender PolizistInnen ge-

103 Der Kontaktbereichsautonome: Wrocklage, S. 6.
104 Ebd.
105 Ebd.
106 Ebd.

> worfen werden […]? Dann wird selbst in den überregionalen Medien über die verfehlte Drogenpolitik des Hamburger Senats im Schanzenviertel berichtet.«[107]

In der oben angesprochenen Pressekonferenz skizzieren *VertreterInnen der Roten Flora* die grundlegende Haltung des Projekts gegenüber der sogenannten Drogenproblematik. Die Ursache der meisten Probleme liege in der letztlich willkürlichen staatlichen Unterteilung in legale und illegale Drogen. Erst die Illegalisierung bestimmter Drogen führe zu einer Verelendung der KonsumentInnen und zu einer Kriminalisierung von Abhängigen und HändlerInnen.

> »In Bezug auf den Drogenhandel folgt die herrschende Logik oft einer besonders perfiden Doppelmoral, während sich die Sichtweise durchgesetzt hat, KonsumentInnen als ›Kranke‹ zu betrachten, ohne allerdings die Ursache für ihre Verelendung in den staatlich erzwungenen Lebensverhältnissen zu suchen, werden die HändlerInnen zum Inbegriff der Bedrohung hochstilisiert, die es mit aller Härte zu verfolgen gelte. Wenn es sich dabei um ausländische Menschen handelt, wird die Ablehnung des Handels oft genug noch zusätzlich mit rassistischen Komponenten aufgeladen.«[108]

Da Konsum und Handel aber untrennbar miteinander verbunden seien, toleriere die Flora ausdrücklich das Dealen und das Drücken gleichermaßen. Trotz aller Unzulänglichkeiten werde die Flora daher den provisorischen Raum zum geschützten Konsum offenhalten. Eine langfristige Lösung sei aber ausschließlich politisch möglich:

> »Wir halten die Legalisierung aller Drogen für die einzige Lösung, die das Elend produzierenden Begleitumstände des illegalisierten Drogenkonsums beenden wird. […] Es muß eine Entkriminalisierung her, die den Handel und Konsum bis dato illegaler Drogen nicht mehr der staatlichen Repression aussetzt!«[109]

Eine wie auch immer geartete Einbindung der Flora in polizeiliche Maßnahmen wird kategorisch ausgeschlossen, die Flora werde sich an keinen Vertreibungsbemühungen beteiligen.

Kurze Zeit später wird in einer weiteren Erklärung der *Roten Flora* nochmals nachgelegt. Die Flora vermutet eine weitere bevorstehende Eskalation der Situation durch die Polizei, da diese angekündigt habe, den Drückraum hinter der Flora aufzulösen. Die ständigen Kontrollen, die Erteilung von Platzverweisen und die Ingewahrsamnahmen hätten ohnehin bereits ein Klima der Angst geschaffen.

> »Dabei darf auch die rassistische Komponente nicht aus dem Auge verloren werden, hat doch der Umstand, daß der Drogenhandeln bestimmten MigrantInnen zugeschrieben wurde, dazu geführt, daß die Hautfarbe inzwischen das maßgebliche Kriterium polizeilicher Kontrollen und Folgemaßnahmen ist und der innerstädtische

---

107 Der Kontaktbereichsautonome: Rote Flora: Straftaten quer durch das Gesetzbuch! In: *Zeck* 69_1998, S. 4f., hier S. 4.

108 VertreterInnen der Roten Flora: Dokumentation der Pressekonferenz in der Roten Flora vom 02.04.98. In: *Zeck* 69_1998, S. 8f., hier S. 8.

109 VertreterInnen der Roten Flora: Pressekonferenz, S. 9.

> Bereich für Menschen dunklerer Hautfarbe faktisch ein nicht mehr betretbares Areal darstellt.«[110]

Auch wenn die Entkriminalisierung aller Drogen die einzige langfristige Lösung sei: »Das erforderliche gesellschaftliche Umdenken und der Widerstand gegen Vertreibung und Ausgrenzung muß hier und jetzt beginnen.«[111] Die Flora ruft daher dazu auf, auch weiterhin polizeiliche Maßnahmen zurückzuweisen und möglichst effektiv zu behindern.

In einem längeren Text widmen sich mehrere AutorInnen unter dem Pseudonym *Die drei vom Blumenhandel* den Grundlagen der Konflikte im Schanzenviertel. Auch hier wird der Mythos des multikulturellen, toleranten Schanzenviertels als Ausgangspunkt für die aktuellen Konflikte gesehen.

> »Über die Identifizierung mit dem medial konstruierten Kollektiv ›tolerante ViertelbewohnerInnen‹ gelingt es den AkteurInnen, jegliche Form reaktionären Gedankengutes in das alternative Gutmenschen-Dasein zu integrieren. Es findet eine deutliche Verschiebung von Begrifflichkeiten statt. Worte aus dem ehemals linksliberalen, z.T. auch linksradikalen Kontext wie Solidarität, Toleranz oder Akzeptanz werden in ausgrenzende Argumentationsmuster umgedeutet und erlangen Hegemonie.«[112]

Beispielsweise werde die alte linke Forderung nach Beteiligung der Menschen im Viertel nun in ihr Gegenteil verkehrt. Gleichzeitig diene das Verhalten der ViertelbewohnerInnen auch der Legitimierung der Vorurteile in anderen sozialen Gruppen: »Wenn selbst die vermeintlich ›Linken‹ die Schwarzen, die Dealer und die KonsumentInnen nicht ertragen können, sieht sich jedeR andere erst recht legitimiert, dagegen vorzugehen.«[113] Aufgabe linker Politik sei es nun eigentlich, die Alltäglichkeit und Normalität der Ausgrenzung infrage zu stellen und anzugreifen, was aber gleichzeitig auch das schwierigste Vorhaben sei. In den Auseinandersetzungen zeige sich die Schwäche linksradikaler Politik:

> »Zwar wurde auf der Ebene von Diskussionen im letzten Jahr ein wichtiger Schritt vollzogen, indem – ein Novum in der autonomen Linken – die Position entwickelt wurde, daß sowohl das Konsumieren als auch das Dealen zu akzeptieren sind, daß die Hetze gegen die Betroffenen ausgrenzende und aggressive gesellschaftliche Tendenzen transportiert und daß die liberale Spaltung in ›Junkies = arme Kranke‹ und ›Dealer = Verbrecher‹ nicht nachvollzogen werden darf, da sich Konsum und Handel unter den Bedingungen der Illegalisierung nicht trennen lassen.«[114]

Hier wird also im Zusammenhang mit der Einstellung gegenüber Drogen auf einen Lernprozess der autonomen Szene verwiesen, nur um in der Folge zu unterstreichen,

---

110 Rote Flora: Erklärung der Roten Flora: »Zero tolerance« für staatliche Vertreibung. In: *Zeck* 71_1998, S. 6.

111 Ebd.

112 Die drei vom Blumenhandel: Nichts von dem, was sich hier gerade durchsetzt, ist erträglich … In: *Zeck* 71_1998, S. 7-10, hier S. 7.

113 Die drei vom Blumenhandel, S. 8.

114 Die drei vom Blumenhandel, S. 9.

dass es nicht gelungen sei, dieses Lernen auch in eine gemeinsame Praxis zu überführen: »Daraus hat sich allerdings weder eine kontinuierliche und breiter getragene Debatte, noch ein gemeinsamer Prozeß linker Gruppen ergeben, der die isolierten Aktionen miteinander verknüpfen und eine engagierte Praxis ermöglichen würde.«[115] Eventuell handelt es sich also hierbei um einen unvollständigen Lernprozess, bei dem der Schritt des *Enacting* nicht vollzogen werden konnte (vgl. dazu auch Abschnitt 10.3).

Die AutorInnen plädieren für eine dezidiert unversöhnliche Haltung der Flora. Zu groß sei die Gefahr, sonst mit den eigenen Forderungen in die Mechanismen der repressiven Toleranz eingebunden zu werden. »Das heißt, nicht zum Konsens bereit zu sein, sich nicht darauf einzulassen, daß das, was die Bullen hinter der Flora praktizieren ›irgendwie schon erträglich‹ sei. Nichts von dem, was sich hier gerade durchsetzt, ist erträglich.«[116] Die eigenen Positionen seien daher zwangsläufig nicht vereinbar mit den Ängsten und Sorgen der Bevölkerung, die den staatlichen Rassismus stützen würde:

> »Es bedeutet aber vor allem, daß der Punkt längst erreicht ist, an dem solche Politik sich gegen ›AnwohnerInnen‹ richten und ganz offensichtlich Position beziehen muß zugunsten der Betroffenen, die die Objekte des ideologisch verkleisterten ›Bei uns im Viertel‹-Sicherheitswahns und Verfolgungswillens sind.«[117]

Die Diskussion bekommt in der Folge eine zusätzliche Dimension, da es offensichtlich doch keinen klaren Konsens in der autonomen Haltung gegenüber Drogen und Sucht zu geben scheint. So kritisiert *Elly* beispielsweise, dass in allen Publikationen zu dem Thema ausschließlich in der Illegalisierung bestimmter Drogen das grundlegende Problem gesehen werde. »Der Bösewicht ist, nach klassisch autonomer Weltsicht, der reaktionäre Staatsapparat, wobei im Unklaren bleibt, welches Interesse genau dahinter stecken könnte. […] Ich halte das für einseitigen pseudoradikalen Nonsens!«[118] Es werde viel zu wenig darüber reflektiert, welche negativen Seiten Suchtstrukturen mit sich bringen würden; stattdessen werde so getan, als ob die KonsumentInnen eine freie Entscheidung für den Konsum getroffen hätten und alle souverän mit ihrer Sucht umgehen könnten. *Elly* hingegen weist darauf hin, dass Abhängigkeiten und Süchte oft zu rücksichtslosem und unsozialem Verhalten führten, weil allein die Befriedigung der Sucht das Handeln steuere: »Von daher ist Suchtverhalten durchaus ein Problem für soziale Zusammenhänge und kann diese u.U. auch zerstören. Das ist natürlich nicht nur bei Abhängigkeit von illegalen Drogen so, sondern auch bspw. von Alkohol.«[119] Hier zeigt sich wieder eine eher klassisch-autonome Perspektive auf Drogen und Sucht, die auch im Folgenden deutlich wird: »Wenn überhaupt ist die Freigabe [illegalisierter Drogen] ein notwendiges Übel in der Gesellschaft, die darauf ausgerichtet ist, daß soziale Bedürfnisse durch Konsum befriedigt werden.« Abhängigkeiten seien unvereinbar mit der autonomen Forderung nach Emanzipation und Eigenverantwortung:

---

115 Die drei vom Blumenhandel, S. 10.
116 Ebd.
117 Ebd.
118 Elly: Zu den Diskussionen um Drogenpolitik im Allgemeinen und im Schanzenviertel im Besonderen … In: *Zeck* 72_1998, S. 4f., hier S. 4.
119 Ebd.

> »Denn Emanzipation heißt auch Verantwortung für sich selbst zu übernehmen und übernehmen zu können. Suchtverhalten ist das Gegenteil davon. […] Sie alle [gemeint sind legale und illegale Drogen] dienen dazu, Schmerzen zu unterdrücken, dadurch findet eine Entfremdung von den eigenen Gefühlen statt, ohne daß die Schmerzen geheilt werden. Dadurch werden Abhängigkeit und Unselbstständigkeit gefördert, eigentlich keine linksradikalen Ideale, oder?«[120]

Die Wahrnehmung und Darstellung von den Süchtigen als reinen Opfern staatlicher repressiver Drogenpolitik sei also zu einseitig und werde dem linken Anspruch, Selbstverantwortung von den Leuten zu verlangen, nicht gerecht. »Dabei kommt wohl der linke Mythos von dem entrechteten, gequälten Subjekt, das es zu erretten gilt, zum Tragen.«[121] Die Kritik an der staatlichen Vertreibungspolitik sei davon unbenommen weiterhin richtig und notwendig: »Ich halte es für richtig, daß sich die Flora versucht gegen die Vertreibungspolitik zu stellen. Blödsinnig erscheint es mir, Junkies nur als deren Opfer zu sehen und die Suchtproblematik nur auf die Frage der (Il)Legalität der Droge zu reduzieren.«[122]

In der folgenden Ausgabe der *Zeck* erscheint von einem *Menschen aus dem Flora-Umfeld* eine Replik auf diesen Artikel. Zwar sei unstrittig, dass eine Freigabe aller Drogen noch keine Lösung darstelle, sie sei aber eine unverzichtbare Voraussetzung für die weitere Drogenpolitik. Ebenfalls sei richtig, dass Abhängigkeiten oft zu unsolidarischem und rücksichtslosem Verhalten führten, allerdings bleibe weiterhin offen, warum dann manches Suchtverhalten stärker kriminalisiert werde als anderes. Insgesamt sei der Zweck von Drogenverboten nicht der Schutz vor Drogen oder Hilfe beim Ausstieg aus der Sucht, sondern Abschreckung:

> »Wer Drogen nimmt und verkauft, kommt in den Knast oder krepiert daran. Die Menschen kommen dabei aber nicht aufgrund irgendwelcher Drogen, sondern aufgrund der sie umgebenden Gesetze in den Knast, DrogenbenutzerInnen sterben im allgemeinen auch nicht schlicht an der Droge, sondern an deren Begleitumständen (unreiner Stoff, sozialer Abstieg).«[123]

Insgesamt diene die Drogenpolitik somit der Aufrechterhaltung bürgerlicher Bedrohungsszenarien, die wiederum von Politik, Polizei und Medien aufgegriffen, geschürt und genutzt würden, um damit die jeweils eigene Agenda zu verfolgen.

Elly habe zwar Recht, dass die negativen Konsequenzen von Suchtverhalten bislang nur selten thematisiert würden; das gründe allerdings nicht auf genereller Unwilligkeit, sondern sei eine Zeitfrage:

> »Solange DrogenbenutzerInnen auf den Straßen krepieren müssen, weil eine Form der Legalisierung von illegalen Drogen […] politisch nicht durchsetzbar ist, reiht sich eine

120 Elly, S. 5.
121 Ebd.
122 Ebd.
123 Ein Mensch aus dem Flora-Umfeld: Autonomie ist selbstbestimmte Abhängigkeit. Zum Artikel über die Drogendiskussion im Schanzenviertel von Elly. In: *Zeck* 73_1998, S. 5f., hier S. 5.

> ›Anti-Sucht-Position‹ zwangsläufig in den herrschenden Ausgrenzungs- und Vertreibungsdiskurs ein.«[124]

Auch bei der Frage, ob ein Leben mit Drogen mit den linksradikalen Vorstellungen von Autonomie vereinbar sei, mache *Elly* einen Denkfehler:

> »Entfremdung, Abhängigkeit und Unselbstständigkeit, die Elly (zurecht) mit dem Drogenkonsum verknüpft, werden in dieser Gesellschaft doch weit mehr von den patriarchalen, kapitalistischen oder wie auch immer Verhältnissen produziert, als von Drogen. Der Mythos ein unabhängiges (welch patriarchales Lebenskonzept) und cleanes (welch christlicher Wunsch nach Unbeflecktheit) Leben führen zu können, ist doch vielmehr die Wurzel des Übels. Gerade solche nicht lebbaren Vorstellungen einer starken und selbstbestimmten Lebensführung lassen doch viele Leute zerbrechen und Trost im Rausch suchen. Abhängigkeiten und Unselbstständigkeiten lassen sich nicht wegreden und auch nicht per Abstinenz ablegen, sondern sind auch und vor allem bestehende soziale Zwänge. Daher muß es eher darum gehen, unsere Abhängigkeiten wahrzunehmen und einen konstruktiven Umgang damit zu finden.«[125]

Dabei sieht der Autor/die Autorin keine Gefahr, auf der Suche nach einem entrechteten, gequälten Subjekt in eine Stellvertreterpolitik hineinzurutschen und auf diese Weise bevormundend und paternalistisch zu handeln.

> »Dort, wo sich jedoch solidarisch und kritisch aufeinander bezogen wird und wo die eigenen Lebensverhältnisse nicht außer acht gelassen werden, tun sich in der Praxis Widersprüche, Grenzen und Erfahrungen auf, die die linken Mythen vom Entrechtetsein von selber knacken.«[126]

Auch wenn die Flora tatsächlich mehr *über* Junkies und DealerInnen als *mit* ihnen reden würde und kein wirkliches Zusammenleben entstanden sei, gebe es doch etliche Versuche, zumindest ein praktisches Nebeneinanderleben zu erreichen, weshalb die Vorwürfe von *Elly* nicht zutreffend seien.

Abschließend werden die AnwohnerInnen des Viertels in Schutz genommen: Einen angeblichen deutschen Mob im Viertel gebe es schlichtweg nicht, trotz des Bedürfnisses nach Sicherheit und Kollaborationen mit der Polizei sei das Schanzenviertel nicht Hoyerswerda. »Manchmal könnte mensch schon meinen, die ViertelbewohnerInnen sollen in ihrer Gesamtheit für ausgebliebene Revolutionen im Stadtteil abgestraft werden, wie sie früher für erwartete Revolutionen umworben wurden.«[127] Letztlich sei das Schanzenviertel nach wie vor ein eher linkes Viertel; in den meisten anderen Stadtteilen hätte die Drogendiskussion vermutlich eine viel reaktionärere Dynamik entfaltet. Zwar sei es nach wie vor schwierig, eine einfache Lösung zu finden, auch eine Legalisierung aller Drogen würde hier zweifellos keinen Ausweg bringen. Wichtig sei dennoch, die Diskussion fortzusetzen, um kleine Veränderungen (auch in der eigenen Einstellung und Haltung) als Teil eines weiterführenden Prozesses zu erreichen.

---

124 Ein Mensch aus dem Flora-Umfeld, S. 5.
125 Ebd.
126 Ebd.
127 Ein Mensch aus dem Flora-Umfeld, S. 6.

Obgleich immer wieder solche nach wie vor verständnisvollen Meinungen über das Verhalten der AnwohnerInnen auftauchen – insgesamt entfremdet sich die linke Szene spürbar von »ihrem« Viertel. Auch in der Sache bleibt die Flora hart und lässt sich von aufwallender Kritik an ihrer angeblich zu Junkie-freundlichen Haltung nicht aus dem Konzept bringen, wie das *Flora Plenum* betont. »Von Bezirkspolitikern und Medien wird immer öfter die Rote Flora für Unmut im Schanzenviertel, vor allem jedoch für das Vorhandensein einer Drogenszene verantwortlich gemacht.«[128] Tatsächlich sei ausschließlich die Drogenpolitik der Stadt Hamburg verantwortlich für die momentane Situation, die Flora versuche lediglich, die schlimmsten Verhältnisse etwas abzufedern. Dafür werde der Flora nun vorgeworfen, durch die Tolerierung des Dealens und Drückens für eine Verschlimmerung der Zustände im Viertel verantwortlich zu sein.

> »Zuallererst: Wir werden dieses Minimum an Mitmenschlichkeit nicht aufgeben, selbst wenn dies mit unangenehmen Begleiterscheinungen verbunden sein sollte. […] Festzustellen ist jedoch: Die Druckmöglichkeit hinter der Flora ›entlastet‹ die Situation im Stadtteil, […] ohne diese Möglichkeit [würde] ein Teil der DrogenkonsumentInnen wieder vermehrt in Hauseingängen, Spielplätzen oder Parks drücken müssen.«[129]

Ebenso unsinnig sei es, die Flora für zerstörte Fensterscheiben oder Ladendiebstähle verantwortlich zu machen. Die Flora sei stets um gute Nachbarschaft bemüht gewesen. »Wir waren und sind immer ansprechbar für NachbarInnen und sind nach wie vor immer versucht, Probleme aus der Welt zu schaffen. […] Das Schanzenviertel ist zudem weder ein ›rechtsfreier Raum‹, noch werden hier täglich im Auftrag der Flora Scheiben eingeschlagen.«[130] Die Angriffe gegen die Flora seien daher im Kontext der allgemeinen Politik der Stadt zu sehen:

> »Es geht in der aktuellen Auseinandersetzung um mehr als nur die Flora. Es geht darum, widerständige Strukturen im Stadtteil zu disziplinieren, um damit einhergehend Umstrukturierung, Aufwertung und Ausgrenzung voranzutreiben. […] Die Flora wird als Projekt nach wie vor versuchen, mit anderen zusammen gegen eine solche städtische Politik Widerstand zu entwickeln.«[131]

Auch in den folgenden Monaten organisieren AktivistInnen immer wieder Aktionen und Veranstaltungen, die sich gegen die Vertreibungspolitik und den zugrundeliegenden Rassismus richten und gleichzeitig die AnwohnerInnen integrieren sollen. Dieses Konzept wird beispielsweise beim Aktionstag gegen Rassismus, Sicherheitswahn und staatliche Drogenpolitik verfolgt.

> »Eine Mischung aus ›Provokation‹ und ›aufklärerischem Appell‹ sollte gefunden werden, die weder in einer umarmenden Haltung an die ViertelbewohnerInnen als Hoff-

128 Flora Plenum: Erklärung des Plenums der Roten Flora. In: *Zeck* 76_1999, S. 4f., hier S. 4.
129 Ebd.
130 Flora Plenum: Erklärung, S. 5.
131 Ebd.

> nungsträgerInnen linksliberalen Gedankens noch in der bloßen Abwehrhaltung gegen einen hoffnungslosen rassistischen, weißen Mobs mündet.«[132]

Einerseits seien linke Einstellungen im Viertel nach wie vor tatsächlich weit verbreitet, andererseits werde die Kritik der AnwohnerInnen gerade deswegen zu einer wichtigen Legitimationsfigur der städtischen Drogenpolitik – wenn sogar das linke Schanzenviertel nicht mit einer offenen Drogenszene zurechtkäme, müsse sich auch im übrigen Hamburg niemand für seine oder ihre Vorbehalte schämen. Die AktivistInnen ziehen ein relativ ambivalentes Fazit ihres Aktionstages. Zwar habe das Thema offensichtlich viele Menschen bewegt und erreicht; ob die AnwohnerInnen aber wirklich etwas von der Kritik mitgenommen hätten, lasse sich schwer sagen.

> »Ob und was da ›rübergekommen‹ ist, läßt sich meistens schwer einschätzen. Beim Stadtteilrundgang und bei den Aktionen, die nicht offensiv Unbeteiligte einbezogen, blieb ›die Szene‹ unter sich. […] Die Schwierigkeit linksradikaler Versuche, einen Fuß in einen unerträglichen Alltag zu bekommen und dauerhaft die Stimmung zu kippen, läßt sich leider mit so symbolischen Formen wie dem Aktionstag nicht lösen. Trotzdem: Es gibt viele Ansatzpunkte und Möglichkeiten, auch weiterhin gegen die Normalisierung rassistischer und anders ausgrenzender Verhältnisse anzugehen. Mit Phantasie und Beharrlichkeit ist das Kapitel noch lange nicht am Ende.«[133]

Nach wie vor gibt es jedoch auch Stimmen, die die Zustände im eigenen Viertel kritischer bewerten und weniger optimistisch auf die prinzipielle Offenheit der AnwohnerInnen für linke Ansätze schauen. Das Problem mit dem Thema innere Sicherheit bestehe darin, dass linksradikale Gruppen diese zwar bereits lange als Repressionsmechanismus durchschaut hätten, was aber nichts daran ändere, dass die Mehrheitsgesellschaft trotzdem genau diese Maßnahmen fordere, wie die *Gruppe Karoshi* ausführt. »Werden wir konkreter: die Leute im Schanzenviertel, die weiße Mehrheit wollte und will polizeiliche Repression des ach so unerträglichen Drogenproblems; die Leute haben bekommen, was sie wollten.«[134] Die Dynamik des Themas innere Sicherheit wird als kontinuierliche Steigerung beschrieben, das »subjektive Sicherheitsempfinden« könne niemals durch eine »objektive Sicherheitslage« befriedigt werden, jede neue Maßnahme sei lediglich die Bestätigung einer vermuteten Unsicherheit, die somit eine weitere Ausweitung erforderlich mache.

Die Linke mache den Fehler, dass sie stets bemüht sei, die Ängste und Sorgen der Leute in etwas anderes zu übersetzen: Hinter der Angst vor AusländerInnen, Drogenabhängigen und DealerInnen stehe in Wirklichkeit der Wunsch nach sozialer Sicherung, Vollzeitarbeit etc. Man müsse jedoch wirklich ernst nehmen, was formuliert werde: »Wenn die weiße Mehrheit im Viertel sagt, daß die ›Dealer aus dem Viertel weg sollen‹, dann wollen sie, daß die, die sie als Dealer identifizieren, aus dem Viertel weg

---

132 Einige Anwesende: Nachbereitung des Aktionstages gegen Rassismus, Sicherheitswahn und staatliche Drogenpolitik. In: *Zeck* 78_1999, S. 12f., hier S. 13.

133 Ebd.

134 Karoshi: Der Wahn der Sicherheit. Februarpapier der Gruppe karoshi zum subjektiven Faktor des Diskurses der inneren Sicherheit. In: *Zeck* 78_1999, S. 15f., hier S. 15.

sollen.«[135] Die Viertelgemeinschaft, die sich im Schanzenviertel lange Zeit aus der Abgrenzung des eigenen Viertels gegen »die Spießer da draußen« konstituiert habe, richte sich nun gegen den vermeintlichen Eindringling des »schwarzen Dealers«.

> »Praktisch niemand stört sich mehr an aberwitzig massiver Polizeipräsenz rund um die Uhr, an einer Kontroll- und Vertreibungspraxis, die sich vor einigen Jahren noch kaum jemand hätte vorstellen können. Und das liegt vor allem daran, daß klar ist, wen es trifft: immer die anderen. UserInnen, als Dealer Verdächtige, Schwarze. Grenzen werden neu gezogen, Ein- und Ausschlüsse neu organisiert. Gelinde gesagt befremdlich ist, daß das neue Feindbild sich vom Feindbild derer da draußen, die doch eigentlich die intoleranten Spießer sind, um keinen Deut unterscheidet.«[136]

Folgerichtig sei das Verhältnis zwischen Flora und Viertel heute ein anderes als in den Jahren zuvor; die Flora habe die neuen Grenzziehungen nicht mitgemacht, weigere sich, die DealerInnen als neuen Hauptfeind zu begreifen und falle auf diese Weise aus der Neudefinition der Viertelgemeinschaft heraus. Die Abgrenzung zum Viertel sei daher nicht nur zufällige Folge, sondern geradezu unvermeidlich; eine politische Kooperation mit dem Viertel gefährde jeden linken Inhalt. »Solange die Leute ihr Genießen nicht anders regulieren und sich weiter als deutsche und andere repressive Gemeinschaften (selbst)organisieren, bleibt es dabei: Das Schanzenviertel kippen.«[137]

Parallel flammt die Diskussion um den eigenen Umgang mit Drogenabhängigen und DealerInnen, die zwei Jahre zuvor noch recht ergebnislos verebbt war, erneut auf. *Einige UserInnen* der Flora wenden sich in einem persönlichen Brief an die »liebe Flora«, in dem sie die Konsequenzen der Tolerierung der Drogenszene und die zugrundliegende Haltung des Zentrums kritisieren. Zwar sei es richtig und erfreulich gewesen, dass die Flora sich um eine differenzierte Einstellung gegenüber Drogen bemüht habe, damit habe man in der radikalen Linken in Deutschland eine einmalige Haltung eingenommen:

> »Dieser aufsehenerregende Schritt ist bestimmt ein Ergebnis der spannenden Diskussionen um Politik und Techno-Kultur und um den (eigenen) Umgang mit kriminalisierten Drogen, der auch zu einer differenzierten Haltung geführt hat, jenseits der Parole: ›Bullen und Heroin: zwei Wege, ein Ziel‹.«[138]

Leider sei das grundsätzliche Bemühen um Differenzierung mittlerweile einer neuen dogmatischen Haltung gewichen, die alles und alle pauschal kritisiere, die Probleme mit der Drogenszene an und in der Flora hätten. Aus Angst, der städtischen Vertreibungspolitik sonst nichts entgegensetzen zu können, sei öffentliche Kritik aus der linken Szene heraus verpönt und unerwünscht; die Problemanalyse sei in der alleinigen Schuldzuschreibung an die staatliche Drogenpolitik jedoch zu glatt und widerspruchsfrei, auch würde vonseiten der Drogenabhängigen ein Verhalten toleriert, das ansonsten nicht geduldet werden würde.

---

135 Karoshi, S. 15.
136 Ebd.
137 Karoshi, S. 16.
138 Einige deiner UserInnen: Liebe Flora, … In: *Zeck* 77_1999, S. 9f., hier S. 9.

> »Muß ich mir das blanke Elend so dicht holen, nur weil es existiert? Habe ich diesen Anspruch auch bei mir zu Hause in meinem Hausflur? Bin ich in der Flora plötzlich einE SozialarbeiterIn? Wir halten es für fatal auf diejenigen zu schimpfen, die sagen, daß ihre persönlichen Grenzen überschritten sind.«[139]

Natürlich könne man nun darüber diskutieren, ob diese Grenzen und die darunterliegenden Ängste begründet seien oder lediglich kleinbürgerliche Vorstellungen reproduzierten, allein sei ein einfaches Übergehen und Ignorieren dieser Grenzen aber unzureichend.

Tatsächlich seien einige Probleme mit der Drogenszene real und die Kritik daran berechtigt. So führe beispielsweise die Kriminalisierung des Dealens zu einer Situation, in der sich das Recht des Stärkeren durchsetze, was prämodern anmute und am Eingang eines linken Stadtteilzentrums nicht zu tolerieren sei. Die konzentrierte Ansammlung der Drogenszene um die Flora herum habe den Charakter des Zentrums verändert, weshalb viele Menschen sich dort nicht mehr wohlfühlen würden. Die AutorInnen hinterfragen daher auch die generelle politische Haltung der Flora:

> »Was bist Du, liebe Flora, für die Junkies? Schutzmacht? Was hast Du mit ihnen gemeinsam? Nicht alle Ausgegrenzten sind automatisch unsere Verbündeten, selbst wenn wir die konkrete Ausgrenzung verurteilen. Wir würden uns wünschen, daß Du die Junkies ernster nehmen würdest und nicht nur ihren Opferstatus gegenüber dem Staat betonst, sondern auch ihre Verantwortlichkeit z.B. Dir gegenüber.«[140]

Die Interessen der Flora und der Drogenszene würden sich nur in einem abgegrenzten Punkt überschneiden, nämlich in dem Wunsch, möglichst Ruhe vor staatlicher Verfolgung zu haben. »Diesen Wunsch hätten wahrscheinlich auch noch viele andere in dieser Gesellschaft, mit denen wir bestimmt gar nichts zu tun haben wollen.«[141] Die Flora dürfe keine Angst haben, eine komplexe und ambivalente Position auch öffentlich zu vertreten; deshalb komme niemand auf die Idee, dass sich die Autonomen eigentlich auch nur nach schönen, sauberen, deutschen Straßen sehnen würden. »Steh zu diesem Widerspruch auf der einen Seite gegen Vertreibung zu sein und auf der anderen Seite die Drogenszene aus dem Zentrum und was für dessen Erhalt notwendig ist (z.B. die Eingänge) zu ›vertreiben‹, um selber überleben zu können.«[142] Abschließend warnen die AutorInnen die Flora davor, die eigene Identität aus der Abgrenzung gegenüber der Bewohnerschaft des Viertels zu ziehen: »Du bist nicht die einzige im Stadtteil, die von der Hetze gegen Junkies und Dealer und von der Bullenpräsenz stratzgenervt ist. Bitte ziehe Deine Identität nicht aus der Abgrenzung und Isolation gegenüber dem vermeintlich monolithischen Block des rassistischen Viertelmobs.«[143]

Wenig überraschend werden die *UserInnen* in der folgenden Ausgabe der *Zeck* in mehreren Beiträgen scharf kritisiert. Insbesondere wird bezweifelt, dass die Junkies

139 Einige deiner UserInnen, S. 9.
140 Ebd.
141 Einige deiner UserInnen, S. 10.
142 Ebd.
143 Ebd.

allein durch ihre bloße Anwesenheit ein Problem seien oder gar die Flora in ihrer Existenz gefährden könnten. Wie *Ein Flora User* schreibt, mache dies nur dann Sinn, wenn man staatliche Eingriffe befürchte, die durch die Anwesenheit der Drogenszene legitimiert werden könnten. Aus diesem Grund vor einer Unterstützung der Abhängigen zu warnen, bedeute allerdings,

> »sich nur noch dann für marginalisierte Gruppen einzusetzen, wenn dadurch keine Gefahr für uns besteht. Richtig scheiße finde ich, daß ihr euch nur für Ausgegrenzte einsetzen wollt, wenn diese potentiell Verbündete sind. […] Ich bin überzeugt, daß es in allen ausgegrenzten Gruppen nur einen kleinen Teil potentieller Verbündeter gibt. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns?!?«[144]

Linksradikale Kämpfe seien immer auch soziale Kämpfe – sich mit der sozialen Realität und den dort existierenden Problemen auseinanderzusetzen, sei daher schlichtweg notwendig. Junkies und DealerInnen an und in der Flora nicht länger zu dulden, sei nicht nur völlig unpraktikabel, weil dann nach Aussehen selektiert werden müsste, sondern darüber hinaus ein politischer Irrweg: »Der Widerspruch aber, gegen Vertreibung zu sein und sie selbst durchzuführen ist nicht mutig oder nötig, sondern absurd. […] Diese Verhaltensweise, die ihr vorschlagt, kommt der liberal-bürgerlichen sehr nah, und diese Haltung finde ich zum Kotzen.«[145] Das Urteil über den Vorstoß *einiger UserInnen* ist daher vernichtend: »Die Gefahr für die Flora sehe ich nicht in der Drogenszene, sondern bei den Linksradikalen, die der Wirklichkeit in ihrem eigenen Ghetto nicht ins Auge sehen wollen und ins Vertreibungsgezeter miteinstimmen.«[146]

Aus der Flora melden sich ebenfalls einige Stimmen zu Wort. Auch wenn sie lediglich Einzelpersonen seien und nicht für die Flora als Ganzes sprechen könnten, möchten sie die Gelegenheit nutzen, um nochmals den politischen Ansatz der Flora zu erläutern und zu erklären, warum dieser richtig sei. Die Flora habe sich auf eine Politik verständigt, die Konsum und Handel von Drogen außerhalb des Hauses akzeptiert. Dadurch solle die scheinheilige Trennung von Dealen und Konsum überwunden werden. Weil die konkreten Umstände, unter denen der Verkauf und der Konsum stattfinden, eine Konsequenz der Kriminalisierung seien, fordere die Flora eine vollständige Legalisierung aller Drogen. Bis dieses Ziel erreicht sei, halte man es für eine menschliche Pflicht, sich nicht an der Vertreibung zu beteiligen, sondern der Drogenszene Rückzugsmöglichkeiten und geschützte Räume zugänglich zu machen. »Diese Haltung hat sich in praxisbezogenen Auseinandersetzungen entwickelt und dort wird sie auch erprobt und diskutiert. Sie ist damit Resultat eines Alltags, der klar nicht nur eitel Sonnenschein ist – aber so what?«[147] Tatsächlich sei es nicht immer angenehm, mit den Begleiterscheinungen der Illegalisierung konfrontiert zu werden, es erfordere von allen, solidarisch und respektvoll miteinander umzugehen, aufeinander zu achten und im Falle von Verstößen gegen Abmachungen (beispielsweise bei Konsum und Handel

144 Ein Flora User: Leserbrief zum LeserInnenbrief »einiger Flora-UserInnen«. In: *Zeck* 78_1999, S. 8.
145 Ebd.
146 Ebd.
147 Tante Flora: Tante Flora, der Knieschuß und wir. In: *Zeck* 78_1999, S. 9-11, hier S. 10.

innerhalb der Flora) auch selbst aktiv zu werden. Die tatsächlich existierenden Widersprüche dürften aber nicht dazu genutzt werden, um eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema abzubrechen oder sich gar an einer weiteren Vertreibung zu beteiligen.

> »Es geht uns nicht darum, alle darauf zu verpflichten, mit allen Begleiterscheinungen einer illegalisierten Drogenszene glücklich zu sein. […] Das heißt aber nicht, daß alle Ängste unzulässig sind, sondern daß es darauf ankommt, wie mit diesen Ängsten umgegangen wird – ob da eine verträgliche Lösung gesucht wird, oder ob diese Ängste als Legitimation für Vertreibung mobilisiert werden.«[148]

Das sei in der Tat eine große Herausforderung – ihr angemessen zu begegnen, sei aber auch eine große Chance für progressive Politik:

> »Nicht immer ist das, was eineR als richtig ansieht, auch bequem. Und das ist auch gut so, will mensch nicht ständig auf der Stelle treten. Mit der Kritik der gesellschaftlichen Normen und Zustände gilt es auch, das eigene Verhaftet-Sein in dem ganzen Morast zu erkennen. Zu probieren, ob und wie sich da Grenzen auch verschieben lassen, erscheint uns als gutes Mittel gegen theoretische Abgehobenheit.«[149]

Die Flora verstehe die eigene Rolle mitnichten als »Schutzmacht für Junkies«, sie sei bei ihrer Unterstützung der UserInnen nicht auf der Suche nach dem berühmten revolutionären Subjekt. Stattdessen sei man schlicht bemüht, einer ausgegrenzten und verfolgten Gruppe Hilfe anzubieten. Dies bedeute nicht, dass man die Junkies als reine Opfer sähe, unter ihnen seien genauso viele »ätzende Personen wie in der Gesamtbevölkerung auch«. Auch der Vorwurf, die Flora beziehe ihre Identität aus der Abgrenzung zum Viertel, sei falsch:

> »Was die Floraidentität angeht: Wir können nicht feststellen, daß diese daraus gezogen wird, sich massiv gegen einen inszenierten Mob abzugrenzen. Allerdings aber finden wir es wichtig, rassistische und anders ausgrenzende Tendenzen im Viertel auch zu benennen und zu kritisieren.«[150]

Das heiße im Umkehrschluss aber nicht, dass alle AnwohnerInnen und jegliche Kritik an der Drogenszene per se rassistisch seien. Die Flora sei zu keinem Zeitpunkt ein Stadtteilzentrum in dem Sinne gewesen, dass es von einem repräsentativen Querschnitt des Viertels genutzt worden wäre, stattdessen habe man sich immer als ein Ort linksradikaler Politik verstanden. Damit sei stets einhergegangen, dass bestimmte Regeln aufgestellt wurden, die nicht immer nur einfach und bequem gewesen seien.

> »Flora als politisches Zentrum bedeutete und bedeutet neben der politischen Arbeit ›nach außen‹, sich in diesem Projekt zu bemühen, emanzipatorische Ansätze im Umgang miteinander auch umzusetzen. Damit verbunden ist zum einen, daß bestimmte Verhaltensweisen von allen Beteiligten und NutzerInnen erwartet und eingefordert werden, und daran auch dann festgehalten wird, wenn es die Attraktivität der Flora

148 Tante Flora, S. 10.
149 Ebd.
150 Tante Flora, S. 11.

für bestimmte NutzerInnengruppen mindert. Zum anderen wird versucht, eine Vielzahl von alltäglichen Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsspielchen nicht mitzuspielen.«[151]

Stets sei klar gewesen, dass diese Ansprüche im Alltag nicht problem- und mühelos umgesetzt werden könnten, was aber keineswegs bedeute, dass man deshalb von diesen Grundsätzen abrücke.

Zwar sei die Flora trotz ihrer Kritik an Teilen der Bewohnerschaft des Viertels noch nicht so weit, das eigene Konzept als Stadtteilzentrum endgültig über Bord zu werfen. Dennoch sei man nicht bereit, die eigenen Grundsätze aus Bequemlichkeit und für ein harmonisches Miteinander im Viertel aufzugeben. »Linksradikale Politik, die nur dann gemacht wird, wenn sie für Mehrheiten repräsentativ ist, ist unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen wahrscheinlich bald keine linksradikale Politik mehr.«[152]

Auch *Finn* kritisiert die *UserInnen* für ihre Einstellung gegenüber der Drogenszene. Zwar hätten sie Recht, dass eine Diskussion über die Widersprüche und Schwierigkeiten mit der Situation offener geführt werden müsse als bisher. Sonst bleibe jeglicher Lerneffekt aus und ein Fortschritt der eigenen Ansätze werde verhindert:

»Die Widersprüche und Probleme eines politischen Projekts als interne zu behandeln und nach außen eine möglichst radikale Fassade zu präsentieren, hat sich in der Geschichte der Linken schon zu oft als Fehler erwiesen, der eine Kritik und Weiterentwicklung der Politik verhindert hat.«[153]

Allerdings habe die Flora wiederholt auf Schwierigkeiten und Ambivalenzen der eigenen Position hingewiesen, außerdem seien es die AktivistInnen selbst, die die härtesten Konsequenzen der Probleme abfedern müssten:

»Sie sind es, die unappetitliche Begleiterscheinungen des Drogenkonsums beseitigen müssen, die blutigen Papierfetzen auf den Klos, die Spritzen und nicht selten die diversen körperlichen Ausscheidungsprodukte. Die und der gelegentliche BenutzerIn kann – zumal abends bei den Partys und Konzerten – die Flora nutzen wie bisher und sich um die angrenzende Drogenszene keinerlei Gedanken machen.«[154]

Natürlich könne niemand gezwungen werden, sich mit dem existierenden Elend auch aktiv auseinanderzusetzen; allerdings sei dieses Bestreben, das Elend so weit wie möglich aus dem eigenen Nahbereich herauszuhalten, genau jene mehrheitsgesellschaftliche Reaktion, die zur staatlichen Vertreibungspolitik führe. Darüber hinaus sei der Vergleich der Flora-Eingänge mit dem eigenen Hausflur, in dem man Dealen und Konsum ebenfalls nicht akzeptieren würde, äußerst irreführend: Hier werde eine Gleichsetzung von privatem und öffentlichem Raum betrieben, der die jeweiligen Charakteristika verwische und auflöse.

151 Tante Flora, S. 11.
152 Ebd.
153 Finn: Gefühle überall. Warum die Flora kein Hausflur und das Sicherheitsgefühl ein schlechter Ratgeber ist. In: *Zeck* 78_1999, S. 11f.
154 Finn: Gefühle überall, S. 12.

> »Im Privaten mag es durchaus vertretbar sein, die eigene Befindlichkeit als handlungsleitende Maxime zu proklamieren. […] Ist also eine solche Sichtweise schon im Privaten problematisch, so kann sie erst recht nicht auf den öffentlichen Raum übertragen werden. Denn gerade das wiederum zeichnet den öffentlichen Raum aus: Er ist der Ort des Austauschs und der gesellschaftlichen Konflikte.«[155]

Im Gegensatz zum privaten Raum müsse der öffentliche Raum für alle zugänglich sein, weil auch politische Auseinandersetzungen und gesellschaftliche Veränderungen auf öffentliche Räume angewiesen seien. »Und sie [die Veränderung] braucht einen öffentlichen Raum, in dem nicht einfach die Mehrheit oder die mächtigere Position die Minderheit ausschließen kann, weil deren Ansichten oder Verhaltensweisen der Mehrheit nicht passen oder sich gegen diese richten.«[156] Aus diesem Grund müsse die Offenheit der öffentlichen Räume vehement gegen Privatisierungstendenzen verteidigt werden. All das müsse natürlich auch für die Eingänge der Flora gelten: »Dies mögen manche als unangenehm empfinden. Aber vielleicht ist es ja so, daß linke Politik nicht immer nur angenehm sein kann und das subjektive Sicherheitsbedürfnis ein schlechter Ratgeber ist.«[157]

Auch die *Flora* nimmt mit etwas Verspätung offiziell Stellung zu den Vorwürfen der *UserInnen*. Gleich zu Beginn wird ein sehr versöhnlicher Ton angeschlagen:

> »In jedem Fall, und das ist wichtig, wurde Eure Kritik auf dem Flora-Plenum als solidarisch und konstruktiv willkommen geheißen. Da, wo wir unsere Herangehensweise gegen Eure Zweifel teilweise polemisierend verteidigen, möchten wir offensiv eine gemeinsame Klärung einfordern.«[158]

Die AutorInnen verweisen darauf, dass intern, beispielsweise auf den Vollversammlungen, sehr wohl intensiv über die Situation und die resultierenden Konflikte debattiert werde und man gemeinsam versuche, einen nicht-ausgrenzenden Umgang damit zu entwickeln. Da aber noch keine für alle akzeptable Lösung gefunden worden sei, halte man sich mit öffentlichen Wortmeldungen lieber zurück.

> »Da wir uns aber mittendrin in dieser Diskussion befinden, wäre es eine politische Untugend, sich mit halbgaren Positionen in eine derartig (rassistisch und sicherheitsfanatisch) aufgeladene öffentliche Debatte zu hängen. Die prinzipielle Aufhebung der Trennung zwischen ›interner‹ und ›öffentlicher‹ Diskussion (wie ihr sie implizit einfordert) halten wir demnach nur begrenzt für nötig und berechtigt.«[159]

Das Thema »Drogenpolitik« sei kein Wunschthema der autonomen Linken gewesen, sondern habe sich durch die umgebende Realität schlicht und ergreifend aufgedrängt. Da eine systemoppositionelle Kraft, die ihre Umgebung und die aktuellen Entwicklungen zu ignorieren versuche, zum Scheitern verurteilt sei, habe man zwangsläufig einen

155 Finn: Gefühle überall, S. 12.
156 Ebd.
157 Ebd.
158 Flora: Liebe Rote Flora UserInnen (im Allgemeinen, aber besonders die Ihr uns anspracht). In: *Zeck* 79_1999, S. 5f., hier S. 5.
159 Ebd.

Umgang mit der Thematik entwickeln müssen. Die Eckpfeiler der Diskussion sähen dabei grob umrissen folgendermaßen aus: Die Ursache für Süchte, Selbstzerstörung, Frust und Perspektivlosigkeit seien die vielfältigen Unterdrückungsverhältnisse, die alle Lebensbereiche und alle zwischenmenschlichen Beziehungen durchdringen würden. Es sei Aufgabe einer radikalen Linken, unter diesen Bedingungen einen Raum für politische und gesellschaftliche Utopien offenzuhalten, auch wenn eine solche Utopie unter Umständen einschränkende und belastende Konsequenzen für die eigene Existenz habe. Dieses Risiko bestehe bei einer praktischen Umsetzung von prinzipiengeleiteten Ansätzen immer, insbesondere wenn die eigene Haltung mehr oder weniger ad hoc entwickelt werden müsse. Selbst die beschriebenen Eckpfeiler seien bislang kein klarer Konsens: »Diese wurden übrigens noch nicht einmal explizit formuliert, sondern ziehen sich als unsichtbarer roter Faden durch die Debatten und die Praxis.«[160]

Eine Folge dieses Vorgehens seien etliche Widersprüche, die in der Praxis existierten und ausgehalten werden müssten. Dazu gehöre u.a. die Tatsache, dass Konsum und Dealen in der Flora eigentlich strikt abgelehnt würden, dies aber für Haschisch de facto nicht durchgesetzt werde. »[…] [D]er bürgerliche (auch autonome) Drogendiskurs, der zwischen ›guten‹ (=unseren) und ›schlechten‹ (=deren) Drogen unterscheidet, verhindert eine effektive Durchsetzung des Beschlusses.«[161] Auch in Bezug auf den Konsum von Heroin sei das Verbot in der Praxis kaum durchsetzbar, weil niemandem die Nutzung der Toiletten verboten werden könne und nicht kontrollierbar sei, was die Menschen in den Kabinen so treiben. Es werde lediglich verhindert, dass Männer die Frauentoiletten nutzten. Bei größeren Veranstaltungen sei die Flora mittlerweile mit großen Bauchschmerzen dazu übergegangen, den Einlass zu kontrollieren, dennoch seien weiterhin alle BesucherInnen aufgefordert, auf die Regeln in der Flora hinzuweisen und ihre Einhaltung im Auge zu behalten. »Das ausgesprochene Credo lautet: Nicht wir müssen bei uns mit der Drogenszene klarkommen, sondern die Szene mit uns!«[162]

Bei der Einlasspraxis wird allerdings sehr deutlich, wie stark die Flora mit ihrer eigenen Praxis hadert. »Es gibt auch immer wieder Diskussionen über die Situation an den Eingängen. Wir haben noch keine Lösung gefunden. Wir wollen nicht vertreiben, aber fast allen ist es mittlerweile zu viel.«[163] Bei Verstößen gegen die Regeln müsse konsequent eingegriffen werden, um den gemeinsamen Flora-Alltag weiterhin zu ermöglichen. Daraus ergebe sich allerdings die Konsequenz, dass Leute, die sich nicht an die Regeln hielten, an den Eingängen nicht zu dulden seien. Die Flora versucht, diese Praxis mit den eigenen Idealen in Einklang zu bringen:

> »Deshalb sehen wir da auch nur auf der ›phänotypischen‹ (am rein Sichtbaren fixierten) Ebene einen Widerspruch, nicht auf der strukturellen. Das heißt: wir vertreiben die Leute nicht als Junkies, weil wir gegen Heroin sind, sondern können aus pragmatischen Gründen die praktischen Konsequenzen der verfehlten Drogenpolitik nicht ausbaden.«[164]

160 Flora: Liebe Rote Flora UserInnen, S. 5.
161 Ebd.
162 Flora, S. 6.
163 Ebd.
164 Ebd.

Dass die gemeinsame Nutzung von Geschirr, Gläsern etc. durch Junkies und übrige NutzerInnen eine gesundheitliche Gefahr sei, wird von den AutorInnen bestritten. Die meisten Krankheiten seien nicht durch Speichel übertragbar, die Angst vor den vermeintlich kranken Junkies und die Panikmache könnten schnell in gefährlicher Agitation münden. Darüber hinaus sei es auch hier nicht möglich, die gemeinsame Nutzung zu verhindern, da man nicht willens sei, die Arme der Kaffeekundschaft auf Einstichlöcher zu kontrollieren oder mit salopper Blickdiagnose zu entscheiden, wer im Café willkommen sei und wer wieder gehen müsse. Abschließend wird bezweifelt, dass die aktuelle Drogenpolitik wirklich der Grund dafür sei, dass viele ehemaligen NutzerInnen die Flora mittlerweile eher meiden würden.

> »Wir verstehen Eure Standpunkte zum Teil, wissen aber auch, daß viele jetzige KritikerInnen sich aus dem Flora-Geschehen zurückgezogen haben, lange bevor die ›Drogenproblematik‹ begann. Einfach weil insgesamt ›nicht mehr viel lief‹. Jetzt laufen wir aber langsam wieder, merkt ihr was? Danke für Eure Einwände und Nachfragen. Das meiste müssen wir zusammen klären.«[165]

Die *Öffentlichkeits-AG* nutzt die Diskussion, um noch einmal grundsätzlich zu erklären, wie Entscheidungen und Haltungen der Flora überhaupt zustande kommen. Die Politik der Flora entstehe stets aus dem Zusammenspiel der einzelnen Gruppen und Personen, die in ihr aktiv seien. »Ein einheitlicher Stand ist also leider seltenes Resultat verbindlicher Diskussion; sondern häufiger ganz einfach Zufallsprodukt alltäglicher Anforderungen der Praxis. Es läuft halt einfach irgendwie.«[166] Lange Zeit habe als einzige übergreifende Struktur der »Orga-Rat« existiert, der aber zumeist mit den praktischen und hausmeisterlichen Fragen beschäftigt gewesen sei.

> »Erst seit kürzerem gibt es wieder eine verbindlich arbeitende und grundsätzlich politisch diskutierende Struktur, das wöchentliche interne Plenum der Roten Flora. Darüber hinaus findet jeden ersten Mittwoch im Monat eine offene Vollversammlung statt, sie ist das entscheidende Gremium, wo das Plenum seine Politik darstellt sowie begründet, wo Grundsatzentscheidungen diskutiert, beschlossen oder revidiert werden können.«[167]

Der Sinn der offenen Vollversammlung sei insbesondere, nicht nur intern über die Flora zu reden, sondern auch wieder mehr aus ihr heraus zu wirken, um somit sowohl ein Projekt der radikalen Linken als auch ein Stadtteilzentrum zu bleiben.

In der folgenden Ausgabe der *Zeck* reagieren die *UserInnen* auf die vielstimmige Kritik an ihrem Artikel, nehmen Stellung zu den Vorwürfen und wollen versuchen, ihre Positionen nochmals präziser darzustellen. Hauptsächliches Anliegen sei gewesen, die Haltung vieler Flora-Leute zu kritisieren, nach der angeblich alle Linken eine widerspruchsfreie Position einnehmen würden und niemand Probleme mit den Begleiterscheinungen einer verfestigten Drogenszene hätte. Die AutorInnen wollten dagegen zeigen, dass es zwar viele Widersprüchlichkeiten, aber keine einfachen Lösungen geben

165 Flora, S. 6.
166 Öff-AG: Und noch mehr Flora-Neuigkeiten für die liebe LeserInnenschaft. In: *Zeck* 79_1999, S. 6.
167 Ebd.

könne. Sie wehren sich gegen den Vorwurf, mit ihrer Kritik eine Unsichtbarmachung des Elends zu fordern und im Grunde für eine Vertreibung ins Nirgendwo zu argumentieren.

> »In diesen Äußerungen wird ein Schwarz-weiß-Denken deutlich, demzufolge es in Bezug auf die Drogenszene um die Flora scheinbar nur zwei Positionen geben kann: Entweder man hat keine oder wenig Probleme mit ihr, findet es richtig, daß sie sich dort konzentriert oder man ist für Vertreibung und Ausgrenzung, will das Elend unsichtbar machen, kurzum: man ist im Prinzip schon Teil des gesellschaftlich hegemonialen Diskurses über Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit.«[168]

Die *Flora-UserInnen* sehen in den Anschuldigungen gegen sich ein gängiges Muster von Konflikten innerhalb der radikalen Linken: Unbequeme Kritik werde häufig mit einem symbolischen Ausschluss aus der linken Szene bestraft.

> »Oft – und es läßt sich von diesem konkreten Beispiel durchaus auf die politische Theorie und Praxis vieler Autonomer und anderer Linksradikaler der letzten Jahre verallgemeinern – führt dies dazu, daß ›losgeschlagen‹ wird und die VertreterInnen der mißliebigen Position quasi als FeindInnen identifiziert werden […]; oder man befindet sich auf dem Weg in die Mehrheitsgesellschaft, für viele Autonome bekanntlich das Schlimmste, was passieren kann.«[169]

Diese Diskussionskultur sei gerade deshalb so fatal, weil in der kontroversen Auseinandersetzung eigentlich eine große Stärke linker Bewegungen liegen könnte:

> »Nebenbei bemerkt sehen wir die genaue und offene Auseinandersetzung mit widersprüchlichen Sachverhalten und Empfindungen und eine differenzierte Analyse der komplexen, ausdifferenzierten politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse als ein zentrales Moment emanzipatorischer radikaler linker Politik an.«[170]

Die *UserInnen* verteidigen ihre Forderung, das Verbot von Handel und Konsum von Drogen von den Innenräumen der Flora auf den Eingangsbereich auszudehnen und dort auch durchzusetzen. Die dann stattfindende Vertreibung sei etwas anderes als die polizeiliche Vertreibung der Szene, weshalb das Wort »Vertreibung« nur in Anführungszeichen verwendet worden sei: »So ist es eben keine Vertreibung im ordnungspolitischen Sinne, die Drogenszene aufzufordern, nicht in den Flora-Eingängen zu dealen und zu drücken […].«[171] Die AutorInnen zeigen sich erfreut darüber, dass in vielen Antworten klar gestellt worden sei, dass die Flora nicht jegliche Kritik per se als rassistisch abstempeln würde. Allerdings müsse mehr dafür getan werden, diese Differenzierung auch öffentlich bekannt zu machen, denn bei vielen Außenstehenden wirke es nach wie vor so, als ob aus der Flora jede Kritik an der Drogenszene als rassistisch bewertet werde. Natürlich sei denkbar, dass diese Einschätzung schlicht auf Unkenntnis und Hörensagen beruhe, allerdings sei auch die Flora nicht ganz schuldlos daran: »[…] [D]ies

168 Einige Flora-UserInnen: Für eine differenzierte, offene Politik. Papier zur Situation der Roten Flora. In: *Zeck* 80_1999, S. 8-10, hier S. 8.
169 Ebd.
170 Einige Flora-UserInnen, S. 9.
171 Einige Flora-UserInnen, S. 8.

hat aber auch sicherlich etwas mit dem Politikstil der Flora, mindestens aber mit einem Kommunikationsdefizit zwischen der Flora und anderen ViertelbewohnerInnen zu tun, an dem die Flora einen gehörigen Anteil hat.«[172]

Letztlich fühlen sich die AutorInnen mit ihrer Kritik in eine falsche Ecke gedrängt: Nur, weil sie die Situation um die Flora als bedrückend empfänden, heiße das noch nicht, dass sie das Elend einfach aus dem eigenen Blickfeld verdrängen wollten. Dass sich viele Menschen nicht trauen würden, an den Drogensüchtigen vorbei in die Flora zu gehen, sei ein reales Problem für ein Stadtteilzentrum, das eigentlich offen für alle sein sollte. Man könne die Ängste der Leute nicht einfach mit einem Verweis auf die Öffentlichkeit des Ortes wegwischen und von allen einfordern, dass sie an einem öffentlichen Ort jegliche gesellschaftlichen Konflikte aushalten müssten. »Es muß – begrenzt freilich – auf Ängste von Menschen eingegangen, sie müssen ernst genommen werden und dürfen nicht einfach per se als bürgerlich, spießig oder einer Gartenzwergmentalität geschuldet übergangen, angegriffen oder abgelehnt werden.«[173] Andererseits sei natürlich klar, dass alle Ängste sich an den realen Verhältnissen messen lassen müssten und dass man immer wieder versuchen müsse, die tatsächliche Unbegründetheit der meisten Sorgen vor Drogensüchtigen, Krankheiten etc. aufzuzeigen. So könne man beispielsweise darauf verweisen, dass die Kriminalitätsrate im Schanzenviertel nicht höher als in anderen Stadtteilen sei und dass von den Drogenabhängigen keine größere Gefahr ausgehe als von allen anderen Personengruppen. Die AutorInnen betonen dabei aber nochmals:

> »Diese Beschäftigung impliziert, sich mit den Gefühlen der Menschen auseinanderzusetzen und nicht gleich aufzuheulen, wenn jemand nicht gemäß den autonomen Verhaltens- und Beurteilungsnormen reagiert, sprich: wenn er/sie Probleme mit Drogen-UserInnen oder auch –händlern hat.«[174]

Natürlich müsse man als Linke dann gegen viele Einstellungen der übrigen Gesellschaft angehen, aufklären, dagegen argumentieren, sie eventuell sogar bekämpfen – eine gesellschaftliche Relevanz könne die Linke aber nur entfalten, wenn sie sich bis zu einem gewissen Grad auf andere Meinungen einlasse und sich auch mit ihnen auseinandersetze.

> »Die grundsätzliche Einstellung der Autonomen und anderer Linksradikaler (wir nehmen uns da jetzt nicht raus), andere, nicht genehme Positionen allzu leicht per se als feindlich einzustufen und sich weitergehend möglichst stark von ›der‹ Gesellschaft, von den ›Normalos‹ abzugrenzen, hat neben zahlreichen anderen Gründen zu einer politischen Selbstisolation geführt, in der ein Projekt der gesellschaftlichen Veränderung nicht mehr zu erkennen ist. […] Man fühlt sich gut und, wenn man ehrlich ist, auch ein wenig überlegen. Dies konstruiert über die Abgrenzung zu den ›anderen‹ eine eigene, (vermeintlich) starke und feste Identität, die jedoch immer dann in Gefahr ist,

172 Einige Flora-UserInnen, S. 9.
173 Ebd.
174 Einige Flora-UserInnen, S. 10.

> wenn die ›anderen‹, die Mehrheitsgesellschaft, die ›Schweine‹ nicht dem projizierten Bild entsprechen.«[175]

Abschließend plädieren die AutorInnen nochmals für eine größere Offenheit der Flora, sich in die Debatte im Schanzenviertel einzumischen und dabei Gefühle nicht kategorisch auszublenden und zu negieren. Auch wenn die eigene Position noch nicht abschließend feststehe, habe die Flora in der Debatte nichts zu verlieren, auch mit sogenannten »halbgaren« Positionen sei das Risiko, in der Debatte von den Falschen vereinnahmt zu werden, äußerst gering und zu vernachlässigen. Im Gegenzug könnten sich sodann viele eigentlich progressiv eingestellte Menschen im Stadtteil, die sich momentan von der strikten Haltung der Flora verprellt fühlten, wieder positiv auf die Flora beziehen. Die Flora könne Teil eines breiten gesellschaftlichen Bündnisses werden, das sich gemeinsam und im Viertel verankert gegen ausgrenzende und rassistische Haltungen positioniere.

Auch dieser zweite Beitrag der *UserInnen* wird in der Folge scharf kritisiert. Eine Gruppe mit dem Namen *Einige AnwohnerInnen* wirft den AutorInnen vor, im Kern eine zutiefst sozialdemokratische Position zu vertreten – ohne Zweifel einer der härtesten Vorwürfe innerhalb der autonomen Szene. Schon der erste Text der *UserInnen* sei ein Beitrag gewesen, der sich zwar bemühe, »in einer nicht enden wollenden Geschwätzigkeit von der Flora mehr gelebte Streitkultur einzufordern, der aber doch nur aufgrund des einzigen Bedürfnisses verfaßt wurde, die Drogenszene von den Eingängen der Flora zu vertreiben (in Anführungszeichen – natürlich).«[176] Dass die AutorInnen nun noch einen zweiten Artikel nachlegen, obwohl ihre Argumente von zahlreichen Erwiderungen bereits vollständig entkräftet worden seien, empört die *AnwohnerInnen* geradezu, weil sich dadurch der Kern der Debatte weiter verschiebe:

> »[N]icht mehr die Kriminalisierung und Vertreibung der Drogenszene und der sich mit dieser legitimierende Rassismus werden thematisiert, sondern vielmehr richtet sich das ausschließliche Augenmerk auf irgendwelche Ängste und Befindlichkeiten, die irgendwelche Flora-UserInnen mit eben jener kriminalisierten Drogenszene haben.«[177]

Die *UserInnen* solidarisierten sich – ebenso wie die klassische Sozialdemokratie – mit den sogenannten einfachen Leuten und versuchten, den Gefühlsfaktor zu betonen: Ängste und Sorgen müssten unbedingt ernst genommen werden. Das wiederum führe schnell dazu, dass die Drogenszene zum drängenden Problem werde:

> »Ohne der Drogenszene etwas anderes vorwerfen zu müssen als ihre bloße Existenz, wird sie so homogenisiert und aus der Gesellschaft ausgegrenzt. Die Pluralität der Gesellschaft entpuppt sich damit als die der ›Mehrheitsgesellschaft‹, in diesem Fall die der alternativen Viertel-BewohnerInnen. Auf solche Art erstmal ausgegrenzt, kann die Drogenszene dann als Problem gesehen werden, das keiner wirklich haben will und das einer ›Lösung‹ bedarf.«[178]

175 Einige Flora-UserInnen, S. 10.
176 Einige AnwohnerInnen: Einmal ist keinmal. Auch eine »Vertreibung« bleibt eine Vertreibung. In: *Zeck* 82_1999, S. 8f., hier S. 8.
177 Ebd.
178 Einige AnwohnerInnen, S. 9.

Der Flora stünden auf diese Weise nur zwei Handlungsoptionen offen: Entweder lasse sie sich ebenfalls auf die Gefühle der besorgten ViertelbewohnerInnen ein, bleibe auf diese Weise Teil der Viertelgemeinschaft und beteilige sich über kurz oder lang an der weiteren Vertreibung der Drogenszene, oder sie greife weiterhin die zugrundeliegenden Ausgrenzungsmechanismen an und mache sich somit wahlweise politik- oder gesellschaftsunfähig.

Die von den *UserInnen* vertretene Darstellung des Verhaltens der Flora im Streit über den Umgang mit der Drogenszene als Blaupause für die angebliche generelle Politikunfähigkeit der Autonomen wird ebenfalls scharf zurückgewiesen.

> »In einer kaum zu überbietenden Verdrehung der politischen Präferenzen verallgemeinern die UserInnen hier von der Positionierung zur Drogenszene auf ein generelles Politikverständnis der radikalen Linken in und um die Flora und machen damit die Zustimmung oder aber die Ablehnung der Flora zu Vertreibungsszenarien der ›Mehrheitsgesellschaft‹ zum einzigen Gradmesser linker Politik. So muß sich die Flora in der Frage der Drogenszene endlich beugen, um den Sozi-Heinis ›einen positiven Bezug auf die Flora (wieder) möglich‹ zu machen.«[179]

Die *UserInnen* würden ihre Kritik stetig wiederholen, ohne sich überhaupt inhaltlich mit den Gründen auseinanderzusetzen, die zur Haltung der Flora geführt hätten. Das einzige Ziel ihrer Interventionen bestehe darin, die Isolation der Flora im Stadtteil zu durchbrechen.

> »Damit bringen sie einmal mehr ihr Verständnis linker Politik zum Ausdruck, dem es fern jeglicher inhaltlicher Bestimmung nur noch darum geht, Teil einer irgendwie gearteten Mehrheit zu sein […]. Wenn in der Vergangenheit die Ausrichtung linksradikaler Politik es offensichtlich noch ermöglicht hat, trotz eines solchen Politikbegriffs einiger UserInnen die Flora als gemeinsames Zentrum wahrzunehmen, dann wird die Positionierung gegen die herrschende Drogenpolitik in Zukunft hoffentlich tatsächlich zum Gradmesser der Flora-Praxis.«[180]

Abschließend findet sich hier somit der Versuch, die Haltung und Position der *UserInnen* so weit zu diskreditieren, dass sie aus dem gemeinsamen Bezugsrahmen linksradikaler Politik ausgeschlossen werden können. Die Selbstisolation der Flora sei also kein Problem, mit dem man sich auseinandersetzen müsse, sondern im Gegenteil ein bereits seit Langem notwendiger Reinigungsprozess, der es den Menschen mit einem unzureichenden politischen Bewusstsein endlich unmöglich mache, sich noch positiv auf die Flora zu beziehen.

Die *UserInnen* reagieren auf diesen Angriff mit einem dritten Artikel, in dem sie ihre ursprüngliche Position und ihren generellen Politikansatz erneut verteidigen. Zwar habe man der Debatte längere Zeit noch etwas abgewinnen können und sie als politisch sinnvoll angesehen, der Beitrag der *AnwohnerInnen* sei aber kein wertvoller Diskussionsbeitrag mehr.

---

179 Einige AnwohnerInnen, S. 9.
180 Ebd.

> »Die im letzten Satz ausgesprochene kleine Herrschaftsphantasie eines radikalen Gradmessers, der zukünftig über Ausschlußmechanismen bestimmter unangenehmer Positionen entscheidet, ist so albern wie gefährlich und kehrt nicht selten an den Ort zurück, von dem sie losgeschickt wurde.«[181]

Auch in der Sache fühlen sich die *UserInnen* nach wie vor absichtlich missverstanden. Sie hätten lediglich gefordert, die selbst gesetzten Regeln aus dem inneren Bereich der Flora auch auf die Eingänge auszuweiten – und eben nicht auf das ganze Viertel. »Wer sagt, daß dies die ›identische‹ Vertreibungslogik wie die der Stadt sei und uns darüber hinaus noch als SozialdemokratInnen diffamiert, entpuppt sich entweder als blöde oder in höchstem Maße bösartig.«[182]

Im Folgenden rechnen die *UserInnen* mit der Kritik an ihrem Politikansatz ab:

> »Ja, es ist wahr, wir wollen Mehrheiten schaffen, aber nach unseren revolutionären Bedingungen und nicht, wie ihr uns unterstellt, nach Marketing Strategien von zu befriedigender gesellschaftlicher Nachfrage, daß sich letztere dann in der Tat rot-grün verfärben ist klar. Aber demgegenüber bedeutet radikal bleiben und sich nicht verkaufen, nicht, sich vom Projekt der Emanzipation und der Politik abzuwenden, sondern im Gegenteil möglichst viele Menschen für sich zu gewinnen. Wer das aufgibt – und nun mal wirklich in ›Lehrermanier‹ – muß sich überlegen, was mit den unbelehrbaren Massen zu tun ist: abschaffen? Und so schwer es fällt: Leute werden erst überzeugt, wenn sie ernst genommen werden.«[183]

Die Verweigerung einer Diskussion und der Rückzug in eine möglichst radikale Position sei dagegen lediglich Ausdruck inhaltlicher Schwäche:

> »Bei all eurer Verachtung gegenüber den Ängsten der Menschen schimmert eines um so klarer durch: eure Angst vor der Auseinandersetzung, von der ihr euch scheinbar nichts versprecht, außer in ihr inhaltlich unterzugehen und sozialdemokratisch zu werden. Vielleicht liegt es ja an der Schwäche eurer politischen Argumente, daß ihr lieber von Angriff daherredet, statt wirklich inhaltlich – also materiell und argumentativ – zum Angriff überzugehen?«[184]

Die Debatte um Drogenpolitik wird in den folgenden Jahren nicht fortgesetzt. Dies liegt u.a. darin begründet, dass sich in der Flora eine zunehmende Kritik an einem sogenannten minderheitsorientierten Politikansatz durchgesetzt hatte. Ein paar Jahre später wird vom *AK Rumble in the Jungle* rückblickend über die Schwächen dieses politischen Ansatzes reflektiert. Während in den 1980er Jahren das Stadtviertel noch zum Ausgangspunkt linker politischer Interventionen stilisiert worden sei und »der Widerstand in den Vierteln« organisiert werden sollte, habe sich in den 1990er Jahren eine ernüchterte Sicht auf den Stadtteil breitgemacht. Auch in vermeintlich linken Stadtteilen habe es keine einheitliche Widerstandsperspektive gegeben. »In allen politischen

181 Einige Flora-UserInnen: Von Gradmessern und Windbeuteln. Zum Text »Einmal ist keinmal« von Einige AnwohnerInnen oder: wie Angst Politik radikal killt. In: *Zeck* 83_1999, S. 6.
182 Ebd.
183 Ebd.
184 Ebd.

Teilbereichen waren engagierte AktivistInnen immer wieder vor die Situation gestellt, dass Staatswillkür und Repressionserlebnisse zwar durchaus individuelle Empörung, aber keinesfalls anhaltende Kritik, die in politischer Praxis mündet, hervorrufen.«[185] Dazu kam spätestens nach dem Start der Debatte um die Drogenszene die Erkenntnis, dass sämtliche gesellschaftlichen Grundkonflikte auch das eigene Viertel durchzögen, dass also die Bewohnerschaft in ihrer Gesamtheit keineswegs linksradikal eingestellt sei, sondern dass sich wie überall sonst auch rassistische, autoritäre und regressive Einstellungen fänden. Die vermeintliche Viertelgemeinschaft sei also endgültig in einen privilegierten Teil zerbrochen, der mit dem Versprechen von Teilhabe, Mitbestimmung, Sicherheit und Konsum in die Hamburger Stadtpolitik integriert worden sei, und in einen ausgegrenzten Teil, der sich nicht in diese neue Standortpolitik einbeziehen ließ und der daher umso stärker verdrängt und verfolgt worden sei. Auch die linksradikale Szene reagierte auf dieses neue Spannungsverhältnis:

> »Ausweg schien ein minderheitsorientierter Ansatz in der Stadtteilpolitik [zu sein], der eine bewußte Abgrenzung von den Mehrheitsinteressen etablierter StadtteilbewohnerInnen suchte und die Repression gegen sogenannte Randgruppen zum Ausgangspunkt seines Handelns machte. Dieser Schritt bedeutete mehr als nur eine graduelle Veränderung der Perspektiven und Inhalte. Von Seiten autonomer Spektren wurde der Stadtteil als Ort interner Widersprüche entdeckt, der nicht mehr in erster Linie von außen durch Bullen, Nazis oder SpekulantInnen bedroht wurde und der durch den schlichten Zusammenhalt der Gemeinschaft zu verteidigen war, sondern in dem vorhandene Hierarchien und Herrschaftsmechanismen wesentlich deutlicher als Bestandteil dieser Kämpfe hervortraten.«[186]

Der Fokus auf prekarisierte Randgruppen sei allerdings nach zwei bis drei Jahren an seine Grenze geraten und habe mittelfristig dazu geführt, dass aktive politische Einflussnahmen im Stadtteil selten geworden seien. Da mit dem Verlust der politischen Perspektive, im Stadtteil eine linke Gegenmacht aufzubauen, auch der Adressat des eigenen politischen Handelns infrage gestellt worden sei, habe die Linke eine zunehmend isolationistische Politik betrieben.

> »Aus dem richtigen Ansatz, der Abkehr einer reinen AnwohnerInnen-Interessenspolitik, entwickelte sich eine Negation sämtlicher Politik im Stadtteil, zugunsten eines minderheitsorientierten Ansatzes, der in eine reine StellvertreterInnenpolitik kippte, die mangels revolutionären Subjekts ebenso scheitern musste wie einst der Kampf um das revolutionäre Subjekt Anwohner.«[187]

Um eine höhere politische Relevanz zurückzugewinnen, müsse sich die radikale Linke wieder stärker in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen einmischen, auch im Stadtteil. Ein geeignetes Mittel könnten punktuelle Bündnisse sein, die eine gemeinsame widerständige Praxis entwickeln müssten: »Projekte auf niedrigschwelliger und

185 AK Rumble in the Jungle: »Wir holen gerne mehr raus, als Sie erwartet haben«. In: *Zeck* 121_2004, S. 8-12, hier S. 10.
186 AK Rumble in the Jungle, S. 11.
187 Ebd.

punktueller Ebene, die sich nicht über identitäre Abgrenzung bestimmen, sondern politische Forderungen entwickeln.«[188]

Auch die *Gruppe Commode* beteiligt sich 2005 mit einem längeren bilanzierenden Beitrag an der Diskussion über richtige und falsche Politikansätze der radikalen Linken im Stadtviertel. Die Gruppe versucht, die unterschiedlichen Debatten in einen größeren Kontext einzuordnen u.a. weil man vermeiden möchte, dass die Mobilisierung gegen den Bau eines Hotels im Schanzenpark ähnlich eindimensional und kurzlebig verläuft wie drei Jahre zuvor die Proteste gegen die Räumung des Bauwagen Platzes ›Bambule‹. Die AutorInnen vergleichen zunächst die jeweiligen Zeiträume, in denen die Proteste gegen den Bau des Flora-Theaters und gegen den Bau des Hotels stattfinden:

> »Der Kampf gegen das Musical und unmittelbar daran anschließend um die Durchsetzung einer Roten Flora war Höhepunkt und Abschluss von Häuserkämpfen im Schanzenviertel bzw. in St. Pauli. […] Vor dem Ende des alten Bundesrepublik war die autonome Linke damals auf dem Höhepunkt ihrer Mobilisierungsfähigkeit.«[189]

Den damaligen autonomen Gruppen sei es gelungen, Kampagnenfähigkeit, inhaltliche Auseinandersetzungen und die militante Durchsetzung von Zielen einigermaßen harmonisch zu verbinden. Allerdings seien auch damals Fehler gemacht worden: »Der partielle Erfolg gegen die Umstrukturierungsinitiativen gipfelte in der Parole ›Den Widerstand in den Vierteln organisieren‹. Das Viertel als solches bzw. dessen BewohnerInnen wurden als widerständiges oder gar revolutionäres Subjekt vorgestellt.«[190] Wichtige interne Spannungen seien schlichtweg ignoriert worden. Auch wenn es sich beim Schanzenviertel um ein altes Arbeiterviertel gehandelt habe, sei eine klare linke Haltung nie zu erkennen gewesen: »Die eingeborene kleinbürgerliche und proletarische Bevölkerung hatte sich nur an den Rändern eine gewachsene Staatsskepsis bewahrt. Der größere Teil fühlte sich durch das studentisch-linke Milieu ebenso irritiert wie durch die staatliche Aufwertungs- und Sanierungsvorhaben.«[191] Auch die migrantische Bevölkerung sei zwar in Teilen politisiert gewesen, allerdings sorgte der oft unsichere Aufenthaltsstatus für eine gewisse Zurückhaltung mit fundamentaler Kritik, mitunter habe sich ihr Engagement auch eher gegen die Regimes in ihren Herkunftsländern gerichtet. So seien schon die Proteste in den 1980er Jahren vornehmlich von der linken Szene und einem kleinen Teil der grün-alternativen Mittelklasse getragen worden.

Mittlerweile aber hätten sich die Vorzeichen der Proteste grundlegend verändert. Während Ende der 1980er Jahre die Zusammenarbeit mit einer »bestimmten Klientel« noch ausgeschlossen worden sei, sei sie heute ein integraler Bestandteil der Proteste.

> »Die sozialen Träger der Linken in St. Pauli Nord sind nicht nur persönlich älter geworden, sie sind auch arrivierter und wehren sich aus ihrer etablierten Mittelklasseposition gegen die weitere Privatisierung von öffentlichen Räumen, die auch ihre individuelle und kollektive Reproduktion erschweren.«[192]

188 AK Rumble in the Jungle, S. 11.
189 Gruppe commode: Widerstand im Schanzenviertel reloaded. In: *Zeck* 125_2005, S. 5-8, hier S. 5.
190 Ebd.
191 Ebd.
192 Ebd.

Die Linke sei mittlerweile nur noch mit Rückzugsgefechten beschäftigt; statt weiter von einem »revolutionären« Subjekt zu träumen, verteidige man lediglich die letzten Freiräume gegen die Wachstumsstrategie der Stadt. Blind sei die Linke dagegen weitgehend für ihren eigenen Beitrag zur Aufwertung der Viertel. Zum einen habe sie immer eine Pionierfunktion innegehabt, neue Stadtteile erschlossen und diese mithilfe der eigenen alternativen Kultur-, Freizeit- und Infrastrukturangebote für weitere Kreise attraktiv gemacht. Zum anderen blendeten viele Linke aus, dass eine Aufwertung immer auch positive Aspekte habe, das Leben in einem spezifischen Quartier erst auf diese Weise angenehmer, sicherer und lebenswerter werde.

> »Der politische und soziale Rückzug von Linken auf ihre Wohnprojekte (oder auch Wagenburgen), die vor 15 Jahren noch militant durchgesetzt und später teilweise mit städtischen Mitteln gefördert wurden, hatte somit immer auch ein Moment von Rückzug aus der gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzung und Aufbau einer (klein-)bürgerlichen Nische.«[193]

Die Konsequenz dieser Entwicklung habe sich spätestens in der Diskussion um die Vertreibung der offenen Drogenszene gezeigt, als auch im Alternativmilieu Positionen aufgetaucht seien, die letztlich Vertreibungsmaßnahmen legitimiert hätten, beispielsweise, weil Kinder durch Drogen-UserInnen gefährdet seien. Zusätzlich geschwächt habe die linke Szene, dass zwei unterschiedliche Ansätze zum Umgang mit den AnwohnerInnen miteinander konkurrierten:

> »Sozialrevolutionäre Gruppen argumentierten, man müsste die ›Sorgen‹ der AnwohnerInnen ernst nehmen und ihnen zeigen, wer ihre eigentlichen (Klassen-)Feinde seien. Antirassistische und antinationale Gruppen sowie die Rote Flora traten dafür ein, dass Rassismus in keiner Form und von keiner Person hingenommen werden könne und dass auch Widerstand gegen die Repressionspolitik gegenüber der Drogenszene notwendig sei.«[194]

In der Folge sei der Widerstand immer nur punktuell geblieben, weshalb die Polizei mit ihrer Vertreibung der Drogenszene aus dem Schanzenviertel so langfristig nicht zu stoppen gewesen sei. Die unterschiedlichen Interessen innerhalb der diffusen und heterogenen Bewohnerschaft des Schanzenviertels zeigten sich ebenfalls in den Diskussionen um die Nutzung des Schanzenparks, denn dabei »kam es nicht zu einer gemeinsamen Verteidigung des Prinzips ›öffentlicher Raum‹ durch AnwohnerInnen oder das Alternativmilieu, vielmehr verteidigten die Einen den Park gegen die Polizei und die Anderen gegen die Dealer.«[195] Erst die Vertreibung der DealerInnen aus dem Park, die teilweise eben auch von »linken« BewohnerInnen gebilligt worden sei, habe den Park überhaupt attraktiv für neue Investitionen und eine kommerzielle Nutzung gemacht.

Die Auseinandersetzungen um den Bau eines Luxushotels im lange leerstehenden Wasserturm im Schanzenpark zeige ebenfalls die Saturiertheit von Teilen der linken Szene. Denn anders als im Kampf um die Hafenstraße oder die Rote Flora gebe es

193 Gruppe commode: Widerstand im Schanzenviertel, S. 6.
194 Gruppe commode: Widerstand im Schanzenviertel, S. 7.
195 Ebd.

dieses Mal keinen positiven Gegenentwurf, der eine andere, alternative Nutzung der Ruine skizziere.

> »Es besteht anscheinend kein Interesse mehr an sozialen Räumen, vielleicht weil es genügend gibt (z.B. gibt es in der Flora immer wieder Phasen, in denen es an einer breiten Nutzung mangelt) oder weil nicht mehr in ›Gegen‹welten gelebt bzw. gedacht wird. Es spricht aus unserer Sicht jedoch auch nichts dagegen, eine Nichtnutzung vorzuschlagen und damit eine Position gegen eine fortlaufende Verwertung aller Räume zu beziehen.«[196]

Die AutorInnen beklagen den ihrer Meinung nach ausbleibenden Lernprozess in der radikalen Linken: Noch immer sei das eigene Verhältnis zu Aufwertung und Vertreibung nicht ausreichend reflektiert worden. So müsse eigentlich allen klar sein, dass der Kampf gegen das Hotel im Wasserturm kein Kampf gegen Aufwertung an sich sein könne. Vielmehr stehe lediglich zur Debatte, in welcher Art und Weise das Viertel weiter aufgewertet werde. Wenn der Park weiter kollektiv nutzbar bliebe, käme das den Interessen der alternativen Mittelschicht entgegen; würde der Investor den Park hingegen neugestalten, wäre das eine Aufwertung im Sinne der kapitalbesitzenden Bourgeoisie. Nichtsdestotrotz bleibe eine Kampagne gegen den Hotelbau sinnvoll, allein deshalb, weil sie eine Chance biete, der radikalen Linken einen nützlichen Rahmen für eine weitere Mobilisierung bereitzustellen. Dennoch sei klar:

> »Die eigentlichen Kampffelder von Linken sollten die Bereiche sein, in denen das tagtägliche Elend organisiert wird […] Was diesen Ausgrenzungsprozessen durch die Mittelklasselinke entgegen gebracht wird, ist moralische Empörung. Diese trägt jedoch, wie unser aller eigene historische Erfahrung zeigt, nicht besonders weit.«[197]

Stattdessen müssten die Chancen, die im Kampf im eigenen Viertel liegen, erkannt und in ein größeres und langfristigeres Engagement überführt werden. Insbesondere das oft als überhart empfundene Vorgehen der Polizei sei ein wichtiger Mobilisierungsfaktor, der SympathisantInnen weiter politisieren könne. Demnach sei es Aufgabe erfahrener, organisierter AktivistInnen, der neuen Generation Ansatzpunkte für einen längeren politischen Atem aufzuzeigen bzw. dafür zu sorgen, dass die ersten Frustrationserfahrungen nicht sofort zum Kollaps der Proteste und Rückzug der politisierten neuen Generation führten. Dies könne beispielsweise gelingen, wenn die Themen im Stadtteil in einen Zusammenhang zu existentielleren Konflikten in der Gesellschaft gebracht würden (beispielsweise über das Hamburger Polizeigesetz, Hartz IV oder Sparmaßnahmen bei Bildungseinrichtungen). Die Devise für eine erfolgreiche längerfristige Mobilisierung müsse daher lauten: »Raus aus den Vierteln, rein in die Kämpfe gegen den autoritären Wettbewerbsstaat!«[198]

196 Gruppe commode, S. 7.
197 Gruppe commode, S. 8.
198 Ebd.

7.3 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen um Stadtteilpolitik gelernt?

Wie schon in den vorangegangenen Kapiteln sollen an dieser Stelle die erkennbaren Lernprozesse im Themenfeld Stadtteilpolitik zusammenfassend diskutiert werden. Welche Lernprozesse lassen sich identifizieren? Welche Besonderheiten fallen im Themenfeld auf?

Insbesondere in der Debatte über die Drogenpolitik der Flora finden einige fundamentale Lernprozesse im Sinne von Feed-Forward-Prozessen statt. Erstens ändert sich die klassische autonome Einstellung gegenüber (harten) Drogen: Die ehemals klar ablehnende Grundhaltung, die in Drogen lediglich die (Selbst-)Betäubung jeglicher oppositioneller Energien sah, weicht einer akzeptierenden Perspektive. Dieser Wandel hängt eng mit der Debatte um den Umgang mit der Drogenszene im Schanzenviertel zusammen, wird aber auch durch einen stetigen Wandel im eigenen Umgang mit Drogen begünstigt: Während die Flora in der Anfangsphase ein klar drogen- und alkoholfreier Raum ist, wird nach kontroverser Diskussion der Ausschank von niedrigprozentigem Alkohol schließlich erlaubt. Auch der Konsum von Marihuana und chemischen Drogen wird im Laufe der Jahre zunehmend toleriert.

Ein zweiter Lernprozess betrifft das Verhältnis der linksradikalen Szene zum umgebenden Stadtteil. Zu Beginn der Besetzung der Flora, die sich anfangs als dezidiertes Stadtteilzentrum versteht, gestaltet sich die Politik der BesetzerInnen äußerst viertelzentriert. Der vermeintlich alternative Stadtteil wird so nicht nur zu einem Rückzugsort der Linken, sondern seine BewohnerInnen sollen auch TrägerInnen eines allmählichen gesellschaftlichen Wandels werden. Dieser positive Bezug auf das eigene Viertel weicht im Laufe der Auseinandersetzungen um die Drogenpolitik einem zunehmend kritischen Blick. Den Autonomen wird immer klarer, dass das Schanzenviertel kein exklusiver Hort linksradikalen Denkens ist, sondern dass sich, im Gegenteil, auch dort die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse im Kleinen widerspiegeln. Rassismus, Ausgrenzung, Egoismus, Xenophobie – all das gefährdet das alternative Viertel nicht bloß von außen, sondern findet sich nach Ansicht der Autonomen in unterschiedlichem Maße auch bei den BewohnerInnen des Schanzenviertels selbst. Diese Erkenntnis verändert das Verhältnis zum Stadtteil fundamental: Musste er bis dahin lediglich gegen unterschiedliche Bedrohungen von außen (Spießer, RassistInnen, Nazis, SpekulantInnen etc.) verteidigt werden, so wird das linke Idyll plötzlich auch von innen heraus infrage gestellt. Die einstigen Hoffnungen, die in die BewohnerInnen des Viertels als potenzielles revolutionäres Subjekt gelegt worden waren, zerplatzen und machen zum Teil unverhohlen feindseligen Haltungen Platz. Nach einer Phase des offenen Konflikts zwischen linker Szene und AnwohnerInnen setzt sich aber mehr und mehr eine insgesamt unaufgeregte Beziehung zum Stadtteil durch: Sowohl die Idealisierung des Viertels in den 1980er Jahren als auch die Dämonisierung der BewohnerInnen in der Hochphase der Drogendebatte werden zunehmend zu Projektionen erklärt. Das Viertel wird schlicht als Teil und Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse gesehen, mit allen Potenzialen und Problemen für linke Politik. Nach einer Phase der enttäuschten Abwendung vom Viertel finden sich daher zunehmend Forderungen, an soziale Konfliktlagen vor

Ort anzudocken und zu versuchen, sich wieder verstärkt in politische Auseinandersetzungen im Stadtteil einzubringen.

Eng mit diesem Thema zusammen hängt ein weiterer Lernprozess, der die Bezugspunkte linksradikaler Politik in den Blick nimmt. Hier konkurriert ein klassisch autonomer Anspruch der Selbstorganisation mit einem eher minderheitsorientierten Ansatz: Letzterer betont, dass linke Politik sich auf die Seite der Unterdrückten und Ausgegrenzten stellen müsse, was im konkreten Fall bedeute, Politik für Drogen-UserInnen und Angehörige ethnischer Minderheiten zu machen. Dieses Konzept führt aber beinahe unvermeidlich zu einem Konflikt mit der für Autonome konstitutiven Ablehnung jeglicher Stellvertreterpolitik. Dieser Umstand, verbunden mit ohnehin kontroversen Diskussionen um die jeweiligen Minderheiten und deren prinzipielle Offenheit für linksradikale Politik, führen schließlich wieder weg von einem minderheitsorientierten Politikverständnis. Zunehmend setzt sich eine insgesamt enorm kritische und dekonstruktivistische Haltung gegenüber kollektiven Identitäten durch, sodass es ohnehin immer kritisch hinterfragt wird, wenn von ›den‹ Drogen-UserInnen, ›den‹ DealerInnen oder ›den‹ AnwohnerInnen die Rede ist.

Insgesamt steht auch in den Debatten um Stadtteilpolitik, insbesondere in den Diskussionen um Vertragsverhandlungen und den Umgang mit der sogenannten Drogenproblematik im Viertel, die Frage nach dem Ziel linksradikaler Politik im Zentrum: Sollte die radikale Linke versuchen, auf die Gesellschaft einzuwirken, indem sie Überzeugungsarbeit leistet, sich mit vorhandenen Vorurteilen und Ängsten auseinandersetzt, Verständnis aufbringt und langfristig versucht, immer mehr Menschen von der Richtigkeit linker Ideologie zu überzeugen? Oder sollte die Linke lieber konsequent und radikal bleiben, sich nicht an bürgerlichen Bedürfnissen abarbeiten, sich nicht von Kompromissen, Ausgleich und Reformismus korrumpieren lassen und dafür notfalls in Kauf nehmen, auch längerfristig keine gesellschaftlichen Mehrheiten organisieren zu können? Reicht es der radikalen Linken also, sich mehr und mehr in die eigene kleine Nische zurückzuziehen, oder hat sie den Anspruch, in die Gesellschaft hinein zu intervenieren?

Diese grundsätzliche Frage schwingt bei fast allen Debatten im Themenfeld Stadtteilpolitik mit. Immer wieder findet sich der Vorwurf, dass die Flora-AktivistInnen in den Diskussionen um die Drogenpolitik eine absichtlich radikale Haltung einnehmen, die real existierende Probleme und Konflikte entweder ignoriere oder automatisch als spießige, reaktionäre oder rassistische Einwände diffamiere. Für die Identität als radikale Linke sei es augenscheinlich wichtiger, sich möglichst radikal von der Mehrheitsgesellschaft abzugrenzen, anstatt zu versuchen, auf sie einzuwirken. Das Gefühl moralischer Überlegenheit, das Richtige zu tun und auf der richtigen Seite zu stehen, sei für die linke kollektive Identität einfach wichtiger als ihre gesellschaftliche Relevanz. Die Flora wolle um jeden Preis ein gelebter Widerspruch bleiben – sogar, wenn sie dadurch in Konflikt zu sozialen Gruppen gerate, die ihr gegenüber eigentlich positiv und wohlwollend eingestellt seien. Die Gegenposition zu dieser Haltung sieht dagegen die Chance, durch eine intensivere Auseinandersetzung mit anderen gesellschaftlichen Gruppen nicht selbst korrumpiert zu werden, sondern, im Gegenteil, die übrige Gesellschaft beeinflussen und radikalisieren zu können.

Auch in den Diskussionen über den Status der Flora und die Aufnahme von Vertragsverhandlungen wird dieser Konflikt deutlich. Hier stehen sich ebenfalls eher ge-

mäßigte und betont radikale Gruppen diametral gegenüber. Die einen plädieren für einen pragmatischen Umgang und wollen die Flora als Basis und Anlaufpunkt erhalten, die anderen wollen möglichst konsequent bleiben und sind dafür bereit, im Extremfall auch die Existenz der Flora aufs Spiel zu setzen.

Die VerteidigerInnen einer konsequenten linken Politik, die notfalls auch im offenen Gegensatz zu den Interessen der AnwohnerInnen oder anderer potenzieller Verbündeter stehen müsse, versuchen zumeist nicht nur konkret am jeweiligen Fall nachzuweisen, dass ihre Haltung die richtige sei, sondern sie bemühen sich auch, den zugrundliegenden Wunsch nach größerer politischer Relevanz insgesamt aufzulösen: Die radikale Linke dürfe niemals den Fehler machen, auf gesellschaftliche Mehrheiten zu schielen, sonst sei sie schnell nicht mehr links. Aus dieser Perspektive wird der Bruch der Flora mit den AnwohnerInnen teilweise sogar ausdrücklich begrüßt: Die kontroverse Haltung der Flora mache es nun endlich allen nicht-linken Menschen unmöglich, sich positiv auf die Flora zu beziehen. Auf diese Weise könnte die Flora nicht mehr politisch vereinnahmt werden, auch die schleichende Entpolitisierung zu einem reinen Veranstaltungszentrum könne auf diese Weise aufgehalten werden. Dass die Flora durch eine solche Haltung tendenziell in ihrer Existenz gefährdet sei, weil sie an breiter Unterstützung verliere und zunehmend politisch isoliert werde, spricht in dieser Perspektive nicht gegen eine solche Haltung, sondern ist sogar zusätzliche Motivation. Ein linkes Zentrum wie die Flora dürfe niemals zum Selbstzweck werden, sondern müsse jederzeit bereit sein, den eigenen Fortbestand aufs Spiel zu setzen. Die offenen Konflikte mit den AnwohnerInnen während der Drogendebatte oder mit den VertreterInnen der Stadt in den Vertragsverhandlungen seien daher ein willkommener Ansporn, nicht bequem und angepasst zu werden, sondern weiter in Bewegung zu bleiben.

Ein grundsätzliches Problem linksradikaler Debatten sprechen einige linke Gruppen im Zuge der Diskussionen über Drogenpolitik mehrfach an: Eine wirklich kritische Debatte sei, wenn überhaupt, nur intern im kleinen Kreis möglich, während es nach außen darum gehe, eine möglichst radikale Fassade aufrechtzuerhalten. Auf diese Weise werde eine wirkliche Auseinandersetzung effektiv verhindert, insbesondere, weil jede Kritik an der radikalen Fassade zu einem zumindest symbolischen Ausschluss aus der linken Szene führe. Wer also beginne, auf bestimmte Probleme im Umgang mit Drogen-UserInnen in der Flora hinzuweisen, werde schnell zu einem/r VerteidigerIn des bürgerlichen Sicherheitsbedürfnisses gemacht, die letztlich nur die weitere Ausgrenzung und Vertreibung legitimieren wolle.

Dieses Muster findet sich tatsächlich sehr häufig in der Debatte – es gibt allerdings auch kritische Argumentationen, die leichter auf Gehör stoßen. Der Vorwurf, mit dem Einsatz für Drogen-UserInnen letztlich doch nur Stellvertreterpolitik zu machen, ist beispielsweise eine Kritik, die mit dem Selbstbild der radikalen Linken konform geht und daher wesentlich offener diskutiert wird als die Forderung danach, die Ängste und Sorgen der AnwohnerInnen ernster zu nehmen.

Klar erkennbar ist eine breit geteilte Analyse der Drogenpolitik: Als Ursache für die Probleme im Schanzenviertel wird die verfehlte Politik des Hamburger Senats, insbesondere die Kriminalisierung und fortschreitende Vertreibung der Drogenszene aus öffentlichen Räumen identifiziert. Die Trennung zwischen der Tolerierung des Konsums von Drogen auf der einen und der scharfen Kriminalisierung des Handels auf der ande-

ren Seite wird als künstlich und scheinheilig abgelehnt. Ebenfalls strikt abgelehnt wird die Vertreibung der offenen Drogenszene aus dem öffentlichen Raum. Allerdings wird ebenso deutlich, dass sich aus der breit geteilten Analyse keine gemeinsame Praxis der linken Szene ergibt: Die praktischen Konsequenzen bleiben jederzeit heftig umstritten, beispielsweise die Fragen, ob die Flora ein Schutzraum für die Drogenszene sein kann und sollte oder mit welchen Mitteln das eigentlich geltende Konsumverbot in der Flora durchzusetzen sei. In diesem Fall scheint ein unvollständiger Lernprozess vorzuliegen, bei dem zwar kollektiv verbindliches Wissen institutionalisiert wurde, der praktische Prozess des *Enacting* aber nicht gelingen konnte. Theoretisch hergeleiteter Anspruch und praktisch gelebte Wirklichkeit klaffen hier auffallend weit auseinander, was sich auch in den immer wieder aufflammenden Diskussionen um den konkreten Umgang der AktivistInnen mit den Drogen-UserInnen zeigt.

Einige NutzerInnen der Flora können die eigenen Ängste beim engen Kontakt mit einer offenen Drogenszene nicht überwinden – ihnen gelingt aber keine Kritik an den Verhältnissen in und um die Flora, die die oben dargestellte linksradikale Analyse des Problems infrage stellen könnte. Daher werden ihre Einwände zumeist als spießiges Denken und Legitimierung des Sicherheitsdiskurses abgetan. Nur in einzelnen Fällen werden die Einwände und Sorgen der KritikerInnen der praktischen Florapolitik als berechtigt wahrgenommen – auch dann aber, ohne dass von der allgemeinen Linie abgerückt würde. Lediglich der Appell, sich mit den oft komplexen Realitäten im Viertel abzufinden, und der Verweis auf den eigenen Anspruch, die angestrebte emanzipatorische Welt im alltäglichen Miteinander bereits heute umzusetzen, bleiben letztlich als Antwort.

In Bezug auf die eigene Rolle der Flora im Viertel finden sich in den Debatten ebenfalls einige interessante Selbstreflektionen. So tauchen in den Diskussionen über Stadtteilpolitik zunächst die bekannten selbstkritischen Einschätzungen der Flora-AktivistInnen auf: Die Flora sei vom Stör- mittlerweile zu einem Standortfaktor geworden, sie verhindere die weitere Aufwertung des Schanzenviertels nicht mehr, sondern könne im Gegenteil reibungslos in die Verwertung des subkulturellen Flairs des Viertels integriert werden. Auch die eigene Rolle als Avantgarde der Aufwertung wird teilweise erkannt und kritisch reflektiert. In den Debattenbeiträgen werden zudem zwei weitere Aspekte genannt, die mit dem eigenen Wirken im Viertel zusammenhängen: So habe die linksradikale Szene Werte und Ideen im Viertel etabliert, die ursprünglich einen emanzipatorischen Gehalt gehabt hätten, mittlerweile aber bruchlos in die kapitalistische Verwertung integriert worden seien. Beispiele hierfür sind die Wichtigkeit von Mitbestimmung (die mittlerweile in Form von städtischen Runden Tischen für eine »sozialverträgliche« Viertelaufwertung genutzt werde) oder auch das Teilen, das unter dem Stichwort der *Sharing Economy* ebenfalls seinen kapitalismuskritischen Kern verloren habe. Auch die Ideen der Selbstorganisation und der Selbstermächtigung fallen den Autonomen im Rahmen der Drogendebatte auf die Füße: Bedauernd müssen sie erkennen, dass genau diese Ansätze von den AnwohnerInnen des Viertels genutzt werden – aber eben nicht für eine progressive Veränderung, sondern um das eigene Viertel vor der Drogenszene zu schützen. Ehemals linke Prinzipien verkehren sich hier in ihr Gegenteil, denn die AnwohnerInnen nutzen ihre

Fähigkeit zur Selbstorganisation und zur Vertretung ihrer eigenen Interessen nun, um ihre exkludierenden und ordnungspolitischen Vorstellungen zu verwirklichen.

Die linken AktivistInnen reagieren auf diese selbstkritischen Erkenntnisse und kündigen an, daraus Lehren für weitere Kampagnen zu ziehen: So wollen sie beispielsweise verstärkt versuchen, in Zukunft nicht mehr als Ideen- und TaktgeberInnen einer effektiveren Aufwertung zu fungieren. Sie bemühen sich folglich in den Auseinandersetzungen um den Bau eines Luxushotels im Wasserturm im Schanzenpark, keine irgendwie verwertbare alternative Nutzung vorzuschlagen, sondern verfolgen einen möglichst destruktiven Gegenplan: Der Turm solle einfach weiter leer stehen.

8 »Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten« Kollektive Identität in Debatten um Antisemitismus in der Linken

Das Verhältnis der radikalen Linken zu Antisemitismus ist ähnlich strukturiert wie zu den Themen Sexismus oder Rassismus in den eigenen Reihen – weil nicht sein kann, was nicht sein darf, findet eine Auseinandersetzung mit antisemitischen Stereotypen in der eigenen Szene lange Zeit kaum statt. Diese inexistente Debatte hat im Wesentlichen zwei konkrete Ursachen: Zum einen ist das Selbstverständnis, als antifaschistische Bewegung selbstverständlich auch gegen Antisemitismus einzustehen, so fundamental verankert, dass darüber die Aushandlung, was unter Antisemitismus verstanden wird, wo er anfängt, welche Elemente er beinhaltet, wie er mit links-emanzipatorischen Ideen verknüpft werden könnte, schlicht ausgeblendet wird. Zum anderen überlagern der Nahostkonflikt und seine besondere Bedeutung gerade für die deutsche Linke die Diskussion um Antisemitismus. Der komplexe Konflikt zwischen antiimperialistischer Kritik an der Besatzungspolitik Israels auf der einen und der historischen Notwendigkeit des Staates Israel als Konsequenz aus der Shoah auf der anderen Seite lähmt die innerlinke Beschäftigung mit dem Thema für Jahrzehnte.

Im Rahmen dieser Arbeit kann und soll die Geschichte des linken Antisemitismus und der daraus folgenden Spaltungen der radikalen Linken selbstverständlich nicht in Gänze dargestellt werden. Stattdessen sollen lediglich einige wichtige Schlüsselmomente beleuchtet werden, um die im Anschluss analysierten Diskussionen in der Hamburger Szene besser einordnen zu können.

Das Verhältnis der westdeutschen Linken zu Israel begann sich insbesondere nach dem Sechs-Tage-Krieg fundamental zu wandeln. Galt Israel bis 1967 überwiegend als legitimer Schutzraum für die Überlebenden der Shoah und – in Form der Kibbuzim – auch als sozialistisches Vorbild einer egalitären Gesellschaft, wandelte sich die Einstellung in den folgenden Jahren deutlich. Der Antizionismus, die Kritik an der israelischen Besatzungspolitik und die Solidarität mit den PalästinenserInnen wurden von nun an

charakteristisch für die deutsche Linke.[1] Die Generation der 68er entwickelte zudem eine Faschismusdefinition,

> »als dessen hervorstechende Merkmale nicht der Genozid an den Juden und überhaupt die Massenverbrechen des NS-Regimes angesehen wurden, sondern etwa – in der verbreiteten Trivialform der These – das Bündnis von Monopolkapitalismus und Diktatur zur Ausschaltung der deutschen Arbeiterbewegung.«[2]

Vor dem Hintergrund der damaligen antiimperialistischen und antikolonialen Auseinandersetzungen wandelte sich nun die Vorstellung davon, wer oder was als faschistisch bekämpft werden müsse: beispielsweise die imperialistische USA und Israel, das als Brückenkopf des US-Imperialismus und Besatzungsmacht des unterdrückten palästinensischen Volkes kritisiert wurde. Der Antizionismus war dabei zuallererst eine Kritik am israelischen Nationalismus, beispielsweise an der Ungleichbehandlung der arabischen Bevölkerung, weshalb er sich bruchlos in den allgemeinen Antinationalismus der Linken einfügen konnte. Gleichzeitig erfüllte er weitere Funktionen für die deutsche Linke: Er war eine spezifische Form linker Vergangenheitsbewältigung. Da man sich einerseits mit dem antifaschistischen Widerstand während der NS-Zeit identifizierte und andererseits den Überlebenden nun ihrerseits faschistische Verhaltensweisen vorwerfen konnte, gelang es der Linken, auch im Land der TäterInnen eine politische linke Identität zu konstruieren. Der Antiimperialismus und Antizionismus führten dazu, sich mit den »Opfern der Opfer« zu solidarisieren, den palästinensischen Freiheitskampf zu unterstützen und das Existenzrecht Israels infrage zu stellen. »Linke mussten daher nicht nur Anti-Kapitalisten oder Anti-Imperialisten sein, sondern auch Anti-Zionisten. Antizionismus war eine Frage, ja ein Lackmustest für linke Gesinnung und Identität.«[3]

Dennoch unterschieden sich das Ausmaß und die Intensität antizionistischer Einstellungen zwischen den unterschiedlichen linken Strömungen deutlich. Insbesondere die maoistischen K-Gruppen und die antiimperialistischen Gruppen, die den ›bewaffneten Kampf‹ aufgenommen hatten, wie die RAF, die Tupamaros West-Berlin oder die Revolutionären Zellen, zeichneten sich dabei durch einen ausgeprägten Antizionismus aus, der sich nicht zuletzt in etlichen offen antisemitischen Aktionen ausdrückte. Beispielhaft für dieses Kapitel des linken Terrorismus stehen der versuchte Bombenanschlag auf die jüdische Gemeinde in Berlin 1969 oder die Selektion jüdischer Geiseln während einer Flugzeugentführung in Entebbe 1976.[4] An diesen Beispielen wird deut-

1 Vgl. Kraushaar, Wolfgang (2007): Abspaltung und Potenzierung. Zum Verhältnis von Antizionismus und Antisemitismus in der militanten Linken der Bundesrepublik. In: Matthias Brosch et al. (Hg.): Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland; vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung. Berlin: Metropol-Verlag, S. 325-346, hier S. 333-335.

2 Später, Jörg: kein Frieden um Israel. Zur Rezeptionsgeschichte des Nahostkonflikts durch die deutsche Linke. In: *Zeck* 122_2004, S. 10-15, hier S. 11.

3 Später, S. 12.

4 Vgl. Andresen, Knud (2010): Linker Antisemitismus – Wandlungen in der Alternativbewegung. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 146-168, hier S. 152-156.

lich, wie fließend die Übergänge von Antizionismus zu Antisemitismus in der Praxis häufig waren. Allein die Tatsache, dass eine antizionistische Ablehnung einer jüdischen Heimstatt in Palästina nach der Gründung Israels zwangsläufig das Existenzrecht des Staates infrage stellen muss, wird teilweise schon als Beleg dafür gesehen, dass eine eindeutige Grenzziehung zwischen Antizionismus und Antisemitismus kaum möglich ist.[5]

Erst im Laufe der 1980er Jahre begannen Teile der Linken, diese Einstellungsmuster kritisch zu hinterfragen. Eine wichtige Ursache für diesen erneuten Wandel des linken Verhältnisses zu Israel war die Herausbildung des alternativen Milieus und die wachsende Bedeutsamkeit der Politik der ersten Person. Die theoretisch-abstrakte Auseinandersetzung mit den Ursachen und Strukturen des Faschismus, die für die 68er-Generation typisch war, wurde vermehrt durch individuellere und emotionalere Zugänge ergänzt oder ersetzt. Dadurch wurde in gesteigertem Maße die Perspektive der Opfer des deutschen Faschismus eingenommen. Strikt antizionistische Haltungen verloren so an Überzeugungskraft.[6] Lokalpolitischer Höhepunkt dieser ersten Debatten in Hamburg war ein Wandbild an den Häusern der Hafenstraße, auf dem zum Boykott israelischer Waren aufgerufen wurde, was nicht wenige allzu eindeutig an die antisemitischen Kampagnen im Dritten Reich erinnerte.[7] Auch in anderen Städten entwickelte sich eine linke Kritik an antizionistischen Argumentationsmustern.

Der Golfkrieg Anfang der 1990er Jahre und die deutsche Widervereinigung waren sodann die Initialzündungen für eine Entwicklung innerhalb der linksradikalen Szene, die sich in Teilen zur sogenannten Antideutschen Linken[8] formte. Die Gründe hierfür waren vielfältig: Die breite Antikriegsbewegung, die sich gegen die amerikanische Intervention formierte, wurde von etlichen Linken als nationalistisch, antiamerikanisch und antisemitisch kritisiert. Insbesondere die antiisraelische Haltung, nach der Israels Besatzungspolitik eine Mitschuld an den irakischen Angriffen zugeschrieben wurde, wurde heftig kritisiert. Vielen Linken wurde nun deutlich vor Augen geführt, wie eng Antizionismus und Antisemitismus miteinander verbunden waren – rechtfertigte doch auch Saddam Hussein seine Gasattacken gegen Israel als antizionistische Taten.[9] In der Konsequenz begannen einige linke KommentatorInnen, den Krieg gegen den Irak zu

5 Vgl. Gessler, Philipp (2007): Antisemitismus und Antizionismus in der bundesrepublikanischen Linken bis 1989/90 und ihr Fortleben bis zur Diskussion über den Libanon-Krieg 2006. In: Matthias Brosch et al. (Hg.): Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland – vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung. Berlin: Metropol-Verlag, S. 347-365, hier S. 350.

6 Vgl. Andresen 2010, S. 146f.

7 Vgl. dazu Sigmund, Monika (2013): Laut zu sagen, was ist. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 217-227, hier S. 221-224. Zu den Wandbildern in der Hafenstraße allgemein vgl. Sigmund, Monika; Stroux, Marily (1996): Zu bunt. Wandbilder in der Hafenstrasse. Hamburg: St.-Pauli-Archiv.

8 Vgl. zur Entwicklung der antideutschen Linken z.B. Mohr, Markus; Haunss, Sebastian (2004): Die Autonomen und die antideutsche Frage oder »Deutschland muss …«. In: Gerhard Hanloser (Hg.): »Sie warn die Antideutschesten der deutschen Linken«. Zu Geschichte, Kritik und Zukunft antideutscher Politik. Münster: Unrast, S. 65-86.

9 Vgl. Gessler 2007, S. 358.

verteidigen und gutzuheißen – bis dahin beinahe undenkbar für die meisten Linken.[10] Von nun an standen sich in der deutschen Linken zwei Strömungen gegenüber, die äußerst unterschiedliche Perspektiven auf linksradikale Politik mit sich brachten.

Während sich die antiimperialistische Linke weiter auf die Imperialismus-Kritik von Lenin stützte, Antikapitalismus somit als Auseinandersetzung zwischen Zentrum und Peripherie konzeptionalisierte und die Unterstützung der Freiheitskämpfe in der Peripherie politische Maxime blieb, kritisierte die antideutsche Linke den diesem Ansatz angeblich inhärenten Antisemitismus. Insbesondere die oftmals polemische Art und Weise, mit der antideutsche Kritik vorgebracht wurde, die betont intellektuell auftretenden Verweise auf die Kritische Theorie, die Betonung der Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft und die oftmals pauschale Ablehnung von islamischer Kultur als rückständig und faschistisch sorgten dafür, dass Antideutsche innerhalb der linken Szene häufig heftig kritisiert wurden.

Im Folgenden werden einige Konflikte, die sich seit Mitte der 1990er Jahre in Hamburg abgespielt haben, intensiver betrachtet und analysiert. Anders als in einigen der bislang beschriebenen Themenfelder scheint das Gedächtnis der beteiligten Akteure in diesem Bereich weiter in die Vergangenheit zurückzureichen – was dennoch nicht heißt, dass ein eindeutigerer Lernprozess zu beobachten wäre. Stattdessen scheint die Lernfähigkeit der Szene gerade *wegen* der omnipräsenten Erinnerung an zurückliegende Konflikte und Auseinandersetzungen beeinträchtigt zu sein, was im weiteren Verlauf der Arbeit noch intensiver aufgegriffen wird (vgl. dazu Abschnitt 10.6).

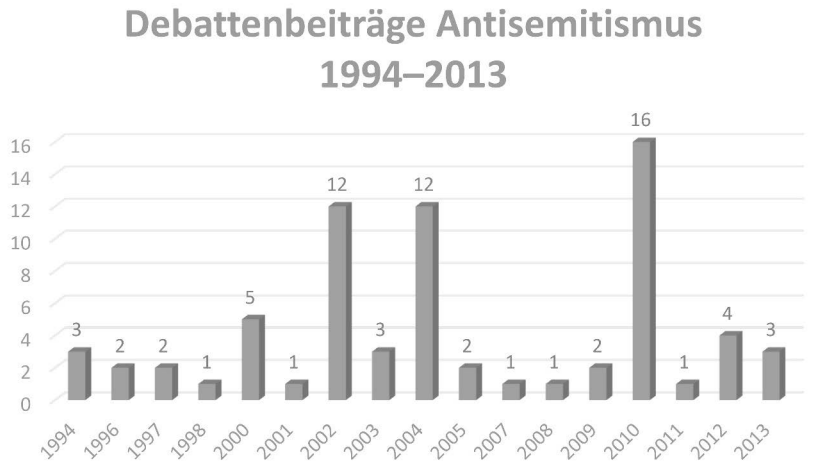
Klar erkennbar ist der eskalative Verlauf der Antisemitismusdebatte: Konkrete Anlässe führen zu punktuell äußerst intensiven Diskussionen mit zahlreichen Beiträgen. Zwischen diesen Ereignissen flaut die Diskussion stets erkennbar ab. Die Jahre 2002, 2004 und 2010 markieren die Höhepunkte der Auseinandersetzungen. Mit zwölf respektive 16 Debattenbeiträgen in einem Jahr gehört Antisemitismus auch zu den am intensivsten diskutierten Themen in der *Zeck* überhaupt – nur im Themenfeld Sexismus gibt es ähnlich umfangreiche Diskursstränge.

8.1 Diskussionen um Antisemitismus

Schon 1994 erscheint in der *Zeck* ein erster Beitrag, der sich intensiv an einer Veranstaltung mit Ingrid Strobl abarbeitet, in der die österreichische Journalistin über den jüdischen Widerstand gegen den Holocaust referiert. Interessant ist er in zweierlei Hinsicht: Erstens, weil der/die AutorIn dieses Artikels noch eine relativ klassische antiimperialistische Grundhaltung vertritt – eine Einstellung, die in späteren Auseinandersetzungen zumeist weniger deutlich hervortritt. Zweitens bemerkenswert ist ein Eingriff der Redaktion, die den Text in zahlreichen kursiven Anmerkungen kommentiert, kritisiert und dabei auch relativ polemisch Stellung bezieht.

10 Vgl. zur Kritik an diesen Rechtfertigungen von Kriegen Rude, Matthias (2014): »Nie wieder Faschismus« – immer wieder Krieg. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten. In: Susann Witt-Stahl und Michael Sommer (Hg.): »Antifa heißt Luftangriff!«. Regression einer revolutionären Bewegung. Hamburg: Laika, S. 101-120.

Abb. 8: Debattenbeiträge im Themenfeld Antisemitismus in der Linken



Quelle: eigene Darstellung

In dem Artikel wird Ingrid Strobl vorgeworfen, sich von linken Überzeugungen abgewendet zu haben, den Zionismus und die jüdische Besatzungspolitik zu verharmlosen bzw. zu rechtfertigen und dabei nicht bereit zu sein, eine inhaltliche Diskussion über diese Punkte zu führen. Vor der Veranstaltung sei bereits mit mahnendem Blick darauf hingewiesen worden, dass das Thema des Abends ausschließlich der jüdische Widerstand sei: »Eine politisch fürwahr schon etwas seltsame Aussage, die (aber das sollte der spätere Abend dann nur noch belegen) die Entpolitisierung des Themas vermuten ließ.«[11] Der Vortrag habe sich auf den Widerstand jüdischer Frauen konzentriert, ohne dabei Fragen nach den heutigen Verhältnissen zu stellen: So sei der Aktivismus einer Frau im heutigen Israel nicht als Kolonisation bezeichnet worden, der Widerstand von Frauen, die sich nach der Gründung Israels als Antizionistinnen gegen ein Leben in Israel entschieden haben, sei ausgeblendet worden, ebenso die Frage nach den Ursachen von Faschismus und Holocaust. In dem Artikel wird zudem bemängelt, dass der Widerstand als »jüdisch« bezeichnet werde, obwohl er eigentlich »kommunistisch« gewesen sei und als solcher zum Teil auch in direkten Auseinandersetzungen mit zionistischen Gruppen gestanden habe.

Kritisiert wird zudem insbesondere die an den Vortrag anschließende Diskussion. Der Wortbeitrag eines ehemaligen Widerstandskämpfers, der u.a. Kollaborationen zwischen einigen Jüdinnen und Juden und dem Nationalsozialismus thematisierte, sei unterbrochen und mit hämischem Gelächter bedacht worden. Auch andere Fragen seien nicht zugelassen worden, beispielsweise danach, was nun heute zu tun sei.

> »Fast schien es, als fühle sich ein Großteil des Publikums in seiner Betroffenheit gestört. […] Damit eine solche Betroffenheit aber nicht in einem Gefühl von Schuld und

11 O.A.: Zur Veranstaltung mit Ingrid Strobl. In: *Zeck* 31_1994, S. 22f., hier S. 22.

> letztlich Ohnmacht stehenbleibt und endet, ist eine Diskussion über Hintergründe und Konsequenzen des Faschismus genau nötig.«[12]

Den kritischen FragestellerInnen sei vorgeworfen worden, letztlich ja doch nur über Palästina reden zu wollen.

> »Doch Ingrid Strobl ging es meiner Ansicht nach nur darum, eine Kritik zu diffamieren, die ihren politischen Ansatz als Ganzes in Frage stellt, da sie und zwar egal ob sie über jüdischen Widerstand, Palästina oder den Golfkrieg schreibt, reformistische und desorientierende Positionen einnimmt, die im Resultat eben nur Schuld, Ohnmacht und Betroffenheit produzieren, aber nicht den Versuch unternehmen, Betroffenheit politisch umzusetzen in Verantwortung.«[13]

Der Artikel wird immer wieder von Anmerkungen eines nach eigener Aussage »genervten Setzers« unterbrochen. Dass der/die AutorIn des Artikels Israel stets nur mit Anführungszeichen schreibt, wird von dem Kommentator mit den Methoden der *Bild*-Zeitung (in der die Bezeichnung DDR ebenfalls nur mit Anführungszeichen verwendet wurde) verglichen: »Das mit den Anführungszeichen um ungeliebte Staatsnamen kennen wir doch noch aus der Springerpresse, oder?« Auch die wiederholte Forderung nach einer Diskussion über die Ursachen des Faschismus wird vom Setzer kritisiert: »Das schreibst du jetzt schon zum dritten mal, anstatt vielleicht selber mal was dazu zu sagen, was denn deiner Meinung nach die ›Hintergründe und Konsequenzen des Faschismus‹ sind.«[14]

Die deutliche inhaltliche Einflussnahme des Setzers ist in dieser Form äußerst selten in der *Zeck* und wird in einem Beitrag in der folgenden Ausgabe stark kritisiert. Ursprünglich seien Kommentare von SetzerInnen eine subversive Kommunikationsform in der *taz* gewesen, mit der die meinungsmachenden SchreiberInnen zum Teil kunstvoll entlarvt worden seien, wie einE AutorIn mit dem Pseudonym *G. Gensatz* betont. Von dieser Intention sei im Text zur Veranstaltung mit Ingrid Strobl aber nichts mehr übriggeblieben: »Hier werden sie zum einfachen Machtmittel. Ein solches Vorgehen hat mit dem Anspruch einer linksradikalen Zeitung nichts, aber auch gar nichts zu tun.«[15] Der Setzer mache sich nicht einmal die Mühe, seine eigenen Positionen auszuschreiben, sondern begnüge sich mit flapsigen, inhaltlosen Bemerkungen.

> »Einmal soll dadurch eine genaue Begründung der eigenen Position überflüssig gemacht werden. Die flotte, polemische, hämische und irgendwann auch mal zeilenlang ach-so-inhaltsschwer zitierende Satzbemerkungen greift nur an, formuliert aber nie die eigene Position, sondern gibt unausgesprochen vor, sich auf einen gemeinsamen Konsens mit der LeserInnenschaft beziehen zu können.«[16]

Außerdem werde durch die Einschübe die Argumentation des/der AutorIn unterbrochen, was vergleichbar mit Zwischenrufen bei Diskussionen sei.

---

12 O.A.: Zur Veranstaltung mit Ingrid Strobl, S. 23.
13 Ebd.
14 Alle Kommentare des Setzers in dem Artikel: o.A.: Zur Veranstaltung mit Ingrid Strobl, S. 22f.
15 G. Gensatz: Eigentlich kein Beitrag zu »Israel« und Palästina. In: *Zeck* 32_1994, S. 7-9, hier S. 7.
16 Ebd.

Im weiteren Verlauf des Artikels wird insbesondere die Schreibweise von Israel mit Anführungszeichen verteidigt: Dies sei praktische Solidarität mit der unterdrückten palästinensischen Freiheitsbewegung, außerdem sei Israel ein Staat, der sich weigere, seine eigenen Grenzen zu definieren:

> »Die Zionisten sind der Ansicht, daß zu ›Israel‹ noch Jordanien, Teile Syriens, der Libanon und Teile Ägyptens gehören, deren Anbindung an den bislang ›erkämpften Boden Israel‹ nur eine Frage des Kräfteverhältnisses sei. Das bedeutet, ›Israel‹ ist ein Kampfbegriff, ›israelisch‹ ist das, was die Armee halten kann, was das internationale Kräfteverhältnis, der Imperialismus, politisch und militärisch möglich macht.«[17]

Dass genau dieser Artikel durch die Kommentare des Setzers in bislang unbekannter Art und Weise angegriffen werde, sei kein Zufall, sondern Konsequenz aus der eindeutigen – und aus Sicht des Setzers falschen – antizionistischen Positionierung im Nahostkonflikt.

Die Redaktion der *Zeck* reagiert mit einem kurzen Statement auf die Kritik von *G. Gensatz*. Sie kritisiert darin zwar das Vorgehen des Setzers, verteidigt aber die inhaltliche Stoßrichtung seiner Anmerkungen:

> »Die Setzerbemerkungen in dem Strobl Artikel waren unter uns umstritten und haben zu heftigen Diskussionen geführt. Die Form der Kommentierung (in den Text eingearbeitet) war nicht in der Redaktion abgesprochen und wurde von einigen von uns heftig abgelehnt. Das betrifft aber nicht die inhaltliche Kritik am Text, die wir in der Mehrheit durchaus teilen.«[18]

Ein Artikel von *N.N.* setzt sich ebenfalls intensiv mit der Veranstaltung und der Kritik daran auseinander und kommt dabei auch allgemeiner auf die Geschichte des linken Antisemitismus zu sprechen. Ingrid Strobl habe mit ihrer Thematisierung eines linken Antisemitismus offenbar einen Nerv in der linksradikalen Szene getroffen, was sich in den zahlreichen, meist heftigen Zurückweisungen aus der Szene zeige:

> »Die Vehemenz mit der Strobls Position zum Antisemitismus in der Linken widersprochen wird und die überwiegend aggressive Ab- und Ausgrenzung ihr gegenüber erscheint dabei gerade wie ein Beleg dessen, was bestritten werden soll: die offensichtliche Existenz eines linken Antisemitismus.«[19]

Tatsächlich sei der Umgang der Szene mit diesem Thema oftmals von Ignoranz, Selbstgefälligkeit, Naivität, Ahnungslosigkeit und einem fundamentalen Desinteresse geprägt. Es scheine, als befürchte man, dass eine intensivere Beschäftigung mit antisemitischen Anknüpfungspunkten in der eigenen Geschichte automatisch zu einer Diffamierung des palästinensischen Widerstandes führen müsse. Mitunter werde eine mangelnde Linientreue auch schlicht durch soziale Ächtung (und den Ausschluss aus der linksradikalen Szene) bestraft.

---

17 G. Gensatz, S. 8.

18 Redaktion: Anmerkung der Redaktion. In: *Zeck* 32_1994, S. 9.

19 N.N.: Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten – Ingrid Strobl, die Linke und der Antisemitismus. In: *Zeck* 32_1994, S. 10-13, hier S. 10.

So weigerten sich beispielsweise etliche AktivistInnen, sich mit den antisemitischen Kampagnen in der UdSSR zu beschäftigen bzw. diese überhaupt anzuerkennen. Auch blende man in großen Teilen der antiimperialistischen Linken einen entscheidenden Einwand gegen Antizionismus aus: »Da es keine nicht-jüdischen Zionisten geben kann, kann es auch keine nichtjüdischen Antizionisten geben; keine christlichen, und auch keine muslimischen.«[20] Antizionismus sei folglich eine innerjüdische Option der Kritik, wer als Nichtjude diese Position beanspruche, handele damit grundsätzlich antiisraelisch. Überhaupt mache es sich die deutsche Linke mit ihrer geschichtslosen Solidarität mit Palästina viel zu einfach:

> »Wer in der Rede über Israelis und PalästinenserInnen als DeutscheR die Shoah nicht zum Ausgangspunkt macht, leistet einen Beitrag zur Verdrängung dessen, was immer noch Grundlage sein muß: die Einzigartigkeit der Ermordung von sechs Millionen Juden in Europa durch Deutsche.«[21]

N.N. kritisiert außerdem eine zu weitgehende Pauschalisierung in der Debatte auf allen Seiten. Beispielsweise sei es eben nicht automatisch antisemitisch, wenn auf Verbindungen zwischen deutschen Nazis und zionistischen Siedlergruppen hingewiesen werde, wie manchmal behauptet werde. Entscheidend sei dagegen, mit welcher Intention dieser Umstand thematisiert werde: »Es geht nämlich in der Mehrzahl der Beiträge darum, Faschisten und Zionisten gleichzusetzen, indem die Zusammenarbeit als weltanschauliche Übereinstimmung dargestellt wird und somit ›die‹ Zionisten in die Nähe der Mittäterschaft der Shoah gerückt werden.«[22] Ebenso werde zum Teil versucht, den positiven Bezug auf eine jüdische Identität durch manche zionistische Gruppen mit der Rassenideologie der Nazis in Zusammenhang zu bringen, was »dummdreiste Geschichtsfälschung« sei. Geflissentlich übersehen würden dagegen die Verbindungen zwischen kommunistischen Gruppen und den Nazis sowie die Kontakte zwischen PalästinenserInnen und NationalsozialistInnen während des Zweiten Weltkrieges. »So scheint für manche Linke die Geschichte ein riesiger Gemischtwarenladen zu sein, aus dem sie herausklauben, was ihnen gefällt und ins Konzept paßt. Oder aber eine Glaskugel, in der die Geschichte grade so erscheint, wie sie gewünscht wird.«[23]

Geschichte und Gegenwart sollten dagegen als das begriffen werden, was sie seien, nämlich die komplexen Ergebnisse aus Widersprüchen, Irrtümern, Brüchen, Hoffnungen und Fehlern. Aus einem solchen Verständnis folge keineswegs die Aufgabe von Parteilichkeit oder die Reduzierung von Geschichte auf bloße Betroffenheit. »Im Staat Israel einen kapitalistischen Staat mit Aufgaben in der imperialistischen Weltordnung zu sehen, der jedoch ebenso mit den Hoffnungen der Überlebenden der Shoah auf ein Leben ohne Pogrome und Diskriminierung gegründet wurde, muß kein Widerspruch sein.«[24] Die staatliche Gewalt, die Israel gegen die PalästinenserInnen ausübe, sei somit einerseits absolut kritikwürdig, andererseits als Lehre aus der Shoah nachvollziehbar. Statt diese Ambivalenzen auszuhalten und mit ihnen umzugehen, entscheide sich die

20 N.N., S. 11.
21 Ebd.
22 N.N., S. 12.
23 N.N., S. 12f.
24 N.N., S. 13.

deutsche Linke aber zu oft für ein fatales »Entweder-oder«, demzufolge die Opfer der FaschistInnen von damals heute selber zu FaschistInnen geworden seien.

N.N. endet mit einem Plädoyer für eine breitere Diskussion über Antisemitismus in der eigenen, linken Geschichte: Diese sei zwar schmerzhaft und unangenehm, aber auch notwendig. Festzustellen ist dennoch, dass zumindest die *Zeck* (noch) nicht zum Medium dieser Diskussion wird: Die Auseinandersetzung mit diesem Thema bricht an dieser Stelle zunächst für einige Jahre ab, wenn man von der Beschäftigung mit der Goldhagen-These, die innerhalb der radikalen Linken aber nicht wirklich kontrovers diskutiert wird, einmal absieht.[25] Erst ab 1999 flammt die Diskussion wieder auf.

Anlass für die Wiederaufnahme der Diskussion ist ein Konflikt in einem nichtkommerziellen Radio Hamburgs, dem *Freien Sender Kombinat* (FSK), in dem unterschiedliche linke Gruppen jeweils eigene Programme gestalten. Die Heterogenität der beteiligten Gruppen führt immer wieder dazu, dass prinzipielle Konflikte innerhalb der Szene mit besonderer Intensität auch im FSK ausgetragen werden. Stein des Anstoßes ist ein Nachruf auf den verstorbenen Ignatz Bubis im September 1999, in dem es u.a. heißt: »Wieder wird aus Ermangelung von Klassenbewusstsein […] aus einem liberalen Kapitalisten, Ausbeuter, Spekulanten ein Antirassist. Warum? Weil er ein Jude war? Als ob das ein Persilschein sei!«[26] Der Beitrag stammt aus dem Programm der *Freunde der guten Zeit*, die sich in der anknüpfenden Diskussion äußerst uneinsichtig zeigen. Die Redaktion der *Zeck* sieht in dieser Haltung der Gruppe, die sich selbst als unschuldiges Opfer von unbegründeten Antisemitismus-Vorwürfen inszeniert, eines der Kernprobleme der Debatte: »Ihre Feststellung, die Linke würde jede Kritik an Bubis schon als Antisemitismus werten, geht genau am Kern des Arguments vorbei, dass eben in der konkreten historischen Situation jede verkürzte und undifferenzierte Kritik höchst problematisch ist.«[27]

Die *Gruppe aus gegebenem Anlass*, ein Zusammenschluss aus verschiedenen Redaktionen, die ebenfalls im FSK senden, verfasst eine ausführliche Kritik am Nachruf, in dem sie diese verkürzte Kritik und den darin liegenden strukturellen Antisemitismus erläutern. Das einende Element, dass die unterschiedlichen Teile des Nachrufes miteinander verbinde (des Weiteren geht es in dem Nachruf um einen Richtungsstreit im Zentralrat der Juden um Zuwanderung aus der zerfallenden Sowjetunion und um den israelischen »Terror« gegen die PalästinenserInnen), sei das Leitmotiv »Juden«. Gefährlich sei insbesondere

> »seine Verknüpfung mit negativen Eigenschaften, also kapitalistisch, ausbeuterisch, privilegiert und terroristisch. […] Produziert wird stattdessen eine Negativ-Kette (Kapitalismus, Spekulation, Ausbeutung, Vorstand, Bevormundung, Terror), die sich um den Begriff vom Jüdischen (Bubis, Galinski, Israel) schlingt. Das ist Antisemitismus.«[28]

25 Vgl. monstrowski: Goldhagen: Richtige These, schlechte Argumente. In: *Zeck* 53_1996, S. 11f. Vgl. auch o.A.: Ganz normale Deutsche und der Holocaust. In: *Zeck* 53_1996, S. 12f.

26 O.A.: Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten. In: *Zeck* 86_2000, S. 8-11, hier S. 8.

27 Die Redaktion: Vorwort zur Dokumentation »Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten …«. In: *Zeck* 86_2000, S. 8.

28 Gruppe aus gegebenem Anlass: Zurück zum Gegenstand. In: *Zeck* 86_2000, S. 9f., hier S. 9.

Die Diskussion im FSK habe sofort die inhaltliche Ebene verlassen, die oben vorgestellte Analyse sei von den *Freunden der guten Zeit* mit einer Reihe von Beschimpfungen beantwortet worden. Dies sei ein typisches Reaktionsmuster:

> »Durch unsere Kritik des strukturellen Antisemitismus im Kern ihrer Identität getroffen, konterten sie bisher hauptsächlich mit Pöbeleien, anstatt unsere Argumente zu erwägen. Ein weiterer Reflex im Denken […] zeigt sich im Vorwurf, mit unserer Kritik wollten wir sie eigentlich zu Nazis stempeln. Dieses […] Abwehrmuster ist ein tautologisches: ›weil nur Nazis Antisemiten sind, wir aber keine Nazis sein können, weil wir Linke sind, können wir auch keine Antisemiten sein. Wir sind gut, weil wir gut sind.‹«[29]

Dabei sei Antisemitismus noch nie ein Privileg der Nazis gewesen, stattdessen hätten alle gesellschaftlichen Schichten und alle politischen Lager diese Vorurteile geteilt. Eben deshalb gebe es auch einen spezifisch linken Antisemitismus, auch wenn die Linke aufgrund ihrer grundsätzlichen egalitären Ideologie relativ gesehen weniger anfällig als andere Gruppen gewesen sei.

> »Bestimmte reduzierte Formen des Antikapitalismus mit der Tendenz der Personalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse können dazu umschlagen, diese Verhältnisse den Personen als eigen anzudichten, also die Verhältnisse als Ausdruck der Personen anzusehen. Das ist ein Grundschema des Antisemitismus, das den Juden das Unrecht eines ganzen gesellschaftlichen Verhältnisses aufbürdet.«[30]

Wer in seiner Argumentation Begriffe wie ›jüdisch‹ und ›kapitalistisch‹ vollkommen ungebrochen aneinanderreihe, bewege sich in dieser Tradition.

Der Antisemitismus, der sich im Nachruf zeige, sei allerdings kein Zeichen, dass es sich bei den *Freunden der guten Zeit* um glühende AntisemitInnen handele. Stattdessen offenbare sich hier ein latenter Antisemitismus – allerdings in einer solchen Häufung, dass er sich zu einem festen antisemitischen Weltbild verdichte. Dass alles eigentlich anders gemeint wäre, lassen die AutorInnen nicht gelten und ziehen weitgehende Konsequenzen:

> »Es geht in dieser Auseinandersetzung um das, was im Radio und den Texten gesagt wurde; was vielleicht damit gemeint war, kann nur Gegenstand der Feststellung sein, dass die Übermittlung der Botschaft völlig verunglückt ist. Das liegt in der Verantwortung der ›Freunde der guten Zeit‹. In der Verantwortung des Senders liegt es meines Erachtens, die Zusammenarbeit mit den ›Freunden der guten Zeit‹ aufgrund unüberbrückbarer Differenzen in Fragen des linken Selbstverständnisses und der Streitkultur zu beenden.«[31]

Auch die *Freunde der guten Zeit* selbst kommen in der *Zeck* zu Wort. Sie sehen sich zu Unrecht an den Pranger gestellt und deuten die Anschuldigungen als Teil eines grundsätzlichen Konflikts im FSK: »Da geht es nicht um Antisemitismus, sondern die moralische Keule wird nur rausgeholt, um Leute, die eine andere politische Überzeugung

29 Gruppe aus gegebenem Anlass, S. 10.
30 Ebd.
31 Ebd.

haben, mundtot zu machen.«[32] Die Gruppe beklagt, dass eine Kritik an Bubis von vielen anderen Linken als generell antisemitisch abgelehnt werde: »Natürlich benutzen auch Nazis gerne die persönlichen Widersprüche Bubis, um ihren Antisemitismus zu rechtfertigen, das kann ja aber nicht bedeuten, dass damit die Benennung dieser Widersprüche antisemitisch ist.«[33] Ihre eigenen KritikerInnen seien VertreterInnen einer neuen Linken, der es nicht mehr um reale Kämpfe in der kapitalistischen Gesellschaft gehe, sondern nur noch darum, sich auf die moralisch richtige Seite zu stellen und die Gesellschaft nicht mehr als Klassenkampf, sondern als Kampf zwischen fortschrittlichen und reaktionären Ideologien anzusehen.

Das Muster ihrer Kritik sei stets dasselbe: Sie würden polemische oder auch unglücklich ausgedrückte Sätze auf angebliche oder tatsächliche Muster untersuchen und sie dann in einen möglichst antisemitischen Zusammenhang stellen. Die Freunde der guten Zeit bemängeln daran insbesondere, dass die KritikerInnen immer vom Schlimmsten ausgehen würden:

> »Die Wortwahl war eindeutig daneben. Aber geschieht ein unsensibles Umgehen mit Sprache automatisch bewusst? Ansonsten hättest du sagen können, dass wir uns hier ganz gewaltig im Ton vergriffen hätten, aber du zielst ja darauf ab, dass wir nichts unüberlegt machen, sondern ganz bewusst solche Schweine sind.«[34]

So sei beispielsweise der Teil, in dem es um die israelische PalästinenserInnen-Politik ging, tatsächlich ein Fehler, aber kein Zeichen von Antisemitismus gewesen:

> »Der ›Ausflug‹ zu den Palästinensern war in der Tat überflüssig. Das ist die einzige Stelle in deinem Text, wo ich dir Recht gebe. Überflüssig, und nicht antisemitisch. Du drehst daraus jedoch wieder, dass wir das doch bewusst eingeflochten haben, als ›Verstärkung antiisraelischer und antisemitischer Ressentiments‹. Naja, wer sowieso davon überzeugt ist, dass wir schlechte Menschen sind und uns weder die letzten anderthalb Jahre zugehört hat noch die restlichen zwei Stunden der betreffenden Sendung wahrgenommen hat, der will das natürlich so wahrnehmen.«[35]

Auch der *Kontaktbereichsautonome* meldet sich in der Debatte zu Wort. Die Reaktion der *Freunde der guten Zeit*, insbesondere die moralische Empörung, mit der Kritik an angeblich antisemitischen Äußerungen zurückgewiesen wird, sei tatsächlich ein typisches Muster in der innerlinken Auseinandersetzung. »Die für den Nachruf kritisierte Redaktion empfand den Antisemitismusvorwurf als persönliche Kränkung und Diffamierung, der mit ihrer linken Identität, die quasi per Definition Antisemitismus ausschließt, unvereinbar war.«[36] Allerdings führt er auch fundamentalere Gründe für diesen blinden Fleck im linken Selbstverständnis an:

---

32 Freunde der guten Zeit: Freunde der guten Zeit und der Vorwurf des Antisemitismus. In: *Zeck* 86_2000, S. 11.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Ebd.

36 Kba: Gut gemeint ist nicht gut gelungen. In: *Zeck* 88_2000, S. 5.

> »Die Verantwortung und die Auseinandersetzung mit der Shoah ist innerhalb der radikalen Linken schon immer ein ›Nebenwiderspruch‹ gewesen: in der Substanz ist strukturell in der Verweigerung dieser Auseinandersetzung die gleiche Motivation erkennbar, die Walser zu seiner Rede getrieben hat. Es sind die Verdrängungswünsche und affektgeladene Schuldabwehr, die in der radikalen Linken genauso wirksam sind, wie in der übrigen Gesellschaft. Deutsche Linke sind eben in erster Linie Nachgeborene der Tätergesellschaft. Und damit tendenziell ebenso antisemitisch.«[37]

Nur wenig später, im Dezember 2000, wird im FSK erneut über Antisemitismus gestritten. Dieses Mal hat die Anbieterinnengemeinschaft, das gemeinsame Entscheidungsorgan des FSK, zwei Redakteuren aus der Radiogruppe *Forumsradio* ein Sendeverbot ausgesprochen. Ihnen wird vorgeworfen, in einem Interview mit einem palästinensischen Aktivisten dessen Holocaustrelativierung weder unterbrochen noch kommentiert und dadurch antisemitische und völkische Inhalte verbreitet zu haben. In der anschließenden Diskussion werfen die mit Sendeverbot bestraften Redakteure der Anbieterinnengemeinschaft Zensur vor, die Gemeinschaft selbst verweist dabei lediglich auf die formalen Entscheidungsprozeduren des Beschlusses und äußert sich kaum zur inhaltlichen Begründung des Sendeverbots. Die *Zeck* will hingegen ein Forum für eine intensivere inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Vorfall bieten.

Dieses Angebot wird von mehreren AutorInnen gerne angenommen, insbesondere weil der Konflikt nach wie vor als grundlegend angesehen wird, wie beispielsweise *Sec* ausführt:

> »Die Auseinandersetzung berührt zentrale praktische Fragen emanzipatorischer Politik, den Kampf gegen Antisemitismus, antiimperialistische Solidarität, die Frage von Person, Lebensweise und Staat, aber auch die Frage der Pluralität in der Linken und ihrer Grenzen. Eine klärende Diskussion ist notwendig.«[38]

Dabei müsse insbesondere geklärt werden, wo Antisemitismus beginne, insbesondere weil die Intention der/des SprecherIn nicht unbedingt ausschlaggebend sei. Diskussionen um Antisemitismus seien mit einem hohen Diskursrisiko behaftet, der »Sender« einer Aussage habe die Folgen seiner Worte nicht unbedingt in der Hand. Die Rezeption von bestimmten sachlichen oder zumindest sachlich gemeinten Aussagen könne leicht durch den tief in der Gesellschaft verwurzelten Antisemitismus überlagert werden:

> »Wie auch immer: Wer, wie die Freunde der guten Zeit vor ungefähr einem Jahr in einer Radiosendung, Ignatz Bubis in einem Nachruf einen ›jüdischen Kapitalisten‹ tituliert, kann sich nicht darauf herausreden, daß seine Tatsachenbehauptung zutrifft. Der hat – zumindest! – versäumt, sich zu vergewissern, welche Klischees er benutzt, welche Vorurteile bestärkt, anders ausgedrückt, daß der Stein, den er wirft, Verletzungen zufügt.«[39]

---

37 Kba: Gut gemeint ist nicht gut gelungen. In: *Zeck* 88_2000, S. 5.

38 Sec: Kampf gegen Antisemitismus und antiimperialistische Solidarität dürfen auch nicht gegeneinandergestellt werden. Eine notwendige Diskussion. In: *Zeck* 94_2000, S. 14f., hier S. 14.

39 Ebd.

Im vorliegenden Fall verhalte sich die Sache aber anders: Es gebe keine hinreichenden Belege für den unterstellten Antisemitismus. Als Beweis diene lediglich eine einzige Formulierung (»Wir erleben jetzt, was die Juden damals erlebt haben«), die sich angeblich in eine Reihe weiterer antisemitischer Äußerungen einfüge – ohne dass diese Äußerungen aber konkret benannt werden würden. Die Ausrichtung der gesamten Sendung werde bewusst einseitig dargestellt, beispielsweise unterschlügen die KritikerInnen, »daß zwei Stellungnahmen aus der israelischen Linken verlesen wurden und daß die Verbrechen des deutschen Faschismus, die Ermordung von 6 Millionen Juden, ebenso thematisiert wurden wie die Gefahr, mit der Kritik an Israel falschen Beifall zu bekommen.«[40] Die kritisierte Aussage sei in der Tat ein falscher Vergleich, aber es handele sich dabei nicht um eine Leugnung des Holocausts. Eine solche Leugnung versuche, die Vernichtung der Jüdinnen und Juden zu vollenden, indem das Verbrechen schlicht nicht anerkannt wird. Im vorliegenden Fall werde der Holocaust aber nicht geleugnet, sondern das Leid der PalästinenserInnen lediglich mit dem historisch einmaligen Leid der Jüdinnen und Juden verglichen. Dieser Vergleich werde dem Holocaust nicht gerecht und verfehle damit sein Ziel – antisemitisch sei er aber nicht.

Die ModeratorInnen hätten an dieser Stelle lediglich versäumt, richtigstellend nachzuhaken, was der Solidarität mit Palästina nicht geschadet hätte. Auch als es um Anschläge auf Synagogen in Deutschland und anderen europäischen Ländern ging, hätten sie sich um eine Klärung bemühen müssen. In der Sendung seien diese Angriffe nur verurteilt worden, weil sie auf die palästinensische Sache ein schlechtes Licht werfen würden; tatsächlich bestehe das Problem aber darin, dass solche Angriffe mit dem Kampf um eine antiimperialistische Befreiung schlichtweg unvereinbar seien.

> »Die Schwächen der Sendung bestehen zusammengefaßt m.E. darin, daß der soziale Gehalt und antiimperialistische Charakter nicht durchweg mit der gebotenen Schärfe und in Abgrenzung zu reaktionären Momenten und Tendenzen herausgearbeitet wurde. Der Vorwurf des Antisemitismus jedoch hält der Überprüfung nicht stand.«[41]

Der Text endet mit Vorwürfen gegenüber antideutschen Argumentationsweisen: Diese seien einer zutiefst deutschen Denkstruktur verhaftet, weil sie Jüdinnen und Juden und den Staat Israel umstandslos gleichsetzen würden, indem sie antiisraelische Kritik per se als antisemitisch bezeichnen. Dies sei insbesondere problematisch, weil so beispielsweise die jüdische Bevölkerung in Deutschland als fremd und nicht-zugehörig dargestellt werde. Auf der Suche nach einer konstruktiven Lösung für den Nahostkonflikt sei eine unbedingte Solidarität mit israelischer Regierungspolitik ohnehin kontraproduktiv, weil auf diese Weise die Politik eines Staates für sakrosankt erklärt werde, was für radikale Linke eigentlich ohnehin nicht infrage kommen dürfe. »Man muß von ihnen verlangen, daß sie sich, wenn schon nicht mit den Palästinensern, doch wenigstens mit der israelischen Friedensbewegung und Linken auseinandersetzen, die gegen die israelische Politik Stellung bezieht.«[42]

40 Sec, S. 14.
41 Sec, S. 15.
42 Ebd.

In der folgenden Ausgabe wird den Ausführungen von *Sec* ausführlich widersprochen. *Jik* will insbesondere seine weitgehende Rechtfertigung des Vergleichs zwischen Holocaust und heutiger israelischer Politik nicht akzeptieren, weil ein solcher Vergleich eben die systematische Vernichtung unterschlage. Somit gebe es sehr wohl Vergleiche, die einer Leugnung nahekämen – unabhängig davon, ob der palästinensische Gast oder die deutschen Moderatoren die Shoah leugnen wollten oder nicht. Ebenso antisemitisch sei es, wenn den Israelis vorgeworfen werde, dass sie heute ihrerseits Konzentrationslager betreiben würden, wie es ebenfalls in der Sendung passiert sei. Die Angriffe auf Synagogen müssten nicht bloß verurteilt werden, weil sie der einen oder anderen Sache schadeten bzw. Antisemitismus befördern würden, wie *Sec* schreibe. »Die Angriffe auf jüdische Einrichtungen, ob von Palästinensern oder anderen, befördern nicht einfach den Antisemitismus, diese Einordnung ist verharmlosend: Die Angriffe *sind* antisemitisch.«[43]

In der Kritik an antideutschen Argumenten verfehle *Sec* sein Ziel deutlich: Sein Vorwurf der Gleichsetzung von Jüdinnen und Juden und Israel fuße auf der Unterstellung, dass die KritikerInnen der Sendung jede Kritik an Israel automatisch als antisemitisch zurückweisen würden. Dies sei aber nicht der Fall, die KritikerInnen hätten lediglich eine sehr konkrete Verharmlosung der Shoah zurückgewiesen. *Sec* löse im Gegenzug seinerseits den israelischen Staat von der jüdischen Geschichte und vom deutschen und europäischen Antisemitismus, was die historische Notwendigkeit Israels schlicht ausblende.

> »Der Vorwurf, eine Kritik an antisemitischer – oder auch bloß falscher, wie doch sec anerkennt – Kritik am Staate Israel erkläre dessen Politik für unantastbar, kann realiter nur dazu dienen, umgedreht die arabische und palästinensische Politik der Kritik zu entziehen und mit ihr ihre deutschen Sympathisanten.«[44]

Die deutsche Linke müsse sich zehn Jahre nach der Wiedervereinigung langsam von ihrer antizionistischen Vergangenheit emanzipieren, insbesondere weil der Antisemitismus auch ein zentraler Bestandteil der deutschen Normalisierungsdebatte sei, mit der das wiedervereinigte Land seine Handlungsfähigkeit in der Weltpolitik möglichst schnell wiederherstellen wolle. Eine konstruktive Lösung der Nahostproblematik werde besonders effektiv von jenen verhindert, die jede Kritik an Israel verteidigten, und sei sie noch so antisemitisch oder den Holocaust verharmlosend und relativierend.

Die Forderung von *Sec* – der Kampf gegen Antisemitismus dürfe antiimperialistische Solidarität nicht ausschließen – lasse sich auch in die andere Richtung lesen: Antiimperialistische Solidarität dürfe Kritik an Antisemitismus nicht verhindern. Es sei vielmehr Aufgabe des Antiimperialismus, jedem antisemitischen Ressentiment offensiv entgegenzutreten. Notwendig an dieser Diskussion sei nicht nur die Frage, *wie* heute eine Kritik am Imperialismus geführt werden könne, ohne dass sich dabei einige Leute in Antisemitismus verstrickten, sondern auch die Frage, *wieso* sich manche Leute

43 Jik: Eine notwendige Antwort. Von Unbewiesenheiten und Vorwürfen. In: *Zeck* 95_2001, S. 6-8, hier S. 7.

44 Ebd.

heute in eben jenem verfangen. Angesichts des Leids der PalästinenserInnen sei Solidarität in der Tat angebracht, mit Blick auf antisemitische Aussagen der PLO müsse aber auch diskutiert werden, wie eine Zusammenarbeit konkret aussehen könne bzw. ob mit der PLO überhaupt eine emanzipatorische Politik möglich sei.

Jik stellt verwundert fest, dass die Linke zwar keine Schwierigkeiten habe, den Antisemitismus von bürgerlichen und rechten AkteurInnen zweifelsfrei zu identifizieren und zu kritisieren, aber gleichzeitig nicht in der Lage sei, solche Aussagen aus dem eigenen Lager zu erkennen. Hier sei immer noch zu oft »nichts sehen, nichts hören, nichts sagen« die Devise.

> »Umso mehr ist davon von allen zu fordern, sich eben nicht bloß verbal vom Antisemitismus zu distanzieren, sondern Aussagen – zumal wenn es um Israel und Palästina geht – so zu formulieren, dass ›die Gefahr, von der falschen Seite Beifall zu bekommen‹ möglichst ausgeschlossen ist.«[45]

Auch wenn also in fast allen Texten zum Thema Antisemitismus eine weitergehende Diskussion gefordert wird, sieht die politische Realität in Hamburg anders aus. Davon berichtet beispielsweise der *Kontaktbereichsautonome* in einer kurzen Meldung in der *Zeck*. Nachdem eine Veranstaltung zum Thema »Die Linke und der 11. September« im letzten Moment von dem Lokal, in dem sie stattfinden sollte, abgesagt wurde, kritisiert er die mangelhafte Debattenkultur in der Hansestadt. »Bedauerlicherweise scheint sich in Hamburg zunehmend eine politische Kultur der Nichtauseinandersetzung und Diskussionsvermeidung durchzusetzen.«[46] Es sei zwar in der Tat an der Grenze des Diskutierbaren, was aus manchen antideutschen Kreisen (insbesondere in der Zeitschrift *Bahamas*) nun gefordert werde,[47] dennoch dürfe nicht der Fehler begangen werden, das Thema zu ignorieren. »Fakt ist aber, dass die Thematisierung von Antisemitismus in der radikalen Linken keineswegs das Privileg Antideutscher sein darf, die mit oftmals falschen Argumenten durchaus richtige Befunde vertreten.«[48] Wenn aber kontroverse Veranstaltungen einfach abgesagt würden, diene das unfreiwillig der Mythenbildung innerhalb der antideutschen Szene, dass die radikale Linke in Hamburg kein Interesse an einer selbstkritischen Auseinandersetzung habe bzw. ohnehin im Kern antisemitisch sei. Dabei sei eine Diskussion über die Unterschiede zwischen linkem und völkischem Antisemitismus durchaus lohnend (auch wenn der Autor an dieser Stelle leider nicht ausführt, wo dieser Unterschied seiner Meinung nach verläuft bzw. welche unterschiedlichen Konsequenzen sich aus seiner Sicht daraus ergeben). Die Vermischung beider Formen sei ein wesentliches Problem:

> »Weil Antideutsche hier nämlich keinen Unterschied machen, beginnt an dieser Stelle die eigentlich interessante Diskussion: welchen Stellenwert die Shoah, also die Vernichtung des europäischen Judentums durch Deutsche, in den antideutschen Antise-

45 Jik, S. 8.

46 Kba: Bärendienste. In: *Zeck* 106_2002, S. 4.

47 Als Reaktion auf die Anschläge am 11. September 2001 wurde in der antideutschen Zeitschrift *Bahamas* u.a. ein militärisches Eingreifen der USA gefordert. Später erschienen dort Artikel, die den »Krieg gegen den Terror« verteidigten.

48 Kba: Bärendienste, S. 8.

> mitismuskonzepten hat – dann wird mensch schnell merken, dass Schuldabwehr sich in verschiedensten politischen Strategien innerhalb der radikalen Linken manifestiert. Das Konzept der Antideutschen ist da nur eine Variante, über die es sich lohnt, gemeinsam zu streiten.«[49]

Dieser kurze, etwas vage bleibende Text vom *Kontaktbereichsautonomen* wird in einer der folgenden Ausgaben in zwei ausführlichen Beiträgen kritisiert, die allerdings in völlig unterschiedliche Richtungen zielen. Den Anfang macht ein Text der *4 marinas*, in dem sie schon in der Überschrift unzweideutig fordern, eine klare Trennlinie zwischen der linken Szene und der antideutschen Zeitschrift *Bahamas* zu ziehen. Diese Zeitschrift habe sich bereits lange vor dem 11. September aus der Linken verabschiedet, als sie sich mit sexistischen Positionen in die Diskussion um eine Vergewaltigung in Berlin eingeschaltet habe. Mit solchen Leuten gebe es nichts zu diskutieren, ihre Positionen seien nicht verhandelbar, sondern müssten konsequent angegriffen werden. In linken Läden, Veranstaltungen und Zusammenhängen habe die Zeitschrift (bzw. ihre VertreterInnen) zumindest nichts verloren. Auch die provokative Kriegspropaganda nach dem 11. September, die in der *Bahamas* betrieben werde, sei eindeutig keine linke Position mehr.

> »Es gibt viele gute Gründe, gegen diesen Krieg der globalen Zurichtung zu sein – auf die kommt es hier aber gar nicht an: sondern darauf, daß der Antisemitismus in der Linken mit Linken zu diskutieren ist und nicht mit Kriegstreibern und Sexisten, die sich sowieso außerhalb eines Konsenses stellen, den Linke als links bezeichnen: Herrschaftsstrukturen aufzubrechen, Rassismus und Patriarchat zu bekämpfen.«[50]

Ebenso wie mit Sexisten nicht über Vergewaltigung zu diskutieren sei, sei es komplett abzulehnen, mit Kriegstreibern über Krieg und Antisemitismus zu diskutieren.

> »Da gibt es keine meinungspluralistischen ›falsche Argumente für richtige Befunde‹, weil schon die zugrundeliegende Analyse falsch ist. Darin fehlen nämlich die Selbstbestimmungsrechte: der Frauen, der Völker – und die sind auch nicht mit Diskursen über Identitätspolitik, Gender, Nationalismus von Befreiungsbewegungen etc. nicht abgeschrieben.«[51]

Für die AutorInnen dieses Textes ist das verborgene Ziel der *Bahamas* insgesamt klar:

> »Ziel des Bahamas ist, über die Kriegshetze gegen ›islamische‹ Länder (noch nicht einmal islamistisch steht da – zitiert aus ›Verteidigung der Zivilisation‹) und PalästinenserInnen, die über den Vorwurf des Antisemitismus legitimiert werden soll, den Zionismus in der Linken zu verankern.«[52]

Dieser etwas verschwörungstheoretisch anmutende Vorwurf wird in späteren Auseinandersetzungen mit diesem Text noch intensiver aufgegriffen.

---

49 Kba: Bärendienste, S. 8.

50 Die 4 marinas: Eine klare Trennungslinie zwischen sich und die Bahamas ziehen! In: *Zeck* 108_2002, S. 6.

51 Ebd.

52 Ebd.

Die zweite Reaktion auf den Text des Kontaktbereichsautonomen stammt von der *Gruppe Revolutionärer Antifaschisten*, die die abgesagte Veranstaltung organisiert hatten. Auch wenn sie mit inhaltlicher Kritik nicht sparen, betonen sie anfangs ihre Freude über den Beitrag: »Was uns zuerst auffiel: es ist ein fast schon als angenehme Überraschung zu bezeichnendes Ereignis, daß überhaupt noch jemand seine oder ihre Kritik an antideutschen Positionen in Form von inhaltlichen Argumenten formuliert und eine Diskussion einfordert.«[53] Weniger überzeugend finden sie allerdings den Inhalt, da der *kba* bei aller Kritik der linken Szene im Grunde nur Gutes unterstelle und daher keinen kritischen Gedanken zu Ende denke. Er vermittle den Eindruck, als gäbe es ein generell hohes Interesse, sich mit Antisemitismuskritik auseinanderzusetzen, was in der Praxis durch die platte Polemik der Antideutschen aber verhindert werde.

> »Daß aber nichts außer Polemik angebracht sein könnte, wenn z.B. die Zeck, nachdem islamistische Selbstmordkommandos, in ihrer antisemitischen Raserei ein 110-stöckiges Hochhaus in einen Haufen aus Trümmern und Leichen verwandelten, mit einem US-Actionfilm auf dem Titelbild aufwartet und den Opfern mitteilt: ›Sowas kommt von sowas!‹, das habt ihr nun davon, kommt *kba* nicht in den Sinn.«[54]

Da dieses Titelblatt kein Ausrutscher gewesen sei, sondern ein ziemlich genaues Abbild der herrschenden Meinungen in der Szene, seien nicht Verständnis und Diskussionsbereitschaft, sondern frontaler Angriff angebracht. Die Gruppe arbeitet zwei zentrale Kritikpunkte des *kba* heraus: Erstens würden auch die Antideutschen die Singularität des Holocaust leugnen, weil sie allen Antisemiten einen (mit dem deutschen NS vergleichbaren) Vernichtungswillen unterstellten, zweitens sei ihre Kritik undifferenziert, weil nicht zwischen der völkischen und der linken Spielart des Antisemitismus unterschieden werde.

Der ersten Kritik, nach der die Antideutschen mittels einer Übertragung des eliminatorischen Antisemitismus auf Nicht-Deutsche implizit eine Schuldabwehr betreiben würden, indem sie die deutsche Schuld relativierten, wird heftig widersprochen. »Die Judenvernichtung durch die Deutschen ist Dreh- und Angelpunkt antideutscher Kritik. Die planmäßige Vernichtung von sechs Millionen Menschen um der Vernichtung willen ist mit keinem geschichtlichen Ereignis der menschlichen Zivilisation annähernd vergleichbar.«[55] Auschwitz habe gezeigt, dass die Menschheitsgeschichte kein fortschreitender Zivilisationsprozess sei, der zwangsläufig im Kommunismus ende, sondern dass ein Rückfall in die Barbarei denkbar und sogar wahrscheinlicher sei.

Dennoch bedeute die Singularität des Holocaust eben nicht, dass ein erneuter Versuch der Vernichtung des Judentums unmöglich sei oder ausschließlich von Deutschen unternommen werden könnte. Schon während des NS habe sich dies in Gestalt der »Zigtausenden Ukrainern, Letten, Kroaten, Polen, Rumänen, Bosniern und vielen mehr, die sich im Zweiten Weltkrieg unter deutscher Besatzung freiwillig am Vernichtungskrieg beteiligten«, gezeigt. Anhand einiger weiterer historischer und aktueller Beispiele

---

53 Gruppe Revolutionärer Antifaschisten: Antwort der Gruppe Revolutionärer Antifaschisten auf die Stellungnahme von »kba« in der Zeck. In: *Zeck* 108_2002, S. 7-10, hier S. 7.

54 Ebd.

55 Ebd.

argumentiert die Gruppe, dass der Gedanke der Eliminierung von Jüdinnen und Juden kein ausschließlich deutsches Phänomen sei.

> »All diese Phänomene der weltweiten Existenz des eliminatorischen Antisemitismus können mit der These von einem exklusiv deutschen Vernichtungswillen nicht erklärt werden – außer man versteigt sich auf die ebenso verharmlosende wie lächerliche Behauptung, es sei nicht so gemeint, wenn einer außerhalb der deutschen Landesgrenzen ›Tod den Juden‹ brüllt bzw. in dieser Absicht zur Tat schreitet oder es mache einen substantiellen Unterschied, wer da brüllt und mordet.«[56]

Nicht ein irgendwie vage bleibender deutscher Nationalcharakter sei Grundlage für den Holocaust gewesen, sondern die bürgerliche Gesellschaft.

Auch die vom *kba* eingeforderte Differenzierung von völkischem und linkem Antisemitismus sei Unsinn – mit linken Ansätzen hätten die antisemitischen Äußerungen rein gar nichts zu tun, sie würden, im Gegenteil, die barbarischste Variante bürgerlicher Ideologie reproduzieren. Kapitalismuskritik, die nicht die herrschenden Verhältnisse angreife, sondern den angeblichen Machtmissbrauch von habgierigen Individuen oder unheimlichen Mächten propagiere, verhindere letztlich eine tatsächliche Auseinandersetzung. Auf diese Weise sei keine Überwindung der kapitalistischen Ordnung denkbar, sondern letztere werde im Gegenteil gegen irgendwelche imaginierten Volksfeinde verteidigt. Beispiele für eine solch verkürzte Kapitalismuskritik fänden sich nach dem 11. September zuhauf, etwa wenn in einem Flugblatt der Gruppe Lotta Zwo die Opfer der Anschläge ihrerseits zu TäterInnen umgedeutet würden: »Wenn den Getöteten eine Mitschuld an ihrer Ermordung untergejubelt wird, indem ihnen vorgeworfen wird, den Kapitalismus *erzeugt* zu haben, dann ist das nichts anderes, als der antisemitische Affekt, übersetzt in Linkssprech.«[57]

Es sei daher eine grundlegend falsche Annahme, linken Antisemitismus als verkürzte Kapitalismuskritik zu verklären, die nicht so schlimm sei, weil sie sich leicht in die ›richtige‹ Richtung lenken lasse.

> »Der antisemitische Affekt ist aber nicht eine gesunde Abneigung gegen den Kapitalismus, die lediglich radikalisiert werden muss, sondern eine *Haßliebe*, die die eine Seite der kapitalistischen Gesellschaft – Produktivität, Staatlichkeit, Gemeinschaft – für gut erklärt (und für quasi naturgegeben hält) und meint, die Krisen, das private Unglück, die Ungleichheit, welche jeden mit dem Untergang bedroht, kurz: all das Schlechte bricht von Außen in diese heile Welt ein. Er will den Kapitalismus, aber nicht seine negativen Folgen. […] Der Antisemit ist kein verhinderter Revolutionär, sondern ein Untertan, der sich nach der harmonischen Herrschaft sehnt.«[58]

Wie solle die Linke also mit Antisemitismus umgehen? Die *Gruppe Revolutionärer Antifaschisten* hat dazu eine klare Haltung: Die Tötungsbereitschaft sei in der antisemitischen Ideologie latent angelegt. Das bedeute zwar nicht, dass jedeR, der/die sich antisemitisch äußere, auch selbst zur Mordtat bereit sei; gesamtgesellschaftlich habe es aber

56 Gruppe Revolutionärer Antifaschisten, S. 8.
57 Gruppe Revolutionärer Antifaschisten, S. 9.
58 Ebd.

immer Personen und Gruppen gegeben, die den theoretischen Anspruch auch in die Praxis überführt hätten.

> »Weil die tödliche Gewalt nicht etwas anderes als die Ideologie ist, sondern ihre logische Folge, hilft jeder, der an diesem Wahn mitstrickt, mit bei der Produktion von Leichen. Ob er auch selber Hand anlegt, muß für Kritiker dieses Wahns nebensächlich sein, denn die Morde werden so oder so passieren und jeder Agitator leistet seinen Beitrag.«[59]

Folglich sei auch mit sogenannten linken AntisemitInnen keine Zusammenarbeit – in welcher Form auch immer – denkbar, sondern auch sie müssten auf das Schärfste angegriffen werden.

Die Tatsache, dass der *kba* von beiden Seiten heftig attackiert wird, ist Anlass für eine weitere kurze Wortmeldung seinerseits in der folgenden Ausgabe. Sein erster Artikel habe zu einer amüsanten Konstellation geführt: Sowohl antiimperialistische als auch antideutsche Gruppen hätten sich gleichermaßen angegriffen gefühlt. »Vier ›marinas‹ kritisieren den (Kurz-)Text, weil er nicht nach den Regeln des autonomen Reinheitsgebots die antideutschen VertreterInnen exkommuniziert.«[60] Mit ihrer Unterstellung, die wahre Mission der Antideutschen sei die Verankerung des Zionismus in der radikalen Linken, hätten sie aber lediglich zweierlei demonstriert: Erstens, dass sie selbst nicht ernst zu nehmen seien, und zweitens, dass antideutsche Positionen unbedingt weiterhin Teil kritischer linker Debatten sein müssten.

Doch auch die antideutsche Seite sei augenscheinlich unzufrieden und reagiere ausführlich und in einem beleidigten, besserwisserischen Ton, obwohl der Text gar nicht an sie gerichtet gewesen sei. Dabei übersähe sie allerdings, dass es durchaus andere Antisemitismuskonzepte geben könne als das eigene, das sich überdies ausschließlich auf die Arbeiten von Horkheimer und Adorno aus den 1950er Jahren stütze. Eine wirkliche Debatte könne allein deshalb schon nicht stattfinden, weil die Gruppe alles als persönlichen Vorwurf interpretiere.

> »Wenn's passt, konstruieren sie sich selbst Argumente (›Antisemitismus als verkürzte Kapitalismuskritik‹), die im Text nicht fallen und nicht mal im entferntesten behauptet werden. Es kommt also nicht mehr darauf an, was geschrieben wird, sondern das ganze wird zu einer Art intellektuellem Tontaubenschießen […]: egal wer oder was sich da regt, einfach draufhalten.«[61]

Letztlich seien sich beide Reaktionen wahrscheinlich zumindest darin einig, dass »solche vermeintlich scheiß-liberale Beliebigkeit« abzulehnen sei.

Die Forderung der *4 marinas*, einen klaren Trennungsstrich zwischen sich und dem Feind zu ziehen, wird in einem weiteren Artikel aufgegriffen. *Einige Bettelhunde des Imperialismus* berichten, wie AktivistInnen in Berlin sich diese Forderungen in der Tat zu Herzen genommen hätten, als sie ein Lokal in Berlin mit Eisenstangen und Springmessern und unter »Juden raus«-Rufen angriffen, in dem an jenem Abend auf Einladung

59 Gruppe Revolutionärer Antifaschisten, S. 9.
60 Kba: $1 + 1 = 3$. In: *Zeck* 109_2002, S. 5.
61 Ebd.

der *Bahamas* über antisemitische Israelkritik diskutiert werden sollte. Zwar seien die beteiligten Gruppen in der linksradikalen Szene ohnehin marginalisierte Sekten, der Übergriff zeige aber dennoch bedenkliche Entwicklungen:

> »Angesichts dessen, dass Autonome über die genannten Sekten meist ebenso sehr die Nase rümpfen wie über die Bahamas und die anderen Antideutschen, wird sich manche LeserIn fragen, was sie das Ganze anginge: Nicht schön sicherlich, aber Berlin ist weit, und so wie dort geht's in Hamburg nie und nimmer zu. […] Wer aber garantiert, dass es bei der Ruhe bleibt – einer Ruhe, die bisher vor allem damit zusammenhing, dass die antideutschen Gruppen und Einzelpersonen kaum präsent in der Hamburger Linken waren?«[62]

Wer nun aber – wie die *4 marinas* – fordere, Veranstaltungen der *Bahamas* »platzen zu lassen«, der rechtfertige damit auch gewalttätige Übergriffe und bringe

> »das Mittel der Saalschlacht gegen jene in Anschlag […], die ob ihrer Marginalität in der Linken […] zu einer leibhaften Gefahr nicht mal werden könnten, wenn sie es denn wollten, und daher am effektivsten zu bekämpfen wären, indem man sie, wie in der Vergangenheit, einfach ignoriert.«[63]

Neben dieser impliziten physischen Bedrohung sei aber auch die zugrundliegende Engstirnigkeit, über linken Antisemitismus nur mit Linken diskutieren zu wollen, eigentlich ein Skandal: »als ginge Antisemitismus nur den Verein an, der ihn gerade ausübt, und nicht vor allem die, gegen den er sich wendet.«[64] Der Großteil der linken Szene unterstütze zwar solche Haltungen nicht direkt, schaffe aber durch das eigene Nichtverhalten und die eigene Ignoranz ein Umfeld, in dem antisemitische Haltungen ungehindert ausgelebt werden könnten. Auch die *Zeck* wird in diese Kritik eingeschlossen: »Und solange Hetze wie die der ›4 marinas‹ kommentarlos in autonomen Zeitschriften erscheinen kann, ist auf die ach so differenzierte Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus ein Ei zu backen.«[65]

Diese Vorwürfe werden in der folgenden Ausgabe von der Redaktion in einem ausführlichen Vorwort aufgegriffen und beantwortet. Auch die Art und Weise, in der die Diskussion geführt werde, wird dabei angesprochen:

> »Wir äußern uns jetzt, weil wir zum einen selbst, als ZECK, als Beispiel für den Antisemitismus in der Linken genannt und für unsere Veröffentlichungspraxis kritisiert worden sind. Zum anderen wirft die Tendenz der Diskussion, in selbstgerechter Abgrenzung bzw. Umdrehung der Vorwürfe zu erstarren, für uns die Frage auf, wem oder was mit einer Fortsetzung eigentlich gedient ist.«[66]

Die Redaktion verweist auf ihre gängige Praxis, allen linken Gruppen die Möglichkeit zu geben, Artikel zu veröffentlichen und an Diskussionen teilzunehmen, egal, ob die ver-

62 Einige Bettelhunde des Imperialismus: Keinen Fußbreit dem antisemitischen Mob. In: *Zeck* 109_2002, S. 6f., hier S. 6.
63 Ebd.
64 Einige Bettelhunde des Imperialismus, S. 7.
65 Ebd.
66 Die Redaktion: In eigener Sache. In: *Zeck* 110_2002, S. 4f., hier S. 4.

tretene Meinung in den angeblichen »linken Konsens« der einen oder anderen Fraktion passen würden. Die Entscheidung, bestimmte Artikel nicht abzudrucken, weil sie – bewusst oder unbewusst – menschenverachtende Verhältnisse stützten, anstatt sie zu bekämpfen, sei stets inhaltlich am konkreten Text getroffen worden, niemals auf Grundlage pauschaler Urteile über die Gruppen.

Dem Vorwurf der *Gruppe Revolutionärer Antifaschisten*, dass das Titelblatt nach dem 11. September geschmacklos gewesen sei, stimmt die Redaktion zu. Zwar habe die Gruppe nicht erwähnt, dass im begleitenden Vorwort die Anschläge verurteilt worden seien, dennoch sei die Kritik im Kern berechtigt; man sei unfähig gewesen, die Anschläge vom 11.9. angemessen einzuordnen und habe das mit einem Rückgriff auf altbekannte Klischees aus der untersten Schublade kombiniert.

Die Redaktion verteidigt aber trotz eigener inhaltlicher Bedenken an einigen Texten ihre generelle Veröffentlichungspraxis. So müsse eben ausgehalten werden, dass die eine Seite behaupte, die Antideutschen wollten den Zionismus in der Szene verankern, während die andere Seite geschichtsrevisionistische Thesen über den angeblichen Vernichtungswillen von sogenannten ›Hilfswilligen‹ im Zweiten Weltkrieg aufstelle, ohne zu reflektieren, dass diese Hilfe oft nicht so freiwillig erfolgte wie behauptet. »Wie auch immer die Bewertung einzelner Texte auch ausfallen mag, wir können und wollen das in Gänze hier nicht ausführen, sondern an den eben genannten Beispielen nur verdeutlichen, dass das, was die einen für die ›einfache Wahrheit‹ halten, so einfach nicht ist.«[67]

Insbesondere der Vorwurf an die Szene, dass die Weigerung, sich für die eine oder andere Seite zu positionieren, die gesamte Szene mitschuldig mache, wird aber klar zurückgewiesen. Eine solche Lesart werde zur selbsterfüllenden Prophezeiung – wenn viele sich bestimmten Analysen nicht anschließen wollten, werde das wiederum als Beweis gelesen, dass alle verkappte AntisemitInnen (oder Rechte) seien. Mittlerweile habe sich diese Dynamik so weit hochgeschaukelt, dass beide Seiten Mittel anwendeten, die in innerlinken Auseinandersetzungen nichts verloren hätten und nicht zu rechtfertigen seien. Diese destruktive Dynamik sei aber niemals zu durchbrechen, indem man fordere, dass sich alle Zögernden für die eine oder andere Seite entscheiden sollten.

> »Vielmehr müssten sowohl die Freunde Palästinas als auch die Freunde Israels die an sie gerichteten Kritiken ernst nehmen. Am zuguckenden Rest wäre es, selber Positionen zu formulieren anstatt sich den Fragen mit dem Hinweis auf die Schlimmfinger (wahlweise Antideutsche oder Antiimps) zu entledigen. […] Wir können das, was wir einfordern, aus internen Gründen inhaltlich kaum leisten. Schlussendlich wollen wir alle diejenigen, die sich mit einem Diskussionsbeitrag am weiteren Verlauf beteiligen wollen, darum bitten, in den Vorwürfen an die jeweils anderen vielleicht mal einen Gang herunterzuschalten und sich den falschen Alternativen zu verweigern.«[68]

Auch in anderen Texten wird die ausschließende Art und Weise der Diskussion, die nur die eigene Meinung als denk- und sagbar darstelle, zum Teil heftig kritisiert. Die *Gruppe Revolutionärer Organismen* geht sogar so weit, in einer Analyse herauszuarbeiten, »dass

67 Die Redaktion: In eigener Sache, S. 5.
68 Ebd.

GRA [die Gruppe Revolutionärer Antifaschisten] nicht anders denken tut als FaschistInnen, sondern bloß eine andere Meinung hat. Als Bezeichnung dieser Art Denk-Taten schlagen wir das Wort ›krypto-faschistisch‹ vor.«[69]

Eine Gruppe aus Flensburg sieht in der Argumentationsweise der *Gruppe Revolutionärer Antifaschisten* und in deren Kritik an verkürzter Kapitalismuskritik eine Gefahr für antikapitalistische und antinationale Kritik insgesamt:

> »Festzustellen und zu äußern, welche Konzerne was und wen auf der Welt ausbeuten bzw. vernichten, ist berechtigte, notwendige (und nicht ›verkürzte‹) Kapitalismuskritik. Kauft ihr Coca-Cola bei 'ner Shell-Tanke, weil Kritik und Boykott derartiger Multis antisemitisch ist? […] Zionismus, der israelische Staat, dessen Außen- (bzw. Innen-)Politik, jüdisch sein und jüdisch leben – nichts von dem Genannten ist deckungsgleich mit dem anderen. Da wird mensch doch wohl die israelische Politik kritisieren dürfen (so wie alle Staatsformen kritikwürdig sind), ohne als Antisemitin bezeichnet zu werden.«[70]

Antisemitismus in der Linken sei zwar ein reales Problem, über das unbedingt diskutiert werden müsse, ein solch polemischer Frontalangriff sei aber keine angemessene Grundlage, sondern wirke kontraproduktiv auf die Auseinandersetzung. Die Gruppe kritisiert auch den intellektuellen Stil und die Form des antideutschen Artikels: »Wir fanden den Text der Rev. Antifa schwer intellektuell, die Nicht-Deutschen in unserer Gruppe hatten Schwierigkeiten, ihn zu verstehen. Es wäre schön, wenn ein einfacherer Sprachstil benutzt werden könnte.«[71]

Eine weitere Gruppe aus Flensburg, die sich *Noka und andere* nennt, versucht, einen Ausgleich zwischen den berechtigten Anliegen auf beiden Seiten herauszuarbeiten. »Als libertäre Linke lehnen wir die israelische Kriegspolitik genauso ab wie palästinensische Selbstmordattentate, insbesondere, weil beide unschuldige ZivilistInnen treffen.«[72] Generell seien Nationalstaaten abzulehnen und die Gruppe hoffe, dass sie in einer besseren Zukunft nicht mehr existierten, weil die Menschen dann erkannt hätten, dass sie keine Machtstrukturen bräuchten. Dennoch sei die Gründung des Staates Israel ein besonderer Fall gewesen, da es eine historische Notwendigkeit eines Schutzraums für Jüdinnen und Juden gegeben habe. Israels Existenzberechtigung sei daher essenziell und insbesondere die deutsche Linke müsse dies anerkennen. Israel habe auch das Recht, sich zu verteidigen, was jedoch nicht bedeute, dass die Art und Weise der Verteidigung jeglicher Kritik entzogen sei. Selbstverständlich dürfe und müsse die israelische Politik von radikalen Linken kritisiert werden, ohne dass eine solche Kritik als antisemitisch angesehen werde. Eine konstruktive Debatte müsse insbesondere herausarbeiten, an

---

69 Gruppe Revolutionärer Organismen: Stellungnahme der Gruppe Revolutionärer Organismen zur Antwort der Gruppe Revolutionärer Antifaschisten auf die Stellungnahme von »kba« in der (vor-)letzten Zeck. In: *Zeck* 110_2002, S. 6-9, hier S. 6.

70 Eine Gruppe aus Flensburg: Zu den Revolutionären Antifas aus der Aprilausgabe der Zeck. In: *Zeck* 110_2002, S. 10.

71 Ebd.

72 Noka und andere: Keine Macht für niemand. Ein Kommentar zur Antisemitismus-Debatte. In: *Zeck* 111_2002, S. 7.

welchen Stellen die Linke – bewusst oder unbewusst – antisemitische Inhalte übernehme. »Es wird uns leichter fallen, unsere eigenen Rassismen und Antisemitismen zu erkennen und zu bearbeiten, wenn wir uns nicht in Stücke reißen beim kleinsten ›Fauxpas‹, sondern erst nachfragen, dann klären und schließlich bearbeiten.«[73]

Während die Diskussion über die abgesagte Veranstaltung noch im vollen Gange ist, wird dieser Konflikt von einem weiteren Vorfall überschattet, der in den folgenden Monaten die Hamburger Debatte über linken Antisemitismus prägen soll. Schauplatz ist wieder einmal das *Freie Sender Kombinat*, wo erneut eine Sendung, der die unkommentierte Verbreitung antisemitischer Inhalte vorgeworfen wird, mit einem vierwöchigen Sendeverbot belegt wird. In einem Interview mit einem palästinensischen Aktivisten fallen mehrere Aussagen, die als Verharmlosung antisemitischer Übergriffe und als Leugnung der Singularität des Holocausts verstanden werden. Der Aktivist bezeichnet darin die für einen Angriff auf eine Synagoge verantwortlichen Täter als »Dummköpfe« und vergleicht die aktuelle Situation der PalästinenserInnen mit der Shoah:

> »Der Holocaust war ein Verbrechen, durch das sechs Millionen Menschen, unschuldige Menschen ermordet wurden. Aber es werden jetzt andere Menschen ermordet. Es wird nicht durch eine technisierte Prozedur gemacht wie damals bei den Nazis gegen die Juden und die anderen Oppositionellen, aber trotzdem, es werden Menschen ermordet. […] Für mich gibt es keinen Unterschied zwischen den Kämpfen im Warschauer Ghetto damals gegen die Nazis und die Kämpfe in Djenin oder in irgendeinem anderen Flüchtlingslager in der Gegend. Es sind also Leute, die von einer Übermacht umzingelt sind und die kämpfen um ihr eigenes Überleben.«[74]

Die betroffene Redaktion von *Afrika, Asien, Lateinamerika in Kontakt* (*Inkontakt*) ignoriert jedoch das Sendeverbot und strahlt ihre Sendung im Juni 2002 nochmals aus. Um den Verbotsbeschluss in der folgenden Woche tatsächlich durchzusetzen, versammelt sich am 20. Juni 2002 eine Reihe von FSKlerInnen, um den Zugang zum Studio zu blockieren. Eine Gruppe von ca. 13 Personen aus der *Inkontakt*-Redaktion und deren Umfeld versucht dennoch, sich gewaltsam Zugang zu den Räumen und der Studiotechnik zu verschaffen, wobei mehrere FSKlerInnen verletzt werden. Einige AugenzeugInnen schildern den Ablauf der Auseinandersetzung folgendermaßen:

> »Nach einem kurzen Wortwechsel beschimpften und bespuckten einige u.a. in der B5 aktive Männer die Sitzenden und versuchten, sich durch die Sitzblockade auf der Treppe zum Sendestudio zu drängen. Als dies nicht gelang, begannen sie, die Sitzenden zu treten, auf sie einzuprügeln und einzelne von der Treppe zu ziehen. […] Wie auch später wurde immer wieder geschrien, dass die FSKlerInnen ›the government‹ seien, ›Polizeimethoden‹ anwenden würden, ›zensierend‹ aufträten und Rassisten seien; die Ausrufungen gipfelten in den Behauptungen, sie seien ›Marionetten‹, bezahlt vom ›Mossad‹ und dem ›Verfassungsschutz‹. Auch homophobe Beschimpfungen wie ›cocksucker‹ fielen. […] Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die [Angreifer] sofort, ohne jede

73 Noka und andere, S. 7.

74 Zitate aus dem Radiointerview zitiert nach gruppe demontage: Same procedure as every year? Einige Anmerkungen zum Antisemitismusstreit beim Freien Sender Kombinat. In: *Zeck* 112_2003, S. 22-24, hier S. 22.

> Vorwarnung und routiniert geprügelt haben. Teilweise wurde eindeutig geschlagen, um zu verletzen.«[75]

Die FSK Gruppen kritisieren, dass die *Inkontakt*-Redaktion sich selbst zu Opfern einer Zensurkampagne stilisiere, ohne sich überhaupt mit den Antisemitismusvorwürfen zu beschäftigen. Sie zögen sich auf die Haltung zurück, dass das Sendeverbot als politisches Instrument gegen antiimperialistische Haltungen missbraucht werde und den Widerstand von Flüchtlingen und MigrantInnen in Deutschland mundtot machen solle. Dabei übersähen sie allerdings, dass ein freier Sender keineswegs bedeute, alles unkommentiert senden zu müssen.

> »Die Freiheit Freien Radios besteht nicht in der unbeschränkten Redefreiheit, was z.B. antisemitische Inhalte angeht. Im Freien Radio geht es nicht darum, allen Meinungen Platz einzuräumen und am Ende einen Querschnitt gesellschaftlicher Positionen unhierarchisch nebeneinander stehen zu lassen. Das Frei im Freien Radio bedeutet vielmehr, ohne direkte Bindungen an bürgerliche Medien kritische Gesellschaftsanalysen zu betreiben und sich dabei die Freiheit zu nehmen, auch die eigene Praxis immer wieder kritisch zu hinterfragen.«[76]

Darüber hinaus sei die Selbstorganisation ein wichtiges Prinzip, das aber durch den Versuch, sich gegen einen demokratisch gefassten Beschluss mit Gewalt durchzusetzen, völlig ad absurdum geführt werde.

Die Vorwürfe ausschließlich als rassistischen Angriff auf sich selbst zu lesen, werfe außerdem Fragen auf u.a. weil mehrere Inkontakt-Mitglieder bzw. an der Schlägerei Beteiligte deutsche Männer seien:

> »Die deutschen Antira-Männer in den Reihen der Inkontakt-Gruppe offenbaren ein instrumentelles Verhältnis zu MigrantInnen, wenn sie die an sie gerichtete Kritik nur als rassistisch verstehen können. Indem sie die migrantische Identität übernehmen, stilisieren sie sich zu Opfern, die sie nicht sind.«[77]

Letztlich sei der Rassismusvorwurf nur vorgeschoben, um nicht über die eigenen antisemitischen Tendenzen reden zu müssen. Weder Antisemitismus noch Personen, die andere AktivistInnen zusammenschlagen, dürften daher einen Platz im FSK haben.

Der Artikel in der *Zeck*, in dem über den Vorfall beim FSK berichtet wird, schlägt zudem aus einem weiteren Grund hohe Wellen: Einige der beteiligten Personen werden namentlich genannt sowie ihre Gruppenzugehörigkeiten offengelegt. Die *Zeck*-Redaktion entschuldigt sich einige Zeit später in einer »vernichtenden Selbstkritik« für die Veröffentlichung des Artikels und dafür, dass man den eigenen Fehler erst nach einer Woche und mehrfacher Kritik von außen eingestehen konnte. Man habe anschließend versucht, so viele Exemplare wie möglich wieder einzuziehen und nur mit geschwärzten Passagen erneut auszulegen.

---

75 Der Vorstand; die ABG Delegierten von Radio Loretta, Stadtteilradio und Uniradio goes Academic Hardcore: Ein Schlag gegen den Mossad? In: *Zeck* 111_2002, S. 6f., hier S. 6.

76 Ebd.

77 Der Vorstand und die ABG Delegierten von Radio Loretta, Stadtteilradio und Uniradio goes Academic Hardcore, S. 6f.

Auch wenn die namentliche Nennung von linken AktivistInnen ein schwerer Fehler gewesen sei, hält die Redaktion an der inhaltlichen Kritik des Artikels fest:

> »Es lässt sich selbstverständlich darüber streiten, ob die kritisierten Sendungen tatsächlich antisemitische Inhalte enthielten oder nicht. Auch über das Mittel des (befristeten oder unbefristeten) Sendeverbotes und dessen pädagogischen Gehaltes gibt es viele Meinungen. Den aktuellen Konflikt auf rassistische Strukturen zurückzuführen, halten wir aber für unzutreffend.«[78]

Das namentliche Outing innerhalb der linken Szene werde jedoch nur gegen Personen angewendet, die Vergewaltiger, Spitzel, Nazikader o.Ä. seien. Auch wenn der Angriff auf die FSKlerInnen heftig gewesen sei, könne er eine solche Praxis niemals rechtfertigen. Die *Zeck* verweist auf die angespannte personelle Situation in der Redaktion, die eine gründliche Durchsicht der publizierten Texte oftmals nicht erlaube. Um ähnliche Vorfälle in Zukunft zu vermeiden, beschließt die Redaktion eine dreimonatige Pause der *Zeck*, in der über das weitere Vorgehen beraten werden solle – mit offenem Ausgang. Auch eine Beendigung des Projektes sei denkbar. Letztlich sind die Konsequenzen aber nicht ganz so gravierend: Die *Zeck* wechselt ihren Erscheinungsrhythmus und wird nach der Pause nur noch alle zwei Monate publiziert.

Nach der Auszeit geht die Debatte um den Vorfall beim FSK intensiv weiter. Mehr und mehr melden sich dabei Stimmen zu Wort, die sich einer Positionierung für die eine oder die andere Seite verweigern und beide Konfliktparteien gleichermaßen unter Beschuss nehmen. Auch die *Gruppe Demontage* steuert einen solchen Text bei, der im Vorwort der *Zeck* als »gut und wichtig« angekündigt wird, »denn dieser Text beschäftigt sich mit der Diskussions- und Auseinandersetzungs-Unkultur in dieser Debatte, was wir einen produktiveren Ansatz finden, als sich in Grabenkämpfen auf der einen oder anderen Seite auszutoben.«[79]

In ihrem Beitrag kritisiert die *Gruppe Demontage* den nach wie vor weit verbreiteten Unwillen, sich mit dem Thema Antisemitismus zu beschäftigen:

> »Das Einfordern einer inhaltlichen Auseinandersetzung um Antisemitismus in einem linken Projekt ist legitim und notwendig. […] In der schon fast ritualhaften Abwehr dieser Auseinandersetzung in bestimmten politischen Kreisen wird immer öfter mit beleidigtem Gestus versucht, die inhaltliche Kritik als Vorwand zu denunzieren, die eigene Position mundtot machen zu wollen. Dabei beschränkt sich die Argumentation oft drauf, als ›Linke/r‹ und ›Antifaschist/in‹ überhaupt nicht antisemitisch sein zu können, was kompletter Unsinn ist. So würde heute zum Beispiel keine/r mehr abstreiten, dass linke Männer durchaus sexistische Gewalt ausüben können und es auch immer wieder tun, oder dass linke Menschen rassistische Ausgrenzungsstrukturen reproduzieren.«[80]

78 Die Redaktion: Eine vernichtende Selbstkritik. Die Zeck Redaktion meldet sich zu Wort. In: *Zeck* 111_2002 (Einlegeblatt ohne Seitenangabe).

79 Redaktion: Vorwort. In: *Zeck* 112_2003, S. 2.

80 Gruppe demontage: Same procedure, S. 22f.

Diese Abwehrmuster seien mittlerweile bekannt. Neu sei hingegen die Tendenz, die Auseinandersetzung gewaltsam auszutragen. Dies sei das Ende einer inhaltlichen Diskussion – wer das Faustrecht nutze, wolle die GegnerInnen nicht überzeugen, sondern einschüchtern und besiegen. Allerdings sei auch die Reaktion der Angegriffenen, einige AktivistInnen namentlich zu outen, eine Abkehr von den Grundsätzen innerlinker Konflikte. Sinnvoller sei, in Fällen solcher Gewalt die Gruppen, in denen die SchlägerInnen organisiert seien, in die Pflicht zu nehmen. Wer sich als Gruppe nicht von solchen Übergriffen distanziere, komme als Verbündete nicht infrage. Ziel müsse bleiben, innerlinke Konflikte innerhalb der eigenen Strukturen zu lösen und nicht auf die bürgerliche Justiz zurückzugreifen.

Die Forderung der *Inkontakt*-Redaktion, sich beim FSK mit dem eigenen Rassismus auseinanderzusetzen, sei prinzipiell berechtigt: Auch die Linke konstituiere sich nicht jenseits gesellschaftlicher Verhältnisse, weshalb es in linken Strukturen durchaus rassistische Ausgrenzung geben könne. Im konkreten Fall sei dieser Vorwurf aber lediglich vorgeschoben. Es müsse auch verhindert werden, einen falsch verstandenen Antirassismus zu etablieren, der durch kritiklose Zustimmung zu migrantischen Äußerungen und Forderungen jeden emanzipativen Charakter verlieren könne. Richtiger Antirassismus zeichne sich gerade dadurch aus, dass er das Gegenüber ernst nehme und auf Augenhöhe mit ihm umgehe, was eben auch eine solidarische Kritik einschließen müsse.

Die *Gruppe Demontage* sieht die strukturellen Ursachen für den immer wieder aufflammenden Konflikt in einem grundsätzlichen Dilemma der radikalen Linken begründet und erhebt schwere Vorwürfe gegen beide Seiten:

> »Aus unserer Sicht ist diese Entwicklung der Ausdruck eines schon länger stattfindenden Zerfallsprozesses der radikalen Linken, die sich unter dem Druck ihrer gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit und aufgrund ihrer eigenen Kommunikationsunfähigkeit selbst zerfleischt. An diesem Prozess waren in den letzten Jahren zwei Fraktionen maßgeblich beteiligt, die sich durch das permanente Insistieren auf Polarisierungen, Polemiken und Abgrenzungen bei der Zerstörung einer emanzipativen Linken besonders hervorgetan haben.«[81]

Die klassische antiimperialistische Szene sei an inhaltlichen Auseinandersetzungen generell nicht interessiert und klammere sich stur an überkommene Wahrheiten. So ignoriere sie beispielsweise die qualitative Veränderung der palästinensischen Bewegung, die zunehmend nicht mehr von sozialistischen Gruppen, sondern von radikalen islamistischen Organisationen wie der Hamas geprägt sei. Auch die kritische Aufarbeitung der Geschichte antiimperialistischer Solidarität sei spurlos an ihnen vorbeigegangen. Aber auch die antideutsche Seite habe sich immer weiter von der radikalen Linken entfernt und trete oft genug als Vertreterin des rassistischen Mainstreams auf.

Der Großteil der linken Szene, der eigentlich mit beiden Seiten seine Probleme habe, verhalte sich zurückhaltend und indifferent, was dazu führe, dass eine zahlenmäßig marginale Minderheit mit Radikalpositionen die Debatte prägen könne. »Dies spitzt politische Kontroversen auf die Positionen der Exponiertesten zu und mißt Aussagen

81 Gruppe demontage: Same procedure, S. 24.

sektiererischer Gruppen eine Bedeutung bei, die sie real nicht haben.«[82] Die Konflikte liefen daher als reflexhafte Reaktion auf diese Konstellationen ab, Kritik werde sofort personifiziert, Personen in Schubladen gesteckt, aus vergangenen Konflikten sei nichts gelernt worden.

Die *Zeck* spricht sich einige Ausgaben später dennoch klar dafür aus, sich auch weiterhin mit dem Konflikt um linken Antisemitismus im FSK zu beschäftigen.

> »Viele mögen sich von dem Konflikt bereits entnervt abgewandt haben und ihn als endlosen Hahnenkampf zweier Betonfraktionen begreifen – oder sich gar nicht erst damit beschäftigt haben. Wir halten es aber aus drei Gründen nach wie vor für wichtig, sich dem Konflikt zu stellen und ihn nicht bloß als internen eines linken Projektes wahrzunehmen.«[83]

Zum einen sei das FSK eine wichtige Institution für die Hamburger Linke, nicht nur als Plattform für inhaltliche Auseinandersetzungen, sondern auch als Medium für Agitation. Zweitens betreffe der Streit um Antisemitismus und um die richtige Positionierung zum Nahostkonflikt nicht nur das aktuelle Projekt, sondern die radikale Linke als Ganzes. Entscheidend sei die Frage, ob es gelinge, eine Position zu finden, die den Widersprüchlichkeiten des Nahostkonflikts gerecht werden könne, beispielsweise sowohl die Notwendigkeit Israels verteidige als auch weiterhin Kritik an nationalstaatlicher Repression durch die israelische Regierung zulasse. Sich in Projektionen und Identifikationen zu verlieren, sei mit Sicherheit der falsche Weg. Drittens sei wichtig, der Tendenz zur Missachtung aller Regeln für innerlinke Auseinandersetzungen gemeinsam entgegenzuwirken. Gewalt, gegenseitige Denunziation und der wechselseitige Ausschluss aus linken Zusammenhängen dürften nicht zum Regelfall interner Konflikte werden.

Abschließend werden auch in diesem Text beide Seiten für die Art und Weise, wie sie den Konflikt führen, kritisiert: Viele Texte antideutscher Gruppen zum Thema seien

> »Zeugnis einer Kritik, die zwanghaft jede Differenz und vielleicht falsches Argument als antisemitisch ›entlarven‹ muss und eher nach der Maßgabe ›alles Antisemiten außer Mutti‹ zu funktionieren scheint. Ein gefundenes Fressen wiederum für diejenigen, für die der Antisemitismusvorwurf in nichts anderem besteht als in den dunklen Machenschaften der ›Antideutschen‹, die den letzten wackeren und aufrechten Linken den Todesstoß versetzen wollen.«[84]

Statt dieser fruchtlosen Streiterei tatenlos zuzusehen, müsse das Ziel nun wenigstens sein, gemeinsam daran zu arbeiten, ein Minimalprogramm festzulegen – wenn schon kein Konsens über die Fragen, wann Antisemitismus beginne und wie ihm zu begegnen sei, herzustellen sei.

Ähnliche Kritik an der Art und Weise der Auseinandersetzung äußert auch das *Plenum der Roten Flora*. Kurz nach der Prügelei im FSK hatte die Flora einem Beteiligten Hausverbot erteilt, da sich die Betroffenen durch seine Anwesenheit bedroht fühlen

82 Gruppe demontage: Same procedure, S. 24.
83 ZECK: Zur aktuellen Situation beim FSK. In: *Zeck* 115_2003, S. 20f., hier S. 20.
84 ZECK: Zur aktuellen Situation beim FSK, S. 21.

könnten. Nach ca. einem Jahr wird das Hausverbot wieder aufgehoben, um den Weg für weitere Diskussionen freizumachen. Explizit nicht beabsichtigt sei aber, durch die Aufhebung das gewalttätige Verhalten nachträglich zu legitimieren. Das *Plenum* finde jedoch problematisch, einen einzelnen für das Handeln einer größeren Gruppe verantwortlich zu machen; außerdem dürfe die Flora nicht die Rolle einer »Szenepolizei« übernehmen, die in Konflikten entscheide, wer Recht habe. Man erhoffe sich, nun eine Diskussion über Auseinandersetzungsformen und Antisemitismus führen zu können. Mit Blick auf den bisherigen Verlauf seien beide Seiten offensichtlich nicht in der Lage, konstruktiv mit dem Thema umzugehen:

> »Wir finden die Art des Konflikts, so wie er bisher geführt wurde (Machtpolitik, körperliche Auseinandersetzungen, Outing etc.) katastrophal. Sie ist geprägt durch das Vertreten konträrer Positionen, die sich unserer Wahrnehmung nach in der Diskussion keinen Millimeter bewegen, da die ProtagonistInnen glauben, die alleinige Wahrheit für sich gepachtet zu haben und so eine differenzierte Betrachtung des Konflikts unmöglich machen. Wir sind nicht bereit, diese Art der Auseinandersetzung mit zu führen, denn wir finden die Thematik zu relevant als dass sie auf der Ebene identitärer Grabenkämpfe ausgetragen werden sollte.«[85]

Im Januar 2004 wird der innerlinke Konflikt um den Umgang mit Antisemitismus abermals weiter angeheizt. Auslöser ist diesmal eine antifaschistische Demonstration, die sich gegen eine Demonstration von Nazis gegen die Wehrmachtsausstellung richtet. Zu Beginn der Demonstration kommt es zu einer tätlichen Auseinandersetzung zwischen TeilnehmerInnen der linken Demonstration und einer Gruppe von antideutschen AktivistInnen. Unterschiedliche Gruppen stellen die Ereignisse relativ unterschiedlich dar, grob umrissen passiert aber Folgendes: Eine Gruppe von antideutschen AktivistInnen, von denen einige Israelfahnen tragen, wird aus dem vorderen Block der Demo heraus attackiert, weil man dort davon ausgeht, dass sich die Antideutschen in die Demo drängen wollen. Es kommt zu einer körperlichen Auseinandersetzung, in die nach kurzer Zeit die anwesende Polizei eingreift und zwei AktivistInnen festnimmt.

Die Reaktionen auf diesen Vorfall sind vielstimmig: Es geht teilweise um die Frage, ob Nationalfahnen auf linken Demonstrationen akzeptabel seien oder nicht, teilweise darum, ob Antideutsche generell etwas auf linksradikalen Demos zu suchen hätten, und teilweise um den Umstand, dass man durch interne Streitigkeiten die Sicherheit der Demonstration gefährdet und den staatlichen Repressionsorganen einen Vorwand geliefert habe, einzugreifen und Personen festzunehmen.

Die Gruppe *Kritik und Praxis Berlin*, eine der attackierten antideutschen Gruppen, weist den Vorwurf, versucht zu haben, sich in die Demospitze hineinzudrängen und durch Nationalfahnen absichtlich zu provozieren, weit von sich. Man habe lediglich versucht, am Rande mitzulaufen, um sich weiter hinten dem Aufzug anzuschließen. Die Gruppe teile die Kritik an Nationalfahnen, die immer mehr als das symbolisierten, was die TrägerInnen mit ihnen ausdrücken wollten. Wer sich als LinkeR mit National-

85 Plenum der Roten Flora: Stellungnahme der Roten Flora zur Aufhebung eines im Zusammenhang mit dem FSK-Konflikt erteilten Hausverbots. In: *Zeck* 116_2003, S. 7.

symbolen identifiziere, negiere alle in ihnen enthaltenen Widersprüche und betreibe lediglich Identitätspolitik.

> »Da die getragenen Fahnen außer nationalen Konstrukten auch immer kapitalistische Staaten repräsentieren, sind sie unseres Erachtens nicht geeignet, ein emanzipatives Projekt voranzutreiben. […] Allerdings sind wir der Meinung, daß Leute, die auf einer Antifa-Demo Israelfahnen zerreißen und versuchen diese zu verbrennen in linksradikalen Strukturen nichts, aber auch gar nichts zu suchen haben.«[86]

Ein Bündnis von unterschiedlichen anderen antideutschen Gruppen kritisiert den Angriff deutlich. Dass Israelfahnen auf linken Demonstrationen in Hamburg nur als gewollte Provokation wahrgenommen würden, zeige deutlich, dass die Hamburger Szene nach wie vor ein Problem mit Antisemitismus habe. »Dass die Fahnen der Alliierten in der Tradition des Antifaschismus stehen, ist anscheinend nicht einmal mehr der Antifa bekannt.«[87] Wer die nationale Symbolik kritisiere, die durch die Fahne repräsentiert werde, müsse eigentlich auch das Palästinensertuch kritisieren, das viele TeilnehmerInnen der Demonstration aber völlig ungestört getragen hätten. Dabei stecke auch im Palästinensertuch jede Menge nationale Symbolik, an der sich aber offenbar niemand störe. »Der ›Antinationalismus‹ ist anscheinend eine sehr einseitige Angelegenheit.«[88]

Auch mit Blick auf die lange Tradition des linken Internationalismus sei die Kritik an Israel kaum nachvollziehbar. Lange Zeit sei Israel der einzige Staat gewesen, der als künstliches Gebilde galt und dessen Existenz und Legitimität bestritten wurden, während alle anderen Nationalstaaten nicht infrage gestellt worden seien. Dabei komme Israel eine besonders starke Legimitation zu:

> »Israel ist die einzige Konsequenz aus Auschwitz in einer Welt, die keine anderen Konsequenzen zu ziehen bereit war. […] Israelische Fahnen auf antifaschistischen Demonstrationen, die diesen Namen verdienen, sind aus all diesen Gründen eine Selbstverständlichkeit. Sie sind dort nicht nur zu dulden, was noch immer heißt, dass sie geschützt werden müssten, sondern sie müssten dort willkommen sein!«[89]

Auch das Bündnis, das die Demonstration im Vorfeld organisiert hatte, meldet sich in der *Zeck* zu Wort. Sie sehen die antideutschen AktivistInnen als Verantwortliche für die Eskalation: Wer eine breite und starke antifaschistische Demonstration organisieren wolle, müsse bereit sein, sich an Absprachen zu halten und Kompromisse zu schließen. Wer dagegen nicht bereit sei, sich an diese gemeinsam ausgehandelten Spielregeln zu halten, müsse eigene Demonstrationen organisieren. Im Vorfeld sei klar abgesprochen worden, dass Nationalfahnen im vorderen Teil der Demonstration nicht erwünscht seien, ihre TrägerInnen angesprochen und in den hinteren Teil geschickt werden sollten. Eine gewalttätige Konfrontation habe niemand gewünscht, allerdings hätten die antideutschen AktivistInnen zuerst begonnen, mit ihren Fahnen in die Demo zu schlagen.

---

86 Kritik und Praxis Berlin: Stellungnahme der Gruppe Kritik und Praxis Berlin zu der Auseinandersetzung zu Beginn der Antifa-Demo am 31.01.2004 in Hamburg. In: *Zeck* 119_2004, S. 14f., hier S. 14.

87 Bad Weather u.a.: Basisbanalitäten. In: *Zeck* 119_2004, S. 15f., hier S. 15.

88 Ebd.

89 Bad Weather u.a., S. 16.

Auch hätten sie eindeutig versucht, sich entgegen der Absprache zwischen die dritte und vierte Reihe zu drängen.

> »Als politische TrägerInnen der Gegenaktivitäten werten wir diese geplante Aktion der sog. ›Antideutschen‹ als Angriff auf eine antifaschistische Demonstration. […] Sie suchten genau die Situation, die dann eintrat. Offensichtlich suchten sie die Eskalation, um sich im Nachhinein als Opfer stilisieren zu können.«[90]

Antisemitische Äußerungen, die von einzelnen Personen am Rande der Demo gefallen seien, hätten aber auf linken Demonstrationen nichts verloren und man distanziere sich auf das Schärfste von ihnen.

Die Konsequenzen aus der Konfrontation sind aus Sicht der *Koordinationsgruppe* weitreichend: Man erwarte von linken Gruppen innerhalb und außerhalb Hamburgs, sich von den ProvokateurInnen zu distanzieren, um so eine weitergehende Spaltung der antifaschistischen Bewegung zu vermeiden. Für zukünftige Veranstaltungen wird ein konsequentes Vorgehen angekündigt: »Wir werden auch in Zukunft solche Provokationen und Angriffe auf unsere Veranstaltungen, Aktionen und Demonstrationen nicht dulden und sie nach Kräften unterbinden.«[91]

In derselben Ausgabe der *Zeck* plädiert *Desarti* in einem weiteren Artikel dafür, den Vorfall auf einer allgemeineren Ebene zu diskutieren. Statt sich an der Frage, wer bei dem Vorfall zuerst geschlagen habe, abzuarbeiten, müsse geklärt werden, wie das Auftreten von Gruppen mit Nationalfahnen auf linken Veranstaltungen generell zu bewerten sei. »Der Konsens, keine Nationalfahnen auf der Demo mitzuführen, der in der Vorbereitungsgruppe im Vorhinein erzielt wurde, war meiner Meinung nach die richtige Entscheidung, wenn auch leider inhaltlos begründet.«[92] Das Motiv sei gewesen, den Lagerkrieg innerhalb der Linken schlicht auszublenden, was nachvollziehbar sei, das Problem aber nicht löse.

Die Frage der Fahnen sei älter als der aktuelle Konflikt, nur seien es zu früheren Zeiten andere Fahnen gewesen, auf die zurückgegriffen worden sei: »Waren früher UdSSR-, Vietnam-, Palästina- oder Kubafahnen hoch im Kurs, gelten heute eben Israel-, USA- oder GB-Fahnen als avantgardistischer Demo-Chic.«[93] In allen Fällen seien die Probleme aber ähnlich: Der Bezug auf ein Nationalsymbol sei stets eine einfache Antwort auf komplexe Verhältnisse. Bestehende Widersprüche hinter den Symbolen würden einfach ignoriert.

> »Der Rückgriff auf nationale Symbole als Träger linker Inhalte muß scheitern, weil die Diskursmacht hinter diesen Symbolen keine Linke ist und niemals werden kann. Auch Israel ist eben nicht nur eine Konsequenz aus Auschwitz, sondern auch ein aggressiver Nationalstaat, wie alle anderen auch.«[94]

---

90 Antifakoordination/Hamburg: Hamburg: Fair Play?! Nachspielzeit! Stellungnahme der AntifaKoordination/Hamburg zum 31.01. In: *Zeck* 119_2004, S. 17.

91 Ebd.

92 Desarti: Unsere kleine Farm. In: *Zeck* 119_2004, S. 18.

93 Ebd.

94 Ebd.

Eine Nationalfahne trage daher immer mehr Bedeutungen in sich, als ihre TrägerInnen in ihnen sehen wollten. Auch wenn es sich um die Fahnen der Alliierten gegen NS-Deutschland handele, seien sie eben nicht nur Symbole des Antifaschismus.

Die Fahnen dienten daher im Wesentlichen als Mittel der Abgrenzung in innerlinken Auseinandersetzungen, auch dies eine traurige Tradition in der Linken: »Unnötig festzustelle, dass diese sogenannten anderen Linken gar keine richtigen Linken sind, sondern je nach Zeit und Umfeld Reformisten, Linksabweichler, Wohlfühllinke, Linksdeutsche etc.«[95] Somit sei es sinnvoll, sich weder mit den Fans von Nationalfahnen intensiver zu beschäftigen, noch mit den linken Kleinkriegen. Die/der AutorIn rät in diesem Konflikt daher zur »sprichwörtlichen Fahnenflucht«.

Auch in der folgenden Ausgabe gehen die Auseinandersetzungen um den Vorfall weiter. Auch die AutorInnen des nächsten Beitrags, die sich *Rapidas* nennen, versuchen, sich von den Maximalforderungen der einen sowie der anderen Seite abzugrenzen.

> »In der ›heavy-rotation-Wiederholungsschleife‹ laufen sich die Positionen ›Wir sind die Guten – ihr seid die Bösen‹ heiß und die ›schweigende Mehrheit‹ soll sich an diesen Polen aufreiben. […] Ziel dieses Textes soll sowohl ein Plädoyer für ein ›Dazwischen‹ sein, als auch den Begriff ›antideutsch‹ aus der einseitigen Definition durch den Bahamas-Dunstkreis zu lösen.«[96]

Die AutorInnen verstehen sich selbst nämlich als Antideutsche, wollen sich aber möglichst deutlich von der Argumentationsweise der *Bahamas*-Redaktion distanzieren. Für sie selbst sei Auschwitz der Ausgangspunkt ihres politischen Denkens, was Antisemitismus in jeder Form ausschließe – egal ob in seiner rechten oder linken Spielart, als Aufruf zum Boykott israelischer Waren, als Solidarität mit Palästina oder als verkürzte Kapitalismuskritik. »Trotz dieses Grundverständnisses finden wir es aber falsch, mit diesem Punkt Identitätspolitik zu betreiben. […] Das Zurückfallen in die Zeiten von Haupt- und Nebenwiderspruch ist auch heute weder produktiv noch konstruktiv.«[97]

Dennoch müsse gefragt werden, warum ein paar Fahnen solche Reaktionen hervorrufen konnten. Der vielbeschworene Antinationalismus der Linken sei nur ein vorgeschobenes Argument, da jahrelang niemand an UdSSR- oder Kurdistan-Fahnen Anstoß genommen habe. Auch die Tatsache, dass die antisemitischen Äußerungen in der Erklärung des Organisationskreises nur am Rand der Demonstration verortet würden und somit die TeilnehmerInnen einfach aus dem Schneider seien, sei besorgniserregend u.a. weil es immer wieder zu antisemitischen Sprechchören gekommen sei. Dies alles zeige, dass ein plattes »gegen Nazis« für einen tragfähigen Minimalkonsens einer Demonstration nicht ausreiche.

Bei der Frage von Fahnen auf linken Demonstrationen müsse zwischen der Israelfahne und anderen Fahnen differenziert werden: Prinzipiell seien die Fahnen der Alliierten zu sehr mit anderen Bedeutungen als nur mit Antifaschismus aufgeladen, weshalb sie für linke Kontexte ungeeignet seien. Lediglich ihr Zeigen am Rande von Nazi-

---

95 Desarti, S. 18.

96 Rapidas aka Pluralismusschleudern: Fahnen auf Halbmast. Noch 'ne Stellungnahme zum 31. Januar. In: *Zeck* 120_2004, S. 12f., hier S. 12.

97 Rapidas aka Pluralismusschleudern, S. 13.

Demonstrationen sei akzeptabel, weil so die Niederlage Deutschlands den Rechten immer wieder vor Augen geführt werde. Anders verhalte es sich mit der Israelfahne:

> »Prinzipiell ist sie als letzte Konsequenz überall mit hinzunehmen. Allerdings bereitet es uns schon ein mulmiges Gefühl, ganz selbstbefreit zur Fahne zu greifen und sie zu schwenken. Als NachfahrInnen deutscher TäterInnen scheinen wir doch am wenigsten geeignet, uns diese Symbolik anzueignen und Identitätspolitik zu betreiben. Wir denken, dass es möglich sein muss, Solidarität mit Israel zu üben, ohne im Fahnenschwenken der Weisheit letzten Sinn zu sehen.«[98]

Insgesamt überwiege dennoch in vielen Kontexten die Bedeutung der Fahne als Symbol des Überlebens, weshalb Israelfahnen auf Demonstrationen zu akzeptieren seien. Die AutorInnen kritisieren die Tendenz mancher antideutschen Gruppen, Antisemitismus als neuen Hauptwiderspruch zu sehen und dabei hinter Mindeststandards linker emanzipatorischer Politik zurückzufallen, beispielsweise, wenn sie AraberInnen und Muslime/Muslimas pauschalisierend als AntisemitInnen bezeichneten.

Am Ende des Textes wird ein etwas ambivalentes Fazit gezogen. Einerseits wird nochmals gefordert, das Schubladendenken zu überwinden und eine konstruktive Streitkultur zu etablieren, um auszuhandeln, wie Minimalkonsense heutzutage aussehen könnten. Andererseits plädieren die AutorInnen ausführlich für eine Begrenzung von Kompromissfähigkeit:

> »Klar müssen Grenzen gezogen, bestimmte Positionen ausgeschlossen und Bündnisse genau unter diesen Gesichtspunkten angegangen oder aufgelöst werden. Dabei finden wir es wichtig, genau zu gucken, welche Inhalte die Nazis haben, welche diesbezüglichen Diskurse es in der Gesellschaft gibt und welche Bündnisse aus linksradikaler Perspektive daher nicht mehr eingegangen werden können: Dazu gehören für uns die SPD (sowieso), die Grünen (Kriegstreiber…) aber auch die Palästinasolidarität und ihr völkisches Umfeld. Ein irgendwie gegen Nazis sein reicht halt nicht mehr aus, wenn von genau diesen Leuten Symbole des Staates Israel angegriffen und antisemitische Positionen vertreten werde.«[99]

8.2 Auf der Suche nach geteilten Werten: Versuche der Etablierung eines Konsenses

Wenig später wird in der *Zeck* in zwei Beiträgen versucht, einen Minimalkonsens zu etablieren, der die Haltung zu Antisemitismus und die Regeln für innerlinke Konflikte regeln soll. Den Anfang macht das *Plenum der Roten Flora* mit ihrem Diskussionspapier: »The Good and the Evil«. In derselben Ausgabe erscheint außerdem die »Hamburger Erklärung gegen Antisemitismus in der Linken« (HEGA), die von einer ganzen Reihe linker Gruppen unterzeichnet worden ist. Beide Papiere sind der explizite Versuch, den Streitigkeiten und Diskussionen um diese Themen einen verbindlichen Konsens entgegenzustellen. Sie können daher auch als Bemühen interpretiert werden, in einer

98 Rapidas aka Pluralismusschleudern, S. 13.
99 Ebd.

laufenden Aushandlung von kollektiver Identität ein bestimmtes Wissen zu institutionalisieren. Im Folgenden werden sie daher genauer betrachtet.

Das Diskussionspapier des *Flora-Plenums* wird explizit als vorläufiger Stand und Auftakt einer weiteren Auseinandersetzung angekündigt. Es konstatiert einen nach wie vor mangelhaften Umgang der linken Szene mit dem eigenen Antisemitismus und führt diesen Mangel auf drei Aspekte zurück, die für »linken« Antisemitismus zentral seien: Zunächst sei Antisemitismus vor allem ein kultureller Code, mit dessen Hilfe stereotype Zuschreibungen über angebliche besondere Eigenschaften und Charakterzüge von Jüdinnen und Juden in das christlich-abendländische Denken eingeschrieben worden seien. Dabei seien die konkreten Zuschreibungen äußerst wandelbar, umfassten beispielsweise sowohl das Stereotyp des kommunistischen Intellektuellen als auch das des habgierigen Kapitalisten. Wichtig sei, dass der antisemitische kulturelle Code als Alltagswissen in die Sozialisation aller in Deutschland aufgewachsenen Menschen einfließe. Der zweite Aspekt sei Antisemitismus als verkürzte Kapitalismuskritik, bei der bestimmte Facetten des kapitalistischen Systems nicht kritisiert, andere hingegen in personalisierter und moralisch aufgeladener Art und Weise thematisiert würden. Auf diese Weise entstünden Muster wie eine Unterteilung in »schaffendes und raffendes« Kapital oder die Vorstellung einer kleinen, raffgierigen Gruppe von verschwörerischen Spekulanten, die die Weltgeschicke lenken würden. Der dritte Aspekt sei das Motiv der Schuldabwehr: Insbesondere bei dem Vorwurf, aus Israel sei ein faschistischer Staat geworden, gehe es in Wahrheit um eine Projektion der eigenen Schuld auf die Opfer des deutschen Faschismus. Zusätzlich werde die historische Verpflichtung, Konsequenzen aus Auschwitz zu ziehen und dafür zu sorgen, dass sich so etwas niemals wiederholen könne, mittlerweile als ungeahnter positiver Standortfaktor genutzt, beispielsweise, wenn die deutsche Regierung so ihre Beteiligung an militärischen Einsätzen legitimiere und Deutschland auf diese Weise wieder zum geopolitischen Schwergewicht werde.

Auch in der deutschen Linken spiele das Motiv einer Schuldabwehr eine wichtige Rolle, allerdings auf beiden Seiten des innerlinken Konflikts: Denn sowohl die Identifikation mit den »Opfern der Opfer« durch AntiimperialistInnen als auch der Versuch vieler Antideutscher, für die Opfer der Shoah zu sprechen bzw. sich mit ihnen zu identifizieren (z.B. wenn sie sich selbst als Opfer von Antisemitismus inszenierten), diene insbesondere dazu, eigene Schuld abzuwehren. Insgesamt sei die Auseinandersetzung mit dem Konflikt aber nach wie vor defizitär:

> »Während sich in den letzten 20 Jahren in Bezug auf Rassismus und Sexismus innerhalb der Linken zumindest auf theoretischer Ebene die Position durchgesetzt hat, dass Linke nicht per Definition außerhalb der Gesellschaft stehen und deshalb gar nicht rassistisch oder sexistisch sein können, scheint diese Einsicht von vielen nicht auf Antisemitismus übertragen zu werden.«[100]

Dabei habe insbesondere die Linke über die verkürzte Kapitalismuskritik eine besondere Anfälligkeit für antisemitische Stereotype.

---

100 Plenum der Roten Flora: The Good and the Evil. Diskussionspapier der Roten Flora zu Antisemitismus. In: *Zeck* 122_2004, S. 6-10, hier S. 8.

Teilweise werde Antisemitismus schlicht als besondere Form des Rassismus behandelt, sodass die ohnehin geleistete antirassistische Arbeit in der Linken auch für die Auseinandersetzung mit Antisemitismus als ausreichend verstanden werde. Dabei gebe es entscheidende Unterschiede, die Antisemitismus zu einem besonderen Problem machten: Die Ablehnung des Judentums speise sich aus Vorstellungen einer geheimen Verschwörung, sei von Ohnmachtsfantasien geprägt und unterstelle den Jüdinnen und Juden, unsichtbar aus der Mitte einer Gemeinschaft heraus destruktiv zu wirken.

> »Ein wesentliches Moment der antisemitischen Weltsicht besteht also darin, dass das Judentum immer als faktisch überlegen dargestellt wird. […] Antisemitismus zielt dementsprechend im Kern nicht wie Rassismus auf die Unterwerfung einer bestimmten Gruppe ab, sondern auf die Befreiung von einer wahnhaft halluzinierten Herrschaft.«[101]

Dies führe zu einer Maßlosigkeit des Antisemitismus, der sein Ziel in der Realität niemals erreichen könne und daher stets einen Vernichtungswillen in sich trage.

Auch das Verhältnis der deutschen Linken zu Israel sei ein entscheidender Faktor bei der Erklärung des linken Antisemitismus. Das Plenum der Flora betont, generell an einer weitreichenden Kritik an Nationalstaaten festhalten, aber gleichzeitig die besondere Bedeutung des Staates Israel berücksichtigen zu wollen.

> »Solange Antisemitismus ein weltweites Phänomen ist und damit eine der zentralen Bedingungen, die die Shoah möglich gemacht haben, weiterhin wirksam ist, kann die Existenz des Staates Israel nicht infrage gestellt werden und so lange gebührt Israel in dieser Funktion eine Solidarität, die keinem anderen Staat gebührt. […] Für uns ergibt sich daraus, dass jeder Infragestellung des Existenzrechts Israels – selbstverständlich auch innerhalb der eigenen Szene – entschieden entgegengetreten werden muss. Das bedeutet nicht umgekehrt die vollkommen unkritische und bedingungslose Unterstützung der israelischen Staatspolitik und des israelischen Militärs.«[102]

Dieses Grunddilemma – Nationalstaaten generell abzulehnen, im Fall Israel aber die nationalstaatliche Form zu verteidigen – finde sich auch im Streit um die Fahnen auf linken Demonstrationen wieder. Das Plenum spricht sich in dieser Frage für einen Mittelweg aus: Bei Veranstaltungen, bei denen die Bedeutung israelischer Fahnen als Symbol für einen Zufluchtsort für Jüdinnen und Juden eindeutig im Vordergrund stehe, sei das Tragen dieser Fahnen akzeptabel. Dennoch werde das Plenum selbst keine Fahnen tragen, weil selbst in diesen Fällen die Fahne zusätzliche Bedeutungen beinhalte, mit denen man sich nicht solidarisieren möchte.

Leider sei der Konflikt um Fahnen auf linken Demos mittlerweile durch eine zusätzliche Ebene noch komplizierter geworden: Während einige Teile der Linken sich per se durch Israelfahnen provoziert fühlten, instrumentalisiere ein anderer Teil die Fahnen für ebendiese inhaltsleere Provokation. Die Fahne werde zu einem Symbol im Kontext einer Szene-Auseinandersetzung, die somit auf dem Rücken der israelischen Fahne ausgetragen werde, was ihr als Symbol des jüdischen Überlebens in keinem Fall

101 Plenum der Roten Flora: The Good and the Evil, S. 8.
102 Plenum der Roten Flora: The Good and the Evil, S. 9.

gerecht werde. Bei aller Kritik sei ein tätlicher Angriff auf die israelische Fahne strikt abzulehnen, »denn ein Angriff auf die Fahne Israels ist eben nicht nur ein Angriff auf ein nationalstaatliches Symbol, sondern immer auch ein Angriff auf ein Symbol für die Konsequenz aus der Shoah.«[103]

Abschließend plädieren die AutorInnen für eine ernsthafte Auseinandersetzung über dieses Thema innerhalb der Linken, die sich jenseits identitätsstiftender Oberflächlichkeit bewegen müsse. Das Plenum grenzt sich von beiden Strömungen ab, appelliert aber dennoch an die Geschlossenheit der Szene:

> »Die aktuelle Tendenz in Teilen der Linken, in Konflikten über Antisemitismus sowie Israel/Palästina die jeweils andere Seite nicht mehr als Linke zu betrachten (oder Linkssein per se als antisemitisch zu betrachten und sich selbst nicht mehr dazuzuzählen) dient meistens vor allem dazu, eine ernsthafte Auseinandersetzung zu umgehen. Nicht selten dient sie auch der Legitimation für das Übertreten von Mindeststandards für eine innerlinke Auseinandersetzung (wie z.B. dass solche Auseinandersetzungen nicht mit körperlicher Gewalt geführt werden).«[104]

Kollektive Bestrafungen wie Hausverbote etc. aufgrund der Teilnahme an bestimmten Demonstrationen oder bestimmten Gruppenzugehörigkeiten werden strikt abgelehnt. Das Ziel müsse Selbstreflektion sein, um ein gemeinsames Verständnis von Antisemitismus und einen sinnvollen Umgang damit zu finden. »Die alte ›Mensch oder Schwein‹-Mentalität, die in der aktuellen Auseinandersetzung wieder neu aufgelegt wird, ist selbst Zeichen einer äußerst oberflächlichen Auseinandersetzung mit der Logik des antisemitischen Denkens.«[105]

Ein breites Bündnis Hamburger Gruppen versucht mit der »Hamburger Erklärung gegen Antisemitismus in der Linken« ebenfalls, einen gemeinsamen Konsens festzulegen. Explizit schreiben die AutorInnen:

> »Wir fordern alle radikalen Linken auf, sich diesem Minimalkonsens anzuschließen und gemeinsam mit uns zu versuchen, mehr Raum für radikale Gesellschaftskritik in Theorie und Praxis zu gewinnen und dort, wo dieser Konsens unterschritten wird, den Antisemitismus entschieden zurückzuweisen.«[106]

In der Erklärung werden mehrere Aspekte des linken Antisemitismus diskutiert: Als zentrales Element wird abermals die verkürzte Kapitalismuskritik, also die personalisierte Kritik von Verhältnissen, benannt. Hinzu kämen Verschwörungstheorien, die sich in Teilen der Linken seit jeher großer Beliebtheit erfreuten. Die Gleichsetzung von Antisemitismus und Rassismus habe lange zu einer Vernachlässigung des Themas und zu einer Ignoranz seiner Besonderheiten geführt. Dabei erforderten insbesondere die Ohnmachtsfantasien und die Maßlosigkeit antisemitischer Einstellungen einen spezifischen Umgang, der über die normale antirassistische Praxis hinausgehen müsse. Die

103 Plenum der Roten Flora: The Good and the Evil, S. 9.
104 Plenum der Roten Flora: The Good and the Evil, S. 10.
105 Ebd.
106 Loge; McGuffin Foundation; Nomadisierende Ex Demonteure; Rapidas; Radio Loretta Hamburg; Anti Defamation Forum; BAZ 110: Hamburger Erklärung gegen Antisemitismus in der Linken. In: *Zeck* 122_2004, S. 15-17, hier S. 15.

Projektionsfläche für modernen Antisemitismus seien nicht länger »die Juden«, sondern der Staat Israel. Der weit verbreitete Antizionismus in der Linken habe lange legitimiert, Israel sein Existenzrecht abzusprechen. Auch die Faschismusvorwürfe gegen israelische Politik seien lange Zeit salonfähig gewesen, obwohl sie in letzter Konsequenz geschichtsrevisionistische Verdrehungen seien: »Sie dienen nur dazu, die Opfer der Nazis zu Tätern zu machen: ein typisches Merkmal des sekundären Antisemitismus.«[107]

Den AutorInnen sei zwar klar, dass nur eine kleine Minderheit innerhalb der Linken eine offen antisemitische Haltung vertrete – das Problem sei aber, dass die Mehrheit aus Angst vor Spaltungen oder aus schlichter Ignoranz den Ausfällen dieser Minderheit kaum etwas entgegensetze. Teilweise habe dies auch mit tiefer sitzenden Tabuisierungen zu tun:

> »Wer beispielsweise befürchtet, dass antikapitalistische Politik dadurch behindert oder gar unmöglich gemacht würde, dass ›Spekulanten nicht mehr kritisiert werden dürfen‹, gibt zu erkennen, dass auch das eigene Verständnis der Gesellschaft ohne solche verkürzte Kapitalismuskritik nicht auskommt.«[108]

Kritik an antisemitischen Tendenzen rüttele an dieser Tabuisierung und werde daher stets als Angriff interpretiert, was eine wirkliche Auseinandersetzung unmöglich mache.

Die Hamburger Erklärung listet abschließend eine Chronik des Konflikts um Antisemitismus auf, dessen Anfänge ins Jahr 1999 datiert werden. Seit 2002 habe er sich immer weiter zugespitzt und sei nicht mehr bloß verbal ausgetragen worden, sondern zunehmend auf einer gewalttätigen Ebene. Diese Eskalation sei stets von einem weitgehenden Desinteresse der Szene begleitet worden, sodass die SchlägerInnen selten mit Konsequenzen für ihr Vorgehen hätten rechnen müssen. Die AutorInnen fordern daher ein deutliches Umdenken innerhalb der Linken und ein klares Bekenntnis, diese Übergriffe nicht mehr länger zu akzeptieren.

Doch auch die antiimperialistische Seite des Konflikts kommt in der *Zeck* zu Wort. In einem Artikel der *Gruppe Kritik und Diskussion* wird die antideutsche Szene scharf attackiert. Anlass für die Kritik ist eine Demonstration im Hamburger Schanzenviertel, die von der Redaktion der Zeitschrift *Bahamas* organisiert wurde und sich gegen linken Antisemitismus richtete. Letztlich konnte die Demonstration nur mit Polizeischutz durch das Viertel ziehen, was bei vielen BeobachterInnen für Unverständnis sorgte: »Ein Szenario wie bei einer Nazi-Demo, nur dass hier Linke, die für Israel demonstrierten, von anderen Linken angegriffen wurden.«[109]

Die *Gruppe Kritik und Diskussion* bestreitet hingegen generell, dass es sich hierbei um eine im entferntesten Sinne ›linke‹ Demonstration gehandelt habe: Antideutsche würden selbst bereits seit Langem keinen Zweifel mehr daran lassen, dass sie sich nicht mehr als Linke betrachteten; ihre Kritik an Antisemitismus sei nichts anderes als ein Freifahrtschein, um alles und jeden, den sie für links hielten, zu denunzieren. Ihre

107 Loge et.al., S. 16.
108 Ebd.
109 Kirsche, Gaston (2004): Strafexpeditiönchen. In: *enough is enough* (21), S. 38-41, hier S. 39.

Kritik an den PalästinenserInnen habe schon längst die Grenze zum Rassismus überschritten; sie seien eurozentrische KriegshetzerInnen und würden Nazis nur noch dann kritisieren, wenn es sich um »linke Nazis« handele.

Zwar gebe es Differenzierungen innerhalb der antideutschen Szene, allerdings seien die Übergänge fließend, »ohne eine klare Abgrenzung der soften Fraktion von den Hardcore-Rassisten.«[110] Kritik innerhalb der antideutschen Szene richte sich höchstens gegen bestimmte provokative Stilmittel in der *Bahamas*, niemals gegen den Inhalt an sich. Man rümpfe zum Teil die Nase über allzu platte Provokationen der Zeitschrift, aber dies habe zum Teil auch andere Gründe: »Andererseits möchten speziell Ex-Linke aus der Szene gerne wie gewohnt linke Medien, Räumlichkeiten, Fördermitglieder, Vertriebswege etc. nutzen. Die wären ihnen allerdings versperrt, wenn alle mit dem Rassisten-Blatt Bahamas in der Hand rumlaufen.«[111] Aus diesen Gründen werden in dem *Zeck*-Beitrag die massiven Angriffe auf die Demonstration begrüßt, es sei ein Erfolg, wenn RassistInnen nur unter Polizeischutz auflaufen könnten. Eine Diskussion mit Antideutschen wird folglich kategorisch ausgeschlossen:

> »Mit ›Anti‹-Deutschen Denunzianten, auch mit den ›Moderaten‹, brauchen wir darüber keine Debatte. […] Aus [linken Strukturen] sollten sie unserer Meinung nach konsequent ausgeschlossen werden – schon, weil der Kampf gegen alles, was sie für links halten, ihr wichtigstes Ziel ist.«[112]

Insbesondere die beiden Positionspapiere in der *Zeck*, aber auch die Ausführungen der *Gruppe Kritik und Diskussion* veranlassen zahlreiche weitere Beiträge. Die *Redaktion der Interim* kritisiert insbesondere die Vagheit, die an vielen Stellen des Flora-Papiers zu bemerken sei – nämlich überall dort, wo statt bloßer Kritik eine eigene Haltung entwickelt werden müsste. So sei es beispielsweise leicht, Kritik an verkürzter Kapitalismuskritik zu äußern – ohne dann auszuführen, was das für die Praxis einer radikalen Linken konkret bedeute. »Wir würden uns zu diesen Fragen endlich mal mehr wünschen, als immer wieder und wieder zu hören, wie verkürzt verkürzte Kapitalismuskritik ist…«[113] In der Ablehnung von Kritik am Finanzkapital sei das *Plenum der Flora* sogar ziemlich geschichtsvergessen, weil langjährige Erfahrungen und Diskussionen der Linken einfach ausgeblendet würden. So habe es zahlreiche schlaue und tiefergehende Diskussionen um Aktionen gegen Banken, Konzerne etc. gegeben, die sich u.a. an der Frage abgearbeitet hätten, ob es sinnvoll sei, einzelne Personen, Firmen oder Akteure zu kritisieren, die dann pars pro toto für eine generelle Kritik an kapitalistischen Verhältnissen herhalten müssten.

> »Die aktuelle antideutsche Rhetorik hat unserer Ansicht nach auf diesem Feld mit dazu geführt, dass diese Fragen mehr und mehr nur noch mit der Antisemitismusbrille gesehen werden und frühere wichtige Debatten damit verdrängt und negiert werden,

110 Kim Holland, Gruppe Kritik und Diskussion Hamburg: Griff ins Klo. Neue Entwicklungen der »anti«-deutschen Szene. In: *Zeck* 122_2004, S. 18f., hier S. 18.

111 Kim Holland, Gruppe Kritik und Diskussion Hamburg, S. 19.

112 Ebd.

113 Die Interim Redaktion der Nummer 601: Antwort an die Flora von der Interim Redaktion. In: *Zeck* 123_2004, S. 21f., hier S. 21.

> oder noch schlimmer, man überhaupt nichts mehr macht, weil man ja so vieles falsch machen könnte!«[114]

Eine weitere Schwäche des Diskussionspapiers sei die Unklarheit, wer genau wann angesprochen werde. So sei häufig unklar, ob sich eine bestimmte Kritik an bestimmte antideutsche Gruppen, an die gesamte antideutsche Szene oder generell die radikale Linke richte, was eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Impuls unnötig erschwere. Der Text der Flora mache es sich hier zu einfach, sei auch zu vorsichtig, um es sich mit niemandem zu verderben, und wirke daher in der Konsequenz seltsam abstrakt und akteurslos. Natürlich könne es sinnvoll sein, frühere Inhalte, Ansätze und Grundsätze auch weiterhin zu diskutieren und zu hinterfragen.

> »Aber wenn euer Text da am längsten ist, wo es um theoretisch-historische und abstrakte Herleitungen geht, die schon vielfach an dieser und anderer Stelle geschrieben und diskutiert wurden und es bei den Konsequenzen und konkreten Praxen dann so mau aussieht, ist zumindest unser Interesse an der Debatte schnell erlahmt.«[115]

Deutlich widersprechen will die *Interim-Redaktion* auch in der Frage, ob man weiterhin mit allen Antideutschen über diese Fragen diskutieren müsse oder nicht:

> »Wir wollen tatsächlich nicht mehr mit solchen diskutieren, die sich selbst nicht mehr als Linke bezeichnen und halten da Eure Unterstellung, man wolle damit eine ›ernsthafte inhaltliche Auseinandersetzung umgehen‹ für Blödsinn! Viele derjenigen, die sich selber allzu gerne noch hier und da als Linke bezeichnen, wie manche Grüne o.ä. schließen wir ganz klar aus unseren Zusammenhängen aus – aber diejenigen, die sich selbst ganz klar außerhalb der Linken stellen und die Linke als Teil des Problems sehen, die sollen wir als Teil in unseren Zusammenhängen begreifen? Nein danke!«[116]

Auch die *Gruppe Loge*, eine der UnterzeichnerInnen der »Hamburger Erklärung gegen Antisemitismus in der Linken«, äußert sich ausführlich zum Diskussionspapier der Flora. Sie wiederspricht aber der These, dass insbesondere das Lagerdenken der Kern des Problems sei, und zeigt damit auch, wie wenig sich eine antideutsche Gruppe durch das Diskussionspapier von ihren Überzeugungen abbringen lässt: »Das politische Problem ist nicht das Lagerdenken, das Problem ist nicht, dass sich zwei Lager jeweils als Gut und die anderen als Böse projizieren. Das Problem ist, dass es Leute gibt, die weiterhin mit antisemitischen Stereotypen im antizionistischen Gewand hantieren.«[117] Das Papier der Flora produziere eine problematische symmetrische Konfliktstruktur, nach der man sich am besten sowohl zur einen als auch zur anderen Seite abgrenzen solle, und verwische damit alle qualitativen Unterschiede, die in der politischen Praxis entscheidend seien. »Das Papier hinterließ bei einigen von uns den Eindruck, dass hier versucht wird, sich jenseits eines Konflikts zu positionieren, von dem es aber kein ›jenseits‹ gibt, sondern allenfalls ein ›dazwischen‹, ein ›mittendrin‹.«[118]

---

114 Die Interim Redaktion der Nummer 601, S. 22.
115 Ebd.
116 Ebd.
117 Loge: In Between. In: *Zeck* 123_2004, S. 23-25, hier S. 23.
118 Loge, S. 24.

Zwar habe es immer Stimmen in der Linken gegeben, die sich mit Antisemitismus in den eigenen Reihen beschäftigten, diese seien allerdings selten wahrgenommen worden. Das liege an einem gewichtigen Unterschied zu anderen marginalisierten Gruppen, die einen differenzierteren Umgang mit den eigenen Anliegen eingefordert hätten: Frauen und MigrantInnen, die Sexismus und Rassismus kritisierten, hätten sich selbst Gehör in der Linken verschafft, sie hätten als unmittelbar Betroffene agiert und sich auf diese Weise selbst emanzipiert. Anders verhalte es sich aber bei den deutschen Jüdinnen und Juden, die von einem Versuch der totalen Vernichtung betroffen waren und deren Stimmen in Deutschland folglich beinahe vollständig zum Verstummen gebracht worden seien. »Erst diese Lücke produziert auch genau jene ›Stellvertreterposition‹, die der ›Antideutschen Linken‹ oft unterstellt wird; und nur aufgrund dieser Leerstelle in der Neuen Linken war es jahrelang möglich, die Debatte um den Antisemitismus zu verweigern.«[119]

Die Flora mache mit ihrem Papier den Fehler, dass sie mit ihm einen vermeintlichen »Nullpunkt« der Debatte setze und wenig Konkretes zum bisherigen Verlauf des Konfliktes beitrage.

> »Der Flora ist nicht vorzuwerfen, dass sie einen langen Diskussionsprozess durchlaufen hat, aber dass sich jetzt mit diesem Ergebnis nicht konkret zur Vergangenheit geäußert wird, halten wir für einen Fehler. Denn die Versäumnisse der Szene während des FSK-Konfliktes haben maßgeblich zur Eskalation der Situation beigetragen. Sie waren ein Signal für linke Antisemiten, nur weiter penetrant, ignorant und gewalttätig zu sein, um Erfolg zu haben.«[120]

Der Text erwähne diese zurückliegenden Konflikte aber nicht und nenne folglich auch keine konkreten Orte und TrägerInnen der antisemitischen Ressentiments.

Ähnlich schief liege das Papier auch in Bezug auf antideutsche Gruppen. Man distanziere sich von Gruppen, die sich rassistisch oder sexistisch geäußert hätten, aber auch hier werde niemand konkret benannt.

> »Ist jetzt nur die Bahamas gemeint, oder kann, wer will, Jungle World, Konkret oder das FSK auch unter diese Darstellung subsumieren – was absolut falsch wäre, aber passiert, wenn man so diffus formuliert. Das derzeitig so populäre ›Antideutschen-Dissing‹ birgt die fatale Tendenz, KritikerInnen, die sich beim besten Willen nicht mit der Bahamas in einen Topf werfen lassen, gleich mit zu entsorgen.«[121]

Ursache sei die in der linken Szene omnipräsente Furcht vor einer unabsichtlichen Zusammenarbeit mit Repressionsorganen, die dafür sorge, dass beteiligte Gruppen niemals benannt würden – auf diese Weise aber auch jegliche Selbstreflexion konsequent unterbinde. Der Mangel an konkreten Bezügen und realen politischen Konsequenzen sei folglich die große Schwäche des Papiers, das auf diese Weise in erster Linie eine Abhandlung über Antisemitismus geworden sei. Solange sich dieses Wissen aber nicht in der konkreten politischen Praxis niederschlage, sei das Papier daher leider sinnlos.

---

119 Loge, S. 24.
120 Loge, S. 25.
121 Ebd.

Der Beitrag der *Loge* wird schon in der nächsten Ausgabe der *Zeck* von *Horst Hrubesch* für seine Selbstgerechtigkeit, nach der man selbst das »wahre Problem« erkannt habe und alle anderen nur an der Oberfläche herumkratzen würden, kritisiert.

> »In den Augen der Loge gibt es in der Auseinandersetzung um Antisemitismus kein Geflecht verschiedener, sich überlagernder Probleme, nicht einmal eine kleine Anzahl nebeneinanderstehender Probleme, sondern nur: ›Das Problem‹. In dieser Perspektive werden praktischerweise die verschiedenen Ebenen der Auseinandersetzung auf genau eine reduziert. […] Wer ›das Problem‹ erkannt hat, für den können Ausdrücke wie ›vielleicht‹ und ›möglicherweise‹ nur als Ungenauigkeit gelesen werden und nicht möglicherweise auch als Versuch, der Vielschichtigkeit der Problematik gerecht zu werden.«[122]

Mit ihrer Kritik, dass das Flora-Papier oft bei Andeutungen stehenbleibe und zu häufig versäume, die historischen und politischen Kontexte der eigenen Ausführungen zu benennen, habe die Loge zwar prinzipiell recht. Sie folgere daraus allerdings lediglich, dass »Orte und Träger des Ressentiments« konkret genannt werden müssten, und verwechsle somit leider die Konkretisierung von Positionen mit Personalisierung. Wenn die Flora also versuche, inhaltliche Kriterien aufzustellen, die darüber entscheiden sollten, mit wem man zusammenarbeiten wolle und mit wem nicht, frage sich die Loge offensichtlich nur, wer damit nun konkret gemeint sein könnte.

> »Die Frage, die sich die Loge stellt, ist weniger: Ist das so formulierte Kriterium inhaltlich und politisch richtig? Sondern eher: Wer ist konkret ›gemeint‹? Wer lässt sich darunter subsumieren? Die Frage der Identitäten – wer arbeitet mit wem zusammen und wer grenzt sich von wem ab – scheint für die Loge wichtiger zu sein als die Frage der Inhalte.«[123]

Man könne von Linken durchaus erwarten, selbst nachzudenken und zu entscheiden, wer mit bestimmten Formulierungen gemeint ist und wer nicht.

Auch die Schlussfolgerung der *Loge*, dass der Text der Flora – solange er nicht in die Praxis übertragen werde – sinnlos sei, wird zurückgewiesen. Schon die Veröffentlichung des Papiers und der explizite Wunsch, damit in eine Debatte einzusteigen, sei eine Form von Praxis, nämlich eine diskursive Praxis. Der Autor wünscht sich, dass genau diese Debatte in Zukunft auch weiterhin mit der *Loge* geführt werden könne, um zumindest einen Konsens zu erzielen, in welcher Form die Auseinandersetzung ablaufen könne. Sonst drohe die große Gefahr, dass sich immer mehr Linke aufgrund der Form des Konflikts von dem Thema abwendeten und das Thema Antisemitismus noch stärker tabuisiert werden könnte als ohnehin bereits.

Die *Gruppe Arachne* setzt sich wiederum kritisch mit der »Hamburger Erklärung gegen Antisemitismus in der Linken« auseinander. Der Versuch der Erklärung, einen gemeinsamen Konsens zu formulieren, wird explizit zurückgewiesen: »Innerhalb unserer Diskussion zeigte sich schnell, dass es einen Konsens bezüglich des in der Erklä-

122 Hrubesch, Horst: Für ein sorgfältiges Lesen. Zwei Anmerkungen zum Text »In Between«. In: *Zeck* 124_2005, S. 12-15, hier S. 13.

123 Hrubesch, S. 14.

rung entworfenen Argumentationsstranges nicht gibt.«[124] Daher habe sich die Gruppe entschlossen, das Papier nicht zu unterzeichnen, obwohl man die Diskussion über Antisemitismus sowie eine entschiedene Positionierung gegen antisemitische Tendenzen in der Linken für extrem wichtig erachte. Die Beschäftigung mit Antisemitismus innerhalb der Linken sei besonders defizitär, weil es sich gewissermaßen um ein wechselseitiges Ignorieren des Problems handele:

> »Die einen behaupten weiterhin, bestimmte von ihnen getätigte Aussagen und eingenommene Positionen seien gar nicht antisemitisch, die anderen scheuen die Auseinandersetzung mit diesen Positionen, weil sie den politischen Bruch, der ja quer durch alle Zusammenhänge und Strukturen verlaufen kann und verläuft, vermeiden wollen.«[125]

Es sei zwar völlig richtig, eine klare Abgrenzung zu Antisemitismus einzufordern – entscheidend sei dabei dann aber, überhaupt erstmal zu klären, was genau als Antisemitismus zu gelten habe. Das Ziel müsse daher in erster Linie sein, einen möglichst breit getragenen Konsens über die Frage zu erzielen, was unter Antisemitismus zu verstehen sei.

Die Chronik antisemitischer Vorfälle in Hamburg wird als zu einseitig kritisiert: Andere Lesarten der Konflikte würden nicht in Betracht gezogen, alles werde einseitig auf das Thema Antisemitismus zurückgeführt. So könnten die Auseinandersetzung bei der Demonstration im Januar 2004 auch als Ausdruck einer Rivalität gelesen werden, welche Gruppen in den ersten Reihen gehen durften und welche nicht. Auch die Tatsache, dass zum Teil USA-Fahnen mitgeführt und insbesondere diese Fahnen attackiert worden seien, werde in der Erklärung einfach ausgeblendet bzw. unter das Thema Antisemitismus subsumiert. Auch sei die von der *Bahamas* organisierte Demonstration nicht bloß wegen unterschiedlicher Auffassungen zum Thema Israel kritisiert bzw. attackiert worden, sondern auch aufgrund der polemischen Kritik der Zeitschrift an »der autonomem Szene, ihrer verblendeten Weltsicht, dem schlechten Vokü-Essen und den bedenklichen Musikdarbietungen in der Flora.«[126] Die Auseinandersetzungen seien insofern auch Ausdruck eines innerlinken Zerwürfnisses, das schon lange mehr Themen umfasse als nur die Nahostfrage. Die AutorInnen plädieren daher für eine genauere Betrachtung der Konflikte, weil eine solch differenziertere Herangehensweise eine wichtige Unterscheidung ermögliche: nämlich zwischen jenen, die ein Problem mit der Art und Weise der Auseinandersetzung hätten und diese mieden, und jenen, die eigentlich im Zentrum des Problems stünden. Wenn nicht ständig behauptet würde, dass die gesamte Linke ein Problem mit Antisemitismus habe, müsste auch kein Bruch mit der kompletten Linken gefordert werden.

Eine weitere Schwäche der Erklärung sei die fehlende Differenzierung von Antisemitismus und Antizionismus. Beides werde schlicht gleichgesetzt, sodass eine bestimmte Haltung zu Israel zum einzigen Indikator für die richtige Position gegenüber Antisemitismus werde. Die Geschichte des linken Umgangs mit Israel werde einfach

124 Gruppe arachne: HEGA die Schreckliche? In: *Zeck* 124_2005, S. 10-12, hier S. 10.
125 Ebd.
126 Gruppe arachne, S. 11.

ausgeblendet, anstatt sie zur Grundlage für eine weitergehende Selbstreflektion zu machen. Dieser Vorwurf wird allerdings sogleich wieder eingeschränkt: Es gebe durchaus Versuche der Linken, einen selbstkritischen Umgang mit dem eigenen Antisemitismus zu finden. Diese Ansätze würden aber von der Erklärung absichtlich ignoriert werden, um ein möglichst kohärentes Feindbild zu konstruieren. Die Dringlichkeit des eigenen Vorstoßes werde schlicht aus der Behauptung abgeleitet, dass sich innerhalb der Linken in den letzten Jahrzehnten gar nichts getan hätte.

Zwar benenne die Erklärung zwei unterschiedliche Formen von Tabuisierung korrekt –allerdings ohne daraus Konsequenzen im Umgang damit zu ziehen. Einerseits gebe es eine unbewusste Verdrängung des Themas; der eigene Antisemitismus sei der Selbstreflektion entzogen und dementsprechend könne keine selbstkritische Auseinandersetzung stattfinden. Andererseits finde auch eine bewusste Verdrängung statt, also ein Muster, mit dem antisemitische AkteurInnen ihre eigenen Handlungen als nichtantisemitisch verschleierten. Aus Sicht der *Gruppe Arachne* müssten die beiden Formen aber eigentlich zwei verschiedene Formen des Umgangs nach sich ziehen: im ersten Fall eine Bewusstmachung der Tabuisierung, im zweiten Fall einen deutlichen politischen Bruch mit jenen, die antisemitisch handelten. Diese fehlende Differenzierung führe abermals dazu, dass jede verkürzte Wahrnehmung der Welt unter den Verdacht bewussten Antisemitismus fallen müsse.

Die Erklärung entziehe das Problem des linken Antisemitismus letztlich selbst der Diskussion: Sie gebe eine nicht hinterfragbare Problembeschreibung vor, behaupte ein nicht vorhandenes Problembewusstsein innerhalb der gesamten Linken und skizziere den einzig adäquaten Umgang damit. Somit sei sie ungeeignet, um den Umgang mit Antisemitismus tatsächlich zu verändern: »Wir sind der Auffassung, dass sich ein Minimalkonsens gegen Antisemitismus nur herstellen lässt, wenn der Raum für Auseinandersetzungen vor dem Ergebnis geöffnet wird. Die HEGA funktioniert jedoch als Schließung.«[127]

In den folgenden Jahren ebbt die Diskussion um Antisemitismus zwar deutlich ab – doch vereinzelt kommt es zu ähnlichen Vorfällen auf Demonstrationen wie in der Vergangenheit. Mal sind es Transparente oder Parolen, die »Freiheit für Palästina« fordern oder Solidarität mit der Intifada proklamieren[128], mal sind es die bekannten Israelfahnen auf Demonstrationen, die zu Konflikten oder handfesten Auseinandersetzungen führen.[129] Die Diskussionen, die sich an diese Vorfälle anschließen, ähneln den bereits skizzierten – ab und an ergänzt durch den resignierten Hinweis, dass man doch eigentlich schon weiter sei: »Ganz so, als ob hier ein ganz neues Problem aufgetaucht

127 Gruppe arachne, S. 12.

128 Vgl. z.B. Einige derjenigen, die die Demo verlassen haben: An die VorbereiterInnen des diesjährigen Euromayday. In: *Zeck* 139_2007, S. 5.

129 Vgl. u.a. einige aus den gruppen der demovorbereitung: Hart Backbord. Nachbereitung von einigen aus den Vorbereitungsstrukturen. In: *Zeck* 147_2008, S. 5; rapidas; against!; Sous la plage; McGuffin Foundation; Emancipate; Gruppe B17; Gruppe bricolage: Flagge zeigen?! Zu den Vorfällen auf der Demonstration am 3. Oktober. In: *Zeck* 147_2008, S. 6 sowie Einige Gruppen aus dem Bündnis »Hart Backbord!«: Erklärung zu den Vorfällen auf der Demonstration gegen den »Tag der deutschen Einheit« in Hamburg. In: *Zeck* 148_2009, S. 11.

und Verständigungsversuche wie das Flora-Papier zu Antisemitismus für den Müll produziert worden wären.«[130] Interessant ist dabei, dass die Stimmen, die sich in der *Zeck* zu Wort melden, tendenziell nur noch aus dem antideutschen Lager kommen, also die Vorfälle lediglich skandalisiert werden, ohne dass sich die Gegenseite mit relativierenden oder verteidigenden Beiträgen an der Diskussion beteiligt. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet lediglich der Leserbrief von *Gegnern der nationalistischen Perspektive*, die sich äußerst kritisch zu israelischem Nationalismus äußern, Israel die Vertreibung von Millionen Palästinensern vorwerfen und behaupten, dass Antideutsche sich offen zum Rassismus bekennen würden.[131]

Nach wie vor beklagen die antideutschen AutorInnen in der *Zeck*, dass sich immer noch zu viele aus konkreten Konflikten heraushalten würden; doch auch in dieser Hinsicht ist ein leichter Wandel bemerkbar. Zwar wird nach wie vor eine grundsätzlich ablehnende Haltung der Szene kritisiert, allerdings muss zumindest eingestanden werden, dass gewalttätige Übergriffe auf Fahnenträger nicht mehr akzeptiert würden:

> »Bis auf eine Handvoll von Genoss_innen, welche sich zu der Gruppe stellten, war die Stimmung der Umstehenden klar gegen die Träger der Fahne und ihre Begleitung gerichtet. Man hielt zwar die Schläger zurück, forderte jedoch immer wieder die israelsolidarischen Antifas zum Verlassen der Demo oder dem Ablegen der beiden Fahnen auf.«[132]

Erst 2010 entzündet sich wieder eine intensivere Diskussion über Antisemitismus, die allerdings gleichzeitig offenlegt, dass es nach wie vor keinen wirklichen Konsens über den Umgang mit Israel, antideutschen Gruppen und antisemitischen Stereotypen in der Linken gibt. Anlass für die Wiederaufnahme der Debatte ist eine verhinderte Vorführung des Films »Warum Israel« des französischen Filmemachers Claude Lanzmann. Einige antiimperialistische Gruppen bauen vor dem Kino eine Art israelischen Checkpoint auf, der den Eingang blockiert; im Anschluss an die Aktion kommt es zu Pöbeleien und tätlichen Angriffen auf einige der ZuschauerInnen. Dabei seien die ZuschauerInnen nicht nur als Nazis beschimpft worden, sondern es seien auch antisemitische Beleidigungen (»Judenschweine«) geäußert worden.[133]

Das Internationale Zentrum B5, aus dessen Umfeld einige der StörerInnen kommen, reagiert eher zurückhaltend auf die Aufforderungen, sich von den TäterInnen zu distanzieren und dafür zu sorgen, dass die beteiligten Gruppen die Situation klären. Die blockierenden AktivistInnen leugnen lediglich, dass antisemitische Sprüche gerufen worden seien, und bagatellisieren die körperlichen Übergriffe als »kleinere Rangeleien, Rempeleien, Schubsereien und vier Backpfeifen.« Das *Plenum der Flora* verurteilt die Aktion deutlich, erneuert seine Forderung, Gewalt in innerlinken Konflikten konsequent nicht hinzunehmen, und schließt eine weitere Kooperation mit den beteiligten

130 Einige derjenigen, die die Demo verlassen haben, S. 5.

131 Ein paar Gegner der nationalistischen Perspektive: Leserbrief: Zur Erklärung einiger Gruppen zu den Vorfällen auf der Demo am 3. Oktober. In: *Zeck* 149_2009, S. 3.

132 Rapidas et al., S. 6.

133 Vgl. zum Ablauf dieses Abends Plenum der Roten Flora: Erklärung zur verhinderten und erneuten Vorführung des Films »Warum Israel«. In: *Zeck* 154_2010, S. 11.

Gruppen aus: »Egal, ob emotionsgeladen oder nicht: wer links und rechts, Worte und Fäuste verwechselt, ist für uns politisch – auch in breiten Bündnissen – untragbar.«[134]

Neben der Form der Auseinandersetzung sei auch bereits der Stein des Anstoßes dramatisch: »Warum Israel« sei das Werk eines jüdischen Franzosen, der im Widerstand gegen die Nationalsozialisten gekämpft habe. Im Gegensatz zu umstrittenen späteren Werken sei dieser Film eindeutig kein Propagandafilm. Die InitiatorInnen der Protestaktion hätten daher darauf verwiesen, dass sich die Aktion weniger gegen den Film bzw. den Regisseur richte, sondern vielmehr gegen das zu erwartende Publikum. Diese Erklärung reiche aber nicht aus:

> »Den AkteurInnen hätte klar sein müssen, dass die gewaltsame Blockade des Films eines jüdischen Regisseurs in Deutschland letztendlich im Kontext der Auseinandersetzungen um Antisemitismus zu sehen ist und gesehen wird. In Deutschland kann und darf es keine derartigen antisemitischen Verhinderungen von Filmvorführungen geben.«[135]

Das *Plenum* distanziert sich allerdings von einem anderen Aufruf, der die Aktion vor dem Kino ebenfalls verurteilt, weil in diesem Aufruf Solidarität mit dem veranstaltenden Kino und eine generelle Programmfreiheit für Hamburger Kulturschaffende gefordert werde. Beide Anliegen werden vom *Plenum* nicht unterstützt, da das Kino in der Vergangenheit im Rahmen einer Veranstaltungsreihe Pornofilme gezeigt habe und man daher die geforderte Programmfreiheit ablehne, »solange ein solches Recht u.a. vom B-Movie in Anspruch genommen wird, um sexistischen Dreck vorzuführen.«[136]

Ein Teil des Plenums entscheidet sich in der Folge der Auseinandersetzung, den Aufruf zu einer Demonstration unter dem Motto »Antisemitische Schläge unmöglich machen – auch von links!« zu unterzeichnen. Ein anderer Teil des Plenums lehnt diesen Aufruf allerdings ab und begründet diese Ablehnung ausführlich in einem eigenen Beitrag. Insbesondere wird kritisiert, dass die im Aufruf abgedruckte Chronik antisemitischer Vorfälle »wieder einmal in unerträglicher Weise polemisiert, dekontextualisiert, reduziert und pauschalisiert.«[137] Abermals würden hier aus dramaturgischen Zwecken ambivalente, vielschichtige Geschehnisse ausschließlich als antisemitische Vorfälle dargestellt, ohne zu erwähnen, dass es auch andere Gründe für die Konflikte gegeben habe. Außerdem sei die Liste der unterzeichnenden Gruppen aus linksradikaler Sicht nicht tragbar. An dieser Stelle wird sehr deutlich, was passiert, wenn in einem Konflikt nicht vergessen wird: Als Beleg für diese Meinung wird ein fünf Jahre alter Redebeitrag einer antideutschen Gruppe bei einer Demonstration vor der Flora angeführt.

> »In diesem wird die Rote Flora u.a. als ›Musentempel der linksradikalen Lebensreformbewegung‹ ausgemacht, also einer Bewegung, die ja schon einmal Sprungbrett für den Nationalsozialismus war. Obwohl sich daran für die Antideutsche Gruppe Hamburg

134 Plenum der Roten Flora: Erklärung zur verhinderten und erneuten Vorführung des Films »Warum Israel«. In: *Zeck* 154_2010, S. 11.

135 Ebd.

136 Ebd.

137 Einige andere Leute aus dem Plenum der Roten Flora: Warum wir den Aufruf zur Demo am 13.12.2009 nicht unterstützen. In: *Zeck* 154_2010, S. 12.

> in den letzten 5 Jahren – zumindest öffentlich – nichts geändert hat, will nun diese Gruppe am 13.12.2009 ausgerechnet von (und womöglich mit?!) der Roten Flora zum B-Movie marschieren?«[138]

Diese Demonstration führt auch im Nachhinein zu weiteren Diskussionen in der Szene: Die *Gruppe 170* beschwert sich nach der Demonstration über ihre Zusammensetzung bzw. Organisation. Sie fühlt sich als Opfer einer Zensurmaßnahme, weil sie ihren Redebeitrag nicht habe halten können. Ursächlich für die Zensur sei eine kritische Haltung gegenüber der antideutschen Szene gewesen: »Denn unser Redebeitrag erteilt nicht nur den Antisemiten aus der B5 eine Absage. Abgesehen davon setzt er sich auch kritisch mit verschiedenen Aspekten antideutscher Politik auseinander. Hier liegt der Grund für die Zensur.«[139] Obwohl man sich eindeutig gegen Antisemitismus positioniert habe, sei man mit einem Redeverbot belegt worden, was die *Gruppe 170* an der Intention der Demonstration zweifeln lasse. Hier sei kein Zeichen gegen Antisemitismus gesetzt worden, sondern es sei lediglich um Selbstdarstellung und kritikloses Abfeiern antideutscher Positionen gegangen.

Die Gruppe kritisiert in ihrem Redebeitrag eine uneingeschränkte Solidarität mit dem israelischen Nationalstaat. »Eine kritiklose Zuwendung kennt keine Diskussion, nimmt den Staat Israel nicht ernst und fällt abgesehen davon hinter Positionen der israelischen Linken zurück.«[140] Gerade aus diesem Grund sei es wichtig gewesen, den Film zu zeigen, weil er einen wichtigen Beitrag zu einer sachlichen Diskussion über Israel liefere. Zum wiederholten Male wird außerdem das Tragen von Nationalfahnen auf Demonstrationen abgelehnt. Dabei verteidigen die AutorInnen auch die Übergriffe auf antideutsche FahnenträgerInnen bei einer Demonstration 2004: Sie hätten ein deutliches Zeichen gegen Nationalismus gesetzt und eben gerade nicht antisemitisch gehandelt. »Wir folgen nicht der platten Rhetorik, die da sagt: Jede und jeder, die mit Antideutschen Auseinandersetzungen führt, ist allein schon aus diesem Grund antisemitisch.«[141]

Das *Bündnis gegen Hamburger Unzumutbarkeiten*, das die Demonstration organisierte, weist die Zensurvorwürfe als unbegründet zurück. Die *Gruppe 170* habe sich in keiner Weise an der Vorbereitung beteiligt, sondern sich erst drei Tage vor der Demonstration mit einem eigenen Beitrag angemeldet – zu einem Zeitpunkt also, an dem eine ernsthafte Diskussion über den Text nicht mehr möglich gewesen sei. Sich dann darüber zu beschweren, dass der Redebeitrag nicht zugelassen wurde, sei absurd. »Ebenso rätselhaft erschien uns, wie eine politisch doch hoffentlich nicht ganz unerfahrene Gruppe auf die Idee verfallen konnte, eine Demonstration sei so etwas wie eine Speakers Corner, wo, ganz ohne inhaltliche Auseinandersetzung im Vorwege, jede_r das Wort ergreifen kann.«[142] Auch inhaltlich halte man die Rede für befremdlich, arbeite sie sich doch vor

138 Einige andere Leute aus dem Plenum der Roten Flora, S. 12.

139 Gruppe 170: Gegen antisemitische Auswüchse und antideutsche Geschichtsklitterung. In: *Zeck* 154_2010, S. 12f., hier S. 12.

140 Gruppe 170, S. 13.

141 Ebd.

142 Bündnis gegen Hamburger Unzumutbarkeiten: Zu den »Zensur«-Vorwürfen der Gruppe 170. In: *Zeck* 155_2010, S. 13.

allem an einem Vorfall ab, der gar nicht im Zentrum des Aufrufs zur Demonstration stand. Das explizite Dankeschön an diejenigen AktivistInnen, die bei der Demonstration 2004 die TrägerInnen der Israelfahnen angegriffen hatten, sei bedenklich: Unabhängig davon, was man vom antideutschen Hegemoniestreben auf Veranstaltungen halte, hätte man sich von den Übergriffen distanzieren müssen. »Wer Leuten dankt, die Israelfahnen unter ›Intifada‹- und ›Mörder, Mörder‹-Rufen in den Dreck treten, beweist nur, dass selbst ein klares Bekenntnis gegen Antisemitismus nicht vor der Kumpanei mit Antisemit_innen schützt.«[143]

Die Wiederaufnahme der intensiven Diskussion führt abermals zu Versuchen, sich von beiden Seiten des Konflikts abzugrenzen bzw. die zugrundliegende Konfliktdynamik irgendwie zu durchbrechen. Eine Hamburger Gruppe, die *Anarchistische Gruppe/Rätekommunisten*, beklagt beispielsweise, dass der Konflikt zwischen Antideutschen und AntiimperialistInnen (den sogenannten Antiimps) und ihre wechselseitigen Bemühungen, die jeweilige Gegenseite mundtot zu machen, in den letzten Jahren mal mehr, mal weniger Diskussion und Praxis der linksradikalen Szene dominiere und sie damit enorm behindere. Ein einfaches Ignorieren der Positionen sei nicht möglich, da der Konflikt mittlerweile wieder weit in die Linke hineinwirke. Daher müsse man sich vom aktuellen, konkreten Vorfall lösen und sich bestimmten weitverbreiteten Verhaltensmustern und Denkstrukturen widmen. »Hierin sehen wir die wirklichen Ursachen dafür, daß die Denunziation der sachlichen Auseinandersetzung vorgezogen wird, daß man sich bestenfalls ignoriert und schlimmstenfalls die Fäuste fliegen. In einer Zeit, in der es scheint, als könnten wir unsere Ziele niemals erreichen, verlagert sich das Interesse auf Nebenschauplätze, in die sodann alle Kraft gesteckt wird. Nach dem Motto, wenn wir das Schlechte dieser Gesellschaft schon nicht verändern können, wollen wir wenigstens in der eigenen Szene unsere moralischen Vorstellungen durchdrücken.«[144]

Zunächst kritisieren die AutorInnen den antideutschen Politikstil. Dieser zeichne sich durch das Axiom aus, nur den eigenen Standpunkt als richtig akzeptieren zu können und alle anderen Positionen als nicht mehr links bzw. als antisemitisch abzulehnen.

> »Die antideutschen DenunziantInnen gebrauchen den Antisemitismus-Vorwurf derart inflationär, daß er in ihrer Argumentation, ohne daß sie dessen gewahr würden, jede Trennschärfe und analytische Qualität eingebüßt hat. Genau betrachtet verharmlosen Antideutsche auf diese Weise den real existierenden Antisemitismus.«[145]

Aber auch ihr Konterpart, die Antiimps, seien nicht viel besser. Sie hingen einer unkritischen Solidarität mit allen antiimperialistischen Bewegungen weltweit nach, seien dabei einer Denkweise der 1980er Jahre verhaftet und würden neuere Aspekte und kritische Ansätze weitgehend ausblenden.

Beide Seiten würden lediglich einen absurden Stellvertreterkrieg für den Nahostkonflikt in Deutschland austragen, bei dem sie sich jeweils hinter den beteiligten Nationalstaaten (bzw. nationalen Befreiungsbewegungen) versteckten und daher unent-

143 Bündnis gegen Hamburger Unzumutbarkeiten: »Zensur«-Vorwürfe.

144 Anarchistische Gruppe/Rätekommunisten: Szeneperistaltik. Gegen linken Konservatismus – zum ständigen Gezänk zwischen Antideutschen und Antiimps. In: *Zeck* 155_2010, S. 21-23, hier S. 21f.

145 Anarchistische Gruppe/Rätekommunisten, S. 22.

rinnbar dem bürgerlichen Denken verhaftet seien. Gleichzeitig inszenierten sich beide Seiten mit vermeintlich attraktiven Identitätsangeboten für Szene-Angehörige:

> »Antiimps und Antideutsche haben hier ganz einzigartige Angebote zu machen, um sich einer In-Group zugehörig fühlen zu können und sich von der ›Masse‹ auch der übrigen Linken abzugrenzen. Diese stete Abgrenzung von ›den Anderen‹ ist konstitutives Moment beider Strömungen […]. Während die Antideutschen sich gern sehr modern, der Zeit voraus, gerieren und sich das Image der entschiedensten KritikerInnen anmaßen, geben sich die Antiimps hemdsärmelig als die entschlossensten Fighter gegen den Imperialismus.«[146]

Die AutorInnen beschreiben eindrücklich, wie eine antideutsche Sozialisation zumeist aussehe:

> »Nachwuchsantideutsche sind häufig als Jugendliche in die autonome Szene gegangen und mußten später bei ihren ersten intellektuellen Gehversuchen an der Universität feststellen, daß ihre eigene Szene theoretisch kaum unterfüttert ist. In dieser Situation bieten sich die Antideutschen mit ihrem Sprachbombast geradezu an zum Erwerb der nun neuen Identität als kritische Intellektuelle.«[147]

Beide Seiten würden politische Theorie letztlich nur nutzen, um sich der eigenen Identität zu versichern; die Analyse der Gesellschaft oder die Möglichkeiten, diese zu verändern, spielten dagegen kaum noch eine Rolle.

Diese Starrheit der eigenen Überzeugungen und das Beharren darauf, als einzige im Recht zu sein, wird interessanterweise als hinderlich für linksradikale Bewegungspolitik dargestellt, obwohl doch gerade die radikale Linke gemeinhin nicht unbedingt undogmatisch eingestellt ist. Die AutorInnen sehen aber in der Unfähigkeit beider Seiten, zu lernen und die eigene Position weiterzuentwickeln, ein Grundproblem der linken Szene. Die Diskrepanz zwischen der bürgerlichen Gesellschaft, in der alle aufgewachsen seien, und der utopischen Gesellschaft, die man anstrebe, führe nämlich dazu, dass unweigerlich Fehler gemacht würden.

> »So gesehen sind Fehler vollkommen unvermeidlich. Sie sind auch nichts Schlimmes, solange wir bereit sind, aus ihnen zu lernen. Der Wille zu verändern, auch sich selbst zu verändern, gefaßte Standpunkte zu revidieren, die politische Praxis immer wieder zu überprüfen und eingefahrene Wege zu verlassen, ist ein konstitutives Element jeder linksradikalen, revolutionären Bewegung!«[148]

Dass die Diskussionen durchaus weitreichende Konsequenzen haben, zeigt sich im Frühjahr 2010, als mehrere Gruppen sich weigern, in Bündnissen mit der Gruppe SoL (Sozialistische Linke) zusammenzuarbeiten. Die SoL ist eine im B5-Zentrum organisierte Gruppe, die im Zuge des Konflikts zwischen Antideutschen und Antiimps mehrfach in körperliche Auseinandersetzungen verwickelt war. Das *Plenum der Roten Flora* geht im April 2010 so weit, nicht an der revolutionären Demonstration zum Ersten Mai

146 Anarchistische Gruppe/Rätekommunisten, S. 22.
147 Anarchistische Gruppe/Rätekommunisten, S. 23.
148 Ebd.

teilzunehmen. Zwar wird auch inhaltliche Kritik an der Ausrichtung der Demo aufgeführt, beispielsweise, dass sie mit eindimensionaler und personalisierter Kapitalismuskritik eigentlich hinter den Stand linksradikaler Diskussionen zurückfalle. Ausschlaggebender Grund sei aber die Einbindung der SoL in das Bündnis gewesen.

> »Wir als Flora stellen unmissverständlich klar: Vor dem Hintergrund der Ereignisse vom Herbst letzten Jahres und dem Fehlen jeglicher Selbstkritik gibt es für uns keine Zusammenarbeit mehr mit dieser Gruppe. Die SoL ist für uns weder bündnisfähig noch sonstwie politisch akzeptabel!«[149]

Aus diesem Grund wolle die Flora durch die Absage und weitergehend auch durch die Verweigerung jeglicher Unterstützung bei der Vorbereitung ein klares Zeichen setzen, dass gewalttätiges Verhalten innerhalb der Szene und antisemitische Positionen nicht länger akzeptiert würden.

Zeitgleich kündigen einige Gruppen aus dem Vorbereitungsbündnis zur Innenministerkonferenz in Hamburg an, ebenfalls nicht länger mit der SoL zusammenarbeiten zu wollen. Nachdem man die Gruppe mehrfach aufgefordert habe, sich zu der Gewaltfrage in innerlinken Konflikten zu äußern, und die Gruppe dieser Aufforderung nicht nachgekommen sei, werde die SoL aus dem Bündnis ausgeschlossen. Kernpunkt der Kritik an der SoL sei ihr Verhältnis zu Angriffen auf Menschen aus der Linken, nicht ihre Position zu Israel/Palästina. Auch antideutsche Gruppen werden in der Stellungnahme für ihr Konfliktverhalten kritisiert: »So widersprechen z.B. sowohl Leute aus den eigenen Strukturen bei den Bullen anzuzeigen als auch die Menschen, die an den B5 Übergriffen teilnahmen als ›Nazi-B5-Schläger‹ im Internet mit Namen und Bildern zu denunzieren, unserem politischen Verständnis.«[150] Hintergrund dieser Kritik ist ein weiterer gewalttätiger Angriff auf zwei Antideutsche durch AktivistInnen aus dem Umfeld der SoL, was zu einer Anzeige gegen namentlich genannte Angreifer bei der Polizei führte.[151]

In einem weiteren Beitrag meldet sich ein Autor mit dem Pseudonym *Der Viertellinke* mit einer Analyse zu Wort, die beiden Seiten des Konflikts Unvereinbarkeit mit linksradikalen Positionen vorwirft. Zum einen sei bei beiden Strömungen ein starker Bezug auf Kategorien wie Volk und Nation zu beobachten, die untrennbar mit der bürgerlichen Ideologie verbunden seien. Zum anderen hätten beide Seiten ein Verhalten an den Tag gelegt, das einen gemeinsamen Kampf für eine befreite Gesellschaft ausschließe. Dabei sei die Anwendung von Gewalt gegen die innerlinke Konkurrenz ebenso wenig akzeptabel wie der Rückgriff auf das staatliche Gewaltmonopol auf der anderen Seite. »Sich staatlicher Gewalt zur innerlinken Durchsetzung zu bedienen, ist auch eine poli-

149 Plenum der Roten Flora: Stellungnahme der Roten Flora zur Nichtteilnahme an der Hamburger revolutionären 1. Mai Demo 2010, zur SoL und den stattfindenden Solipartys. In: *Zeck* 156_2010, S. 10.

150 Gruppen und einzelpersonen aus dem no-imk-vorbereitungstreffen: Stellungnahme zum aktuellen Konflikt mit der SOL. In: *Zeck* 156_2010, S. 11.

151 Vgl. zu diesem Vorfall o.A.: Presseerklärung des Bündnisses gegen Hamburger Unzumutbarkeiten: Erneuter Überfall von B5-Aktivisten auf Antisemitismusgegner. In: *Zeck* 156_2010, S. 12.

tisch eindeutige Form, sich aus einer Befreiungsperspektive zu verabschieden.«[152] Aus diesen Gründen müsse eine weitere politische Zusammenarbeit eigentlich konsequent ausgeschlossen werden, was aber natürlich in der Realität schwierig umzusetzen sei – unter anderem, weil sich politische Konflikte und persönliche Auseinandersetzungen häufig überlagerten. Dennoch sei man mittlerweile »an einem Punkt angelangt, an dem der fortgesetzte Versuch der Zusammenarbeit oder auch nur das Nebeneinanderherwursteln mit solchen Teilbewegungen mehr Kraft kostet und unter uns kaputt macht, als wir kurz- und mittelfristig gewinnen können.«[153] Insofern sei es absolut richtig, wenn sich ein Großteil der Linken weitgehend aus dem Konflikt heraushalte und beide Strömungen so weit wie möglich isoliere. Der Vorschlag des Autors zum Umgang mit der innerlinken Gewalt zeigt allerdings eine weitgehende Hilflosigkeit, läuft er doch letztlich darauf hinaus, auf mehr Gewalt ebenfalls mit Gewalt zu reagieren: »Auf dann ggf. immer noch eingesetzte innerlinke Gewalt kann nur mit einem noch deutlicheren Ausschluss reagiert werden. Wenn auch das noch mehr Gewalt nach sich ziehen sollte, dann bleibt als Antwort auf einen konkreten Angriff ggf. nur die Gegenwehr in Selbstverteidigung.«[154]

Auch dieser Artikel trifft auf heftigen Widerspruch. So führt ein Autor unter dem Pseudonym *Der Dreiachtellinke* aus, dass *Der Viertellinke* lediglich dargelegt habe, warum man als linksradikale Szene so wenig wie möglich gegen Antisemitismus tun solle.

> »Die Argumentation geht, kurzgefasst, so: Das eigentliche Opfer antiimperialistischer Antisemitismusfälle ist die autonome Szene – was man den Antideutschen keineswegs durchgehen lassen darf. Das ist, zugegeben, nicht ganz einfach zu verstehen. Weil aber anzunehmen ist, dass das ziemlich genau dem entspricht, was in den meisten Szeneköpfen so vor sich hin spukt, lohnt es sich, einige besonders prägnante Abschnitte der Beweisführung ein bisschen ausführlicher zu würdigen.«[155]

Der Viertellinke mache es sich in seiner Kritik viel zu einfach: So verüble er Leuten, darauf zu beharren, dass von zwei sich widersprechenden Positionen nur eine richtig sein könne. Auf diese Weise mache er aus einem Widerspruch lediglich eine Geschmacksfrage. Auch seine Kritik am Bezug auf die Kategorie der Nation sei irreführend: Denn nur weil man das Konzept ablehne, bedeute das noch lange nicht, dass es nicht dennoch wirkmächtig sein könne. Den konkreten Anlass des erneut eskalierten Konflikts, die Verhinderung der Filmvorführung, ignoriere der Autor geflissentlich; er versuche zu suggerieren, dass es doch eigentlich gar kein Problem gebe, man sich doch im Grunde einig sei. Tatsächlich lenke er die Aufmerksamkeit auf das angeblich unsolidarische Handeln der Antideutschen: Dass sie sich bei Veranstaltungen und Demonstrationen auf die Hilfe der Staatsmacht verlassen müsse, werde ihr nun zum Vorwurf gemacht:

---

152 Der Viertellinke: Weniger ist Mehr. Radikale Linke und der ewige Hauptwiderspruch. In: *Zeck* 157_2010, S. 11f., hier S. 11.

153 Ebd.

154 Der Viertellinke: Weniger ist mehr, S. 12.

155 Der Dreiachtellinke: Weniger wäre mehr gewesen. Radikale Linke und der ewige Hauptwirrwarr. In: *Zeck* 159_2010, S. 15f., hier S. 15.

> »Jetzt kommen wir endlich zu dem, was die Szene viel spannender findet als diese öde Antisemitismusleier: die langen Arme der antideutschen Bewegung. Wieviel Macht sie doch hat! Und wie ungeniert sie sich von den Herrschenden hofieren lässt! […] Ein Glück daher, dass die Cops am 13.12. nur die Faustschläge unterbunden haben, ansonsten aber die Antiimps in Ruhe die Gäste bepöbeln und fotografieren ließen. Man käme sich ja sonst vor wie in einem Polizeistaat.«[156]

Der Autor kritisiert außerdem, dass *der Viertellinke* letztlich auf das Recht des Stärkeren verweise: Wer in der Minderheit sei, habe leider Pech gehabt. Wer dann erwäge, sich durch die Staatsmacht schützen zu lassen, müsse sich danach vom Rest der Szene auch noch einen angeblichen Verrat vorwerfen lassen. Auf diese Weise werde der Kern der Debatte absurd umgedeutet: »Das Elend mit den ganzen Antisemitismusdebatten ist nicht der Antisemitismus, sondern die Tatsache, dass dadurch die Szenewellness flöten zu gehen droht.«[157]

Die Frage des Umgangs mit Konfliktverhalten, das die gängigen Regeln innerlinker Auseinandersetzungen sprengt, bleibt auch in den folgenden Jahren ein ständiges Thema. Dazu gehört neben direkter physischer Gewalt auch das gegenseitige Outing. Im Umfeld von Demonstrationen der einen oder anderen Seite werden mehrfach TeilnehmerInnen fotografiert und mit den Fotos als AnhängerInnen der jeweiligen Strömungen denunziert.[158]

Im Jahr 2012 nimmt auch diese Diskussion erneut Fahrt auf, da es erneut zu einem körperlichen Angriff auf drei antideutsche AktivistInnen kommt. Die Tatsache, dass zum wiederholten Male Gewalt angewendet wurde, wird in der Folge von der linken Szene ebenso kritisiert wie das Verhalten der Opfer, die die Polizei eingeschaltet hätten.[159] *Einige FreundInnen der angegriffenen Personen* schildern in der *Zeck* den Vorfall aus ihrer Sicht. Die angegriffenen AktivistInnen hätten sich nach dem ersten Vorfall lediglich in die Nähe einiger zufällig anwesender PolizistInnen geflüchtet, die dann von sich aus eingegriffen hätten, als die AngreiferInnen trotzdem nicht aufhörten, ihre Opfer zu bedrängen und zu schlagen. Im Nachhinein sei den Angegriffenen dann die Schuld für die Festnahme des Schlägers gegeben worden.

Die AutorInnen kritisieren aber auch das Verhalten der Szene: »Die Reduktion der genannten Angriffe auf vermeintliche ›persönliche Streitereien‹ schiebt jedoch den Angegriffenen nicht nur eine Mitschuld zu, sondern blendet außerdem das Muster im Verhalten von RSH [Rote Szene Hamburg] und Co. aus.«[160] Diese träten als eine Art

156 Der Dreiachtellinke, S. 16.

157 Ebd.

158 Vgl. dazu beispielsweise die Diskussion um einen FSK-Redakteur, der Fotos von antideutschen DemonstrantInnen geschossen hatte und dafür mit einem Sendeverbot bestraft wurde: Anbieterinnengemeinschaft im FSK: Stellungnahme der AnbieterInnengemeinschaft im Freien Sender Kombinat. In: *Zeck* 159_2010, S. 17. Dieser Umgang war zuvor von mehreren Gruppen scharf kritisiert worden, vgl. dazu Gruppe 170: Gegen die Rausschmisspolitik im Freien Sender Kombinat. In: *Zeck* 157_2010, S. 12.

159 Vgl. zum Beispiel die beidseitige Kritik im Vorwort der Ausgabe der Zeck, o.A.: Vorwort der Redaktion. In: *Zeck* 167_2012, S. 2.

160 Einige Freund_innen der angegriffenen Personen: Alle Jahre wieder. Erneute Gewalttaten durch die RSH in Hamburg. In: *Zeck* 167_2012, S. 5.

Mackergang auf, beanspruchten bestimmte Viertel für sich und würden gewaltsam gegen alle vorgehen, die sie für »Antideutsche« hielten. Das Label »antideutsch« sei dabei nur noch eine Zuschreibung, die völlig von Inhalten und tatsächlichem Verhalten entkoppelt sei. Dennoch reiche diese Zuschreibung aus, um die übrige linke Szene verstummen zu lassen: »Das ›antideutsche Gespenst‹, eine nach Bedarf ausgeschmückte Projektionsfläche, überholt sofort die Empörung über die Gewalt und hinterlässt ein Schweigen aus dem Wunsch, sich nicht in einen vermeintlichen ›Sektenkrieg‹ ziehen zu lassen.«[161] Dass sich mittlerweile einige der Opfer nicht mehr anders zu helfen wüssten, als Anzeige bei der Polizei zu erstatten, sei kein Verrat, sondern nur Zeichen ihrer Angst und der Ausweglosigkeit der Situation. Dass den Betroffenen nun unterstellt werde, neben der Anzeige auch Details über die linke Szene verraten zu haben, sei der durchschaubare Versuch, den gewalttätigen Übergriff im Nachhinein zu rechtfertigen.

Das Thema führt letztlich zu einem weiteren Versuch, einen von allen geteilten Konsens zu formulieren – dieses Mal aber nicht mehr in Bezug auf das übergeordnete Thema Antisemitismus, sondern nur noch für die Art und Weise der Auseinandersetzung darüber. So konstatiert das Papier des *Hausplenums der Roten Flora* schlicht: »Es gibt in der Flora einen politischen Konsens, dass Antisemitismus zu bekämpfen ist. Keinen umfassenden Konsens gibt es hingegen, wo dieser beginnt, was diesen ausmacht und wie ihm zu begegnen ist.«[162] Wohlgemerkt: Diesem etwas lakonischen Eingeständnis sind gute 18 Jahre Diskussionen über dieses Thema vorausgegangen. Dass im folgenden Satz dann noch angefügt wird, dass es nun gelte, am Ball zu bleiben und die Diskussion weiterzuführen, kann nicht über diese offensichtliche Folgenlosigkeit einer fast zwei Jahrzehnte währenden Debatte hinwegtäuschen.

Der Text selbst widmet sich aber stärker der Frage des Umgangs mit innerlinker Gewalt, was bereits in Abschnitt 6.3 genauer betrachtet wurde. Daher sollen an dieser Stelle nur noch einige ausgewählte Punkte festgehalten werden. Interessant ist, dass das Plenum den Konflikt zwischen Antideutschen und Antiimps wieder stärker als politischen Konflikt darstellt, der nicht nur die jeweiligen Konfliktparteien angehe, sondern zu dem sich alle Szeneangehörige verhalten müssten: Der aktuelle Vorfall sei ein überfälliger Anlass, »sich in einem politischen Konflikt zu positionieren, der vielfach auf der Ebene persönlicher Anfeindungen ausgetragen wird, der viele seit langem nur noch nervt, aber dennoch keine Privatsache ist, sondern eine politische Frage, die alle angeht.«[163] Explizit grenzt sich das Plenum daher von der Lesart ab, nach der das Nichtverhalten der Szene die beste Art des Umgangs sei, man sich idealerweise von beiden Seiten möglichst deutlich abgrenzen solle, um nur ja nicht in den Konflikt hineingezogen zu werden.

> »Ein Problem ist diese Abgrenzung nicht deswegen, weil sie Kritik an Inhalten und Verhaltensweisen formuliert, sondern weil der Verweis auf die allseitige Unzulänglichkeit

161 Einige Freund_innen der angegriffenen Personen, S. 5.

162 Hausplenum der Roten Flora: Für einen solidarischen und respektvollen Umgang in linken Strukturen! Gewaltverhältnisse bekämpfen! In: *Zeck* 168_2012, S. 6-8, hier S. 7.

163 Hausplenum der Roten Flora, S. 6.

> darauf hinausläuft, sich gar nicht mehr in Beziehung zu setzen und sich die unerträgliche Neutralität der Mitte zu bewahren, frei von Inhalt und Praxis. Ein leerer Ort.«[164]

Die Entpolitisierung des Konflikts werde aber auch durch das zum Teil katastrophale Konfliktverhalten der direkt Beteiligten vorangetrieben. Die inhaltliche Auseinandersetzung sei mittlerweile weitgehend hinter »polemischem Getöse«, »identitären Abgrenzungen«, »Rumgemacker« und emotionsgeladenem Gezänk »im Stile verfeindeter Gangs« verschwunden.

Das *Hausplenum der Flora* kritisiert vor allem, dass beide Seiten die Regeln für innerlinke Konflikte wiederholt überschritten hätten. Dazu gehöre neben gegenseitiger Denunziation insbesondere die Anwendung von Gewalt, aber auch das Zurückgreifen auf Polizei und bürgerliche Justiz. Letzteres sei aber weniger ein Verrat der Betroffenen als vielmehr eine Niederlage für die gesamte Szene, die offensichtlich unfähig sei, den Konflikt einzuhegen.

> »Es ist Aufgabe der gesamten Linken, ein politisches Klima zu schaffen, in dem innerlinke Gewalt nicht zur Form der Auseinandersetzung gehört. Mit Gruppen, die für solche Aktionen stehen, werden wir nicht zusammenarbeiten. Jenseits sonstiger möglicher politischer Gegensätze halten wir es zudem für wichtig, sich mit Betroffenen von gewaltsamen Übergriffen zu solidarisieren.«[165]

8.3 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen um Antisemitismus in der Linken gelernt?

Im Anschluss an diese Darstellung der Diskussionen über Antisemitismus in der Linken sollen einige Aspekte des kollektiven Lernens in diesem Bereich zusammenfassend diskutiert werden. Auch hier lauten die leitenden Fragestellungen: Welche Lernprozesse lassen sich in den Diskussionen über Antisemitismus erkennen? Wo liegen die Besonderheiten dieses Themenfeldes?

Ein Spezifikum sticht sofort ins Auge: Anders als beispielsweise in der Debatte über Sexismus kann sich im Themenfeld Antisemitismus keine der beteiligten Diskursparteien entscheidend durchsetzen und ihre Position zu einer hegemonialen Lesart des Problems machen. Eine überwiegende Mehrheit der linksradikalen Szene versucht stets, sich von beiden Extrempositionen abzugrenzen. Diese weitgehende Neutralität wird zwar von den Konfliktparteien immer wieder kritisiert, führt aber nicht zu weitergehenden Konsequenzen. Dies ist ein deutlicher Unterschied zum Themenfeld Sexismus, wo der Rückzug auf eine neutrale Haltung eindeutig als nicht vereinbar mit dem kollektiven Wissen über Sexismus gilt und dementsprechend zumeist mit einem symbolischen Ausschluss aus der Szene bestraft wird. Damit zeigt sich als Besonderheit dieser Debatte, dass Feed-Back-Prozesse in Bezug auf Antisemitismus relativ schwach ausgeprägt sind – es gibt anfangs schlicht keinen festen Umgang mit dem Thema, der sich immer wieder aufs Neue beschwören ließe. Das ist einer der Gründe für den besonderen

164 Hausplenum der Roten Flora, S. 6.
165 Hausplenum der Roten Flora, S. 8.

Verlauf dieser Debatte – für eine Mehrheit der Szeneangehörigen gibt es (zumindest sehr lange) keine klare Position, auf die man sich zurückziehen könnte.

Ein weiterer Unterschied zu anderen Themenfeldern sind die mehrfach auftauchenden expliziten Versuche, einen gemeinsamen Konsens zum Umgang mit Antisemitismus zu erzielen oder zumindest einige verbindliche Minimalstandards festzulegen. Diese Bemühungen deuten darauf hin, dass implizitere Formen der Institutionalisierung des Wissens in diesem Fall nicht funktionieren – es gibt schlicht kein kollektiv verbindliches Wissen, das sich über andere Kanäle oder gemeinsam gelebten Alltag verbreiten und verfestigen könnte. Dies könnte auch damit zusammenhängen, dass im Fall der Debatten zu Antisemitismus der rigide Ausschluss einer Position aus der Linken von einer Mehrheit der Szene nicht nachvollzogen wird. Die oft verzweifelten Forderungen der einen oder anderen Seite, die AnhängerInnen der Gegenposition doch bitte endlich nicht mehr als Linke anzusehen, verhallen zumeist ohne weitere Folgen – ein automatischer Ausschluss wird überwiegend abgelehnt. Erst wenn zur allgemeinen Einstellung weitere Verhaltensauffälligkeiten hinzukommen, beispielsweise Gewalt in innerlinken Auseinandersetzungen oder gegenseitige Denunziationen, kann dies einen tatsächlichen Ausschluss aus der kollektiven Identität der radikalen Linken nach sich ziehen.

Erschwerend für die Ziehung einer klaren Trennlinie wirkt sich zudem aus, dass sich zumindest bei einigen DiskussionsteilnehmerInnen das Bild eines spezifisch »linken« Antisemitismus verfestigt hat, der keinen absoluten Bruch mit der linken Identität darstelle. Anders als beispielsweise bei Sexismus (der gleichermaßen schlimm und entwürdigend sei, egal, ob er von rechten oder linken Menschen ausgeübt wird) wird hier eine tendenziell harmlosere Form des Problems skizziert. Antisemitische Stereotype und Denkmuster seien zwar problematisch, sie würden aber im Falle des linken Antisemitismus eigentlich auf den ›richtigen‹ linken Überzeugungen basieren. So berge verkürzte Kapitalismuskritik zwar einerseits die Gefahr, antisemitische Denkmuster zu reaktivieren – andererseits zeige sich hier aber auch eine antikapitalistische Haltung, die mittels Sensibilisierung und Aufklärung zu einer kompletteren und progressiven Kritik weiterentwickelt werden könne. Auch die Solidarität mit Palästina bediene zum Teil antisemitische Vorurteile, andererseits speise sie sich aus der genuin linken Kritik an Nationalstaaten und Imperialismus. Insgesamt führt diese Differenzierung des Antisemitismus-Begriffs dazu, die »linke« Variante nur als unschöne Konsequenz eines leicht unterkomplexen Denkens zu betrachten, das mit ein wenig Nachhilfe schnell in die richtige Richtung führen könne. Der Ausschluss »linker« AntisemitInnen aus der gemeinsamen kollektiven Identität wird auf diese Weise ungleich schwerer, weil ein direkter Ausschluss nur gerechtfertigt erscheint, wenn es sich bei den Kritisierten um wirklich tief überzeugte AntisemitInnen handele.

Eine dritte Besonderheit fällt auf: In den Auseinandersetzungen zu Antisemitismus ist ein herausragend gutes Gedächtnis der Szene zu erkennen. In den Diskussionen werden immer wieder lange zurückliegende Ereignisse reaktiviert und in die aktuellen Konflikte eigearbeitet. Die zurückliegenden Debatten, die aber zumeist zu keinem klaren Ergebnis geführt haben, werden auf diese Weise immer wieder neu aufgerollt und zum Teil nach mehrjähriger Unterbrechung fortgesetzt. So können Redebeiträge auf oder auch nur die Teilnahme an bestimmten Demonstrationen durchaus etliche Jahre

später noch herangezogen werden, um die Zusammenarbeit mit bestimmten Gruppen auszuschließen, Hausverbote zu fordern o.Ä. Was sich hier deutlich erkennen lässt, ist somit nicht die Institutionalisierung von Wissen, sondern die Institutionalisierung von Konflikt. Eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema und ein kollektiver Lernprozess werden auf diese Weise oft effektiv verhindert, weil die Erinnerung an vergangene Konflikte hier jeden konstruktiven Diskussionsmodus zunichtemacht.

Das Ergebnis der Debatten zu Antisemitismus fällt folglich aus Sicht der Beteiligten enttäuschend aus: Nach beinahe zwei Jahrzehnten intensiven Diskussionen kann sich die radikale Linke nur darauf einigen, sich nicht einigen zu können. Es gibt zwar einen relativ klaren Konsens, dass Antisemitismus zu bekämpfen sei, aber es gibt nicht den Hauch einer Annäherung in den Fragen, was Antisemitismus eigentlich ist, wo er beginnt und welche konkreten Konsequenzen er nach sich ziehen müsste. Auffallend ist die Resignation der Szene in dieser Diskussion: Während in der ersten Forderung nach Minimalstandards noch versucht wird, das Phänomen des linken Antisemitismus genauer zu erfassen, wird diese Frage im zweiten Versuch, einen Konsens zu erzielen, schlichtweg ausgeklammert. Der angestrebte Konsens soll sich nicht mehr auf Antisemitismus beziehen, sondern nur noch auf die Frage des Umgangs miteinander im Rahmen dieses Konflikts. Statt also gemeinsam festzulegen, wie man als radikale Linke mit antisemitischen Stereotypen umgehen möchte, wird nur noch vermittelt, wie ein Konflikt innerhalb der eigenen Szene ausgetragen werden sollte, welche Mittel noch akzeptabel seien und welche die Grenzen tolerierbaren Konfliktverhaltens überschreiten würden.

Dass die Konfliktdynamik überhaupt einen solch starken Hang zur Eskalation aufweist, wird häufig mit dem Versuch der Szene begründet, eine neutrale Position einzunehmen. Das lang andauernde Schweigen der Mehrheit der radikalen Linken zu ersten Übergriffen wird immer wieder als Grund genannt, warum folgende Gewalttaten und eine weitere Eskalation der Auseinandersetzungen überhaupt erst möglich geworden seien.

Der Wunsch nach Neutralität und die Abgrenzung nach beiden Seiten speisen sich aus einer Kritik der unbeteiligten Gruppen an beiden beteiligten Konfliktparteien, die sich eher auf einer identitären als auf einer Sachebene bekämpfen würden. Keiner der beteiligten Parteien wird eine potenzielle Lösung des Konflikts zugetraut, weil beide Seiten schlichtweg nicht an einem produktiven Umgang mit dem Thema interessiert seien, sondern ihre Positionierungen lediglich für die eigene Identitätspolitik nutzen würden. Erst der Rückzug eines Großteils der Linken aus dem Konflikt ermögliche in der Folge den Extrempositionen, eine dominierende Rolle in der Auseinandersetzung einzunehmen. Relativ kleine antideutsche Splittergruppen oder antiquierte antiimperialistische Sekten, die politisch schon seit Langem völlig isoliert seien und bis dato keine wahrnehmbare Rolle in der linken Szene spielen würden, könnten so in der Debatte über Antisemitismus plötzlich zu WortführerInnen werden.

Immer wieder wird daher versucht, die Debatte zu differenzieren, um den absoluten Meinungen und Forderungen der Konfliktparteien etwas entgegenzusetzen. Beispielsweise wird häufiger vorgeschlagen, zwischen überzeugten AntisemitInnen und unterbewussten Strukturen und Einstellungen deutlicher zu unterscheiden. Zwar seien beide Formen des Antisemitismus grundsätzlich problematisch, dennoch müsse sich

die Art und Weise des Umgangs damit unterscheiden: Während der erste Fall eindeutig bekämpft werden müsse, seien im zweiten Fall Aufklärung und Sensibilisierung zielführender. So sei es beispielsweise sinnvoller, auf die unterschwelligen antisemitischen Stereotype zu verweisen, die sich zum Teil als verkürzte Kapitalismuskritik zeigen würden, und Aufklärungsarbeit zu leisten, als den VertreterInnen dieser Kritikform direkt tief verwurzelten Antisemitismus vorzuwerfen und sie auf diese Weise in ihrer Identität als Linke anzugreifen.

Ein weiterer Versuch der Differenzierung bezieht sich auf die Rolle, die der Antisemitismus in den innerlinken Konflikten einnimmt: Nur weil es zu einem Konflikt zwischen einer antideutschen Gruppe und anderen Linken komme, bedeute das nicht automatisch, dass das Motiv und der Auslöser dieses Konflikts Antisemitismus sei. Vielmehr könnten gänzlich andere Gründe eine Rolle spielen, was aber durch die Subsumierung aller Konflikte unter das Label »das Problem der Hamburger Linken mit Antisemitismus« überspielt werde.

Umstritten ist auch, wie stark die Debatte über Antisemitismus konkretisiert und personalisiert bzw. wie stark sie abstrahiert und verallgemeinert werden sollte. Teilweise wird kritisiert, dass die Debatte äußerst vage und akteurslos geführt werde: Vorwürfe und Kritik würden stets so allgemein formuliert, dass unklar bleibe, wer eigentlich angesprochen wird. Wenn z.B. antideutsche Positionen kritisiert würden, wisse man nie genau, ob mit dieser Kritik alle antideutschen Gruppen oder nur bestimmte Strömungen gemeint sind. Auch bei Antisemitismusvorwürfen gegen die Linke sei immer unklar, ob die gesamte Linke als problematisch gesehen wird oder ob sich die Kritik ganz konkret auf bestimmte AkteurInnen bezieht. Eine Folge dieser Vagheit sei die Schwierigkeit, kollektiv aus der Debatte zu lernen; es sei kaum möglich, sinnvolle Selbstreflektionen anzustoßen, weil niemand wisse, ob sich eine Kritik nur an die Konfliktparteien oder die gesamte Szene richtet. Der Wunsch nach einer konkreteren Benennung von Personen und Gruppen wird dennoch zumeist zurückgewiesen: Wichtig sei, bestimmte inhaltliche Positionen zu kritisieren und die Kritik gerade nicht an irgendwelchen Personen oder Gruppen aufzuhängen. Alle BeobachterInnen der Debatte seien schließlich selbst in der Lage, zu entscheiden, ob eine bestimmte Gruppe die kritisierte Haltung vertrete oder nicht. Eine Konkretisierung von Positionen sei daher sinnvoller als eine Personalisierung der Kritik. Dass linksradikale Debatten ohnehin häufig ohne konkret benannte AkteurInnen auskommen müssen, hat aber auch noch einen allgemeineren Grund: Die Angst, durch die konkrete Nennung von Personen, Gruppen oder Strukturen den Sicherheitsorganen, der ›staatlichen Repression‹ oder den politischen FeindInnen in die Hände zu spielen, ist allgegenwärtig und führt häufig zu einer relativ vagen Diskussionskultur.

Trotz der offensichtlichen Schwierigkeiten, in diesem Themenfeld kollektiv zu lernen, lassen sich im Verlauf der Debatte einige Verschiebungen erkennen. Mit der Zeit wird beispielsweise nur noch selten bezweifelt, dass es einen spezifischen Antisemitismus in der Linken geben kann, während dies früher noch vehement bestritten wurde. Beispielsweise habe eine verkürzte und personalisierte Kapitalismuskritik oftmals einen gefährlichen Hang zu antisemitischen Stereotypen, und auch die Palästina-Solidarität könne Gefahr laufen, das Existenzrecht Israels in Zweifel zu ziehen. An dieser Stelle zeigt sich, dass der anfängliche Lernimpuls antideutscher

Kritik langfristig doch zu einem mehr oder weniger verbindlichen kollektiven Wissen führt.

Dass die antideutsche Kritik sich mehr und mehr durchsetzen kann, ist auch in den verstummenden Stimmen antiimperialistischer Gruppen in der *Zeck* zu erkennen. Im Anschluss an antisemitische Vorfälle finden sich im Laufe der Zeit nur noch Artikel, die den jeweiligen Vorfall skandalisieren und auf den zugrundeliegenden Antisemitismus verweisen wollen. Anders als in der Frühphase des Konflikts melden sich aber kaum noch die kritisierten Gruppen selbst zu Wort, um ihre Aktionen zu rechtfertigen oder den geäußerten Verdacht brüsk zurückzuweisen. Zumindest in der *Zeck* kann also von einer in Ansätzen antideutschen Diskurshoheit gesprochen werden. Ähnliches lässt sich auch in der konkreten Praxis der Hamburger Linken erkennen.

Zumindest scheinen die Übergriffe gegen TrägerInnen von Israelfahnen auf linken Demonstrationen im Laufe der Jahre zurückzugehen. Solche Vorfälle waren eine Zeit lang regelmäßig Anlass für erhitzte Diskussionen. Während die TrägerInnen der israelischen Fahne in ihr ein Symbol für das Überleben des Holocausts und den Sieg über das faschistische Deutschland sehen, verweisen die GegnerInnen darauf, dass eine Fahne immer auch ein Nationalsymbol sei und daher niemals ein ausschließlich linker Ausdruck sein könne. Immer wieder kommt es daher auf Demonstrationen zu Auseinandersetzungen, die zum Teil auch mit physischer Gewalt ausgetragen werden. Die anschließenden Diskussionen ähneln einander stark und basieren immer wieder auf demselben Muster, was letztlich dazu führt, dass immer seltener bezweifelt wird, dass die israelische Fahne als Symbol des Überlebens einen gewissen Schutz genießen sollte. Auch wenn nach wie vor viele AktivistInnen das Tragen von Nationalfahnen auf linken Demonstrationen kritisch sehen, wird zumindest nicht mehr versucht, die FahnenträgerInnen mit Gewalt von Demonstrationen zu vertreiben. In einer Auswertung einer Demonstration von 2012 stellt dazu eine antideutsche Gruppe fest:

> »Es gab lediglich eine Beschwerde über eine Israelfahne im ersten Block. Vor dem Hintergrund der Geschichte der Hamburger Linken der letzten Jahre kann durchaus von einem Fortschritt gesprochen werden. Das ist umso erfreulicher, als wir den Eindruck haben, dass der Grund für diese Veränderung darin liegt, dass immer mehr Menschen sich damit auseinandersetzen, warum die Fahne des jüdischen Staates auf einer Demonstration gegen deutsche Zustände sinnvoll ist.«[166]

Allzu stark sollte man diesen Punkt aber nicht betonen: Nach wie vor gibt es in Hamburg Gruppen, die die Impulse antideutscher Kritik nicht anerkennen, was sich immer wieder auch in handfesten Konflikten und Übergriffen äußert. Der Unterschied zu früher besteht lediglich darin, dass diese Gruppen mittlerweile isolierter sind als zu Beginn der Auseinandersetzungen. Der Großteil der linksradikalen Szene distanziert sich zunehmend von den Angriffen auf antideutsche AktivistInnen und zieht aus den Vorfällen durchaus weitreichende Konsequenzen. Beispielsweise werden bestimmte antiimperialistische Gruppen aus politischen Bündnissen ausgeschlossen oder aber

166 O.A.: Auswertungspapier zur Demo am 28. Januar 2012 »Der Tod ist ein Meister aus Deutschland«. In: *Zeck* 169_2012, S. 5f., hier S. 6.

die Flora zieht sich aus Vorbereitungskreisen zurück, in denen diese kritisierten Gruppen beteiligt sind.

In der Selbstwahrnehmung der linken Szene handelt es sich bei den Diskussionen um Antisemitismus ohnehin vor allem um eine Krisenerscheinung. Ähnlich wie bei den Diskussionen um Militanz flamme die Debatte in einem Moment der Schwäche der Bewegung auf und müsse in erster Linie als Reaktion auf die wahrgenommene Krise der radikalen Linken gesehen werden. Die Selbstzerfleischung der linken Szene sei somit Ausdruck von und Reaktion auf die Erkenntnis der eigenen politischen Bedeutungslosigkeit.

9 »Wenn am Anfang nicht das Ende steht, wird das Neue immer das Alte sein«

Kollektive Identität in Debatten um Organisationsformen und Strategien

Eine zentrale Frage, die die autonome Szene immer wieder beschäftigt, ist die Frage nach der angemessenen Organisationsform.[1] Dabei geht es insbesondere darum, was genau unter Autonomie zu verstehen ist, was autonome Politik ausmacht und wie sie sich vor veränderten politischen und gesellschaftlichen Hintergründen darstellt. Gleichzeitig wird ausgehandelt, welche politischen Ziele verfolgt werden sollen; außerdem wird in diesem Kontext um ›richtige‹ und ›falsche‹ Strategien und Mittel zur Verfolgung der eigenen Ziele gestritten. Beispielsweise wird debattiert, ob Massenmobilisierung oder klandestine Kleingruppen anzustreben seien. Kurz: In den Debatten um Organisationsformen und -strategien beschäftigen sich die Autonomen regelmäßig mit den grundsätzlichen Fragen ihres Politikansatzes.

Auffallend ist dabei insbesondere, dass so deutlich wie in kaum einem anderen Themenfeld immer wieder von den Akteuren selbst gefordert wird, ein Bewusstsein für die eigene Geschichte und eine intensivere Beschäftigung mit den gemachten Fehlern und Erfahrungen zu entwickeln. Der Wunsch, dass die eigene Bewegung offener für Lernprozesse sein soll und nicht jede neue Generation die Fehler ihrer VorgängerInnen wiederholen muss, wird so explizit wie selten formuliert.

In diesem Kapitel sollen vier Themenstränge näher betrachtet werden, in denen Fragen der Organisationsformen diskutiert werden. Zunächst sollen konkrete Versuche bzw. Formen untersucht werden, mit denen die linksradikale Szene die Reflektion über die eigenen Organisationsformen vorantreiben will. Zu den diskutierten Formaten zählen insbesondere die Autonomen Kongresse und Autonome Vollversammlungen.

1 Vgl. für einen Überblick Deycke, Alexander; Micus, Matthias (2020): Die Radikale Linke und die Organisationsfrage. In: Brahim Ben Slama und Uwe Kemmesies (Hg.): Handbuch Extremismusprävention. Gesamtgesellschaftlich. Phänomenübergreifend. Wiesbaden, S. 142-150. Einen konkreten Debattenverlauf zur Frage nach Organisationsformen analysiert Sebastian Haunss anhand der sog. »Heinz-Schenk-Debatte«, vgl. Haunss 2004, S. 135-149.

Diese werden in regelmäßigen Abständen organisiert, um dort grundsätzliche Positionen auszutauschen und über allgemeinere Fragen zu diskutieren. Im ersten Teil dieses Kapitels sollen daher die Debatten, die sich aus der Vor- und Nachbereitung dieser Treffen, Versammlungen und Kongresse ergeben, nachgezeichnet werden.

Neben diesen festen Anlässen werden Organisationsfragen oftmals auch im Zusammenhang mit konkreten Aktionsformen diskutiert. Insbesondere die klassischste Ausdrucksform linker Politik, die Straßendemonstration, steht immer wieder im Zentrum von Debatten. Anhand von Auswertungen von Demonstrationen sollen beispielsweise zukünftig taktische und strategische Fehler vermieden werden, gleichzeitig wird wiederholt darüber gestritten, ob bestimmte Demonstrationsformen und Rituale noch zeitgemäß sind und welche Ziele mittels Demonstrationen eigentlich verfolgt werden sollen. Die Auseinandersetzungen um diese konkrete Aktionsform sollen im zweiten Teil analysiert werden.

Zwei weitere Themen werden im Anschluss kurz skizziert: Zum einen wird in der Debatte über sogenannte BewegungsmanagerInnen herausgearbeitet, wie die linksradikale Szene mit der Herausbildung von Machthierarchien und Führungscliquen innerhalb der eigenen Strukturen umgeht. Zum anderen wird genauer beleuchtet, welche Ursachen die AktivistInnen selbst für das massenhafte Ausscheiden vieler ehemaliger GenossInnen aus der linksradikalen Szene ausmachen. Auch in diesen Debatten wird eine mangelnde Lernfähigkeit beklagt, die es allen Angehörigen schwer mache, ein dauerhaftes politisches Engagement innerhalb der eigenen Strukturen zu verfolgen.

Abb. 9: Debattenbeiträge im Themenfeld Organisationsdebatte

Quelle: eigene Darstellung

Bei einem genaueren Blick auf die zeitliche Verteilung der Debattenbeiträge im Themenfeld der Organisationsfragen fällt auf, dass es sich hier um eine Mischform handelt. Zum einen zieht sich ein relativ konstantes (aber niedriges) Level von Beiträgen über den gesamten Untersuchungszeitraum, zum anderen gibt es einige Jahre, in denen intensivere Debatten geführt werden. Dies sind beispielsweise Jahre, in denen Autonome Kongresse vorbereitet werden und stattfinden oder sich fokussierte Diskussionen

entwickeln, die sich an einem Großereignis wie dem G8-Gipfel in Heiligendamm entzünden. Dennoch finden sich in diesem Themenfeld nicht selten auch solche Debatten, die ohne einen ganz konkreten Anlass geführt werden, beispielsweise über neue Demonstrations- und Aktionsformen. Diese Überlegungen werden eher aus einem latenten Frustrationsgefühl heraus gestartet, als dass es einen klar benennbaren Auslöser als Initialzündung gäbe. Entsprechend verlaufen sie weniger eskalativ, sondern werden zum Teil über einen längeren Zeitraum hinweg mit sporadischen Beiträgen fortgesetzt.

9.1 »... und der Kongress tanzte doch.« – Autonome Kongresse und Vollversammlungen

Im Jahr 1994 entsteht die Idee, einen bundesweiten Kongress für autonome Politik in Berlin zu veranstalten. Hintergrund ist eine gewisse Orientierungslosigkeit, die die linksradikale Szene nach der Wiedervereinigung erfasst habe. Die OrganisatorInnen bemerken eine um sich greifende Ratlosigkeit, warum anders als in der 1980er Jahren weniger Massenmobilisierungen gelängen, warum manche Kampagnen stagnierten und wie sich eine radikale Linke überhaupt gegenüber einem wiedervereinigten, wiedererstarkten deutschen Staat verhalten solle. Teilweise werde ein diffuses Verlangen nach Aufbruch artikuliert; immer wieder sei beispielsweise die Kritik zu vernehmen, dass bestimmte Aktionsformen aus den 1980er Jahren nicht mehr zeitgemäß seien, ohne aber konkret zu benennen, was genau diese Formen für gegenwärtige und zukünftige Politik disqualifiziere, und ohne alternative Konzepte vorzulegen. Vor diesem Hintergrund erhofft sich die Vorbereitungsgruppe für den Kongress:

> »Wir wollen auf dem Kongreß die Erfahrungen und Analysen der autonomen Bewegung der letzten Jahre diskutieren und über mögliche neue Wege und Kampfformen reden. […] Wir glauben nicht, daß wir auf dem Kongreß sofort die Lösung finden werden. Aber wir wollen den länger andauernden Prozeß der Suche nach einer neuen revolutionären Utopie und Praxis mit dem Kongreß endlich zusammen beginnen.«[2]

Notwendig sei eine schonungslose Aufarbeitung der Erfahrungen, Fehler und Erfolge der letzten Jahre. Allerdings sei der Fokus dieser Aufarbeitung heftig umstritten: Einerseits werde gefordert, den eigenen subjektiven Politikansatz zu reflektieren und somit bei sich selbst und der Politik der ersten Person anzusetzen. Andererseits werde diskutiert, dass man mit einer Analyse der veränderten gesellschaftlichen und globalen Verhältnisse beginnen müsse, um die Gegner und Bezugspunkte der eigenen Kämpfe besser zu verstehen. Ohne diese Analyse drohe die Gefahr, bei selbstbezüglichen und ergebnislosen Reflektionen stehenzubleiben. Dennoch fordern die AutorInnen, die eigene autonome Subjektivität als Stärke anzuerkennen und daran festzuhalten. So sei beispielsweise auch der Rückzug in die Nischen autonomer Kultur keine Selbst-Ghettoisierung – im Gegenteil: Hier würden neue Werte und Normen entstehen, die wiederum Rückwirkungen auf die Gesellschaft entfalten könnten. Auch die Sensibilität

2 O.A.: Einladung zum bundesweiten Kongress-Vorbereitungstreffen »Autonome auf dem Weg ins 21. Jahrhundert/GrundRisse autonomer Politik«. In: *Zeck* 26_1994, S. 16f., hier S. 16.

der autonomen Bewegung für unterschiedliche Formen von Herrschaftsverhältnissen sei eine wichtige Stärke, weil sie eine konstruktive Zusammenarbeit mit ganz unterschiedlichen Gruppen ermögliche – eingeschlossen Bewegungen, die nicht unmittelbar zur Szene gehören oder sich selbst nicht als autonom definieren würden. Entscheidend sei daher, die eigenen Projekte und Strukturen so zu gestalten, dass sich andere Gruppen mit ihren eigenen Zielen und Konflikten darin wiederfinden könnten. Dabei seien aber noch etliche Hürden zu überwinden:

> »Es fehlen Antworten auf die Frage nach den von vielen als überholt erklärten Formen der autonomen (Selbst-)Organisation und militanter Politik. Es fehlen Antworten auf die Frage, ob wir ›von uns selbst ausgehend‹ eine neue Subjektivität finden können, während wir in einer fremdbestimmten Gesellschaft leben.«[3]

Die OrganisatorInnen weisen die an sie herangetragene Forderung, klar zu benennen, wer an dem Kongress teilnehmen soll und wer nicht, zurück. Statt eines Ausschlusskataloges wolle man lieber einige positive Eckpunkte formulieren, die eine möglichst große Offenheit und Anschlussfähigkeit für progressive Kämpfe beinhalten. Insbesondere für die Gruppen, die sich nicht als autonom begreifen, wolle man möglichst einfache Zugänge schaffen, beispielsweise für Frauen-, MigrantInnen- und Politgruppen aus der ehemaligen DDR. Ein wichtiger Teil des Kongresses sei außerdem die Diskussion im Vorfeld, denn die Organisationsgruppe wolle vermeiden, zu viel von den Inhalten und der Arbeitsweise von vornherein festzulegen. Stattdessen fordere man alle Interessierten auf, sich in die Planung, die Vorbereitung und natürlich beim Kongress selbst einzubringen.

Tatsächlich entstehen in der Folge in mehreren Städten Vorbereitungstreffen, bei denen unterschiedliche Gruppen zusammenkommen, um über den Kongress und die inhaltlichen Schwerpunkte zu diskutieren. Sehr schnell zeigen sich dabei Spannungslinien, die die autonome Bewegung durchziehen: Auf dem ersten Treffen in Halle wird beispielsweise ein latenter West-Ost-Konflikt deutlich. Zum einen hätten die AktivistInnen aus den westdeutschen Städten eher Interesse an der Diskussion von Grundsatzfragen, diejenigen aus dem Osten hingegen wollten lieber über praktische Probleme sprechen. Zum anderen sei auch die fehlende gemeinsame Geschichte ein Problem: »Unter den Schwierigkeiten, die sich in der Diskussion auftaten, war die zwischen (jungen) OstlerInnen und (älteren) WestlerInnen besonders augenfällig. Die Begrifflichkeiten und auch der ständige Bezug auf gemeinsame politische Geschichte, der aber von den anderen nicht nachvollzogen werden konnte, führte zu Verständigungsbarrieren.«[4] Zusätzlich zeige sich hier also auch noch ein Generationenkonflikt, der sich teilweise mit dem Ost-West-Thema überlagere, teilweise aber auch unabhängig davon aufgefallen sei.

Ein weiterer Konflikt, der sich bereits während der Vorbereitung zeigt, ist die Frage nach gemischtgeschlechtlichen oder separaten Organisationsstrukturen. Einige Hamburger Männer planen auf dem Vorbereitungstreffen, eigene Männerstrukturen für den

3 O.A.: Einladung, S. 16.

4 O.A.: Der Weg ins 21. Jahrhundert ist holprig aber nicht hoffnungslos. Protokoll vom Kongressvorbereitungstreffen. In: *Zeck* 28_1994, S. 18f., hier S. 18.

Kongress einzurichten, was bei den ohnehin in der Minderheit teilnehmenden Frauen auf Kritik stößt:

> »An der Stelle zogen wir Frauen (es waren noch sechs) raus, um die merkwürdige Situation zu diskutieren, daß in einer patriarchal beherrschten Gesellschaft und einer völlig Männer-dominierten Kongreßvorbereitung die Wichtigkeit exklusiver Männerstrukturen ständig betont wurde, während die Frauen mangels Masse gar keine Chance haben, sich als Frauen zu organisieren.«[5]

Letztlich spricht sich die Vorbereitungsgruppe dennoch für einen gemeinsamen Kongress aus, der Frauen und Männer, Alte und Junge und OstlerInnen und WestlerInnen zusammenbringen solle. Zum Ende des Treffens hätten die meisten TeilnehmerInnen betont, dass sie die aufbrechenden Konflikte und die Diskussionen darüber insgesamt als produktiv empfunden hätten und dass auch diese Auseinandersetzungen auf dem Kongress weitergeführt werden sollten.

Im Laufe des Jahres nimmt der Kongress allmählich eine konkretere Gestalt an. Wie *Einige aus der Kongressvorbereitung* in Hamburg betonen, solle er sich an eine breit gefasste undogmatische Linke richten und eben auch diejenigen Gruppen ansprechen, die sich selbst nicht zwangsläufig als Autonome sehen (was z.B. bei vielen ostdeutschen Gruppen der Fall sei). Das Programm des Kongresses werde dann aus drei Aspekten bestehen: erstens einer Aufarbeitung der eigenen Geschichte, zweitens einer aktuellen Situationsbestimmung und drittens einem Ausblick in die Zukunft. Diese zeitlichen Ebenen sollen außerdem mit einer Reflektion über die eigene kollektive Identität verbunden werden: »Bei allen drei Aspekten stellt sich die Frage, was uns verbindet und was uns trennt: also wo, wie und mit wem wir zusammenarbeiten können und müssen und was warum zu Trennungen und Spaltungen geführt hat.«[6]

Schon während der Vorbereitung zeigen sich in Hamburg einige Grundprobleme autonomer Politik, die auch die allgemeine politische Arbeit erschweren. Nach anfänglicher Euphorie und großem Interesse für eine lokale Kongressvorbereitung habe das Engagement innerhalb weniger Monate stark nachgelassen, was aber weniger am konkreten Thema, sondern vielmehr an grundsätzlichen Problemen der Autonomen gelegen habe. Die Bewegung sei nicht mehr in der Lage, verschiedene Themenschwerpunkte zusammenzubringen.

> »Die Gründe dafür sind vielschichtig und reichen von verschiedenen politisch begründeten Abspaltungsprozessen über jahrzehntealte politische und persönliche Feindschaften, Desinteresse an politischer Auseinandersetzung bis hin zu ganz banaler Arbeitsüberlastung einzelner noch Verbliebener. Im Kern geht es dabei immer wieder um die spätestens seit Mitte/Ende der 80er Jahre einsetzende Tendenz der Spaltung und des Zerfalls der autonomen Bewegung in immer mehr und immer kleinere Gruppen und Grüppchen.«[7]

---

5 O.A.: Der Weg ins 21. Jahrhundert, S. 19.

6 Einige aus der Kongressvorbereitung: Autonomie Kongress der undogmatischen linksradikalen Bewegung. In: *Zeck* 32_1994, S. 22f., hier S. 22.

7 Einige aus der Kongressvorbereitung, S. 23.

Hinzu komme das weitere grundlegende Problem, dass der autonomen Bewegung ein gemeinsames Ziel fehle: Die politischen Kampagnen seien größtenteils reaktive Abwehrkämpfe, egal, ob sie sich gegen Rassismus, Nationalismus oder staatliche Repression richteten. Ihr gemeinsames Merkmal sei, dass ihnen der Anspruch fehle, einen gesellschaftlichen Gegenentwurf zu formulieren. Dies sei speziell ein Problem der Antifa-Arbeit, die zwar ohne Frage notwendig und wichtig sei, aber keinerlei inhaltlichen Impulse jenseits bloßer Abwehrkämpfe setze.

Parallel zur diffusen Zielvorstellung habe sich auch die eigene Szene und das soziale und politische Umfeld weiter aufgelöst. »Im Grunde befinden wir uns in der paradoxen Situation, viele der Freiräume erkämpft oder bekommen zu haben, diese aber nicht mehr mit Inhalten füllen zu können.«[8] Die eigenen Räume und Strukturen seien immer weniger Orte politischer Auseinandersetzungen und Aktionen, sondern würden von vielen nur noch passiv als Ausgehmöglichkeit konsumiert.

Das Problematische an dieser Entwicklung sei zwar erkannt worden, ein Lösungsvorschlag falle allerdings schwer:

> »Das soll jetzt kein Plädoyer für die neue Einheit unter den Linken sein. Viele Trennungen und Spaltungen waren und sind politisch sinnvoll und in manchen Fällen sicher die einzige Möglichkeit. Dennoch müssen wir uns dem Problem stellen, trotz der unterschiedlichen Verhältnisse, in denen wir zueinander stehen, eine übergreifende Perspektive linker Politik zu entwickeln.«[9]

Auch wenn vom Kongress nicht erwartet werden könne, eine klare Antwort auf dieses Problem zu finden, sei er doch eine wichtige Chance, die Diskussion darüber endlich gemeinsam zu starten.

Die Agenda für den Kongress wird im weiteren Verlauf der Planungstreffen leicht modifiziert, sodass sich folgendes Programm ergibt:

> »Es sieht nun drei Fragekomplexe für die ersten drei Kongreßtage vor: 1. Autonomie: Geschichte, Aktualität und Zukunft einer Gesellschaftsvorstellung und eines Politikansatzes; 2. Die Trennungslinien der Linken – Differenzierungen, Brüche, Spaltungen; 3. Gibt es (revolutionäre) Perspektiven autonomer Politik?«[10]

Vom Programmpunkt der Trennungslinien erhoffe man sich nicht, die Widersprüche und Konflikte in der Linken einfach zuzukleistern, sondern es solle darum gehen, eine Diskussion, einen Dialog oder auch einen Streit zwischen den verschiedenen Strömungen möglich zu machen.

Wie schwierig eine Aushandlung innerhalb der autonomen Bewegung sein kann, zeigt sich bereits während der Vorbereitung sehr eindrücklich. So kritisieren beispielsweise mehrere TeilnehmerInnen der Vorbereitungstreffen die mangelnde Offenheit für Diskussionen über grundlegende Fragen.

---

8 Einige aus der Kongressvorbereitung, S. 23.

9 Ebd.

10 O.A.: Autonomie Kongreß der undogmatischen linksradikalen Bewegung. In: *Zeck* 34_1995, S. 19f., hier S. 19.

> »So wurde immer wieder vehement versucht, die inhaltliche Diskussion um die Tagesordnung oder um das Verständnis von Begriffen (wie ›Organisationsdebatte‹, ›Spaltungslinien‹, ›Autonome Kultur‹, ›Autonomie‹), die im Zusammenhang mit der Tagesordnung auftauchten, genervt als störend abzuweisen und zwar mit dem Hinweis auf Zeitdruck/organisatorische Sachzwänge.«[11]

Die KritikerInnen beschweren sich darüber, dass einige Punkte, beispielsweise das Programm, bereits auf einem anderen Planungstreffen festgelegt worden seien und haben kein Verständnis für die Bemühungen anderer OrganisatorInnen, jetzt auf diesen Plänen aufzubauen. »Das Aussitzen von Themen, sie an andere Orte, andere Gruppen zu verlagern, auf Antworten an anderer Stelle oder einer anderen Person und auf Sachzwänge zu verweisen, sind Repertoires bürgerlicher Machtpolitik und uns zur Genüge zuwider.«[12] Dieses gibt zumindest einen vagen Eindruck von den Schwierigkeiten, die eine verbindliche Vorbereitung eines Kongresses mit etlichen, unabhängig voneinander tagenden Vorbereitungstreffen mit stets wechselnden TeilnehmerInnen mit sich bringt.

Auch der Aufruf, mit dem im Frühjahr 1995 für den Kongress in Berlin mobilisiert wird, betont die Ratlosigkeit der eigenen Bewegung, die insbesondere nach dem Zusammenbruch des Sozialismus und der scheinbaren Alternativlosigkeit des Kapitalismus um sich greife: »Wir können zwar meistens sagen, wogegen wir kämpfen, aber nur schwer, was die Ziele unserer Kämpfe sind.«[13] Sehr deutlich wird aber das Festhalten an der Politik der ersten Person. Der Kampf für eine andere Gesellschaft und die Umsetzung dieses Kampfes im eigenen Leben und Alltag könnten nicht unabhängig voneinander gedacht werden:

> »Wir können uns selbst nur befreien, indem wir die Gesellschaft kämpferisch verändern. Und wir können die Gesellschaft nur verändern, indem wir selbst einen radikalen und kämpferischen Alltag leben. Weg und Ziel sind nicht voneinander zu trennen, sie durchdringen und bestimmen sich wechselseitig.«[14]

Allerdings – hier zeigen sich auch die Erfahrungen aus den Debatten um Sexismus in der Linken – sei ausgeschlossen, dass man sich selbst lediglich aus eigener Anstrengung von der eigenen Sozialisierung und der umgebenden Gesellschaft emanzipieren könne. Nur in einer kämpferischen, kritischen und solidarischen Gemeinschaft sei die Chance auf wirkliche Veränderung noch vorhanden. Der Kongress wird auch hier als Möglichkeit gesehen, eine Debatte über Ziele und Strategien anzustoßen. Es sei an der Zeit,

> »das Ziel deutlicher zu formulieren, offene, herrschaftsfreie Kollektivität auf der Basis von Autonomie! Wir wissen nicht, ob die Voraussetzungen dafür eher in neuen Formen der Organisierung liegen oder ob wir vor allem andere emanzipatorische und revolu-

11 O.A.: An die TeilnehmerInnen des Vorbereitungstreffens für den »Autonomen Kongreß«. In: *Zeck* 35_1995, S. 24.
12 Ebd.
13 O.A.: Aufruf zum Autonomie-Kongreß, Ostern 95 in Berlin. In: *Zeck* 36_1995, S. 6f., hier S. 6.
14 Ebd.

> tionäre Gesellschaftsentwürfe brauchen. Mag sein, daß wir auch einfach erstmal die alten Wahrheiten richtig verstehen müssen, eh wir uns neue ausdenken.«[15]

In jedem Fall müsse der Anspruch der Autonomen aber sein, »nicht nur die herrschenden, sondern auch unsere eigenen Verhältnisse zum Tanzen zu bringen.«[16]

Insgesamt verschieben sich die Erwartungen an den Kongress zumindest aus Sicht der Vorbereitungsgruppe nochmals deutlich: Anders als ursprünglich erhofft, stellt sich in Hamburg sowie in den meisten anderen Städten relativ schnell heraus, dass die Vorbereitungstreffen keineswegs eine inhaltliche Diskussion in den lokalen Kontext verschieben können. Ein Teil der Vorbereitungsgruppe in Hamburg beschreibt, wie die angedachte basisdemokratische Vorbereitung an einem rapide nachlassenden Interesse der jeweiligen lokalen Strukturen gescheitert sei, obwohl zu Beginn viele Gruppen gehofft hatten, sich auf diese Weise besser kennenzulernen und eventuell effektiver gemeinsam handeln zu können.

> »In anderen Städten verlief die Vorbereitung ähnlich wie in Hamburg. Auch dort saß bald nur noch ein kleiner, nicht repräsentativer Teil der autonomen Bewegung zusammen. Diese Tatsache führte dazu, daß auf dem bundeweiten Treffen in Erfurt im November 94 gemeinsam festgehalten wurde, daß die ursprüngliche Kongreßidee mit einer Gewichtung auf der inhaltlichen Vorbereitung in den einzelnen Städten gescheitert war.«[17]

Dennoch wolle man grundsätzlich am Kongress festhalten u.a. weil man sich von den Diskussionen dort wichtige Anregungen erwarte, die eventuell eine längerfristige Nachbereitung in den einzelnen Städten anstoßen könnten. Anzustreben sei ein stärkerer Austausch untereinander, um gemeinsam die Ursachen der Krise zu ergründen und aus den bislang gemachten Fehlern etwas für die Zukunft zu lernen. Anderenfalls drohe die Gefahr, der Krise der autonomen Bewegung mit zunehmender Sprachlosigkeit und Apathie zu begegnen:

> »Auch wir selbst haben Kritik an autonomer Politik, und genau deshalb finden wir es wichtig, diese umfassend mit möglichst vielen Gruppen gemeinsam zu diskutieren. Nur so ist es möglich, daß sich die autonome (oder allgemeiner: die radikale) Linke weiterentwickelt, daß Neues möglich wird und die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholt werden. […] Wenn wir im 21. Jahrhundert so richtig groß rauskommen und den Schweinen das Fürchten lehren wollen, müssen wir jetzt in die Gänge kommen …, oder: Wenn am Anfang nicht das Ende steht, wird das Neue immer das Alte sein.«[18]

Der Kongress findet letztlich wie geplant Ostern 1995 in Berlin statt; lediglich die Räumlichkeiten müssen kurzfristig gewechselt werden, weil die Humboldt-Universität auf Druck des Innensenators ihre Zusage wieder zurückzieht. Nachdem die OrganisatorInnen eine militante Durchsetzung des Kongresses am geplanten Ort weder für realistisch

15 O.A.: Aufruf zum Autonomie-Kongreß, S. 6.
16 O.A.: Aufruf zum Autonomie-Kongreß, S. 7.
17 Etwas mehr als die Hälfte der Kongreß Ini: … und der Kongreß tanzt doch! Ein Teil der Kongreß-Ini Hamburg will auch nochmal was sagen. In: *Zeck* 36_1995, S. 8f., hier S. 8.
18 Etwas mehr als die Hälfte der Kongreß Ini, S. 9.

noch für wünschenswert erachten (weil dies den Charakter der Veranstaltung verändern und keinen Raum für ruhige, ausführliche Grundsatzdiskussionen bereitstellen würde)[19], findet der Kongress schließlich mit zwei- bis dreitausend TeilnehmerInnen in Räumen der Technischen Universität statt. Die Reaktionen und Einschätzungen der TeilnehmerInnen und BeobachterInnen aus der Szene fallen äußerst divers aus und reichen von wohlwollender Zustimmung bis zu expliziter Ablehnung des Kongresses.

Eine fundamentale Kritik kommt von einigen Hamburger Frauen, die am zweiten Tag des Kongresses einen Text verlesen lassen, der die mangelnde Sensibilität der Versammlung für feministische Positionen und die unzureichende Einbindung von Frauen kritisiert. Weil der Kongress männlich dominiert sei, habe sich die eigene Gruppe gegen eine Teilnahme entschieden.

> »Wir schicken diese Erklärung, weil wir diesen Kongreß, der für DIE undogmatischen linksradikalen Bewegungen sprechen will, nicht unwidersprochen stehen lassen wollen. […] Trotzdem haben hier weiße Männer mal wieder von ihrer Definitionsmacht Gebrauch gemacht und wollen das, was undogmatische Politik ausmacht, fast gänzlich alleine bestimmen. Die Tatsache, daß viele Frauen aus der Vorbereitung rausgegangen sind, zeigt, daß die Diskussionen wie üblich von Männern dominiert wurden. Weder in der gesamten Vorbereitung, noch auf dem Kongreß selber sind feministische Themen vertreten. Deshalb definieren wir diesen Kongreß inhaltlich als autonomen Männerkongreß.«[20]

Besonders unverständlich sei die Ausblendung von Feminismus, weil es sich bei feministischen Positionen eben nicht um eine Abspaltung handele, sondern um eine fundamentale Neubestimmung linksradikaler Politik: Ziel sei dabei nicht länger der Kampf gegen einzelne Aspekte von Herrschaft, sondern die Befreiung von jedweder Herrschaftsform. Dass der Kongress diese Neubestimmung ausblende und Feminismus nicht als notwendigen Themenschwerpunkt erkannt habe, zeige die Engstirnigkeit der OrganisatorInnen. Auch andere wichtige Themen, wie Rassismus in der Linken oder Solidarität mit Flüchtlingen, seien nicht aufgegriffen worden. Stattdessen werde lediglich über die allumfassende Krise gejammert: »Ihr solltet aufpassen, Genossen, daß die Neubestimmung der undogmatischen linksradikalen Bewegung nicht ohne Euch vonstatten geht.«[21] Die Ansätze von Neubestimmung autonomer Politik seien beispielsweise in der Frauenbewegung schon länger zu finden.

Ganz anders stellt sich der Kongress aus der subjektiven Sicht eines männlichen Autonomen mit dem Pseudonym *emadz* dar. Zwar kritisiert auch dieser Teilnehmer, dass es zum Thema Sexismus in der Linken keinen gemeinsamen Diskussionsstand unter autonomen Männern gebe, die Diskussionen daher oft schwierig seien und man aufgrund einer fehlenden Basis immer wieder von vorne beginnen müsse, er betont aber gleichzeitig auch die Produktivität und die Freude an der inhaltlichen Auseinandersetzung. Zurück bleibe »das positive Gefühl, daß ›wir‹ mehr sind als die autonome Kleinfamilie

19 Vgl. dazu Die Berliner Kongreß-Ini: Autonomie Kongreß? Wir haben keine Räume, aber wir nutzen sie! In: *Zeck* 36_1995, S. 9f.

20 O.A.: Papier einiger Hamburger Frauen zum Autonomiekongreß. In: *Zeck* 37_1995, S. 16.

21 Ebd.

zuhause, die sich auf jämmerlichen Kleindemos zusammenfindet. Und wer hätte von dem Kongreß ernsthaft viel mehr zu erwarten gewagt …?«[22]

Die *Hamburger Kongressvorbereitung* gibt statt einer allgemeinen Einschätzung lieber einen Einblick in die inhaltlichen Diskussionen und stellt ihr Eingangsreferat über autonome Identität, Abgrenzung und Trennungslinien vor. Die AutorInnen betonen zunächst, in ihrer eigenen Arbeit von vielen dieser Trennungslinien betroffen zu sein:

> »Nachdem schon länger Männer die deutliche Mehrheit stellten – wie es in den autonomen Gruppen ja meistens üblich ist – waren wir am Ende nur noch eine handvoll Männer aus der alten linksradikalen Szene. Auf uns treffen so ziemlich alle Vorurteile zu, die es so über die autonome Szene gibt: weiß, Mann, Bürgersohn.«[23]

Die politische Arbeit in Hamburg leide schon seit einigen Jahren unter der starken Separierung der Szene, weil jede Gruppe unter sich bleibe und es kaum Kontakt und Austausch gebe. Dabei gehe es nicht darum, eine neue Einheitsfront herbeizureden und wichtige Unterschiede einfach zu ignorieren. Der erbitterte Streit untereinander, wie er in den 1970er und 1980er Jahren ausgetragen worden sei, sei gerade kein Zeichen von Schwäche gewesen, sondern Ausdruck einer gemeinsamen linken politischen Perspektive. In den zähen Auseinandersetzungen sei erst ein gemeinsames linkes Projekt entstanden. Die heutige Sprachlosigkeit untereinander und das Unvermögen, eine gemeinsame Diskussion zu führen, schwäche die radikale Linke dagegen fundamental, weil so keine gemeinsame Perspektive gefunden werden könne. Dies sei auch die Ursache dafür, dass die Linke lediglich Abwehrkämpfe führe und kaum noch in der Lage sei, eigene Inhalte zu formulieren und zu erkämpfen.

Bei aller Kritik an dem Desinteresse und der Selbstbezogenheit der linken Splittergruppen nehmen die AutorInnen zwei Gruppen explizit von diesen Vorwürfen aus: Frauen und MigrantInnen hätten sich aus anderen Gründen von der gemeinsamen politischen Bewegung getrennt, nämlich weil die deutsche Linke selbst Probleme mit Sexismus und Rassismus habe und eine gemeinsame Politik daher oft schwierig bis unmöglich sei. Dies solle allerdings nicht heißen, dass man mit dieser organisatorischen Trennung insgesamt zufrieden sei, vielmehr müsse das langfristige Ziel eine radikale Linke sein, für die Nationalitäten- und Geschlechtergrenzen keine Rolle mehr spielten. Insbesondere die Kritik dieser betroffenen Gruppen sei für die Emanzipation der deutschen Linken unverzichtbar. Die AutorInnen erkennen aber auch, dass eine wirklich gemeinsame Bewegung noch weit entfernt sei:

> »Wenn wir sagen, daß wir uns keine Politik ohne Frauen und MigrantInnen als gleichberechtigte Teile vorstellen können und trotzdem einen Kongreß veranstalten, der auf weiten Teilen von Männern dominiert ist und in Hamburg zuletzt nur noch von Männern vorbereitet wurde, dann ist das ein Widerspruch.«[24]

---

22 Emadz: Der Kongreß tanzte. Subjektive Eindrücke eines männlichen Autonomen. In: *Zeck* 37_1995, S. 21.

23 Hamburger Kongreßvorbereitung: Identität in der Krise. Redebeitrag der Hamburger Kongreßvorbereitung. In: *Zeck* 37_1995, S. 17-21, hier S. 17.

24 Hamburger Kongreßvorbereitung, S. 19.

Dieser Widerspruch sei jedoch nicht durch Formalien wie gleiche Redezeiten oder Quotierung in den Griff zu bekommen, sondern er erfordere von den Männern, ein Bewusstsein für die eigene Verantwortung im Patriarchat zu schaffen und bereit zu sein, die eigenen Privilegien aufzugeben.

Allerdings gebe es auch die grundsätzliche Überzeugung, dass beim Thema Patriarchat kein gemeinsames Interesse von Frauen und Männern denkbar sei. Zwar hätten Männer häufig den eher diffusen Wunsch, nicht unterdrücken zu wollen – dennoch seien die Positionen von Männern und Frauen in diesem Kampf diametral unterschiedlich.

> »Daraus resultiert erstmal grundsätzlich ein unterschiedlicher Weg der Emanzipation bzw. des Kampfes gegen patriarchale Strukturen in uns und in der Gesellschaft. […] Die Schwäche ist nicht, daß es keinen gemeinsamen Kampf gibt, sondern die Schwäche ist, daß patriarchale Strukturen in unseren Zusammenhängen viel zu wenig thematisiert und angegangen werden.«[25]

Eine – zumindest zeitweilige – Trennung sei daher unvermeidlich und grundsätzlich auch positiv; darüber hinaus seien linke Männer nicht in der Position, solche Spaltungen zu kritisieren und eine politische Einheit einzufordern.

Die Parallelität vieler verschiedener Kämpfe könne daher auch als Stärke der Bewegung gedeutet werden, weil sie eine Hierarchisierung von verschiedenen Unterdrückungsverhältnissen auflöse und die unselige Suche nach einem Hauptwiderspruch und einem neuen revolutionären Subjekt obsolet mache. Die Gefahr dabei liege in der Herausbildung von spezifischen Identitäten, die sich jeweils aufgrund geteilter Erfahrungen zusammenfänden und eine gesamtgesellschaftliche Emanzipation erschwerten. Die grundsätzlich zu begrüßende Selbstorganisation könne so zu einer völligen Abgrenzung führen, der eigentlich emanzipatorische Kampf gegen Unterdrückung werde dann zu einer Verteidigung der eigenen Identität. Dieses Problem zeige sich auch in der radikalen Linken sehr deutlich:

> »Die Suche nach Identität bestimmt viele der linken Auseinandersetzungen: Das geht von der autonomen Streetfighter-Identität der Hausbesetzer über die Stadtteilidentitäten und die oft absurden Abgrenzungen unter den KonsumentInnen der verschiedenen aktuellen Musikstile. Kollektive Identitäten schaffen immer einen schön überschaubaren Raum, in dem die vielfältigen Widersprüche der Gesellschaft ausgeblendet werden.«[26]

Auf diese Weise werde die Identität zur vollkommenen Identifikation mit einer Gruppe, bei der Gemeinsamkeiten mit anderen Gruppen nicht mehr gesehen werden dürften. Dabei gehe völlig verloren, dass die meisten dieser Gruppenidentitäten gar nicht selbst gewählt würden, sondern gesellschaftliche Konstrukte seien, die eigentlich überwunden werden müssten. Meistens entstünden die kollektiven Identitäten als Reaktion auf gesellschaftliche Abwertung und Unterdrückung. Bei völliger Identifikation mit der Gruppe gerate aus dem Blick, dass emanzipative Politik diese herrschenden Zuschreibungen eigentlich kritisieren müsste.

---

25 Hamburger Kongreßvorbereitung, S. 19.
26 Hamburger Kongreßvorbereitung, S. 20.

Gleichzeitig sei erforderlich, nicht aus einer herrschenden Perspektive die Selbstorganisation unterdrückter Gruppen zu kritisieren. Auch wenn eine solche Identität oftmals durch Zuschreibungen von außen entstanden sei, komme es zu einer Umdeutung und positiven Neubesetzung dieser Identität durch die Betroffenen selbst, die so zu einer Stärke werden könne.

> »Dann müssen wir aber auch damit umgehen, wenn eine neue, kämpferische Identität als Abgrenzung zu uns genutzt wird und eben nicht nur mit der Lupe oder dem Fernglas mögliche Fehler bei anderen suchen. Es ist unser Armutszeugnis, daß Frauen und MigrantInnen sich – auf unterschiedliche Weise und aus unterschiedlichen Gründen – von uns abgrenzen. In der Szene wurden in den letzten Jahren keine Bedingungen geschaffen, daß es gemeinsam weiter gehen kann.«[27]

Abschließend stellen die AutorInnen nochmals klar, was sie mit ihrem Text erreichen wollten: Es gehe ihnen nicht um einen Angriff auf Selbstorganisation, sondern ihr Beitrag solle vielmehr ein Anstoß an die männlichen Linken sein, endlich Bedingungen für eine gemeinsame Diskussion zu schaffen. Von den übrigen politischen Kleingruppen erhoffe man sich, dass sie ein Interesse am Austausch, an der gemeinsamen Diskussion und am solidarischen Streit entwickeln würden.

Im Anschluss an den Kongress ebbt das Thema der Organisationsfragen in der *Zeck* für einen längeren Zeitraum wieder ab. Erst nach dem G8-Gipfel in Heiligendamm 2007 flammt die Idee eines stärkeren Austauschs und einer intensiveren Auseinandersetzung über die eigenen linksradikalen Ansätze wieder auf. Um die positiven Energien, die aus einem solchen Großereignis entstanden seien, auch in den grauen Alltag zu überführen, sollen in Berlin die sogenannten Perspektiventage veranstaltet werden. Auch hier soll es – ganz ähnlich zu dem Autonomen Kongress einige Jahre zuvor – insbesondere um eine Standortbestimmung linksradikaler Politik gehen sowie um eine stärkere Verknüpfung der einzelnen linken Strömungen und eine gemeinsame inhaltliche Debatte. Die Linke müsse versuchen, das Spannungsfeld zwischen überregionalen Klammern und dem eigenen Alltag vor Ort aufzulösen, indem globale Kämpfe sich stärker in den lokalen Alltagskämpfen widerspiegelten. Durch einen stärkeren Bezug aufeinander und auf Gruppen in anderen Themenfeldern könne verhindert werden, dass die Freiheit der einen auf der Unfreiheit der anderen aufgebaut werde. Der gemeinsame Austausch und das überregionale Miteinander-ins-Gespräch-Kommen seien unschätzbar wichtige Aspekte eines gemeinsamen Kampfes: »Überregionale Projekte sind wichtig für Menschen in deren Gegend nicht so viel läuft, um sich neues Wissen anzueignen, Standpunkte auszudiskutieren, Debatten weiter zu entwickeln und etwas ganz anderes zu leben.«[28] Vor allem die Diskussion darum, wie die Zusammenarbeit in dem breiten politischen Bündnis gegen den G8-Gipfel letztlich zu bewerten sei, müsse im Idealfall in einem größeren Rahmen stattfinden. Hier sei, genau wie bei zahlreichen Bündnissen zuvor, die Gewaltfrage das große Spaltungsthema gewesen – und das, obwohl sich das Bündnis bereits frühzeitig auf die gegenseitige Akzeptanz unterschiedlichster Aktionsfor-

27 Hamburger Kongreßvorbereitung, S. 20.

28 Six hills: Nach Heiligendamm: Wo steht die radikale Linke? Und: Was machen wir so die nächsten 2 Jahren? In: *Zeck* 142_2008, S. 18f., hier S. 18.

men verständigt habe. Doch auch solche Absprachen im Vorfeld änderten nichts daran, dass sich viele BündnispartnerInnen im Falle einer Eskalation von den gewalttätigen Demonstrierenden distanzieren würden.

> »Die, die sich öffentlich distanzieren übersehen, dass sie ihre Kooperationspartner_innen damit zum Weghaften und Knüppeln freigeben. Ob die Debatte um verschiedene Aktionsformen solidarisch und kritisch geführt wird oder ob nach Denunziation gerufen wird, ist Dreh- und Angelpunkt. An dieser Scheidelinie zeigt sich, inwieweit solidarische Politik gemeinsam möglich ist.«[29]

Die Perspektiventage seien ein willkommener Ort, an dem die Linke gemeinsam versuchen könnte, Antworten auf ihre grundsätzlichen Fragen zu finden und die bisher häufig etwas leere Phrase der »Bewegung der Bewegungen«[30] mit Leben zu füllen.

Parallel dazu entsteht in Hamburg die Idee eines stadtweiten autonomen Plenums, dessen Ziel es sei, auf den Erfahrungen von Heiligendamm aufzubauen und gemeinsame Strategien zu entwickeln, um der linksradikalen Politik in Hamburg neuen Schwung zu geben. Zu den ersten zwei Treffen kommen tatsächlich jeweils mehrere dutzend TeilnehmerInnen, um insbesondere über neue Demonstrationsformen und die Vernetzung von Unorganisierten zu diskutieren. Einige AktivistInnen aus der Vorbereitungsgruppe bemerken dazu:

> »Grundsätzlich haben die beiden Plenas die Notwendigkeit von einem Ort der gemeinsamen Diskussion und des politischen Austauschs verdeutlicht. Nicht nur für ›jüngere‹ und ›zurzeit nicht-organisierte‹, auch für jene, die seit Jahren in den unterschiedlichen Zusammenhängen der radikalen Linken politisch arbeiten, bietet sich hier die Möglichkeit, Ansätze neu zu überdenken und soziale Bewegungen wieder zusammenzuführen. Ein solches Plenum kann natürlich kein Gruppenersatz sein, es kann jedoch Anknüpfungspunkte bieten, um wieder mehr und lauter zu werden.«[31]

Dies sei in Berlin überzeugend gelungen, dort würden bis zu 140 Leute an regelmäßigen Treffen teilnehmen und u.a. über autonome Spielregeln und Verhalten oder über Fehler und Möglichkeiten von Demonstrationen diskutieren. Leider sei die Beteiligung in Hamburg relativ schnell zurückgegangen: Waren beim ersten Plenum noch ca. achtzig TeilnehmerInnen anwesend, so kamen zum zweiten Treffen nur noch dreißig AktivistInnen. Die Gründe für dieses schnell erlahmende Interesse seien unklar, allerdings falle auf, dass insbesondere organisierte Gruppen dem Plenum ferngeblieben seien. »Sicherlich gibt es bei einigen Leuten auch Bedenken und Unsicherheiten, über die Perspektiven radikaler linker Politik in einem öffentlichen Raum zu diskutieren.«[32] Linke Politik bewege sich zwischen zwei Ansprüchen, nämlich gleichzeitig radikal *und* inklusiv zu sein: Einerseits lebe sie von der klandestinen Unsichtbarkeit, andererseits seien damit aber eine Unzugänglichkeit für Neue und eine Isolation der einzelnen Gruppen beinahe unvermeidbar. Die Konsequenz sei, dass etliche wichtige Diskussionen nach dem

29 Six hills, S. 19.
30 Ebd.
31 Von Leuten aus den Vorbereitungsgruppen der zwei h.a.p.: h.a.p. – Weil wir mehr wollen! Diskutierbares Diskussionspapier zum »hamburgweiten autonomen plenum«. In: *Zeck* 142_2008, S. 20.
32 Ebd.

G8-Gipfel in Hamburg nicht geführt worden seien, obwohl von verschiedenen Seiten immer wieder ein großes Interesse an Austausch und Diskussion geäußert worden sei.

> »Wir denken nach wie vor, dass ein regelmäßig stattfindendes autonomes Plenum den geeigneten Raum für diese Kommunikation abgibt. Denn Kontinuitäten entstehen zu lassen, Möglichkeiten der Partizipation zu schaffen und dadurch unsere Strukturen zu stärken, heißt weiter zu denken und zu arbeiten und nicht nur im Rahmen zeitbegrenzter Projekte zusammen zu kommen.«[33]

Interessanterweise wird hier explizit versucht, Bedingungen für mehr Kontinuität zu etablieren. Einerseits sollen so gemeinsame Lernprozesse gestaltet werden, andererseits soll gleichzeitig ein Rahmen geschaffen werden, in dem neu hinzukommende AktivistInnen von den bereits gemachten Erfahrungen der Bewegung profitieren sollen. Dass ein solches Plenum aber kaum angenommen wird und bereits nach kurzer Zeit wieder einschläft, zeigt abermals die Schwierigkeiten, die die autonome Bewegung mit solchen Vorhaben hat.

Auch die ersten Hamburger Perspektiventage, die im Mai 2008 stattfinden, sind aus Sicht der Teilnehmenden zwar ein interessantes Forum für den Austausch und die Diskussion, allerdings wird auch hier wieder festgestellt, dass das Interesse daran eher gering sei. Dies sei laut *Vorbereitungskreis* unverständlich, da der Bedarf nach einer solchen Plattform eigentlich durchgehend als sehr hoch eingeschätzt werde. Bei den Hamburger Perspektiventagen stehen insbesondere drei verschiedene Ansätze zur Diskussion, mit denen linke Politik verfolgt werden könne: erstens die Erschaffung einer Parallelwelt, in die sich die Linke zurückziehen könne und in der Dinge durch das aktive Vorleben im Alltag verändert werden könnten. Zweitens die Intervention in die Realpolitik, mittels derer an real existierende soziale Konflikte angedockt werden solle. Hier drohten allerdings zwei Gefahren:

> »Da diese Arbeit nicht selten unter einem gewissen (Zeit-)Druck steht, fehlt häufig der Raum für einen systemverändernden Ansatz. Nicht selten bleiben diese Aufgaben an einigen wenigen Menschen hängen, die auch wegen der Gefahr von ›Systemerhaltung‹ von anderen linken Personen für ihre Arbeit kritisiert werden.«[34]

Schließlich bleibe drittens noch die Revolution, also die fundamentale Abschaffung des Kapitalismus und des bisherigen demokratischen Systems. Dabei sei aber zumeist sehr unklar und kaum nach außen vermittelbar, wie genau diese Abschaffung aussehen und was an die Stelle des alten Systems treten solle. Der *Vorbereitungskreis* wünscht sich abschließend die Fortsetzung dieser Diskussionen und will zukünftig versuchen, über breitere und frühzeitige Informationspolitik mehr Interessierte zu begeistern.

Trotz dieser Vorsätze scheint es aber nie zu einer zweiten Runde der Perspektiventage gekommen zu sein, zumindest in der *Zeck* wird nie wieder über eine Folgeveranstaltung berichtet. Stattdessen wird im Herbst 2009 im Rahmen der Feierlichkeiten

33 Von Leuten aus den Vorbereitungsgruppen der zwei h.a.p., S. 20.

34 Der Vorbereitungskreis der Hamburger Perspektiventage: Am 17.–18. Mai fanden die ersten hamburger regionalen Perspektiventage statt … In: *Zeck* 145_2008, S. 16f., hier S. 16.

zur 20-jährigen Besetzung der Flora nach etlichen Jahren wieder ein Autonomer Kongress organisiert. Ähnlich wie bei dem Kongress Mitte der 1990er Jahre steht auch 2009 eine Reihe von Fragen am Anfang des Planungsprozesses. Vor allem die Aktualität der politischen Selbstdefinition als »autonom« und was damit gemeint sei, sei fraglich:

> »Die Unterschiede in dem, was sich heute als autonom bezeichnet, sind vermutlich größer als die Gemeinsamkeiten. Die offensichtlichsten Elemente sind sicher erstmal schwarze Klamotten und ein positives Verständnis von Militanz. Doch es ist klar, dass diese Klammer keinesfalls ausreicht. […] Irgendwie linksradikal und undogmatisch, gegen hierarchische Organisierungsansätze. Politik aus der eigenen Subjektivität heraus, aber über den eigenen Tellerrand hinaus. Irgendwie unzufrieden mit allem und manchmal hoffnungslos verloren, da eine Revolution, die einem die Sterne vom Himmel holt, nicht in Sicht ist. Immer stärker eingebunden in die Verbindlichkeiten und Mitwirkungspflichten des globalisierten Alltags und trotzdem redlich bemüht um den Gestus, ›unversöhnlich‹ mit dem System zu erscheinen.«[35]

Nach zwanzig Jahren Roter Flora habe sich neben der Feierstimmung auch eine leise Melancholie breit gemacht, denn neben den Erfolgen habe es immer wieder Momente des Scheiterns gegeben: Als Beispiele werden u.a. die missglückten Diskussionen über Sexismus, die auszehrenden Hausmeistertätigkeiten und das stille Verschwinden etlicher AktivistInnen genannt. Der autonome Kongress soll daher ein Ort sein, um Fragen gemeinsam zu klären und an den ewigen Widersprüchen zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu arbeiten.

Insgesamt stehen drei Themenstränge auf der Agenda: theoretische Grundlagen, Konflikte und praktische Orientierung. Bei der Auseinandersetzung mit Theorien solle verhindert werden, »akademisches Herrschaftswissen« wiederzukäuen, indem Theorie und Praxis wieder stärker zusammengebracht würden. Es habe sich in der radikalen Linken eine Trennung durchgesetzt, bei der die theoretische Arbeit auf sehr abstrakter Ebene geführt werde, während gleichzeitig die politische Praxis schlicht und theorielos bleibe und sich auf einen selbstentwaffnenden Bündnis- und Massenansatz beschränke.

Der eigene Umgang mit den Widersprüchlichkeiten und Herausforderungen des Alltags soll ebenfalls diskutiert werden. Dabei zeigt sich die bereits aus den Diskussionen um Sexismus bekannte Erkenntnis, als radikale Linke nicht außerhalb der Gesellschaft zu stehen, abermals deutlich:

> »Konstruierte Identitäten und Personalisierungen lassen sich in unserem Alltag nicht auflösen, indem wir sie verbal für nichtig erklären, sondern indem wie sie als etwas wandelbares betrachten. […] Wir alle sind in unterschiedlicher Weise durchdrungen von den bestehenden Verhältnissen, von Privilegien und Marginalisierung. Sexismus, Rassismus oder Antisemitismus sind ebenso mit uns verwoben wie die sozialen und ökonomischen Bedingungen des Kapitalismus. Es ist nicht möglich, sich durch ein reines Lossagen davon zu befreien. Wir sind und bleiben ein Teil der Verhältnisse.«[36]

35 O.A.: Spreng-Sätze! Autonomer Kongress. In: *Zeck* 150_2009, S. 5f., hier S. 5.
36 O.A.: Spreng-Sätze, S. 6.

Nur gemeinsam könne man versuchen, diesen Verhältnissen eine temporäre Kollektivität entgegenzusetzen, die sich außerhalb der Logiken des Systems bewege. Eine inhärente Gefahr linker Kollektivität sei jedoch, dass sie auf der Ebene von Versatzstücken linker Ideologien stehenbleibe: Statt sich im eigenen Alltag damit zu beschäftigen und linke Ideen immer wieder neu zu erleben, würden sie zu bloßen Schlagworten reduziert, sodass sie die Verhältnisse nicht mehr aufdeckten, sondern nur weiter verschleierten. Ein gutes Beispiel für ein solches Phänomen sei eine verkürzte und personalisierte Kapitalismuskritik.

Der Kongress solle im Idealfall die linken Theorien auf ihre Praxistauglichkeit überprüfen und die eigene Praxis reflektieren und hinterfragen. Auf diese Weise ließen sich sowohl das theoretische Wissen als auch die konkrete Praxis ausweiten und mit neuen Impulsen vorantreiben. Daneben könne der Kongress auch der Vernetzung von autonomen Gruppen dienen. »Wichtig ist uns, das Ganze nicht als Streben nach inhaltlicher Hegemonie oder als reines Forum zur Durchsetzung von Positionen zu betrachten, sondern vor allem als Chance eines heterogenen Blicks auf den Stand der Bewegung.«[37]

Auf den ersten Vorbereitungstreffen kristallisiert sich eine weitere Hoffnung heraus, die mit dem Kongress verbunden wird, wie die Vorbereitungsgruppe Hamburg erläutert:

> »Uns aus dem Vorbereitungskreis bewegt vor allem die Frage, wie wir als radikale Linke wieder mehr politisches Gewicht erlangen können und was ein solches überhaupt ist. […] Unsere Absicht ist es, gesamtgesellschaftliche Diskurse mit den Mitteln unserer Wahl zu verschieben, mit dem Ziel, die herrschende Ordnung zu kippen.«[38]

Dabei müsse es darum gehen, Dinge auszuprobieren und auch ein Scheitern zu riskieren. Anstatt an wiederkehrenden Politikritualen festzuhalten und dadurch immer weiter auf der Stelle zu treten, müsse eine neue, unberechenbare und radikale Praxis erprobt werden. Radikalität dürfe sich nicht am Medienecho, an der Anzahl von DemonstrationsteilnehmerInnen oder am erzielten Sachschaden messen lassen, sondern es müsse darum gehen, die eigenen Inhalte zu vermitteln und gesellschaftliche Relevanz aufzubauen. Wie üblich fordert auch die *Vorbereitungsgruppe* die Umsetzung linker Utopien im eigenen Alltag, gleichzeitig wird die Notwendigkeit des Lernens besonders betont:

> »Es liegt an uns, uns Orte anzueignen, in denen wir subversives Leben als Sabotage an den herrschenden Verhältnissen ausprobieren und lernen. Nicht als fertige Modelle, sondern als Ergebnis von kontinuierlichen Auseinandersetzungen im Rahmen der erfahrenen gesellschaftlichen Widersprüche.«[39]

Der autonome Kongress findet schließlich im Oktober 2009 mit 250 bis 300 TeilnehmerInnen in der Roten Flora statt. Vergleiche zum vergangenen Kongress der 1990er

37 O.A.: Spreng-Sätze, S. 6.

38 VGH – Vorbereitungsgruppe Hamburg: Diskussionspapier zum Autonom-Kongress. In: *Zeck* 152_2009, S. 13f., hier S. 13.

39 VGH – Vorbereitungsgruppe Hamburg, S. 13f.

werden mit einem leicht melancholischen Unterton gezogen, wie beispielsweise in einem Bericht von *Sabine Beck* anklingt:

> »Lange überfällig schien dieses Treffen, wo sich mal Zeit genommen wird, um grundsätzliche Fragen autonomer Politik zu besprechen. Immer wieder wurde der Autonomie Kongress 1995 erwähnt, bei dem sich damals noch 2000 Autonome die Köpfe heiß geredet hatten. 14 Jahre mussten erst vergehen, damit mensch wieder einmal autonom zusammenkam.«[40]

Anspruch des Kongresses sei insbesondere gewesen, die unterschiedlichen Gruppen mit ihren jeweiligen speziellen Teilbereichen in einen intensiveren Austausch zu bringen, um das vorhandene spezifische Wissen nicht nur unverbunden nebeneinander herlaufen zu lassen. Ein grundlegendes Ergebnis des Kongresses sei daher die Absprache gewesen, in mehreren Städten und Regionen wieder regelmäßige autonome Vollversammlungen einzuberufen. Auch für Hamburg habe sich ein Kreis zusammengefunden, der für den Februar 2010 eine erste Zusammenkunft plane.

Die TeilnehmerInnen des Kongresses debattierten u.a. über die Frage, warum die autonome Bewegung in den letzten Jahren so erstarrt gewirkt habe und scheinbar auf der Stelle trete: Ein entscheidender Grund sei ein kaum vorhandenes Geschichtsbewusstsein.

> »Doch nicht nur das Fehlen von Zusammenkünften, auch eine Lücke zwischen den Jungen und den Alten wurde immer wieder bemerkt und scheint mitverantwortlich für einen fehlenden Geschichtsbezug. Debatten, die vor Jahren schon einmal geführt wurden, werden nicht weitervermittelt. Die Jungen fangen immer wieder von vorne an.«[41]

Das sei während des Kongresses immer wieder deutlich geworden, beispielsweise in den Diskussionen über Sexismus, bei denen jüngere TeilnehmerInnen keinerlei Kenntnisse der umfangreichen und langwierigen Diskussionen der Vergangenheit gehabt hätten und ihnen einige Aspekte, die von den älteren Generationen als Grundlage gesehen wurden, gänzlich unbekannt schienen.

Ebenfalls lebhaft debattiert wurde über die Frage des autonomen Politikansatzes: Teilweise sei gefordert worden, dass die Autonomen offener und zugänglicher werden müssten und sich stärker in anderen sozialen und politischen Bündnissen einbringen sollten. Die Vorteile einer solchen Öffnung würden die Nachteile, die daraus entstehen könnten, bei weitem überwiegen: »Autonome Politik ist wirkmächtiger als sie manchmal meint. Die Angst von anderen beeinflusst und verwässert zu werden, übersieht, dass wir andere beeinflussen und radikalisieren.«[42] So habe es in der Vergangenheit schon häufiger Bündnisse gegeben, in denen Personen aus Gewerkschaften oder Parteijugenden von den radikaleren Ansätzen und Aktionen der Autonomen inspiriert worden seien und sich in der Folge ebenfalls weiter radikalisiert hätten. Ein solcher Effekt

40 Beck, Sabine: Ein erster Schritt, der auf Vertiefung wartet. Autonom Kongress – ein Rückblick. In: *Zeck* 154_2010, S. 21-23, hier S. 21.

41 Beck, S. 22.

42 Ebd.

sei nicht zu unterschätzen und dürfe nicht zugunsten einer Selbstabschottung aufgegeben werden. Daher sei mehrfach für ein stärkeres Einmischen in und Aufgreifen von gesellschaftlichen Konflikten argumentiert worden, um politisch wieder relevanter zu werden und sich nicht bloß im eigenen Dunst der »subkulturellen Selbstbezogenheit« zu isolieren.

In einer weiteren Ausgabe der *Zeck* veröffentlicht die Redaktion zwei Grundsatzreferate, über die auf dem Kongress intensiv debattiert worden sei. Die *Reformgruppe Süd-Ost* kritisiert die bereits häufiger angesprochene Diskrepanz zwischen theoretischer Fundierung und politischer Praxis, die zu einer gewissen Ratlosigkeit der Bewegung geführt habe.

> »Es passiert allgemein eine ganze Menge – verglichen mit den düsteren Jahren, die eher von Szene-internen Konflikten geprägt waren. Nicht dass es sie nicht mehr gäbe, aber in vielen Städten haben sie doch abgenommen bzw. an Bedeutung verloren. Warum aber fühlen wir uns trotzdem immer noch so unzufrieden? […] Zum Teil glauben wir liegt das daran, dass das Niveau der praktischen Auseinandersetzungen zwar gestiegen ist, die Reflektion darüber, was wir tun, warum wir es tun und warum wir es in bestimmten Formen tun, aber gering ist oder sogar komplett ausfällt.«[43]

Oft habe es den Anschein, als sei die autonome Bewegung nicht in der Lage, gemeinsam zu diskutieren und solidarisch zu streiten. Dabei sei insbesondere der eigene politische Ansatz zu hinterfragen, beispielsweise bei der bekannten Frage, ob sich Autonome in andere Kämpfe einmischen und sich in breitere Bündnisse einbringen sollten. Das liege einerseits an einer – bewussten oder unbewussten – Abgrenzung gegenüber den als unkritisch und angepasst wahrgenommenen anderen Gruppen. Andererseits liege es aber auch daran, dass man etwas anderes anstrebe als die meisten anderen politischen Akteure:

> »Es geht uns nicht darum, eine vernünftigere, eine bessere Demokratie zu schaffen oder mehr Recht zu erkämpfen, die doch immer von einem Staat gegeben werden, inklusive Kontrolle, Sanktion, Rücknahme. Uns geht es letztlich immer um die Frage, wie wir mit dieser kapitalistischen Gesellschaft und dem Staat endgültig Schluss machen können – nicht durch Reformen und gute Presse, sondern durch die Verbreitung und praktische Umsetzung autonomer Selbstorganisierung, durch direkte Aktion und Solidarität.«[44]

Die AutorInnen warnen vor einer übersteigerten Selbstzufriedenheit, die auf der Überzeugung gründe, dass die Autonomen besser und widerspruchsfreier leben würden als die möglichen BündnispartnerInnen. Autonome seien genauso von den Strukturen der Gesellschaft geprägt wie alle anderen, es könne keine befreite Insel im Kapitalismus geben. Daher müsse es darum gehen, aus dem eigenen Sumpf auszubrechen und mit anderen sozialen und politisch aktiven Gruppen zusammenzukommen, um gemeinsam – wenn auch aus unterschiedlichen Ecken und mit unterschiedlichen Mitteln – für

43 Reformgruppe süd-ost: brennen unsere herzen noch? Ein paar gedanken über den anstehenden »autonomen kongress«. In: *Zeck* 153_2009, S. 9-11, hier S. 9.

44 Reformgruppe süd-ost, S. 10.

eine bessere Gesellschaft zu kämpfen. Die Alternativen zu dieser Öffnung seien trostlos: entweder ein endgültiger Rückzug in die eigenen Nischen oder eine individuelle Kapitulation und die Rückkehr in den Schoß der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Gruppe lädt alle Interessierten zu einer offenen Diskussion ein und grenzt sich deutlich von einer arroganten Haltung ab, der zufolge man erstmal über langjährige eigene Erfahrungen verfügen müsse, bevor man mitdiskutieren dürfe: Es sei egal, ob man gerade erst aktiv geworden sei oder schon jahrelang involviert sei. Eine lange autonome Vita dürfe keine Voraussetzung sein, um sich aktiv am Kongress zu beteiligen, sondern es müsse gerade darum gehen, etwas frischen Wind in die Debatte zu bringen und die eingefahrenen Wege zu verlassen.

Eine Gruppe aus Berlin, die *Anonymen Autonomen Berlin*, beteiligt sich mit einem Grundsatzreferat über Herausforderungen in der Organisierungsdebatte der Autonomen. Sie weist gleich zu Beginn auf die lange Tradition der meisten Probleme hin: »Wenig von dem, was wir erzählen, ist neu. Das meiste wurde schon mal geschrieben, zum Teil vor langer Zeit.«[45] Zwar halte man die aktuelle autonome Organisationsform für die beste derzeit machbare – das bedeute aber nicht, dass es die beste denkbare sei; im Gegenteil gebe es etliche Ansatzpunkte, um unterschiedliche Aspekte zu verbessern.

Die Gruppe präsentiert in ihrer kurzen Bestandsaufnahme eine ganze Reihe von Problemen im Zusammenhang mit der eigenen Organisationsform:

> »unverbindlich, unzuverlässig, große Fluktuation – wenige Gruppen und Strukturen, nur punktuelle Zusammenarbeit – keine kontinuierliche, lang anhaltende politische Arbeit und Zusammenarbeit an gemeinsamen Zielen – kurzatmige Kampagnenpolitik, die nur reagiert – große Anonymität und Abschottung – schlechte Vermittlung von Zielen und Inhalten – starke Abgrenzung.«[46]

Ein Fehler sei, darauf zu vertrauen, dass Menschen von sich aus beginnen würden, sich autonom zu organisieren. Stattdessen sei es sinnvoller, konkrete Angebote zu machen, um so bessere Zugänge für bislang unorganisierte SympathisantInnen zu schaffen. Schwieriger sei hingegen, Auswege aus der kurzlebigen Kampagnenpolitik zu finden. Klare gemeinsame Ziele würden zwar eine stärkere Kontinuität der Bewegung ermöglichen, gleichzeitig sei die eindeutige Verständigung auf konkrete Ziele in der autonomen Geschichte schon immer kompliziert gewesen; Gemeinsamkeit sei stets eher anders hergestellt worden: »Was verbindet uns als Autonome? Vielleicht ist es ja auch nur die Militanzklammer, die Anziehungskraft von Klandestinität und Verbotenem, die uns zusammenhält. Oder die Subkultur als eine andere Klammer?«[47] Auch das gemeinsame Leben der radikalen Inhalte sei konstitutiv für die autonome Szene. Die Aufhebung der Trennung von Alltag und Politik mache es jedoch gleichzeitig schwer, mit den Widersprüchen und Unzulänglichkeiten im eigenen Leben umzugehen. Erforderlich sei daher, sich nicht nur verstärkt über gemeinsame Ziele auszutauschen, sondern gleichzeitig auch deren Umsetzbarkeit im Alltag im Blick zu haben.

---

45 Anonyme Autonome Berlin: Evergreens in den Organisierungsdebatten der autonomen Linken. In: *Zeck* 153_2009, S. 11-13, hier S. 11.

46 Ebd.

47 Anonyme Autonome Berlin, S. 12.

Ein weiteres zentrales Problem sei die Abschottung der Szene. Diese sei zwar aufgrund der drohenden Repressionen nachvollziehbar, allerdings habe sich beinahe so etwas wie ein Fetisch entwickelt: Konspiratives Verhalten und Abschottung würden nicht als notwendiges Übel gelten, sondern geradezu »abgefeiert« werden. Da die manchmal sinnvolle Abschottung und die Öffnung für neue AktivistInnen nur sehr schwer miteinander vereinbar seien, schlagen die AutorInnen eine Art Arbeitsteilung innerhalb der Szene vor: »Aber nicht alle Gruppen und Strukturen einer Bewegung müssen alles können, oder? Wichtig ist doch, dass eine Bewegung insgesamt einerseits ansprechbar und erreichbar und andererseits handlungsfähig ist. Nicht jede Gruppe muss beides können.«[48] Nur so sei es möglich, offen für neu hinzukommende AktivistInnen zu sein, gleichzeitig weiterhin radikal aktiv zu bleiben und die eigenen Inhalte effektiver in die Öffentlichkeit zu vermitteln. Damit dies gelingen könne, sei aber auch ein Umdenken bei den jetzt aktiven Autonomen notwendig. Die Szene sei insgesamt zu sehr mit Abgrenzungen in alle denkbaren Richtungen beschäftigt. Beispielsweise stehe bei Diskussionen über mögliche Bündnisse immer die Abgrenzung und Kritik an anderen Gruppen im Mittelpunkt (gegen ReformistInnen, Parteien, Gewerkschaften, Hippies, Postautonome etc.), anstatt zunächst nach inhaltlichen Gemeinsamkeiten und geteilten Zielen zu suchen. Entweder müsse man sich selbst stärker in Bündnissen einbringen oder aber an existierende Strukturen andocken, die dann bestimmte Aufgaben übernähmen:

> »Wir sollten selbstbewusster autonome Inhalte und Ziele in Bündnissen vertreten und offener in Bündnisprozesse einsteigen. Oder: Natürlich brauchen wir Bündnisse. Zum Beispiel die IL ist eine prima Bündnispartnerin. Die sollen für uns mit Gewerkschaften, NGOs usw. kungeln, die haben da wenigstens Lust drauf.«[49]

Konkretes Ergebnis des Kongresses ist insbesondere die Einrichtung monatlicher autonomer Vollversammlungen in Hamburg, die eine inhaltliche Diskussion in einer längerfristigen Struktur ermöglichen sollen. Die OrganisatorInnen versuchen, aus den zurückliegenden Erfahrungen nach dem G8-Gipfel zu lernen, als schon einmal autonome Vollversammlungen in Hamburg stattfinden sollten und die Treffen nach wenigen Malen wieder eingeschlafen waren. Das Problem damals sei gewesen, dass organisierte Gruppen nicht teilgenommen hätten, weil insgesamt zu unklar geblieben sei, was man mit den Vollversammlungen eigentlich genau erreichen wollte. Bei der Neuauflage solle insbesondere die Vernetzung der verschiedenen Gruppen und der verschiedenen Generationen im Mittelpunkt stehen: »Wir machen immer wieder die Erfahrung, dass sich verschiedene Generationen, jung und alt, kaum kennen und wenig ins Gespräch kommen.«[50] Neben aktuellen Themen und der Vorstellung von einzelnen Gruppen oder Kampagnen solle jedes Mal auch ein vorbereitetes Diskussionsthema bearbeitet werden. Das Ziel sei, die einzelnen Teilbereiche linksradikaler Politik in einen kontinuierlichen Austausch zu bringen:

48 Anonyme Autonome Berlin, S. 12.
49 Anonyme Autonome Berlin, S. 13.
50 O.A.: Interview zur Autonomen VollVersammlung in Hamburg. In: *Zeck* 154_2010, S. 24.

> »Die autonome Vollversammlung ist ein Versuch: es geht uns darum, Gruppen und Einzelpersonen aus dem ganzen Spektrum der linksradikalen, undogmatischen Szene zusammenzubringen. […] Weil wir nicht beim Reden um des Redens willen stehen bleiben wollen. Weil wir uns kluge Ideen erhoffen, von den Leuten, mit denen wir nicht eh schon immer zusammenhocken.«[51]

Das erste Treffen der Autonomen Vollversammlung zieht tatsächlich 100 bis 120 TeilnehmerInnen an. Die Vorbereitungsgruppe erhofft sich in ihrer Begrüßungsrede, mithilfe der autonomen Vollversammlung die reaktive Kampagnenpolitik der Autonomen überwinden zu können:

> »Im Idealfall können wir wegkommen vom kurzfristigen den aktuellen Ereignissen hinterher hecheln, hin zu einer gemeinsamen mittelfristigen Bestimmung politischer Schwerpunkte. Dabei steht die VV für unser Politikverständnis von basisdemokratischer und gleichberechtigter Organisation: es gibt kein Zentralkomitee, sondern die VV bestimmt gemeinsam, wo es langgeht.«[52]

Die Vorstellungen und Erwartungen, die die TeilnehmerInnen an die Vollversammlung stellten, seien insgesamt recht ähnlich gewesen:

> »So war im Endeffekt klar, dass die AVV dem Kennenlernen, der Vernetzung, dem Austausch und der Organisierung dienen soll. Des Weiteren soll die VV als Plattform fungieren, um strategische Fragen gemeinsam zu analysieren, zu klären und zu diskutieren. Die VV soll möglichst Konflikte beilegen können und gemeinsame Stoßrichtungen entwickeln.«[53]

Insbesondere der letzte Punkt, der einen besseren Umgang mit Konflikten thematisiert, spiegelt sich auch in dem gemeinsam festgelegten Schwerpunktthema für die zweite Versammlung wider: Für den März habe man sich vorgenommen, den Umgang miteinander zu reflektieren und eventuell einen Verhaltenscodex für die Szene zu diskutieren.

Zum einjährigen Geburtstag der Vollversammlung 2011 wird in einem Beitrag in der *Zeck* eine erste Bilanz des Formats gezogen. Einerseits sei die Vollversammlung ein Erfolg, weil die Beteiligung nach wie vor hoch sei und insgesamt eine gute und produktive Diskussionsatmosphäre geschaffen worden sei. Andererseits gebe es immer noch etliche (vor allem organisierte) Zusammenhänge, die sich nicht an der Versammlung beteiligten und niemals vorbeigeschaut hätten. Es sei wünschenswert, dass diese Gruppen das Format ernster nehmen und – wenn sie partout nicht teilnehmen wollten – zumindest die Gründe für ihr Fernbleiben, ihre Kritik und ihre Bedenken äußern würden. Eine stärkere Beteiligung organisierter Gruppen sei mittelfristig ohnehin wichtig, damit die geführten Diskussionen (insbesondere über den Frust mit Demonstrationen und Alternativkonzepte für die Vermittlung linker Inhalte) in Zukunft einen größeren

51 O.A.: 2010 fängt gut an: Autonome Vollversammlung am 15. Februar in der Roten Flora. In: *Zeck* 154_2010, S. 23.

52 O.A.: Autonome Vollversammlung. In: *Zeck* 155_2010, S. 9f., hier S. 9.

53 O.A.: Autonome Vollversammlung, S. 10.

Einfluss auf die tatsächlich umgesetzte linksradikale Politik in Hamburg ausübten und die Debatten insgesamt eine größere Verbindlichkeit bekämen.

Die AutorInnen machen insbesondere einen Punkt stark, der ein entscheidender Vorteil der Vollversammlungen sei: nämlich die Tatsache, dass hier Debatten von Angesicht zu Angesicht geführt werden könnten. Außerhalb der Vollversammlungen würden Szene-Debatten, sofern sie überhaupt geführt würden, nur schriftlich ausgetragen, weil sie so geschützter seien und man auf diese Weise eventuell offener Position beziehen könne. Die schriftliche Auseinandersetzung habe aber auch gewichtige Nachteile:

> »Zum einen ist die Hürde, sich schriftlich auf einen Diskussionsbeitrag zu beziehen, deutlich höher und das Tempo solcher Auseinandersetzungen wenig rasant. Es bleibt dem Zufall überlassen, ob sich andere ausreichend angesprochen fühlen, um zu reagieren. […] Zum andern birgt die Anonymität schriftlicher Diskussionen auch die Gefahr, dass solche Debatten unverbindlich und wirkungslos bleiben. […] Und es macht auch für das Aufeinandertreffen in der Praxis einen gewissen Unterschied, wenn mensch einen Eindruck davon hat, was die, mit denen da zusammen agiert wird, eigentlich wollen.«[54]

Die Vollversammlungen würden daher eine gute Basis bieten, um diese Nachteile der schriftlichen Kommunikation auszugleichen. Sogar verbindliche strategische Diskussionen könnten so geführt werden. Allerdings müsse dabei berücksichtigt werden, dass die Kommunikation dann in einem mehr oder weniger öffentlichen Raum stattfinde: »Und das erfordert von allen Beteiligten, sehr verantwortlich mit der Frage der Repression umzugehen.«[55]

Im März 2012 veröffentlicht eine Vorbereitungsgruppe der autonomen Vollversammlung eine Nachbereitung des Treffens, weil sie einige Probleme der VV zur Diskussion stellen möchte. So sei in der Vergangenheit häufiger kritisiert worden, dass auf den Vollversammlungen bloß Aktionen durchgekaut würden und kaum inhaltliche Diskussionen stattfänden. Eine Ursache dafür liege ihrer Meinung nach auch in der eigenen Einstellung: Weil viele Mitglieder der Vorbereitungsgruppe die Mitwirkung des Plenums als zentral erachteten, habe man sich meistens gegen eine strikte Moderation entschieden. So gelinge es selten, wirklich tiefergehende Diskussionen zu führen. Das Spannungsfeld zwischen der Einbeziehung der TeilnehmerInnen und einer straffen Organisierung des Ablaufs werde zudem dadurch größer, dass stets viele verschiedene Menschen mit ganz unterschiedlichen Erwartungshaltungen zur Vollversammlung kämen. Einige würden zwar gerne aktiv mitdiskutieren, andere aber vielleicht lieber passiv Informationen konsumieren; und gerade NeueinsteigerInnen könnten es abschreckend finden, direkt zur aktiven Teilnahme aufgefordert zu werden. Die Vorbereitungsgruppe überlege daher, im Vorfeld jeder Vollversammlung einen groben Plan zu kommunizieren, in welche Richtung die Veranstaltung gehen solle. Das grundlegende Problem sei aber nach wie vor die mangelnde Verbindlichkeit der Diskussionen auf den Vollversammlungen:

---

54 O.A.: Ein paar Argumente für die autonome Vollversammlung. In: *Zeck* 161_2011, S. 22f., hier S. 22.
55 Ebd.

> »Da keine feste Gruppe die AVV organisiert, werden Diskussionen oft mehrfach geführt. So kommt es auch, dass die Diskussion um/über die AVV an sich periodisch wieder auftaucht und dann in Vergessenheit gerät. Dabei ist in manchen Punkten Kontinuität von Vorteil, da ansonsten alte Argumente/Probleme neu entdeckt werden müssen.«[56]

Die Gruppe erhofft sich, durch eine schriftliche Diskussion über die Vollversammlung in der *Zeck* eine höhere Verbindlichkeit der Debatte zu erreichen.

Wenig später zeigt sich jedoch, dass das Konzept der autonomen Vollversammlung in Hamburg keine Zukunft hat. Im Oktober 2012 wird diese Organisationsform von den beteiligten Gruppen aufgegeben:

> »Nachdem die monatliche Vollversammlung am 15.10. zum vierten Mal in Folge wegen zu geringem Interesse ausfallen musste, haben wir gemeinsam das Projekt beendet. Die wenigen, die gekommen sind, fanden das Projekt zwar im Grund sinnvoll, aber wenn es zu wenig Menschen gibt, die das auch so sehen, macht ein weiteres Dahinschleppen keinen Sinn. Die zweieinhalb Jahre, die die AVV existierte, bestand ein großes Problem darin, dass sich organisierte Gruppen kaum beteiligten. Auch das führte dazu, dass Diskussionen vielfach anstrengend und wenig weiterführend verliefen.«[57]

Der autonome Kongress von 2009 ist aber nicht nur der Ausgangspunkt von – vorübergehend – regelmäßigen Vollversammlungen, sondern er soll zwei Jahre später auch in seiner ursprünglichen Form (als Kongress) fortgeführt und vertieft werden. Zwar sei 2009 eine erste Bestandsaufnahme zustande gekommen, wie in einer Einladung zur Kongressvorbereitung betont wird; allerdings sei es kaum gelungen, über gemeinsame Perspektiven nachzudenken. Genau das solle nun der Kongress 2011 nachholen, auf dem in einem bundesweiten Rahmen über die Ziele, Formen und Schwierigkeiten autonomer Politik diskutiert werden könne. Im Vergleich zum Vorgänger solle dieses Mal gezielter an konkreten Schwerpunkten entlang diskutiert werden, wobei die Vorbereitungsgruppe drei Felder vorschlägt: Unter dem Stichwort Krise solle es hauptsächlich um den aktuellen Zustand der Herrschaftsverhältnisse gehen, darum, wie sie sich aktuell konkret formieren, ob sie sich zuspitzen, erneuern oder bloß in ihren klassischen Formen fortsetzen. Zweitens könne über die Transformation autonomen Widerstands diskutiert werden: Wenn sich die eigenen Lebens- und Arbeitsbedingungen und damit auch die vielbeschworene »erste Person« verändern, müsste dann nicht auch das autonome Projekt neu bestimmt werden? Hier solle auch die Funktion von autonomen Freiräumen diskutiert werden:

> »Haben wir uns mittlerweile zu sehr in unsere Nischen zurückgezogen und uns mit dem eisigen draußen abgefunden? […] Besetzte Räume wie die Rote Flora in Hamburg sind wichtig, aber geht es darin ums Überwintern und Warten auf bessere Zeiten? […] Streben wir nach wie vor entschlossen und tatkräftig an, die Gesellschaft zu verändern,

56 AVVmärz-Vorbereitungs-crew: Nachbereitung Autonome VollVersammlung vom 15.03.2012. In: *Zeck* 168_2012, S. 5.

57 O.A.: Die AVV existiert nicht mehr. In: *Zeck* 171_2012, S. 3.

> oder haben wir uns arrangiert und verharren autistisch in unseren selbst geschaffenen, aber begrenzten sogenannten Freiräumen?«[58]

Drittes Thema könne Militanz sein, ihre Vermittlung, ihr Wechselspiel mit anderen Aktionsformen sowie die Bedingungen, unter denen sie emanzipative Wirkung entfalten könne.

Im Januar 2011 findet ein erstes Planungstreffen in Köln statt. Hier sei ebenfalls diskutiert worden, den Kongress als eine inhaltliche Weiterführung des Kongresses von 2009 zu konzipieren: Während 2009 noch eine relativ selbstbezogene Bestandsaufnahme der Autonomen erfolgt sei, sollten dieses Mal die gesellschaftlichen Verhältnisse im Mittelpunkt stehen. In diesem Zusammenhang sei insbesondere der eigene Bezug zur Gesellschaft zu hinterfragen: »Wollen wir eine relevante gesellschaftliche Kraft durch die Offenheit gegenüber anderen werden, dann muss die nischenhafte Feierabendpolitik aufgebrochen werden.«[59] Man erwarte, dass der Kongress die politische Nabelschau des Kongresses zwei Jahre zuvor überwinde und eine gemeinsame politische Agenda voranbringe.

Diese hohen Erwartungen kann der Kongress, der im Juni 2011 in Köln stattfindet, nicht einlösen. Im Gegenteil lässt er die Teilnehmenden recht ratlos zurück, wie ein Auswertungstext von Autonomen in der *Zeck* nahelegt:

> »Zwei Monate sind seit dem Kölner Autonomen Kongress vergangen. Ganz so, als hätte es ihn nie gegeben, so der Eindruck im Nachhinein. Die Sprachlosigkeit und das Nichtverhalten im Anschluss an den Kongress spiegeln die allgemeine Atmosphäre aus Köln ganz gut wider.«[60]

Dies sei sehr bedauerlich, weil die Rahmenbedingungen für den Kongress eigentlich ideal erschienen: Mit 400-500 TeilnehmerInnen war die Veranstaltung sehr gut besucht, die Diskussionsatmosphäre sei äußerst solidarisch und angenehm gewesen und die Vorbereitungsgruppe habe mit einem transparenten Ablaufplan und einer umfangreichen Textsammlung eine gute Grundlage gelegt.

Ein Problem sei aber gewesen, dass es nur eine geringe Zahl von inhaltlichen Beiträgen gegeben habe: »Der Eindruck, dass es nur noch wenige autonome Zusammenhänge gibt, die ihren theoretischen Output zur Diskussion stellen, wurde während und nach dem Kongress bestätigt.«[61] Auch der konkrete Ablauf des Kongresses habe eine fokussierte inhaltliche Diskussion leider unmöglich gemacht: Jedes Thema sei durch ein Eingangsreferat angerissen worden, im Anschluss habe man in Kleingruppen eine knappe Stunde Zeit gehabt, über den Input zu diskutieren, danach hätten dann die Kleingruppen ihre jeweiligen Ergebnisse im Plenum vorgestellt. Die Zeit für die Diskussion in den Kleingruppen sei aber leider zu knapp bemessen gewesen; da manche

---

58 O.A.: Einladung – Vorbereitungstreffen für einen »Kongress« für autonome Politik 2011. In: *Zeck* 160_2011, S. 9-13, hier S. 11.

59 O.A.: Einladung zum Vorbereitungstreffen für einen Kongress für autonome Politik 2011. In: *Zeck* 161_2011, S. 23f., hier S. 23.

60 Ein paar Autonome aus Rhein-Main: Ein Rückblick auf den Kongress für autonome Politik vom 17.–19.6.2011 in Köln. In: *Zeck* 165_2011, S. 18f., hier S. 18.

61 Ebd.

Kleingruppen fast achtzig TeilnehmerInnen umfassten, sei eine Diskussion zudem ohnehin schwierig gewesen und zumeist hätten nur einige gut vorbereitete Personen das Wort ergriffen, während der Rest schweigend zugehört habe. Das Zusammentragen im großen Plenum habe dann ebenfalls keine tiefergehenden Diskussionen ermöglicht.

Insgesamt seien die Themen zu breit für eine sinnvolle Diskussion gewesen. Erschwerend sei hinzugekommen, dass sich viele TeilnehmerInnen in keiner Weise inhaltlich vorbereitet hätten:

> »Hätten sich mehr Leute die Mühe gegeben, den Reader zu lesen […] wäre der Kongress im Wesentlichen weitaus effektiver gelaufen. So ergab sich permanent das Problem, dass Diskussionsbeiträge weitab vom eigentlichen Thema eingeworfen wurden. […] so, wie die Diskussionen letzten Endes liefen, wäre eine Vorbereitung nicht nötig gewesen. Denn irgendwie mitlabern konnte so jede/r.«[62]

Ein gutes Beispiel seien die Diskussionen zum Thema Militanz gewesen: Hier seien so unterschiedliche Konzepte und Ideen verbreitet, dass eine Diskussion in einer Gruppe zusammengewürfelter Leute, die sich nicht kennen, völlig aussichtslos gewesen sei. Auch habe sich hier die fehlende Vorbereitung besonders drastisch gezeigt, die meisten Teilnehmenden hätten keinerlei Bezug zu den aktuellen oder vergangenen Debatten zu dem Thema hergestellt. »Auch hier wurde wieder nicht entlang der Kongressthesen diskutiert, sondern es wurde viel mehr ins Blaue geredet, ohne dass wohl eine/r der Beteiligten irgendeinen Nutzen daraus ziehen konnte.«[63]

Insgesamt sei durchaus erstaunlich gewesen, wie viele Menschen sich weiterhin für autonome Politik interessierten bzw. sich sogar mit dem Label »autonom« identifizieren könnten. Es habe sich aber auch gezeigt, wie divers die Bewegung aktuell sei. Gemeinsame Ziele oder Strategien seien zumindest nicht erkennbar gewesen. Der Bewegung werden insgesamt eine gewisse Geschichtslosigkeit und ein kurzes Gedächtnis vorgeworfen, was zusammen zu einer enormen Schwierigkeit führe, aus der eigenen Politik zu lernen:

> »Auch ist uns unklar, wieso es während des Kongresses keinerlei Bezugnahme auf den Autonomen-Kongress in Hamburg 2009 gab. Sollte der Kongress in Köln nicht irgendwo darauf aufbauen bzw. eine Weiterführung darstellen? […] Ein weiteres Problem, wenn auch kein unbekanntes, scheint uns die mangelnde Nachwuchsarbeit/Wissensweitergabe durch ältere Genossinnen zu sein. Wir haben den Eindruck, dass viele junge Autonome versuchen, die ›Alten‹ nachzumachen, jedoch die Zeit der 1980er/90er durch die rosa Brille betrachten und keine Schlüsse aus dem Scheitern der damaligen Bewegung ziehen (können).«[64]

62 Ein paar Autonome aus Rhein-Main, S. 18.
63 Ein paar Autonome aus Rhein-Main, S. 19.
64 Ebd.

9.2 Debatten über Demonstrationen und konkrete Strategie

Immer wieder wird in der *Zeck* anhand der Auswertung von vergangenen Aktionen versucht, über Stärken und Schwächen bestimmter strategischer Ansätze zu diskutieren und neue Aktionsformen zu entwickeln. Insbesondere das Auftreten der autonomen Bewegung in dem sogenannten Schwarzen Block auf Demonstrationen ist wiederholt Gegenstand interner Kritik, »da dieses als sehr militaristisch und martialisch rüberkommt, Militanz dort teilweise fetischisiert wird und damit patriarchale Strukturen reproduziert werden.«[65] Aus der Debatte hätten sich daher eine ganze Reihe neuer Konzepte und Aktionsformen ergeben, die kreativer seien und stärker versuchen würden, Politik und Kultur zu verbinden, beispielsweise *Reclaim the Streets*-Partys, *Critical Mass*, *Pink Silver* oder *Carnival against Capitalism*.[66] Oft ist eine schlichte Frustration mit den klassischen Mitteln des Protestes die Ursache für die Erschließung neuerer Aktionsformen: »Demos, Flugblätter verteilen erscheinen uns oft als überholt und ausgelutscht. Um der alltäglichen Frustration, Trägheit und Phantasielosigkeit etwas entgegenzusetzen, holen wir das Konzept der Spaßguerilla wieder aus der Schublade.«[67] Der Vorteil dieser Aktionsformen, die beispielsweise gefälschte Behördenschreiben, das Verändern von Reklametafeln oder die Durchführung von *Fake*-Kontrollen umfassen, sei ihr subversiver Charakter, der bestens geeignet sei, um starre gesellschaftliche Verhältnisse zu entlarven und aufzubrechen. Solche Aktionen würden den Rhythmus des Alltags durcheinanderbringen und seien im Vergleich zu militanten Aktionen für Außenstehende weniger abschreckend.

Die um sich greifende Unzufriedenheit mit klassischen Demonstrationen speist sich laut der Einschätzung linksradikaler Gruppen in der *Zeck* gleichzeitig aus internen und externen Faktoren. Die Gruppe *See-you-in-the-streets-Gang* argumentiert, dass insbesondere die starke Präsenz von Polizeikräften auf autonomen Demonstrationen dazu führe, dass die Teilnahme oft unangenehm sei. Anwesende müssten sich an die Spielregeln der Polizei halten, es herrsche oft ein Gefühl des Ausgeliefert-Seins, das keine Handlungsoptionen und keine Selbstbestimmung zulasse. Darüber hinaus sei eine weitere Konsequenz, dass sich die Demonstration oftmals nur an der Polizei abarbeite und keine weiteren inhaltlichen Akzente setzen könne. Die starke Begleitung von Demonstrationen durch Polizeispaliere oder schwere Geräte wie Wasserwerfer werde ergänzt durch eine Vielzahl von Auflagen bei der Anmeldung, beispielsweise das Verbot des Laufens oder Hüpfens oder die Beschränkung der Länge von Transparenten. Dabei dienten die massive Polizeipräsenz und die Reglementierung der Demonstration insgesamt der Präsentation und Legitimation von Macht. Die im Vorfeld vieler Demonstrationen heraufbeschworenen Bedrohungsszenarien bestätigten die Legitimität

65 O.A.: Global Action – Local Congress. Perspektiven linksradikaler Politik. In: *Zeck* 104_2001, S. 6f., hier S. 7.

66 Ein Überblick über verschiedene Aktionsformen jenseits der klassischen Demonstration findet sich auch bei Amann, Marc (Hg.) (2011): go. stop. act! Die Kunst des kreativen Straßenprotests. Geschichten – Aktionen – Ideen. Grafenau u.a: Trotzdem.

67 O.A.: zugeschaut und nachgebaut – kleine anregungen für den subversiven alltag. In: *Zeck* 116_2003, S. 14.

des Polizeiapparates, unabhängig davon, ob es sich um eine bewusste Strategie oder eher um eine verselbstständigte Eigenlogik handele.

Diese externen Faktoren reichten aber nicht aus, um die Frustration gänzlich zu verstehen. Hinzu komme eine Reihe interner Faktoren. Zuallererst sei die Demonstrationskultur und das darin eingeschriebene Selbstverständnis problematisch:

> »Unsere Demokultur zeichnet sich durch eine einigermaßen ritualisierte Choreographie aus: Gehen in einem Block, mit Vorliebe durch die üblichen Viertel, möglichst in Ketten, umhüllt von Transparenten (sofern dieses nicht durch Auflagen beschränkt ist) und zwischendurch ein paar billigend in Kauf genommene Redebeiträge.«[68]

Diese Form der Abschottung sei aber nur in Einzelfällen ein notwendiger Selbstschutz oder ein gewollter politischer Ausdruck, meistens sei sie eher ein Relikt alter Tage und eine Form der Selbstvergewisserung, die beinahe autistisch sei und die Demonstration häufig lähme. Der Einheitslook, die schwarzen Klamotten und die Zurschaustellung von Militanz seien Ausdruck einer Zeitschleife, in der schlicht auf Konzepte aus den 1980er Jahren zurückgegriffen werde, die unter heutigen Bedingungen nur bedingt sinnvoll seien.

Die Verbindung von verschiedenen Kämpfen auf größeren Bündnisdemonstrationen gelinge meistens nur sehr eingeschränkt, so dass die Mobilisierungsaufrufe und Redebeiträge eine Aneinanderreihung von postulierten Problemen ergäben, die nur zeige, »dass in Hamburg ganz schön viel Scheiße passiert«[69], aber keine Perspektiven für linksradikale Interventionen aufzeige. Zusätzlich führe die reflexartige Ankündigung von Demonstrationen als standardmäßige Reaktion auf alle möglichen Vorfälle dazu, dass zu viele verschiedene Demos in zu kurzer Abfolge veranstaltet würden.

> »Der Demomarathon verheizt Kräfte und macht unsere Schwäche umso sichtbarer. In ihm wird Bewegung eher vorgetäuscht, anstatt dieser beizutragen. […] Eine Konzentration auf weniger Termine, die dafür aber mit mehr Elan angegangen würden, könnte auch dazu führen, dass wir das, was wir wollen erstens besser klar kriegen und zweitens dann auch kraftvoller auf der Straße artikulieren können.«[70]

Die Kombination dieser Faktoren führe zu einem kontinuierlichen Abwärtstrend: immer weniger Erfolgserlebnisse und dadurch eine demoralisierende Wirkung nach innen. Dennoch solle man sich nicht leichtfertig von der Aktionsform der Demonstration verabschieden. Demonstrationen seien anerkannte, etablierte, sicht- und hörbare Formen politischer Praxis, die kollektive Opposition gegen Herrschaftsverhältnisse nicht nur ausdrücken, sondern auch hervorbringen könnten. Sie seien symbolische und temporäre Aneignungen von öffentlichem Raum und trügen maßgeblich zur Reproduktion der Szene bei, weil es sich bei ihnen um niedrigschwellige Zugangsmöglichkeiten handele. Auch die Selbstvergewisserung, nicht allein und vereinzelt zu sein, sondern

68 See-you-in-the-streets-gang: Einige Aspekte zur Unerfreulichkeit gegenwärtiger Demonstrationskultur. In: *Zeck* 128_2005, S. 8-11, hier S. 9.

69 Ebd.

70 Ebd.

gemeinsam für etwas zu kämpfen, sei eine prinzipiell wertvolle Qualität von Demonstrationen.[71]

Demonstrationen sollten daher nicht abgeschafft, sondern kritisch modifiziert werden. So müsse sich die Szene z.B. fragen, ob die Konfrontationslogik bzw. die Inszenierung von Militanz auf jeder Demonstration angebracht seien.

> »Zu fragen wäre allerdings, ob die Bullen tatsächlich irgendwen oder irgendetwas vor (einigen von) uns beschützen müssen. Was und welche würden wir konfrontieren, wie agieren, wenn mal kein Staatspersonal zur Stelle wäre? Gäbe es dann die Riots, für die sich viele Demoteilnehmer_innen dem Habitus und den Parolen nach schon bestens gerüstet haben? Oder schmeichelt gerade die massive Polizeipräsenz der Fiktion einer eigenen ›Gefährlichkeit‹, die so weder eingelöst werden kann noch soll?«[72]

Auch müsse man sich die Frage stellen, ob eine Demonstration eher der Selbstbestätigung und Kollektivität nach innen oder eher der Vermittlung von Inhalten nach außen dienen solle. Ebenso sei zu fragen, ob Redebeiträge geeignet seien, um Inhalte zu vermitteln, oder ob sie nur nerven würden (oder beides).

Es gebe keinen guten Grund, an bestimmten Aspekten von Demonstrationen krampfhaft festzuhalten, obwohl sie nicht mehr sinnvoll seien. Die AutorInnen versuchen hier also wieder einmal, einen expliziten Lernprozess anzustoßen; sie fordern, sich mehr mit der Geschichte der Demonstrationskultur zu beschäftigen und verschiedene Elemente unterschiedlicher Aktionsformen zusammenzubringen.

> »Durch eine historische Perspektive würde wahrscheinlich zunächst einmal deutlich werden, dass es sich bei Demopraxen um Ergebnisse von Lernprozessen handelt und nicht um Reißbrettentwürfe (was nicht ganz unwesentlich für die Entwicklung toller neuer Konzepte ist). […] So ließe sich vielleicht aus der Geschichte lernen, anstatt sich an bereits gemachten Fehlern abzuarbeiten – neue werden wir eh machen.«[73]

Zwei prinzipielle Entwicklungen seien denkbar: Entweder könne man versuchen, neue Demonstrations- und Aktionsformen zu entwickeln, oder aber an den alten Formen festhalten und dabei versuchen, neue Spielräume zu gewinnen.

Ein Konzept, das in die zweitgenannte Richtung gehe, sei z.B. das *Out of Control*-Konzept, bei dem versucht werde, durch zeitweilige Zerstreuung aus der engen Polizeibegleitung auszubrechen, die Demonstration schwer kontrollierbar zu machen und die Polizeipräsenz ad absurdum zu führen.[74]

In der Nachbereitung einer Demonstration gegen die NATO-Sicherheitskonferenz 2011 werden ebenfalls neue Varianten und Alternativen zum klassischen Demo-Block diskutiert. Man habe sich im Vorfeld auf eine Form geeinigt, von der man sich eine größere Wahrnehmbarkeit der eigenen Inhalte verspreche:

---

71 Vgl. see-you-in-the-streets-gang, S. 10.

72 Ebd.

73 See-you-in-the-streets-gang, S. 11.

74 Vgl. dazu AK Out of Control: Out of Control 15.12.2007 bundesweite Demo und Interventionsraum. In: *Zeck* 141_2007. Vgl. auch Netzwerk »Out of Control«: Das Freiburg Programm. In: *Zeck* 156_2010 sowie o.A.: Hamburg out of control. In: *Zeck* 144_2008.

> »Wir hatten uns dieses Jahr dafür entschieden, das Auftreten des Blockes offener zu gestalten: So lief die Blockspitze ohne Seitentransparente und ohne Ketten – sehr wohl aber in organisierten Reihen. […] Der Block in dieser Form war entschlossen, aber nicht abgeschlossen, sichtbar, laut, kreativ und selbstbewusst.«[75]

Trotz dieses offenen Ansatzes dürfe aber nicht riskiert werden, dem Zugriff der Polizei schutzlos ausgeliefert zu sein. Daher sei es wichtig, dass die vorderen Teile der Demonstration vornehmlich von organisierten Gruppen getragen würden, die im Falle der Konfrontation mit der Polizei wüssten, was zu tun sei:

> »Wir finden es sinnvoll, dass sich organisierte Zusammenhänge im Vorfeld verbindlich absprechen, um während der Demo in offenen Reihen zu gehen, die sich im Fall von Bullenübergriffen schnell zu einem mit Seitentranspis geschützten und in Ketten laufenden Block zusammen tun können, aber dieses Repressionsszenario nicht stets in ihrem Auftreten vorwegnehmen müssen.«[76]

Zudem sei wichtig, eine breit aufgestellte Struktur von OrdnerInnen zu organisieren, die in der Lage sein müsse, die gemeinsam getroffenen Entscheidungen effektiv umzusetzen.

Auch eine andere Gruppe, *The Uncontrollables*, plädiert für dezentralere Organisationsformen. Angemeldete oder spontane Demonstrationen seien immer einer starken polizeilichen Kontrolle unterworfen, was sie starr und leicht beherrschbar mache. »Wenn Spontan-Demos vor der Flora nicht mehr laufen dann muss sich wohl Ort, Zeit und Tempo ändern. Wenn große Demos in Wanderkessel und Kontrolle erstickt werden, könnte Mensch sich ja durchaus ein wenig später an anderem Ort wieder zusammenfinden.«[77] Wechselkleidung sei ebenfalls ein hervorragendes Mittel, um Kontrollen zu umgehen und der Polizei eine klare Zuordnung vor und nach der Demonstration so schwer wie möglich zu machen. Abschließend plädieren die AutorInnen für eine stärkere Lernbereitschaft der Szene, die insgesamt zu lange an althergebrachten Ritualen festhalte: »Wenn wir also das nächste Mal feststellen, dass eine Strategie, ein Plan, nicht mehr funktioniert, sollten wir es einfach mal mit etwas anderem versuchen und nicht immer Fehler wiederholen.«[78]

Natürlich wäre es irreführend, die Kritik am klassischen Auftreten von Demonstrationen als Konsens in der linken Szene anzusehen: Dass linksradikale Demonstrationen so aussehen, wie sie aussehen, liegt nicht nur an der mangelnden Lernfähigkeit der Szene, sondern auch daran, dass zumindest einige TeilnehmerInnen einen solchen Ablauf favorisieren. Dieser Umstand zeigt sich beispielsweise in der Kritik *Einiger (Post-)Autonomer* an einer Demonstration in Hamburg im Januar 2012. Sie kritisieren in ihrem Beitrag insbesondere die Außenwirkung der Demonstration, die aus ihrer Sicht exemplarisch für das Auftreten der radikalen Linken sei. Die politischen Inhalte würden sich zumeist auf Parolen und stumpfe Ablehnung beschränken; die Äußerungen auf Transparenten, beispielsweise die Forderung danach, deutsche Kontinuitäten anzugreifen,

75 O.A.: Nachbereitung zu den anti-siko Protesten 2011. In: *Zeck* 161_2011, S. 4f., hier S. 5.
76 Ebd.
77 The uncontrollables: Mal wieder was wagen. In: *Zeck* 161_2011, S. 13.
78 Ebd.

seien für Außenstehende kaum zu verstehen und könnten daher auch keine Wirkung entfalten. »Es erscheint so, als ob Mensch überhaupt nicht wüsste, an wen oder was sich die Demonstration überhaupt richtet. Gesellschaftskritik dieser Art erreicht im besten Fall noch die ›eigenen‹ Leute, jedoch selten den Großteil der Gesellschaft an sich.«[79] Hinzu komme die für die konkrete Situation völlig unangemessene Formation eines abgeschlossenen Schwarzen Blocks, obwohl es sich erkennbar um eine »reine Latschdemo« gehandelt habe.

> »Wiederum wird Mensch den Eindruck nicht los, dass es vielen Demonstrationsteilnehmer_innen nicht um eine ernsthafte Vermittlung von linksradikalen Inhalten geht, sondern vielmehr um das zur Schau stellen einer identitätsstiftenden ›rebellischen Haltung‹.«[80]

Die AutorInnen hoffen auf eine intensivierte Reflektion der eigenen Verhaltensweisen, Aktionsformen und Auftreten in der Zukunft, weil die radikale Linke sonst keine Chance habe, tatsächliche gesellschaftliche Relevanz zu erlangen. »Die radikale Linke sollte den bestehenden Verhältnissen endlich mehr entgegensetzen können, als antiquierte Aktionsformen aus den 80igern!«[81]

Bestimmte spektakuläre Anlässe dienen immer wieder als Ausgangspunkt, um die eigene Praxis einer verstärkten Überprüfung zu unterziehen. Ein solcher Anlass ist beispielsweise die bereits mehrfach erwähnte Demonstration vom 21. Dezember 2013, bei der es trotz mehrerer tausend TeilnehmerInnen nicht gelingt, sich gegen den Widerstand der Polizei in Bewegung zu setzen. Im Nachgang finden etliche dezentrale Aktionen statt, bei denen die Polizei die Lage nicht unter Kontrolle bekommt und so insgesamt ein hoher Sachschaden verursacht wird.[82]

In der Nachbereitung der Demonstration überwiegt die Kritik an den eigenen Planungen: Das Schanzenviertel sei ein schlechter Startpunkt gewesen, da es bei ausreichender Vorbereitung der Polizei sehr leicht zu sichern sei. Bei der Vorbereitung der Demo habe man sich aber zu wenig mit taktischen Fragen beschäftigt, wohingegen die Polizei in dieser Beziehung einen Schritt voraus sei: »Im Gegensatz zu uns werden die Erfahrungen der Aufstandsbekämpfung bei den Bullen seit Jahrzehnten systematisch ausgewertet und entsprechende Schlüsse daraus gezogen.«[83] Anstatt die Möglichkeiten zu sondieren, wie und wo die Demonstration, wenn nötig, mit anderen Mitteln durchsetzbar wäre, habe man sich bei der Planung nur an den traditionellen symbolischen

---

79 Einige (Post-)Autonome: Kritik zum Auftreten der Demonstration »Der Tod ist ein Meister aus Deutschland«. In: *Zeck* 167_2012, S. 4.

80 Ebd.

81 Ebd.

82 Zwar wird der Sachschaden überwiegend als Erfolg gewertet, es finden sich aber auch kritische Stimmen innerhalb der Szene. So bewertet die Zeck-Redaktion die Aktionen der Kleingruppen folgendermaßen: »[…] es gelang großen und kleinen Gruppen in der Folge sich im Bereich St. Pauli/Reeperbahn die Straße zu nehmen und massiven Sachschaden zu produzieren. Dabei sind viele gute Aktionen zustande gekommen, über andere werden wir diskutieren müssen.« Redaktion: Vorwort der Redaktion. In: *Zeck* 178_2014, S. 2.

83 O.A.: Von der Schanze bis zur Reeperbahn. In: *Zeck* 178_2014, S. 6f., hier S. 6.

Orten (Rote Flora, Esso-Häuser, Schanzenviertel) orientiert. Dieser Fehler sei aus der aktuellen Lage der alten linken Netzwerke zu erklären:

> »Jenseits aller Polemik muss vielleicht auch thematisiert werden, inwieweit die ›üblichen Netzwerke‹ in Hamburg rund um die Flora und das Recht auf Stadt mit der Organisierung eines solchen Tages auch deshalb überfordert sind, weil sie jenseits aller solidarischen Haltung gegenüber militanten Aktionen einfach nicht Teil einer aufständischen Praxis sind.«[84]

Hier wird also ein relativ klarer Strich zwischen den etablierten Netzwerken und der aufständischen Bewegungspraxis gezogen. Anders als bei der Kritik, die sich gegen die sogenannten BewegungsmanagerInnen richtet (mehr dazu unter Punkt 9.4), führt diese Einschätzung aber zu keiner Entsolidarisierung, sondern eher zu einer Sichtweise, die die Unterschiedlichkeit von politischen Formen von verschiedenen Teilen der Linken betont und dabei berücksichtigt, dass diese sich gegenseitig ergänzen.

> »Unsere Grüße gelten: Den Leuten rund um den Recht auf Stadt Block, die sich über Stunden von den Bullen nicht haben einmachen lassen – über alle politischen Unterschiede hinweg, dafür lieben wir euch! Den Leuten aus der Flora, deren Sicht auf viele Dinge wir nicht teilen, die aber konsequent und langatmig ›ihr Projekt‹ immer wieder in die Waagschale werfen, um den Frieden im Empire ein wenig brüchiger werden zu lassen.«[85]

Gerade bei größeren Bündnissen steht immer wieder die Frage im Zentrum, welche Aktionen durchgeführt werden sollen und welche im Rahmen des Bündnisses nicht akzeptiert werden. Das Prinzip eines zeitlich und räumlich begrenzten Aktionskonsenses, auf den man sich im Bündnis einigt und innerhalb dessen dann alle beteiligten Gruppen selbstständig agieren können, scheint zwar auf den ersten Blick eine Lösung für dieses Dilemma zu bieten, wird aber selbst mehrfach zur Zielscheibe von Kritik. Der Vorwurf, den *Einige autonome Gruppen* vorbringen, ist folgender: Ein Aktionskonsens sei nichts anderes als der Versuch einer Befriedung des Protests und solle militante Auseinandersetzungen verhindern. Diese Kritik wird abermals mit der Kritik an der Rolle sogenannter BewegungsmanagerInnen verbunden:

> »Wir betrachten das als eine unerträgliche Repräsentanz, in der eine Gruppe als vorturnende ›Aktionsleitung‹ dem Rest als Herde die Handlungsoptionen vorgibt. Das deckt sich weder mit unserem Selbstverständnis, noch trägt es unserer Ansicht zu einer Stärkung der Bewegung bei.«[86]

Auch innerhalb eines Bündnisses sei wichtig, sich immer nur als einen Akteur von vielen zu begreifen. Statt also einen für alle verbindlichen Rahmen vorzugeben, sei es daher sinnvoller, die Vielfalt einer Bewegung zu akzeptieren und offensiv zu einer Stärke zu

84 O.A.: Von der Schanze bis zur Reeperbahn, S. 7.

85 Ebd.

86 Einige autonome Gruppen: Vielfalt statt Einfalt – Bewegung ohne »Aktionskonsens« stärken. Eine Absage an jegliches Hegemonie-Bestreben innerhalb des Widerstandes. In: *Zeck* 190_2016, S. 10f., hier S. 10.

machen. Die Protestbewegung aus dem Wendland wird dabei als Vorbild skizziert: Die Gewöhnung an die eigene Vielfalt sei

> »ein Lern und Streitprozess, den die unterschiedlichsten Gruppen im Wendland bereits hinter sich haben: Hier hat sich eine kooperative Vielfalt darauf verständigt, dass 1.) jeder seine Aktionen selbst kommentiert (über selbst gewählte Verbreitungskanäle) und 2.) diese als eine von vielen darstellt. Ein solches solidarisch-kollegiales Nebeneinander vereint im gesamtheitlichen Miteinander muss zwar immer wieder erstritten werden (Castor-Schottern 2010), ist jedoch seit vielen Jahren guter Widerstandston im Wendland.«[87]

Die BefürworterInnen eines verbindlichen Konsenses würden zumeist einwenden, dass die Unberechenbarkeit von Protesten mögliche SympathisantInnen abschrecken könne oder eine gedeckelte Militanz die Masse vor allzu heftigen Übergriffen durch die Polizei schütze. Beides sei allerdings ein Irrglauben: Unberechenbarkeit und Vielfalt seien Stärken des Protests, und oft habe die Vergangenheit bereits bewiesen, dass sich die Heftigkeit der Reaktion der Polizei nicht unbedingt an den eigenen Mitteln orientiere. Die AutorInnen warnen außerdem vor einem Teufelskreis, in den man gerate, wenn man bei allen Aktionen ausschließlich auf die Mobilisierung von mehr Masse setze: Der Wunsch, immer mehr zu werden, führe oft dazu, dass jede Aktion ein Erfolg sein müsse, um eine verstärkte positive Ausstrahlung zu garantieren. Kritische Analysen seien dann nur noch im Hinterzimmer möglich; teilweise führe dieser Erfolgsdruck auch zu verstärkter Kooperation mit der Polizei, um einen reibungslosen Ablauf zu garantieren. Insgesamt sei ohnehin wichtig, dass man allen Hegemoniebestrebungen innerhalb der radikalen Linken eine klare Absage erteile: »Nichts lähmt und bremst die Dynamik sozialrevolutionärer Bewegungen stärker als jedweder Versuch von Vereinnahmung oder Alleinvertretung.«[88]

Diese Überzeugung ist auch Basis der Mobilisierung gegen den G20-Gipfel in Hamburg, wie die *Kampagne Flora bleibt unverträglich* skizziert:

> »Wenn der G20 im Juli 2017 nach Hamburg kommt, sehen wir keinen Erfolg in einer Mobilisierung, die viele Menschen auf den kleinsten gemeinsamen Nenner versammelt und von der am Ende wenig mehr bleibt als simple Botschaften. Wir sind stattdessen für eine politische Differenzkultur mit utopischem Überschuss, die notwendige Radikalisierungen im Handgemenge nicht nur zulässt, sondern beabsichtigt.«[89]

Es sei der falsche Weg, einen gesamtgesellschaftlichen Konsens anzustreben. Stattdessen seien Brüche, Differenzen und Streit notwendig. Aus einem ähnlichen Grund wird auch linker Populismus, der bestehende Ressentiments aufgreifen und linke Politik mehrheitsfähig machen wolle, abgelehnt. Eine gesellschaftliche Mitte, die entmenschlichte Zustände an den EU-Außengrenzen, Armut, kapitalistische Zwänge oder Kriege

87 Einige autonome Gruppen: Vielfalt statt Einfalt, S. 10.
88 Einige autonome Gruppen: Vielfalt statt Einfalt, S. 11.
89 Kampagne Flora bleibt unverträglich: Schluss mit dem Konsens: Für Differenzkultur und radikale Antworten gegen den Wettbewerb der Elendsverwaltung. In: *Zeck* 196_2017, S. 8f., hier S. 8.

als unveränderlich akzeptiere, könne keine Basis linker Inhalte sein und dürfe daher auch gar nicht erst als Zielgruppe linker Politik anvisiert werden.

Die AutorInnen erwarten Proteste gegen den Gipfel, die völlig anders verlaufen werden, als alle im Vorhinein glauben.[90] Die Proteste seien ein offenes Experiment, an dem alle teilhaben könnten.

> »Die Autonomie von Bewegungen und Akteur*innen ist dabei gut und nicht schlecht. Geordnete, mahnende Proteste nach den jeweils vorherrschenden moralischen Maßstäben und Spielregeln sind das Mittel jener, die an der bestehenden Gesellschaftsordnung teilhaben wollen und können. […] Wir lehnen Hegemoniebestrebungen ab, die für Demonstrationen und Proteste allgemeingültige Regeln aufstellen und so definieren wollen, wer oder was als Protest politisch anerkannt wird.«[91]

Auch in Bezug zur Gesellschaftsordnung wird Vielfalt und Differenz gefordert:

> »Wir wollen eine andere Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Wir suchen dabei nicht den kleinsten gemeinsamen Nenner oder den Kompromiss, sondern Brüche und Experimente für eine Welt, in der viele Welten möglich sind. Unser Ziel ist eine solche Radikalisierung der Gesellschaft.«[92]

Ein häufig angesprochenes Problem in Bezug auf militante Aktionsformen ist die mangelnde Reflektionsfähigkeit der radikalen Linken, die von einigen AktivistInnen regelmäßig kritisiert wird. Gerade in Situationen, in denen Straftaten verübt wurden und in denen die Polizei im Nachhinein ermittelt, verhindert die Forderung nach konsequentem Schweigen eine kritische Aufarbeitung. Immer wieder wird daher in der *Zeck* über die Gründe debattiert, die die oftmals eingeschränkte Lernfähigkeit der radikalen Linken in dieser Hinsicht verursachen. Eine besondere Schwierigkeit, die sich bei der kritischen Auswertung von bestimmten Aktionen ergeben kann, wird im Zusammenhang einer Hausbesetzung in der Breiten Straße im August 2014 thematisiert. Bei der Räumung des Hauses werden insgesamt fünf BesetzerInnen festgenommen und mit drastischen Anklagepunkten konfrontiert: Im Raum stehen die Tatvorwürfe des gemeinschaftlich versuchten Totschlags, der gefährlichen Körperverletzung, des Hausfriedensbruchs und des Widerstandes gegen Vollstreckungsbeamte. Um die Räumung

90 Wie der letztliche Ablauf des Gipfels zeigte, sollten sie mit dieser Einschätzung recht behalten: Trotz größter polizeilicher Aufrüstung schienen die Sicherheitsorgane mehrfach von den Aktionen der Demonstrierenden überrascht worden zu sein. Vgl. zur gescheiterten polizeilichen Kontrolle des Gipfels: Teune, Simon (2017): Das Scheitern der »Hamburger Linie«. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* (8), S. 9-12. Vgl. zu den Eskalationen der Proteste sowohl wissenschaftliche Auswertungen des G20-Gipfels, z.B. Malthaner, Stefan; Teune, Simon; Ullrich, Peter (2018): Eskalation: Dynamiken der Gewalt im Kontext der G20-Proteste in Hamburg 2017. Online verfügbar unter https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58953-9 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019] als auch Berichte und Bilanzen aus den Reihen der AktivistInnen, z.B. GoGoGo (Hg.) (2018): Das war der Gipfel. Die Proteste gegen G20 in Hamburg. Berlin, Hamburg: Assoziation A. oder auch Dellwo, Karl-Heinz; Szepanski, Achim; Weiler, Paul (2018): Riot. Was war da los in Hamburg? Theorie und Praxis der kollektiven Aktion. Hamburg: Laika.

91 Kampagne Flora bleibt unverträglich: Schluss mit dem Konsens, S. 9.

92 Ebd.

zu verhindern, sollen die AktivistInnen u.a. mit einem Waschbecken, einem Heizkörper, Türen und Dachlatten auf die PolizistInnen geworfen haben, wobei diese Berichte aus den Massenmedien zum Teil in der *Zeck* dementiert werden. Unstrittig dürfte allerdings sein, dass die Verteidigung des Hauses militant durchgesetzt werden sollte. Während des Verfahrens sehen sich Teile der autonomen Szene in einer Zwickmühle gefangen:

> »Wir gehen nicht unter in den Kämpfen, die wir führen, sondern in denen, den wir uns nicht stellen. Ähnliches könnte für Debatten um konkrete politische Aktionen gelten. Doch wie über Vorfälle sprechen, sich positionieren, wenn Schweigen das Gebot der Stunde ist? Die vehemente Aufforderung, konsequent die Aussage zu verweigern, steht immer wieder in der Kritik, Debatten zu verhindern, Maulkörbe zu verpassen und schweigender Vereinzelung Vorschub zu leisten.«[93]

Schweigen sei das einzige Mittel, um die von Ermittlungen Betroffenen zu schützen und den Behörden ihre Arbeit so schwer wie möglich zu machen. Jedes Detail, jedes Gerücht, selbst eindeutige Entlastungen von Beschuldigten könnten nämlich Verdachtsmomente gegen andere erhärten oder sogar zusätzliche Personen in den Fokus der Ermittlungen rücken.

Zwar sei eine breite Debatte über die Legitimität und Sinnhaftigkeit von militanten Mitteln in der Tat wichtig und müsse notwendigerweise geführt werden, um als Bewegung politisch handlungsfähig zu bleiben. Der Zeitpunkt der Debatte, der Grad der Öffentlichkeit und ihre konkreten Inhalte müssten aber an die jeweilige Situation angepasst werden.

> »In Bezug auf die Auseinandersetzungen um die Breite Straße bedeutet dies, kritische Debatten entweder nicht während des laufenden Verfahrens zu führen oder von konkreten Ereignissen loszulösen. Das heißt, auch in als sicher empfundenen Zusammenhängen keinen direkten Bezug zu Beschuldigten, Tatvorwürfen und vermeintlichen Fakten herzustellen.«[94]

Das bedeute allerdings nicht, dass es darum gehe, nach einer solchen Aktion in Passivität und Sprachlosigkeit zu verfallen. Im Gegenteil sei es gerade jetzt wichtig, sich in der inhaltlichen Sache klar zu positionieren und solidarisch Haltung zu beziehen. So müsse nun eine Debatte über die Notwendigkeit von Hausbesetzungen geführt werden, in der beispielsweise die Kriminalisierung der Aneignung von Wohnraum thematisiert und kritisiert werde.

Auch eine andere Gruppe fordert eine solidarische Auseinandersetzung mit der Aktion, die insbesondere die militante Praxis verteidigen müsse. Wer sich ein anderes Widerstandslevel angeeignet habe als die übrige Bewegung, dürfe nicht praktisch oder rhetorisch ausgeschlossen werden. Die Entsolidarisierung seitens der gemäßigteren Teile der Bewegung blende den Nutzen, den Militanz für alle habe, schlicht aus: Erst

93 EA Hamburg/Rote Hilfe Hamburg: Breite Straße – Wie mit den Ermittlungen umgehen? In: *Zeck* 184_2015, S. 14f., hier S. 14.

94 Ebd.

militante Aktionen hätten zumeist dafür gesorgt, dass die gemeinsamen Anliegen überhaupt öffentlich wahrgenommen und diskutiert worden seien. Dabei habe es in der Geschichte linker Bewegungen niemals Einigkeit über Militanz gegeben, die Entscheidung zu militanten Aktionen hätten immer einzelne Gruppen getroffen.

Der Akt des Widerstandes gegen die oft als übermächtig erscheinende Staatsgewalt sei eine wichtige Erfahrung, die Mut machen und der Bewegung neuen Schwung geben könne.

> »Wir sollten verstärkt darüber nachdenken, warum wir keine Antworten mehr finden auf diese Übermacht, die uns den Arsch versohlen kann, wann immer es ihr passt, die uns ständig demütigt und unser Aufbegehren am liebsten schon im Ansatz ersticken will. Die Wideraneignung einer militanten Haltung bedarf der Ermutigung jeder Einzelnen und sollte eingebettet in die Akzeptanz vieler sein.«[95]

Eine solidarische Haltung müsse auch dann eingenommen werden, wenn man eigentlich Kritik an der konkreten Umsetzung einer Aktion habe. Intern könne gerne ausführlich über Strategien und Mittel diskutiert werden. Nach außen sei es aber wichtiger, die Inhalte der Aktion in den Vordergrund zu stellen: »Neben der praktischen Unterstützung dürfte es erfahrungsgemäß extrem wichtig sein, dass die Inhalte, die hinter der vorgeworfenen Aktion stehen, weiter vorangetrieben werden und es eine moralische Unterstützung gibt.«[96] Das Ausmaß der Vorwürfe gegen die Angeklagten solle nicht nur die unmittelbar Betroffenen einschüchtern, sondern auch alle anderen von ähnlichen Versuchen und dem Zeigen von Solidarität abhalten. Umso wichtiger sei es, sich angesichts der Repression nicht vereinzeln zu lassen, sondern weiter Aktionen zu planen, die das Aneignen von Räumen fortsetzen oder zumindest politisch verteidigen.

Dass militante Aktionen nicht nur von der Bewegung, sondern auch von den Beteiligten selbst einiges abverlangen, wird einige Zeit später deutlich. Einer der Angeklagten, für den in jedem Fall das Erwachsenen-Strafrecht gilt, macht vor Gericht eine Einlassung, in der er zugibt, im Haus gewesen zu sein und Gegenstände auf Polizisten geworfen zu haben. Einige Autonome halten diese Einlassung für einen großen Fehler und machen dem Angeklagten zahlreiche Vorwürfe. Er habe durch sein Geständnis indirekt auch den Druck auf die anderen Angeklagten erhöht, nun ihrerseits ebenfalls auszusagen. Die Gruppe sei dadurch gespalten worden; während sein Verurteilungsrisiko eventuell sinke, sei es für die übrigen Beschuldigten gestiegen. Insgesamt wird dem Angeklagten Egoismus vorgeworfen:

> »Eine Prozessstrategie, die nur zum Ziel hat um jeden Preis eine individuelle Verurteilung zu verhindern und dabei politische Zielsetzungen ignoriert und kollektive Strukturen untergräbt, hat in politischen Prozessen keinen Raum. Politische Prozesse sind keine Privatangelegenheit. […] Beschuldigte, die sich einzig um ihre Zukunft sorgen

95 Einige Menschen in Solidarität: In Bewegung kommen … Über die Abgründe der Solidarität. In: *Zeck* 184_2015, S. 11-13, hier S. 12.

96 Einige Menschen in Solidarität, S. 13.

> und dafür kollektive Diskussionen negieren, stellen sich außerhalb jeder politischen Dimension.«[97]

Zusätzlich sei die Einlassung ein Schlag ins Gesicht für all jene politischen Angeklagten, die in ihren Prozessen konsequent geschwiegen hätten und dafür verurteilt und eingesperrt worden seien. Die AutorInnen appellieren, sich vor der Beteiligung an einer Aktion über die möglichen Konsequenzen Gedanken zu machen und die Risiken sorgfältig abzuwägen: »Wenn die angedrohten Konsequenzen wie Knast nicht aushaltbar erscheinen, ist es nicht sinnvoll, sich an Aktionen zu beteiligen, die genau das bedeuten können. […] Niemand fährt gerne ein, erträgt gerne eine Bewährung oder bezahlt gerne eine saftige Geldstrafe. Aber in dem Moment, in dem wir den Staat herausfordern, wird er mit seinen Mitteln zurückschlagen. Eine individuelle Strafe ist immer nur ein Teil von Repression. Jede mögliche Verurteilung hat eine politische Dimension, die in der Zukunft auf andere wirken soll. Ein individueller Umgang mit dieser Bedrohung, orientiert an individuellen Bedürfnissen und Ängsten, untergräbt einen solidarischen und kollektiven Umgang miteinander.«[98]

9.3 Zweifel an der Politik der ersten Person

Eine Unzufriedenheit mit bestimmten Aspekten der linksradikalen Kultur wird immer wieder thematisiert und aufgegriffen. Dabei geht es um die Frage, warum sich stetig Menschen aus der Szene verabschieden, warum also offenbar kaum jemand länger als ein paar Jahre autonom leben möchte. Interessanterweise wird häufig eine mangelnde Lernfähigkeit der Szene als Grund genannt: Die Szene sei einfach unfähig, sich auf veränderte Umstände einzustellen, stattdessen halte man sich an Dogmen und Überzeugungen vergangener Tage fest, die nicht zu hinterfragen seien. Ein zentraler Konflikt sei beispielsweise, dass die Anforderungen, die eine konsequente linksradikale Einstellung im eigenen Alltag bedeute (beispielsweise hinsichtlich von ›korrekten‹ Konsumentscheidungen, der Bereitschaft zu Lohnarbeit, der Organisation von Kindererziehung o.Ä.), und die eigene Lebensrealität für viele Szeneangehörige häufig zu stark auseinanderfallen. Daher wird in den Klagen über die Krise der Autonomen dieser Punkt häufig als wichtiger Grund für die nachlassende Bindungskraft der Szene genannt:

> »Wenn allerorten Leute der Szene den Rücken kehren, liegt das nicht nur an deren mangelndem Bewußtsein und der Integrationsfähigkeit des bürgerlich-kapitalistischen Systems. Wo die eigene widersprüchliche Lebensrealität keinen Platz in der Politik findet und auf Fragen mit Dogmen geantwortet wird, ist auf Dauer kein Platz für eine emanzipative Politik.«[99]

---

97 So'n paar autonome Sturköpfe: Zur Einlassung eines Beschuldigten im Breite Straßen Verfahren. In: *Zeck* 193_2016, S. 6.

98 Ebd.

99 Kanalo & Co: The missing Link … Über kulturelle Unterschiede und Sofaecken. In: *Zeck* 52_1996, S. 4.

Immer wieder findet sich auch die Forderung, über diesen Punkt gemeinsam zu diskutieren, um aus der regelmäßigen Abkehr von AktivistInnen zu lernen und eine längere Zugehörigkeit zur Szene zu ermöglichen.

Auffallend sei der zumeist schrittweise und sehr leise verlaufende Rückzug aus den Szenestrukturen. Die meisten würden ihre Entfremdung von der Szene nicht ausführlich thematisieren oder im größeren Rahmen diskutieren, obwohl vermutlich nicht nur individuelle Gründe eine Rolle spielten, sondern viele Szeneangehörige ähnliche Probleme hätten. Es sei daher falsch, die Gründe für einen Ausstieg bei den individuellen AussteigerInnen zu suchen, sondern im Gegenteil müsse sich die Szene selbst stärker mit den eigenen Unzulänglichkeiten befassen:

> »Dabei wollen wir weder die Gründe für den Ausstieg aus den Strukturen der ›revolutionären Linken‹ in der mangelnden politischen Überzeugung bei den betreffenden Menschen suchen, noch ihnen unterstellen, daß sie bloß den Verlockungen des ›verhaßten Systems‹ erlegen seien. Vielmehr wollen wir die Kritik umdrehen. D.h., das Ziel unserer Veranstaltung ist, die autonome Szene (und damit auch uns selber, die wir zwar zunehmend distanziert, aber immer noch ein Teil dieses Haufens sind) zu kritisieren und dafür zu plädieren, nicht so weiter zu machen.«[100]

Wenn immer mehr Leute keine längerfristige Perspektive in der eigenen linksradikalen Politik sähen, sei das ein deutliches Zeichen dafür, dass mit der Politik etwas nicht stimme und man sich – in Teilen – von ihr verabschieden müsse. Ein Problem sei, dass die eigenen Utopien blind für die eigene Reproduktion von Verhältnissen seien, die in ihnen eigentlich nicht mehr vorkommen sollten. Statt sich gemeinsam damit auseinanderzusetzen, wie man das richtige Leben im falschen eigentlich konkret leben könnte, werde dies allen AktivistInnen selbst überlassen:

> »Wir sehen, daß sich die Strategie in der Szene oftmals in einem ›damit mußt Du dich aber mal auseinandersetzen‹ erschöpft und es wenig Vorstellungen davon gibt, wie die Dialektik zwischen persönlicher und gesellschaftlicher Veränderung denn genau vonstattengehen soll.«[101]

Die Kombination aus hehren und weitreichenden politischen Ansprüchen und der eigenen Verstricktheit in widersprüchliche Lebensrealitäten und Machtverhältnisse führe letztlich zu einer Überforderung der AktivistInnen, die oftmals nur einen Rückzug ins Private als Option sähen. Dieses individuelle Scheitern müsse in ein kollektives Problem übersetzt werden, um gemeinsam darüber nachzudenken, neue Formen der Politik zu entwickeln, die weniger Konflikte zwischen Anspruch und Wirklichkeit beinhalteten. Eine ganze Reihe von Fragen dränge sich auf: Wie sollte man mit konkreten Machtverhältnissen umgehen, wenn doch eigentlich Herrschaftsfreiheit angestrebt werde? Ist das Konzept der »Gegenmacht von unten« dafür geeignet, oder reproduzierten sich so Machthierarchien, die man eigentlich überwinden wollte? Auch die Ebene der Identität sei kompliziert: Haben kollektive Identitäten tatsächlich ein revolutionäres Potenzial, oder produzierten sie lediglich neue Ausschlüsse und somit neues Unrecht?

---

100 Euer Club: … manchmal muss man fragen, um sie zu verstehen. In: *Zeck* 59_1997, S. 13f., hier S. 13.
101 Ebd.

Der Anspruch der Autonomen, sich ganz und gar der Politik zu verschreiben, Privates und Politisches zu verbinden und voll und ganz in der Szene aufzugehen, sei ebenfalls ein Punkt, der viele zum Ausstieg aus der Szene treibe.

> »Gerade die Geschlossenheit der Szene macht auf eine Art ihren Reiz aus, das Ganz-oder-gar-nicht-Dabeisein, alle Freund-, Feind- und Liebschaften in ihr finden zu können, aber genauso ist das auch das Abschreckende, nämlich das befreundet sein müssen, das funktionieren müssen, ständig präsent, schlau, angesehen, gesund und wütend ›auf's System‹ sein zu müssen – oder sonst rauszufallen.«[102]

Letztlich liege hier ein inhärenter Widerspruch, mit dem die Szene sich stärker auseinandersetzen müsste: einerseits ein Kollektiv zu sein, mit dem man für das Gute und gegen die Unerträglichkeit der herrschenden Verhältnisse kämpfen könne, und andererseits eben ein Teil dieser Verhältnisse zu sein und etliches, was man eigentlich bekämpfe, in den eigenen Strukturen, Utopien und Ideen zu reproduzieren. An diesem Punkt entstehe also gleichzeitig Attraktivität und Frustration, weshalb es überfällig sei, sich ausführlicher damit zu beschäftigen.

Das Verhältnis von äußeren Zwängen und innerer Befreiung soll auch in einer späteren Diskussionsveranstaltung eingehender besprochen werden. Grundlegend habe die autonome Bewegung mit ihrer Politik der ersten Person darauf reagiert, dass sich Herrschaftsverhältnisse nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen reproduzierten und folglich auch dort bekämpft werden könnten. Dieser Versuch, das richtige Leben im falschen zu führen, habe aber auch seine Schattenseiten: »Der Betroffenheitsimperativ stieß an Grenzen, die Politisierung des Privaten wurde zur Privatisierung von Politik. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit führten individuell oft zum Ausstieg aus der Bewegung.«[103] Die Politik der ersten Person habe also zwei verschiedene Konsequenzen: Entweder den Ausstieg aus der Bewegung insgesamt oder den Rückzug vieler einzelner Gruppen in ihre jeweiligen Spezialgebiete, oft verbunden mit einer spezifischen kollektiven Identität (als Frauen, MigrantInnen, Trans- oder Intermenschen usw.), die zum Ausgangspunkt des politischen Handelns werde.

9.4 Kritik an Hierarchien und BewegungsmanagerInnen

Immer wieder wird die Herausbildung von informellen Hierarchien kritisch angemerkt – ist doch der politische Anspruch an die eigene Bewegung eigentlich ein anderer. Dennoch scheint diese Entwicklung unvermeidlich, da sie eine Konsequenz aus der Organisationskultur der Szene ist: Keine festen Regeln, keine Verbindlichkeiten, keine Hierarchien sorgen häufig für ein eher geringes Maß an Verbindlichkeit bei der politischen Arbeit. Anfallende Aufgaben (und dabei insbesondere die regelmäßig zu erledigenden Alltagsarbeiten) bleiben daher meist an einer relativ kleinen Gruppe von AktivistInnen hängen. »Einige wenige müssen viel erledigen, damit der Laden läuft und geraten so quasi automatisch in eine Situation, in der sie mehr entscheiden

102 Euer Club, S. 14.
103 O.A.: Zurück in die Zukunft. Die Linke und »1989«. In: *Zeck* 97_2001, S. 10f., hier S. 11.

als andere, die sich nicht derart beteiligen.«[104] Gleichzeitig entsteht auf diese Weise schnell eine relativ exklusive Gruppe von Eingeweihten, die aus der Perspektive der übrigen Szeneangehörigen oft als Machtclique oder Führungszirkel wahrgenommen wird. Im seltensten Fall wird eine solche Position jedoch stillschweigend akzeptiert – üblicherweise wird die Autorität dieser Zusammenhänge vehement kritisiert und bekämpft. Solche Konflikte neigen dazu, sich schnell zu verfestigen und in einer destruktiven Dynamik zu eskalieren. Normalerweise beginnen KritikerInnen dieser Hierarchien im Laufe des Konflikts, sich frustriert aus den Strukturen zurückzuziehen, was dann wiederum als Beleg dafür gesehen wird, dass die Führungsgruppe unliebsame KonkurrentInnen verdrängt, unterdrückt und ausschließt.[105]

Umstritten in diesen Konflikten ist zumeist, welche Gruppe die Minderheit ist und welche die Mehrheit. KritikerInnen der informellen Hierarchien werden oft als zuschauende Minderheit dargestellt, die kein Interesse an dauerhaftem Engagement habe und dennoch erwarte, dass ihre Interessen berücksichtigt werden. Die Machtcliquen werden ebenfalls oft als zahlenmäßig geringe Elite angegriffen, die ihre Partikularinteressen auf Kosten der Mehrheit durchsetze. Zum Teil werden aber auch Mehrheiten in einem Plenum oder einer Gruppe kritisiert, weil sie nicht mehr bereit seien, über bestimmte Dinge zu diskutieren, sondern einfach qua Majorität ihre Position durchsetzen würden. Basisdemokratische Konsensbildung könne eine Möglichkeit sein, auf solche Entwicklungen zu reagieren, allerdings werden diese Konzepte in der Praxis zumeist als nicht funktionsfähig abgelehnt. Dies zeigt sich u.a. auch beim Flora-Plenum, wo das Konsensprinzip in konkreten Auseinandersetzungen immer wieder außer Kraft gesetzt wird.

Eine spezifische Form der weitverbreiteten Kritik an Elitenbildung und Hierarchien ist der Vorwurf, dass diese Eliten nicht mehr den Idealen der Bewegung verbunden seien. Sie seien nicht mehr an Veränderung interessiert und »satt« geworden, nicht mehr bereit, alles aufs Spiel zu setzen und das gesamte System fundamental infrage zu stellen. Was sie tun, täten sie nur noch halbherzig, mehr oder weniger aus Tradition und Routine, aber nicht mehr, weil sie wirklich daran glaubten. Diese Diskursfigur wird häufig – durchaus abwertend gemeint – als »BewegungsmanagerInnen« bezeichnet.

> »Überall in Europa sehen sich die unversöhnlichen Elemente von Bewegungen mit Bewegungsmanager*innen konfrontiert, die zwar radikales Vokabular einsetzen, deren Handlungen und Analysen aber nur in eine Richtung zeigen, Kompromiss und Herrschaftssicherung von links.«[106]

Dieser Vorwurf findet sich immer wieder auch gegen die Rote Flora gerichtet, obgleich er dort natürlich zurückgewiesen wird. Auf eine dementsprechende Kritik nach einer Demonstration im April 2014 äußert die *Zeck*-Redaktion Unverständnis: »Und by the way, auch wir sind Teil der Flora Strukturen und deshalb aus eurer Sicht jetzt alles

104 JES: Wo einige nicht verstehen wollen. Oder: wie man persönliche Interessen als Kritik an FSK verkauft. In: *Zeck* 134_2006, S. 12f., hier S. 13.

105 Vgl. dazu z.B. einen Konflikt im FSK: RadioAktiv u.a.: Wo einige gleicher sind. Kritik an FSK. In: *Zeck* 133_2006, S. 15f.

106 Autonome Gruppen: Lieber heute als morgen desertieren – raus aus Normierung, Rassismus und Kapitalismus – für ein anderes Leben. In: *Zeck* 197_2017, S. 8-10, hier S. 10.

Bewegungsmanager_innen und Berufsaktivist_innen? Gut zu wissen, das war uns noch nicht so klar.«[107]

Anlass ist eine Abrechnung mit dem Verlauf einer Demonstration »Für die soziale Revolte« in Hamburg. Die AutorInnen kritisieren darin alles, was sie für eine inkonsequente und korrumpierte Haltung der radikalen Linken halten. Das beginne bereits bei der Anmeldung der Demonstration: »Es ist Teil unserer Haltung, dass wir uns von niemandem vorschreiben, erlauben bzw. verbieten lassen, wann wir wo mit wem und wie z.B. langlaufen, demonstrieren, Flyer verteilen etc. […] Wir sehen diese Demo-Anmeldung auch als eine Kooperation an!«[108] Zumeist werde an dieser Stelle eingewendet, dass die Anmeldung einer Demonstration den Teilnehmenden eine gewisse Sicherheit gebe und dass nur eine Anmeldung garantiere, dass die Demo auch tatsächlich stattfinden könne, weil die Bewegung aktuell nicht in der Lage sei, unangemeldete Demonstrationen gegen den Widerstand der Polizei durchzusetzen. Diesen Einwand wollen die AutorInnen nicht gelten lassen: »Wenn wir jedoch von ›Bewegungsmanagern‹ schon von vornherein Stärke, Wut oder auch Ohnmacht abgesprochen bekommen und uns das auch absprechen lassen, dann halten wir das für die eigentliche Schwäche.«[109] Stattdessen müssten wieder mehr unangemeldete und spontane Aktionen versucht werden, auch wenn sie letztlich scheitern sollten.

Den BewegungsmanagerInnen wird zudem eine befriedende Haltung vorgeworfen, die die Wut der Demonstrierenden einhegen und in bestimmte vorgeplante Bahnen lenken wolle:

> »Doch das was wir gesehen haben, war keine Demo, die unversöhnlich gegenüber den autoritären Verhältnissen sein wollte, sondern es schien so als ob die meisten lieber ein friedliches und symbolisches ›Zeichen setzen‹ wollten. Selbst als es am wenigen Stellen zu verbalen Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Demoteilnehmer_innen und Bullen kam, schritten u.a. einzelne ›Szene‹-Aktivisten befriedend ein, die somit die Funktion eines Ordnungshüters übernahmen.«[110]

Die Kritik an den BewegungsmanagerInnen steigert sich im Laufe des Beitrags zu einer wütenden Ablehnung ihrer Mitwirkung:

> »Am verstörensten und zugleich lächerlich fanden wir den Aufruf der Kampagne ›Flora bleibt unverträglich‹ […]. Die selbstbezogenen Berufaktivist_innen des selbsternannten Flora-Plenums und des Plenums der Kampagne ›Flora bleibt unverträglich‹ konnten es sich wiedermal nicht nehmen lassen ihren spießigen Senf dazu zu geben und haben den Versuch gestartet, einen Aufruf zur Revolte zu verfälschen und zu vereinnahmen für einen reformistischen und legalistischen Weg, der in gewohnt akademisch-distanzierter Weise Forderungen an Politik und Staat stellt […]. Wir haben die Schnauze voll von den ›allwissenden‹ Berufs-Aktivist_innen in ihren Teilbereichskämpfen und ei-

107 Redaktion: Vorwort der Redaktion. In: *Zeck* 175_2013, S. 2.

108 Einige Individuen: Für die soziale Befriedung, äh Revolte …! Einige Gedanken zur Demonstration »Für die soziale Revolte«. In: *Zeck* 175_2013, S. 15-17, hier S. 15.

109 Ebd.

110 Einige Individuen, S. 16.

nigen dominierenden Bewegungsmanagern die hin und wieder vorausgeschickt werden.«[111]

Ein wirklich befreites Leben müsse nicht nur mit Polizei, Gesetzen, Normen und dem Staat brechen, sondern auch mit allen BewegungsmanagerInnen und anderen ExpertInnen, »die meinen, sie könnten mittels autoritärer Verhaltensweisen/Strukturen anderen ihre heuchlerischen Moralvorstellungen aufdrängen.«[112] Ein solcher Berufsaktivismus habe sich auch in vielen Hausprojekten festgesetzt. Die AutorInnen fordern daher einen Bruch mit den eigenen Eliten und begründen dies interessanterweise auch mit dem Hinweis, dass diese Eliten Konflikte und Auseinandersetzungen innerhalb der Szene einhegen würden, um ihre eigene Machtposition abzusichern: »Wir werden mit allen brechen, die nicht damit aufhören konfliktreiche Auseinandersetzungen zu unterbinden und Bedürfnisse und Initiativen mit Füßen zu treten, nur um einen ›eigenen Szene-Frieden‹ zu wahren und ihre Dogmen nicht hinterfragen zu müssen.«[113] Die Unfähigkeit der Szene, aus ihrer Geschichte zu lernen, wird hier also mit der Rolle der älteren, etablierten Szene-Eliten erklärt, die nicht mehr bereit seien, ihre eigenen Wahrheiten weiter hinterfragen zu lassen.

9.5 Zwischenfazit: Wo, wie und was wurde in Auseinandersetzungen um Organisationsformen und Strategien gelernt?

Auch zum Ende dieses Kapitels sollen die zentralen Lernprozesse im Themenfeld Organisationsdebatten rekapituliert und auf ihre spezifischen Besonderheiten hin überprüft werden. Was ist das Besondere in den Debatten über Organisationsformen? Welche Lernprozesse sind erkennbar? Welche Aspekte linksradikaler kollektiver Identität stehen überhaupt zur Disposition und welche identitären Umdeutungen finden statt?

Auffallend in diesem Themenfeld ist zunächst der immer wieder explizit formulierte Anspruch, als linke Szene aus der eigenen Vergangenheit und den bereits gemachten Fehlern lernen zu wollen. Das Muster dieses Appells ist immer gleich: Den eigenen politischen Zusammenhängen wird eine mehr oder weniger ausgeprägte Unfähigkeit zum Lernen vorgeworfen, die insbesondere mit der mangelnden Weitergabe von Wissen erklärt wird. Zentrale Probleme bei diesem nicht stattfindenden Wissenstransfer sind aus Sicht der AktivistInnen verschiedene Aspekte autonomer Kultur: die Spontaneität, fehlende Verbindlichkeiten und Absprachen, die Ablehnung von starren Organisationen, allgemeine Unzuverlässigkeit, eine ständig wechselnde personelle Zusammensetzung der Gruppen, die Anonymität der Szene, die schlechte Kommunikation zwischen verschiedenen Gruppen und Strömungen und die oftmals fetischisierte Abschottung voneinander. All das führe in der Konsequenz dazu, dass es der Szene kaum gelinge, von den Erfahrungen anderer Gruppen oder vorheriger AktivistInnen-Generationen zu lernen und ein gemeinsames kollektives Wissen aufzubauen.

111 Einige Individuen, S. 16.
112 Einige Individuen, S. 17.
113 Ebd.

Die Konsequenzen dieser ausbleibenden Lernprozesse werden als gravierend beschrieben: So werde zum einen die gemeinsame politische Arbeit unnötig erschwert, weil beispielsweise bestimmte grundlegende Diskussionen immer und immer wieder geführt oder zurückliegende praktische und theoretische Fehler ständig wiederholt würden. Zum anderen wird die mangelnde Lernfähigkeit der Szene, also die Unfähigkeit, einen Missstand wahrzunehmen, das eigene Handeln zu überprüfen und gegebenenfalls anzupassen, auch für individuelle Frustrationen und den schleichenden Abschied vieler AktivistInnen von der radikalen Linken verantwortlich gemacht. Viele ehemals Aktive würden der Szene irgendwann den Rücken kehren, weil diese nicht in der Lage sei, auf bestimmte, bereits jahrelang bekannte Missstände zu reagieren. So würden die individuellen AktivistInnen beispielsweise mit dem grundlegenden Konflikt zwischen alltäglicher Lebensrealität und utopischen Ansprüchen alleingelassen. Statt kollektiv zu überlegen, wie man mit dieser Diskrepanz gemeinsam umgehen könnte, sei jede(r) selbst gefordert, einen Umgang damit zu finden. Die Szene sei unfähig, eine adäquate Antwort auf die Frage zu finden, ob es ein richtiges Leben im falschen geben könne und, falls ja, wie dieses Leben aussehen müsste. Die kollektive Konsequenz sei ein stetiger Rückzug in die eigene Nische; auf der individuellen Ebene drohe nach einigen Jahren anstrengenden Umgangs mit dem Dilemma schließlich die Rückkehr in den Schoß der bürgerlichen Gesellschaft.

Natürlich fällt sofort auf, dass einige der hier beklagten Hindernisse für effektiveres Lernen die Konsequenz der Kernkonzepte autonomer Bewegungskultur sind, was eine Abkehr von diesen Prinzipien trotz aller Kritik daran nicht eben wahrscheinlich macht. Trotzdem gibt es immer wieder Versuche, Strukturen und Institutionen einzurichten, die eine bessere Weitergabe von Erfahrungen und einen effektiveren Austausch von bereits vorhandenem Wissen ermöglichen sollen. Autonome Vollversammlungen oder die sporadisch stattfindenden Autonomen Kongresse sind Versuche, einen solchen Rahmen für kollektives Lernen bereitzustellen – an diesen Beispielen und ihrem Scheitern zeigt sich aber zugleich, dass auch diese Hilfsmaßnahmen alles andere als Selbstläufer sind. Alle Versuche, eine dauerhafte Struktur der Wissensvermittlung zu etablieren, scheitern letztlich an dem ihnen inhärenten Konflikt mit der autonomen Organisationsform. Zumeist gelingt es aufgrund ständig wechselnder Zusammensetzungen und fehlender Verbindlichkeit von Entscheidungen nicht einmal, einen festen Arbeitsmodus von Vollversammlungen abzustimmen, vom Einfluss der Diskussionen dort auf die tatsächliche praktische autonome Politik ganz zu schweigen.

Die praktischen Formen des kollektiven Wissensaustauschs werden auch deswegen immer wieder ausprobiert, weil sie den normalen schriftlichen Aushandlungsmodus der Szene um einen Austausch von Angesicht zu Angesicht ergänzen. Obgleich an der üblichen schriftlichen Kommunikation die Anonymität geschätzt wird, die staatliche Repressionen erschwere, sehen die AktivistInnen in dieser Form des Austauschs auch eine Reihe von Nachteilen. So sorge die schriftliche Austragung von Debatten für ein insgesamt langsames Tempo der Auseinandersetzung und setze auch die Hürden zur Teilnahme unnötig hoch: Zunächst müsse sich jemand von einem schriftlichen Beitrag ausreichend angesprochen fühlen, um überhaupt einen eigenen Beitrag zu verfassen. Und obgleich Anonymität vor Verfolgung schützen könne, verursache sie gleichzeitig eine Unverbindlichkeit und Wirkungslosigkeit der Debatten, die zumeist ohne

erkennbare AdressatInnen und ohne zuordnungsbare SenderInnen auskommen müssten. Darüber hinaus sorge sie auch für ein insgesamt gesteigertes Level von Polemik – die Bereitschaft, sich auch auf andere Meinungen einzulassen, sei in einer anonymen schriftlichen Debatte um ein Vielfaches geringer als bei *Face-to-Face*-Unterhaltungen.

Die Institutionalisierungsversuche der autonomen Szene sind also Versuche, kollektives Lernen zu ermöglichen, scheitern aber regelmäßig an ihrer Unvereinbarkeit mit zentralen Kernwerten der Szene. Hier zeigt sich abermals ein grundlegender Konflikt, der sich durch die linksradikale Szene zieht: Es gibt Gruppen, aus deren Sicht eine gesteigerte politische oder gesellschaftliche Relevanz der radikalen Linken das handlungsleitende Ziel sein sollte. Diese Gruppen leiden am meisten unter der ständigen Wiederholung von Fehlern und sie sind daher auch am ehesten bereit, von einigen Prinzipien und Ansprüchen autonomer Politik Abstand zu nehmen. So argumentieren sie beispielsweise für eine stärkere Verbindlichkeit von Entscheidungen, für die Einrichtung von festeren Strukturen in der Szene oder für eine stärkere Arbeitsteilung zwischen autonomen Gruppen, was in der Konsequenz zum Teil sogar auf ein System der Delegation und damit eine Abkehr von der Politik der ersten Person hinauslaufen würde. Auf der anderen Seite stehen Gruppen, für die ein konsequentes Festhalten an den Prinzipien der Autonomie entscheidend ist, die sich instinktiv gegen jede Tendenz zur Institutionalisierung wehren und auf ihrem Recht bestehen, ihre eigenen Fehler und Lernprozesse zu machen, ohne sich von anderen von vornherein sagen zu lassen, was richtig und was falsch sei.

Somit wird auch in diesem Themenfeld immer wieder über die Rolle der Autonomen und radikalen Linken insgesamt debattiert. Die Kernfrage laute, ob die Autonomen gesellschaftliche Relevanz anstreben, sich öffnen und in existierende Konflikte einbringen wollen, oder ob sie sich lieber abschotten und zurückziehen wollen, um möglichst radikal und unversöhnlich zu bleiben.

Neben diesem Konflikt zwischen PragmatikerInnen und TraditionalistInnen wird immer wieder ein Generationenkonflikt innerhalb der autonomen Szene thematisiert, der ein Lernen aus der Vergangenheit unmöglich mache. Dieser Konflikt wird gemeinhin als besonders hinderlich empfunden, weil regelmäßig gefordert wird, dass das Wissen älterer AktivistInnen bei der Ausrichtung heutiger Politik berücksichtigt werden müsse: »Um vorhandenes Wissen nicht museal zu bewahren, sondern zum Teil sozialer Konflikte werden zu lassen, sind Bemühungen zur Weitergabe eigener Erfahrungen dringend erforderlich.«[114] Umso ärgerlicher ist daher für viele Szeneangehörige, dass die Vermittlung von Wissen zwischen den verschiedenen Generationen von AktivistInnen nur schleppend vorangeht.

Allerdings werden in diesem Zusammenhang zwei unterschiedliche Probleme identifiziert: Einerseits misslinge es, die Erfahrungen und das Wissen der älteren Generationen an nachfolgende AktivistInnen weiterzugeben, was mit einer nicht vorhandenen Bereitschaft der Jüngeren, sich etwas sagen zu lassen, erklärt wird. Impulse von älteren AktivistInnen würden häufig instinktiv als Einmischung oder Bevormundung zurückgewiesen, ganz ähnlich, wie schon im Themenfeld Militanz herausgearbeitet wurde

114 Gruppe Theorie zur Praxis: Von der Schwierigkeit, mehr als eine Subkultur zu sein. In: *Zeck* 187_2015, S. 18f., hier S. 18.

(vgl. Abschnitt 6.1). Andererseits wird eine zweite Lernblockade beklagt: So würden sich die älteren Generationen weigern, ihre eigenen Wahrheiten nochmals zu hinterfragen. Auf diese Weise würden sie die internen Auseinandersetzungen oft blockieren und auch dann noch an überkommenen Überzeugungen festhalten, wenn sich deren Schwächen und Unzulänglichkeiten längst gezeigt hätten. Einmal wird die Lernschwäche der Szene also mit der mangelnden Offenheit der jüngeren, beim anderen Mal mit der Sturheit der älteren Generationen erklärt.

Bei der Diskussion über die mangelnde Wissensweitergabe ist besonders interessant, dass die zumeist implizit ablaufenden Feed-Back-Lernprozesse, die in den vorangegangenen Kapiteln herausgearbeitet wurden, an dieser Stelle aus der Bewegung selbst heraus nicht erkannt werden. Die ständige Wiederholung von Debatten wird als Schwäche der eigenen Szene und als Unfähigkeit zu lernen wahrgenommen, nicht als notwendige Gelegenheit, existierende Wissensstände weiterzugeben und zu verfestigen. Die Forderungen nach verbindlicheren Formen der Wissensweitergabe, die in den Diskussionen um Organisationsformen immer wieder formuliert werden, fokussieren also stark auf explizite Lernprozesse und tendieren dazu, die impliziteren Formen des kollektiven Lernens auszublenden. Statt als lähmend und lästig könnten die AktivistInnen die regelmäßige Wiederholung von Debatten also auch als notwendige Stabilisierung der eigenen kollektiven Identität sehen.

Die Diskussionen über die eigene Demonstrationskultur sind ein gutes Beispiel für eine relativ offene Debatte, in der Lernprozesse mehr oder weniger gut möglich sind. Der Grund dafür liegt in der Reichweite des Lernprozesses: In den Diskussionen über Demonstrationskultur werden zentrale Werte der Bewegung nicht oder nur äußerst eingeschränkt infrage gestellt, die gemeinsam verfolgten Ziele werden nicht aufgegeben und, wenn überhaupt, nur geringfügig modifiziert. In diesen Diskussionen geht es in der Hauptsache lediglich um die strategischen Wege, auf denen die konstanten politischen Ziele erreicht werden sollen. Es handelt sich also – anders als beispielsweise bei Diskussionen um Sexismus oder Antisemitismus – um Ein-Schleifen-Lernprozesse, bei denen lediglich die eigenen Instrumente politischen Handelns angepasst werden, ohne grundlegende Ziele oder Werte der Bewegung zu hinterfragen.

Auch der Lernanlass ist bei den Diskussionen über Demonstrationen weniger umstritten als in anderen Feldern. Während es im Themenfeld Antisemitismus meist um die Skandalisierung eines Vorfalls geht, dessen skandalträchtiger Kern von der Gegenseite bereits nicht anerkannt wird, kann bei der Kritik an Demonstrationsformen auf einen gemeinsamen Gegner verwiesen werden: Meist wird der Wunsch nach Veränderungen der eigenen Demonstrationen aus einer strukturellen Unterlegenheit gegenüber der Polizei begründet. Während die eigene Szene an mittlerweile überholten Konzepten und Ritualen festhalte, sei bei der Polizei die systematische Auswertung ihrer Erfahrungen und die stete Verfeinerung der eigenen Mittel schon lange an der Tagesordnung. Um also bei einem der typischsten Instrumente linker Politik nicht von vornherein im Nachteil zu sein, wird auch eine linke Auswertung der eigenen Erfahrungen mit Demonstrationsformen und -aktionen gefordert – was folglich auf weniger prinzipielle Einwände stößt als die Problematisierung und Skandalisierung von sexistischen oder antisemitischen Vorfällen in der Linken.

In der Organisationsdebatte zeigt sich insgesamt die größte Offenheit für Lernprozesse, weil die Frage des »Wie erreichen wir unsere Ziele« ausreichend Raum lässt für neue Impulse. Das eigene Verhalten kann hier leichter hinterfragt werden, ohne die zentralen Werte und die daran hängenden kollektiven Identitäten direkt infrage zu stellen. Anders als bei Sexismus, Antisemitismus und in gewisser Weise auch Militanz droht hier nicht unmittelbar die Exkommunikation aus der radikalen Linken, sondern die Bewegung ist weitaus offener dafür, aus vergangenen Erfahrungen zu lernen. Trotz dieser prinzipiellen Offenheit zeigt sich aber, dass die Umsetzung des kollektiven Lernens sehr viel komplizierter ist als die Forderung danach. Trotz der zahlreichen Forderungen nach neuen Demonstrationsformen bleibt die klassische autonome Demonstration (mit einheitlichem Auftreten, geschlossenen Blöcken und starker Ausrichtung an internen Bedürfnissen statt Außenwirkung) weiterhin der Normalfall. Ebenso scheitern die neuen Organisationsformen meistens schon nach wenigen Versuchen und ohne dass sich eine wirklich neue Organisationskultur hätte etablieren können. Nur weil in diesem Themenfeld das mangelnde Lernen beklagt wird und eine generelle Offenheit für Lernprozesse vorhanden ist, heißt das also noch nicht, dass auch tatsächlich mehr gelernt oder neues Wissen schneller in alltagspraktisches Handeln umgesetzt wird.

Abschnitt C:
Schlussbemerkungen

10 Fazit: Das kollektive Lernen von sozialen Bewegungen

Abschließend und zusammenfassend sollen im folgenden Abschnitt einige zentrale Aspekte diskutiert werden, die sich aus einer Gesamtschau aller analysierten Themenfelder ergeben. Dabei soll es darum gehen, stärker von den jeweiligen konkreten Debatten zu abstrahieren und einige generellere Aussagen über Potenziale und Probleme beim kollektiven Lernen sozialer Bewegungen herauszuarbeiten.

Erstens werden nochmals Kriterien reflektiert, die zur Beurteilung von Lernprozessen eine Rolle spielen können. Wann kann überhaupt von einem erfolgreichen Lernprozess gesprochen werden? Welche Kriterien spielen bei der Beantwortung dieser Frage eine Rolle?

Zweitens werden unterschiedliche SprecherInnenrollen und Sprechorte diskutiert. Welche AkteurInnen haben gute Chancen, mit ihren Impulsen auf Gehör zu stoßen, wann werden sie vermutlich ignoriert?

Drittens stehen die grundlegenden Aspekte von Lernprozessen im Fokus: Die Offenheit für Feed-Forward-Impulse und die Möglichkeiten, Wissen über Feed-Back-Prozesse zu institutionalisieren. Wo liegen die spezifischen Schwierigkeiten von sozialen Bewegungen? Was können sie unternehmen, um ihre Probleme zu umgehen?

Im vierten Abschnitt wird ein typisches Ergebnis von Lernprozessen sozialer Bewegungen genauer betrachtet: die Spaltung der Szene in mehrere Untergruppierungen bzw. der Ausschluss von bestimmten Gruppen oder Individuen aus der kollektiven Identität. Wieso kommt es so häufig zu Spaltungen und weshalb können sie sowohl als Ergebnis von Lernprozessen als auch als Ausdruck des ausbleibenden Lernens interpretiert werden?

Fünftens wird herausgearbeitet, inwiefern die Bereitschaft zum Lernen bzw. das strikte Verhindern bestimmter Lernimpulse auch als Zeichen von Machtverhältnissen innerhalb der linken Szene interpretiert werden kann. Kollektive Lernprozesse werden auf diese Weise zu einem Feld, auf dem sich allgemeinere Kämpfe um Macht und Einfluss innerhalb der Bewegung zeigen.

Sechstens steht die wechselseitige Beziehung zwischen Lernen und Vergessen im Mittelpunkt der Analyse. Warum ist das Vergessen so wichtig für die Lernfähigkeit sozialer Bewegungen und warum ist es gleichzeitig eines der größten Hindernisse für erfolgreiche Lernprozesse?

Der siebte Abschnitt beschäftigt sich mit der Differenzierung zwischen unterschiedlichen Reichweiten und Formen von Lernprozessen sozialer Bewegungen. Warum verschärfen sich manche politischen Debatten augenblicklich zum offenen Kampf, während andere Diskussionen über einen langen Zeitraum ohne erkennbare Eskalation geführt werden?

Im letzten Abschnitt soll rekapituliert werden, welche neuen Einsichten die Betrachtung von Lernprozessen für die Analyse von sozialen Bewegungen mit sich bringt. Welche Aspekte, die vorher unklar bleiben mussten, lassen sich durch den Fokus auf das kollektive Lernen erklären? Was ist der Mehrwert eines lernzentrierten Ansatzes in der Forschung zu sozialen Bewegungen? Und welche Leerstellen mussten in der vorliegenden Arbeit offenbleiben, welche Ansatzpunkte für zukünftige Analysen bieten sich an?

An dieser Stelle soll nochmals auf das in Kapitel 1.6 herausgearbeitete Lernmodell verwiesen werden: Lernprozesse können in Feed-Forward- und Feed-Back-Prozesse unterteilt werden. Während es bei den Feed-Forward-Prozessen darum geht, von einem einzelnen Individuum ausgehende Lernimpulse auf kollektiveren Ebenen zuzulassen und weiter zu diskutieren, geht es bei den Feed-Back-Prozessen darum, neues Wissen zu institutionalisieren und bei den einzelnen Gruppen und individuellen Mitgliedern der Bewegung zu verankern. Auf den konkreten Fall übertragen bedeutet das, dass all jene Debattenbeiträge in einer Bewegungszeitschrift als Lernimpulse verstanden werden, wenn sie entweder neues Wissen etablieren oder altes Wissen verteidigen wollen, d.h., wenn sie darauf hinauslaufen, zentrale Aspekte der kollektiven Identität umzudeuten oder eine solche Umdeutung abzuwehren.

Erfolgreiche Lernprozesse, die zu neuem kollektiven Wissen führen, sind demnach sowohl auf die Bereitschaft der Bewegung, Lernimpulse zuzulassen und neues Wissen aufzubauen, als auch auf die Institutionalisierung dieses Wissens angewiesen, d.h. auf die feste Verankerung und Umsetzung des neuen Wissens im Denken und Handeln der Mitglieder. Gleichzeitig dürfen die Feed-Back-Prozesse nicht so ausgeprägt sein, dass einmal aufgebautes Wissen nicht mehr hinterfragt werden kann. Es geht also um ein fragiles Gleichgewicht zwischen der Offenheit für Lernimpulse auf der einen und der Möglichkeit der Institutionalisierung von Wissen auf der anderen Seite.

10.1 Erfolgreiche Lernprozesse?

Zunächst stellt sich die Frage, unter welchen Umständen überhaupt von einem erfolgreich verlaufenden Lernprozess gesprochen werden kann. Zur Beantwortung dieser Frage soll kein normativer Standpunkt eingenommen werden. Um einen Erfolg oder Misserfolg zu beurteilen, soll also nicht überprüft werden, ob die kollektive Identität der Bewegung durch einen Lernimpuls ›besser‹ oder ›schlechter‹ geworden ist oder ob sie als effizienter, konsistenter oder anschlussfähiger bezeichnet werden kann. Eine solche Perspektive wäre allein deshalb schwierig, weil es an den notwendigen Kriterien für eine solche Beurteilung mangelt – externe Kriterien wie Logik, Effizienz, Koalitionsfähigkeit o.Ä. sind nicht unbedingt die Faktoren, die aus einer internen Perspektive entscheidend sind. Sie eignen sich daher nicht für ein Urteil über erfolgreiche und gescheiterte Lernprozesse.

Aus diesem Grund soll lediglich ein Faktor zur Beurteilung herangezogen werden: Führt ein Lernimpuls zu einer Veränderung von kollektivem Wissen oder nicht? Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob bei einem solchen Lernprozess neues Wissen entsteht oder altes Wissen verschwindet – auch die Abkehr von alten Einstellungen und Überzeugungen kann die Folge von kollektivem Lernen sein. Bei einem solchen Fokus auf der Veränderung von Wissensständen droht allerdings die Gefahr, entscheidende Lernprozesse zu übersehen, die sich hinter einer vermeintlichen Konstanz von kollektivem Wissen verbergen.

Die Konstanz von Wissen über einen langen Zeitraum beruht oftmals auf einer erfolgreichen Abwehr von unterschiedlichen Herausforderungen, denn letztlich ist in diesen Fällen kein Lernimpuls in der Lage, eine wirkliche Veränderung von Wissen in Gang zu setzen. Es wäre aber ein Trugschluss, deshalb davon auszugehen, dass in einem solchen Zeitraum gar nicht gelernt wurde: Vielmehr erfordert die konstante Aufrechterhaltung von Wissen vielfältige Lernprozesse. Einerseits sorgen die stete Herausforderung und Infragestellung von Wissen dafür, die bisherigen Überzeugungen immer wieder aufs Neue zu verteidigen und dabei weiter zu verfeinern und zu schärfen. Andererseits trägt die ständige Wiederholung von Wissen dazu bei, dass neu hinzukommende AktivistInnen relativ schnell angelernt werden können und auch bei älteren Generationen das kollektive Wissen in regelmäßigen Abständen aufgefrischt wird. Die Reproduktion von bestimmten Wissensständen im Laufe von politischen Debatten kann somit auch als eine Form der Institutionalisierung von Wissen interpretiert werden. In Abgrenzung zu Lernprozessen, in denen tatsächlich neues Wissen entsteht und institutionalisiert werden kann, könnte hier von »schwachem Lernen« gesprochen werden.

Das oben skizzierte Lernmodell kann somit einerseits genutzt werden, um die Veränderung von kollektiven Wissensständen zu erklären. Andererseits hilft es auch zu verstehen, wie durch Wiederholungen das aktuell geltende Wissen bei den Mitgliedern der Bewegung aufgefrischt werden kann (Wiederholungen spielen eine wichtige Rolle bei der Institutionalisierung von Wissen, vgl. Abschnitt 10.3). In diesen Fällen können die letztlich abgeblockten Lernimpulse genutzt werden, um vorhandenes Wissen durch abermalige Feed-Back-Prozesse wieder neu zu vergegenwärtigen und schließlich auf diese Weise zu festigen.

Die Stärke dieses Modells, nämlich unterschiedliche Formen des Lernens gleichermaßen abbilden zu können, ist gleichzeitig seine Schwäche: Denn die umfassende Berücksichtigung sowohl von Lernprozessen, die neues Wissen produzieren, als auch von Lernprozessen, in denen kein neues Wissen entsteht, sondern nur altes Wissen reproduziert wird, droht, zu umfassend und dadurch beliebig zu werden. Letztlich könnte dann beinahe alles als Lernen begriffen werden – sowohl Veränderung als auch Konstanz von Wissen. Dieser Einwand muss ernst genommen werden, übersieht aber zwei Aspekte des Lernens: Erstens wird nicht automatisch jeder konstante Wissensstand als Lernen verstanden, sondern nur Fälle, in denen bestehendes Wissen (mehr oder weniger) aktiv gegen Herausforderungen verteidigt wird. Es handelt sich also gewissermaßen um das reproduzierte Ergebnis einer diskursiven Auseinandersetzung, das nur auf den ersten Blick unbeweglich und starr zu sein scheint, tatsächlich aber weitaus dynamischer ist. Zweitens muss berücksichtigt werden, dass sich die Lernsubjekte der jeweiligen Lernprozesse unterscheiden: Bei den Feed-Forward-Prozessen, bei denen

neues kollektives Wissen entsteht, ›lernt‹ zunächst die Ebene der Gruppen und schließlich auch das kollektive Bewegungsnetzwerk als Ganzes. Bei den Feed-Back-Prozessen hingegen wird existierendes kollektives Wissen zurück an die Ebenen der Gruppen und der Individuen vermittelt: Der Fokus des Lernens liegt also in der Vermittlung des Wissens auf individueller und Kleingruppenebene. Nicht die Bewegung als Ganzes lernt hier, sondern ihre einzelnen Mitglieder. Diese regelmäßige Vermittlung von Wissen ist entscheidend, wenn es um die Institutionalisierung des kollektiven Wissens geht (vgl. dazu Abschnitt 10.3).

Insgesamt sollten kollektive Lernprozesse nicht als stringente Entwicklungen verstanden werden – nur in höchst seltenen Fällen gibt es tatsächlich klar identifizierbare Impulse, die sich dann erkennbar durchsetzen und in der Folge unmittelbar zu einer neu ausgestalteten kollektiven Identität führen. Stattdessen sollten Lernprozesse eher als Pendelbewegung gesehen werden, bei der mal die eine und mal die andere Seite lauter und wahrnehmbarer wird. Es handelt sich also um ein stetes Hin und Her, bei dem die eine Seite in eine Richtung zieht und die andere Seite in die entgegensetzte. Dabei kann es letztlich zu graduellen und subtilen Veränderungen der Identität kommen, was aber das weitere Zerren in die verschiedenen Richtungen im Regelfall nicht beenden kann. Man könnte diesen Verlauf der Debatten beispielsweise mit einer Rolltreppe vergleichen, auf der man nicht einfach stillstehend nach oben fährt, sondern kontinuierlich die Treppe hinauf und herunter läuft – letztlich bewegt man sich aber trotz allem Hin und Her langsam in eine bestimmte Richtung.

10.2 SprecherInnen und Autorität

In einer politischen Debatte setzt sich nicht automatisch das objektiv beste Argument durch – bei dieser Erkenntnis dürfte es sich beinahe schon um einen Gemeinplatz handeln. So ist beispielsweise nicht nur entscheidend, *was* gesagt wird; mindestens genauso wichtig ist, *wer* etwas sagt. Die handelnden Akteure rücken also in das Zentrum des Interesses: Was zeichnet Gruppen aus, deren Debattenbeiträge ein besonders hohes Gewicht haben? Welche Formen der Autorität finden sich in sozialen Bewegungen und wann werden sie anerkannt?[1] Mit welchen Strategien versuchen TeilnehmerInnen der Debatte, ihre GegnerInnen zu delegitimieren? Diese Fragen sollen im folgenden Abschnitt erläutert werden.

Auch wenn die Debatten in der radikalen Linken grundsätzlich offen für alle sein sollen (solange man sich als TeilnehmerIn an bestimmte Grundregeln hält), ist deutlich erkennbar, dass nicht alle Wortbeiträge das gleiche Gewicht in der Debatte haben. Der Einfluss bestimmter Beiträge zeigt sich dabei u.a. an der Häufigkeit, mit der auf sie verwiesen wird – einige Beiträge führen zu äußerst zahlreichen (positiven oder wertschätzenden) Bezügen, andere dagegen verhallen mehr oder weniger ungehört. Natür-

1 Vgl. zur Frage von Autorität und Führungsrollen in sozialen Bewegungen Barker, Colin; Johnson, Alan; Lavalette, Michael (2001): Leadership Matters: An Introduction. In: Colin Barker, Alan Johnson und Michael Lavalette (Hg.): Leadership and Social Movements. Manchester: Manchester Univ. Press, S. 1-23.

lich gibt es immer wieder Texte, die zwar eine Vielzahl von Reaktionen hervorrufen, aber dennoch keine Debattenbeiträge mit besonderem Gewicht sind: In diesen Fällen handelt es sich zumeist um Beiträge, die (fast) ausschließlich mit ablehnenden Kommentaren bedacht werden und für die meisten anderen DebattenteilnehmerInnen nur einen negativen Bezugspunkt darstellen. Der unterschiedliche Einfluss auf eine Debatte hängt dabei auch davon ab, wie viel Autorität die AutorInnen innerhalb der Szene genießen.

Folglich gibt es in allen Debatten das erkennbare Bemühen einiger TeilnehmerInnen, ihre eigenen Lernimpulse mit möglichst viel Gewicht einzubringen. Die gängigen Strategien dafür leiten sich aus der Politik der ersten Person ab: Wichtig ist insbesondere die erkennbare eigene praktische Beteiligung an radikal-linker Politik. Involviert zu sein, selbst bereit zu sein, etwas zu riskieren, engagiert und aktiv zu sein – dies sind wichtige Kriterien, um mit einem Debattenbeitrag auf allgemeines Gehör zu stoßen. Eine abstrakte Kritik, die sich auf theoretische Überlegungen stützt und aus der Ferne formuliert wird, hat hingegen geringere Chancen, sich in einer Debatte durchzusetzen. Dies gilt umso mehr, als es zumindest in Teilen der Bewegung eine relativ ausgeprägte Abneigung gegen Intellektuelle gibt, die sich beispielsweise immer wieder in Polemiken gegen sogenannte »Fußnoten-Texte« und angeblich elitäre AkademikerInnen äußert.

Eine weitere Strategie ist die dezidierte Betonung der eigenen Konsequenz und Radikalität: Wer eine prononcierte Position vertritt, dabei eine möglichst radikale und unversöhnliche Analyse vornimmt und die Resultate dann auch konsequent vorbringt und verteidigt, spielt ebenfalls häufig eine herausgehobene Rolle in der jeweiligen Debatte. Damit bestätigt die Analyse die Ausführungen von Barker, Johnson und Lavalette, die ebenfalls betonen, dass sich der größere Einfluss, den bestimmte Führungspersonen in sozialen Bewegungen ausüben, aus einer weitgehenden Kongruenz der von ihnen vertretenen Positionen mit den Überzeugungen und Werten der Bewegung ergibt.[2] Es handelt sich hierbei also um eine Art sich selbst verstärkenden Kreislauf: Wer Positionen vertritt, die besonders gut zum kollektiven Selbstbild der Bewegung passen, hat eine gute Chance, als authentisch wahrgenommen zu werden, bei den ZuhörerInnen auf offene Ohren zu stoßen und damit letztlich auch einen größeren Einfluss auf die Positionen der Bewegung auszuüben.

Neben diesen beiden Strategien, die sich aus den spezifischen Werten der autonomen Bewegung ergeben, finden sich andere, eher klassische Formen der Autorität. Beispielsweise haben bekannte, bereits länger politisch aktive und szene-öffentlich stark wahrnehmbare Gruppen in den Diskussionen ein erkennbar stärkeres Gewicht als unbekannte Einzelpersonen. Auch Gruppen, die eine spezifische Form der Legitimität aufweisen, werden stärker wahrgenommen – das klassische Beispiel in der *Zeck* ist das Plenum der Roten Flora. Die Beiträge dieses Gremiums haben einen erkennbar herausgehobenen Status in den Debatten und führen meistens zu etlichen Beiträgen, die sich anschließend darauf beziehen und daran abarbeiten.

Allerdings fällt sofort auf, dass keine der bislang skizzierten Formen der Autorität unwidersprochen bleibt oder auf allgemeine Anerkennung hoffen kann. Vielmehr trifft

2 Vgl. Barker et al. 2001, S. 9.

jede Form der Autorität auf vehementen Widerstand von anderen TeilnehmerInnen der Debatte.[3] Insbesondere diejenigen Gruppen, die sich auf ihre besonders hervorgehobene Rolle in der Szene berufen, werden zumeist hart angegangen, wahlweise als BesserwisserInnen oder »Klugscheißer« bezeichnet oder als vergreiste, satt und langsam gewordene »BewegungsmanagerInnen« dargestellt. Hier zeigt sich die besondere Schwierigkeit, in einer Bewegung, die sich als egalitär und gleichberechtigt wahrnimmt und jede Form von Hierarchien ablehnt, eine herausgehobene Stellung zu beanspruchen – oder, mindestens ebenso diffizil, eine solche Stellung von Teilen der Bewegung zugesprochen zu bekommen. Der inhärente Konflikt mit dem autonomen Selbstbild lässt eine solche Debattenstrategie kaum zu.

Die Herausbildung einer spezifischen Form der Szene-Autorität wird daher zumeist auch von ihren TrägerInnen selbstkritisch reflektiert, was aber natürlich nicht heißt, dass sie diesen Status nicht trotzdem nutzen würden – zumeist jedoch einhergehend mit Beschwichtigungen oder Relativierungen der eigenen Position, indem man die eigene Ansicht z.B. dezidiert als eine Meinung unter vielen darstellt.

Neben der konstanten Umstrittenheit der Autorität von SprecherInnen bestätigt sich bei näherer Betrachtung der Empirie eine weitere Annahme aus der Entwicklung des Lernmodells (vgl. Abschnitt 1.3): Um einen eigenen Lernimpuls voranzubringen, empfiehlt es sich, eine möglichst einflussreiche Koalition zu schmieden. Auf diese Weise können die bislang skizzierten Vorteile von anerkannten SprecherInnen und sogar die Quellen von Autorität gegenseitig ergänzt und addiert werden, was den Lernimpuls mit einem wahrnehmbar stärkeren Einfluss ausstatten kann. So finden sich in den verschiedenen Debattensträngen immer wieder Bemühungen, breite Koalitionen aufzubauen, indem beispielsweise versucht wird, bestehende Gruppen und Bündnisse für das eigene Anliegen zu gewinnen oder sogar neue Bündnisse exklusiv für diesen Zweck zu schmieden.

10.3 Offenheit für Lernimpulse und Institutionalisierung von Wissen

Die hier betrachtete soziale Bewegung hat, wie erwartet, wenig Probleme damit, Debatten anzustoßen bzw. zuzulassen. Herausforderungen für bestimmte Aspekte der kollektiven Identität kommen zu jeder Zeit von beinahe jeder erdenklichen Seite. Die Diskussionsbereitschaft in der linksradikalen Szene ist bemerkenswert hoch, was natürlich nicht bedeutet, dass jeder Debattenbeitrag begrüßt wird.[4] Tatsächlich ist (zum

3 Diese besondere Form der Kritik an politischer Führung ist typisch für anarchistische Bewegungen, vgl. dazu Purkis, Jonathan (2001): Leaderless Cultures: The Problem of Authority in a Radical Environmental Group. In: Colin Barker, Alan Johnson und Michael Lavalette (Hg.): Leadership and Social Movements. Manchester: Manchester Univ. Press, S. 160-177.

4 Debattenbeiträge, die Aspekte kollektiver Identität umdeuten oder verteidigen wollen, werden hier als Lernimpulse verstanden. Auch wenn Lernimpulse dadurch recht weit gefasst werden, sei an dieser Stelle nochmal daran erinnert, dass dennoch nur ein Bruchteil der Beiträge und Artikel in der *Zeck* als Debattenbeitrag interpretiert wird – bei einem Großteil der Artikel handelt es sich also *nicht* um Lernimpulse. Somit bleibt das Lernmodell offen genug, um vielfältige Aushandlungspro-

Teil) harsche Kritik und Zurückweisung die typische Reaktion auf diese Lernimpulse. Nichtsdestotrotz muss die linke Szene als eindeutig diskursiv beschrieben werden. Nicht zuletzt dürfte diese Bereitschaft zur diskursiven inhaltlichen Auseinandersetzung als bewusste Abgrenzung gegenüber den als dogmatisch kritisierten K-Gruppen der 1970er Jahre fungieren. Die Skepsis gegenüber nicht hinterfragbaren Dogmen, gegenüber Bevormundung und unkritischer Folgsamkeit sind fest verankerte Gründungsmomente der autonomen Bewegung in Deutschland.

Der gezielte Anstoß von Debatten ist allerdings die große Ausnahme: Lernanlässe sind zumeist bestimmte Vorfälle, die als Skandal wahrgenommen und hoch emotional verhandelt werden. Dabei wird das zugrundeliegende Lernmotiv häufig von der Hektik und der Emotionalität der entstehenden Debatte überlagert – die Lernprozesse der analysierten sozialen Bewegung verlaufen folglich in steilen Erregungskurven, ebben aber zumeist auch relativ schnell wieder ab, ohne dass eine stetige Auseinandersetzung mit dem Thema folgt. In der Regel braucht es einen erneuten Vorfall, um das Thema wieder auf die Tagesordnung zu holen – und häufig zeigt sich dann deutlich, dass die Ergebnisse der ersten Debatte bei der folgenden Diskussionsrunde keine Rolle mehr spielen. Somit wird deutlich, dass die Bewegung zwar keine Probleme bei der Initiierung von Debatten hat, wohl aber bei der Institutionalisierung von Ergebnissen dieser Lernprozesse und neuen Formen kollektiven Wissens.

Dabei zeigt sich eine auffallende Ambivalenz: Einerseits scheint es fast unmöglich zu sein, neue Lernergebnisse zu institutionalisieren und sie zu einem allgemeinen, verbindlichen Wissen der Bewegung zu machen, das anschließend das Denken und Handeln der Mitglieder prägt. Gleichzeitig scheint es aber stets einen kaum verhandelbaren Grundkonsens zu geben, der trotz aller Herausforderungen erstaunlich stabil bleibt. Es gibt also offensichtlich doch Mechanismen, mit denen Wissen vermittelt und institutionalisiert werden kann. Dies wird besonders deutlich, wenn man berücksichtigt, dass die personelle Zusammensetzung der Szene einem steten Wandel unterworfen ist und die TrägerInnen des Wissens folglich ständig wechseln. Gerade diese Vermittlung von Wissen an neu hinzukommende Generationen ist eine enorme Herausforderung.

Hier offenbart sich, dass eine vermeintliche Schwäche der Bewegung auch als eine ihrer großen Stärken interpretiert werden kann: die ständige und von den AktivistInnen selbst oftmals als quälend empfundene Wiederholung von Debatten. Obgleich häufig kritisiert wird, dass die eigene Bewegung blockiert sei, immer wieder die gleichen Diskussionen führe, ohne nennenswerte Ergebnisse zu erzielen, auf denen man in Zukunft aufbauen könnte – es ist gerade diese Wiederholung, die letztlich für eine Verstetigung und Institutionalisierung von Wissen sorgt. Dies gilt insbesondere für neu hinzukommende Individuen und Gruppen: Sie lernen auf diese Weise schnell, wie das aktuelle Wissen der Bewegung aussieht, welche Ansichten als konsensual gelten, welche umstritten sind und welche Positionen mit einem (symbolischen) Ausschluss bestraft werden. Für alle anderen Personen und Gruppen, die schon länger in der Bewegung aktiv sind, bieten die regelmäßigen Neuauflagen von Diskussionen dagegen die Chance, existierendes Wissen aufzufrischen; gleichzeitig wird auf diese Weise das Wissen der

---

zesse einzuschließen, aber gleichzeitig ausreichend spezifisch, um nicht jeden Artikel in der *Zeck* als Lernprozess behandeln zu müssen.

Bewegung immer wieder aufs Neue reproduziert und verfeinert. Hinzu kommt, dass diese Vermittlung von kollektivem Wissen zumeist in Krisensituationen erfolgt, also dann, wenn bestimmte Überzeugungen der Bewegung fundamental herausgefordert werden und eine emotional aufwühlende Diskussion die Szene erfasst hat. Auf diese Weise können auch »NeueinsteigerInnen« (sofern sie sich auf die Seite des existierenden Grundkonsenses schlagen) sofort ein mitreißendes Zusammengehörigkeitsgefühl erleben: Die Gruppe und ihre Überzeugungen werden herausgefordert und bedroht, was nach innen zu einer neuen Geschlossenheit und Verbundenheit führt. Auf diese Weise erneuert eine Wiederholung bereits geführter Diskussionen nicht nur das kollektive Wissen der Bewegung, sondern stärkt auch die innere Geschlossenheit der Gruppe (die nicht zuletzt auch durch Ausschlüsse hergestellt wird, vgl. dazu Abschnitt 10.4 über Spaltungen). In dieser Hinsicht ähnelt das kollektive Bewegungslernen dann doch dem intuitiven Verständnis des Lernens in der Schule: Erst die stetige Wiederholung sorgt dafür, dass sich das kollektive Wissen verfestigt.

Anzunehmen ist zudem, dass das Fundament linksradikalen Wissens nicht nur in schriftlichen Debatten und in den Auseinandersetzungen mit identitären Umdeutungsversuchen in Bewegungszeitschriften gelegt wird, sondern auch auf anderen Ebenen entsteht. Denkbar sind beispielsweise Lernprozesse neuer Mitglieder über persönliche Kontakte oder durch implizite Lernprozesse, z.B. durch die Teilnahme an Demonstrationen oder den Aufenthalt in Räumen der linken Szene. Lesungen, Diskussionsveranstaltungen, Redebeiträge auf Demonstrationen, EinsteigerInnen-Abende in linken Gruppen – diese und weitere Gelegenheiten sind enorm wichtig, um linkes Wissen an neue und alte Mitglieder der Szene zu vermitteln. Immer wieder wird daher die Wichtigkeit der Flora als physisch zugänglicher Lernraum betont. Eine solche praktische Gelegenheit zur Zusammenkunft und zum Austausch ist insbesondere für neue Mitglieder der Szene essenziell, um Kontakte zu knüpfen, Diskussionen zu führen und bestimmte Verhaltensregeln zu lernen. Die Zugänglichkeit der Flora wird folglich auch von den AktivistInnen selbst stets als eine ihrer wichtigsten Funktionen beschrieben. Die Flora sei ein besonders geeigneter Lernort, weil hier verschiedene Generationen von AktivistInnen in einen Austauschprozess miteinander treten können:

> »Die Rote Flora ist für Hamburg ein wichtiger Ort linksradikaler Politik, vor allem als Einstiegsort, an dem Erfahrungen gesammelt werden können, die an den meisten anderen Orten hier so nicht möglich sind, sei es räumlich, strukturell oder politisch. Es ist auch ein wichtiges, andauerndes Experiment, generationenübergreifend gemeinsame politische Handlungsweisen in so einem Projekt zu entwickeln.«[5]

Während diese impliziten, unbewussten Formen der Wissensvermittlung relativ effektiv zu sein scheinen, sind die Schritte der gezielten Verankerung neuen Wissens selten reibungslos erfolgreich. Sowohl beim *Encoding* als auch beim *Enacting* zeigen sich Probleme: Keine Gruppe, keine Einzelpersonen und keine anderweitige Instanz ist in der Lage, einen verbindlichen Institutionalisierungsprozess von Wissen zu starten oder so-

5 Ein anarchoarchivar: 20 Jahre Rote Flora. Ein paar Gedanken zu 20 Jahren Rote Flora. In: *Zeck* 152_2009, S. 4f., hier S. 5.

gar zu steuern.[6] Ein solcher Prozess ist nur dann möglich, wenn er sich lediglich auf eine homogene (Teil-)Strömung der diffusen linksradikalen Bewegung bezieht. Beispielsweise haben Gruppen, die sich dem antideutschen Spektrum der Szene zugehörig fühlen, untereinander ein gemeinsames Verständnis von Antisemitismus entwickelt, das aber außerhalb dieser Strömung auf wenig Akzeptanz trifft. Im Zuge von Lernprozessen bilden sich folglich kleinere Untergruppen heraus, die bestimmte Formen der Wissensveränderung einfordern oder zumindest akzeptieren. Da sie sich damit nicht in der breiteren Bewegung durchsetzen können, institutionalisieren sie ihr Wissen lediglich im kleineren Maßstab. Spaltungen sind folglich eine der häufigsten Resultate von kollektiven Lernprozessen in der linksradikalen Bewegung (dazu mehr in Abschnitt 10.4).

Ein weiterer Grund, der eine Institutionalisierung von Lernergebnissen erschwert, sind die fehlenden Strukturen, die eine gezielte Weitergabe von Wissen ermöglichen würden. Der Mangel an solchen Formaten wird zwar von Teilen der Bewegung klar erkannt und es gibt auch immer wieder Versuche, darauf zu reagieren. Allerdings scheitern diese Bemühungen zumeist bereits nach kurzer Zeit an ihrer inhärenten Unvereinbarkeit mit zentralen Werten der autonomen Bewegung. Die Etablierung fester Strukturen oder der Versuch, eine stärkere Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit herzustellen, stehen beispielsweise in direktem Konflikt mit den Prinzipien der Spontaneität und Autonomie, die für die linksradikale Bewegung entscheidend sind.

Bei der Betrachtung von Lernprozessen ist auch der spezifische Diskussionsmodus der Bewegung entscheidend. Denn aus der notwendigen schriftlichen Form, in der die Debatten in Bewegungszeitschriften ausgetragen werden, entstehen einige Konsequenzen für das kollektive Lernen (vgl. dazu auch nochmals die Ausführungen zur *Zeck* in den Abschnitten 2.1 und 4.1). Zum einen führen die schriftlichen Diskussionen zu einer Anonymität der Debatten: Selten ist (zumindest für Außenstehende) erkennbar, wer genau an einer Debatte teilnimmt. Die meisten gewählten Pseudonyme sind vermutlich nicht einmal für Szeneangehörige zuordenbar (z.B. Bezeichnungen wie »Einige Autonome«, »Militante AntifaschistInnen« o.Ä.); andere AutorInnen treten dagegen regelmäßig unter demselben Namen auf (u.a. »Der Kontaktbereichsautonome«). Organisierte Gruppen schreiben meistens unter ihrem bekannten Namen, aber selbst dann kommt es teilweise zu unübersichtlichen Situationen, in denen beispielsweise eine Teilgruppe des Flora-Plenums irrtümlich für das gesamte Plenum gehalten wird.

Ebenfalls aus Angst vor einem zu tiefen Einblick in die eigene Szene wird üblicherweise auch darauf geachtet, in den Diskussionen keine Namen und keine konkreten Strukturen zu nennen (eine Ausnahme bilden gezielte Outings, beispielsweise von Personen, denen eine Vergewaltigung vorgeworfen wird). Dies führt mitunter zu Debatten, die beinahe ohne AkteurInnen auskommen müssen und dadurch oftmals äußerst vage und unbestimmt bleiben. Oft wird beispielsweise nicht ganz klar, ob sich eine bestimmte Kritik an eine bestimmte Gruppe, eine spezifische Strömung oder die gesamte linke Szene richtet, was die Auseinandersetzung mit diesem Impuls sehr kompliziert macht.

6 Anders ist dies z.B. in Parteien, wo bestimmte legitimierte Gremien verbindliche Entscheidungen treffen können, die dann das Denken und Handeln der Mitglieder prägen – beispielsweise, wenn ein neues Grundsatzprogramm verabschiedet wird und Parteien darin neue Ziele festlegen.

Diese Anonymität ist zwar einerseits gewünscht, andererseits sorgt sie zum Teil für einen polemischeren Tonfall und insgesamt heftigere Attacken, als es bei Diskussionen von Angesicht zu Angesicht üblich ist.[7] Gleichzeitig öffnet sie die Debatte aber auch für Gruppen oder Individuen ohne große Szeneautorität, die sich unter anderen Umständen eher nicht an Versammlungen beteiligen oder die im persönlichen Kontakt nicht ernst genommen werden würden. Außerdem können sich die Diskutierenden offener und freier (und kontroverser) äußern – weil niemand befürchten muss, im Anschluss persönlich für den Beitrag verantwortlich gemacht zu werden.

Zum anderen bestimmt die schriftliche Debatte auch das Tempo der Auseinandersetzungen: Gebunden an die Erscheinungsfrequenz der *Zeck* dauert es oft einige Wochen, manchmal sogar Monate, bis auf einen Debattenbeitrag von anderer Seite reagiert werden kann. Dazu kommt die Unverbindlichkeit der Diskussionen; manche Gruppen fühlen sich von kritischen Texten nicht angesprochen und reagieren daher nicht, obwohl ihre Antwort die Debatte voranbringen würde. Andererseits ermöglicht diese gemächlichere Geschwindigkeit, dass die Debatten in der *Zeck* zum Teil sehr fundiert und überlegt ablaufen, einige AutorInnen sich erkennbar große Mühe geben, auf Kritik einzugehen und sich fundiert und ausführlich damit auseinanderzusetzen – alles Aspekte, die bei Diskussionsrunden und Vollversammlungen oft fehlen. Auch die Reichweite der Debatten ist natürlich größer als bei Face-to-Face-Debatten: Potenziell können alle Szeneangehörigen die Diskussionen in der Bewegungszeitschrift verfolgen und nachvollziehen, was bei anderen Diskussionen nur den zufällig Anwesenden möglich ist. Durch die schriftliche Fixierung werden Diskussionsbeiträge und -verläufe außerdem direkt festgehalten und archiviert, was ebenfalls für eine bessere Nachvollziehbarkeit (auch im Nachhinein) sorgt.

Die jeweiligen Vor- und Nachteile der schriftlichen Debattenkultur wiegen einander somit mehr oder weniger auf. Zwar werden immer wieder Versuche gestartet, die schriftliche Ebene durch andere Formate zu ergänzen; ein zentrales Problem dabei besteht aber darin, dass gerade organisierte Gruppen an diesen Formaten, z.B. an Autonomen Vollversammlungen (vgl. Abschnitt 9.1), nur selten teilnehmen. Das Bedürfnis nach persönlichem Austausch über den eigenen Gruppenrahmen hinaus scheint also nicht besonders stark ausgeprägt zu sein, was Konzepte wie die Autonomen Vollversammlungen zumeist schnell wieder einschlafen lässt.

Ein weiteres Hindernis für das kollektive Lernen der linksradikalen Szene ist die omnipräsente Angst vor Repression, die ebenfalls einen starken Einfluss auf den Verlauf von politischen Debatten hat. Aus der Sorge, durch eine allzu offene Diskussion auch den politischen GegnerInnen zu viel Informationen zu bieten, entsteht die Überzeugung, fundamentale Kritik nur in einem geschützten, inneren Kreis üben zu können. Nach außen soll hingegen ein möglichst geschlossenes Bild aufrechterhalten werden, weshalb in der Öffentlichkeit keine detaillierten Auseinandersetzungen geführt werden sollen.

---

7 Zumindest die AnhängerInnen einer Face-to-Face-Debattenkultur in der linken Szene argumentieren immer wieder, dass direkte Kommunikation zu einer besseren Verständigung führe. Vgl. bspw. o.A.: Ein paar Argumente für die autonome Vollversammlung. In: *Zeck* 161_2011, S. 22f.

Insbesondere Diskussionen, die bestimmte Grundüberzeugungen und Werte infrage stellen könnten, werden aus der öffentlichen Debatte herausgehalten, aus Angst, mit einer offensichtlichen Kontroverse die eigene politische Position zu schwächen. Beispielsweise beteiligen sich die Flora-AktivistInnen monatelang kaum an der öffentlichen Debatte um den richtigen Umgang mit der offenen Drogenszene im Schanzenviertel, weil sie befürchten, mit der eigenen Unsicherheit eventuell anschlussfähig für den allgemeinen Sicherheitsdiskurs zu werden. Lieber schweigen sie daher über einen längeren Zeitraum, als die Zerrissenheit der Szene deutlich zu machen und mit einer unfertigen und weiterhin umstrittenen Haltung in die Öffentlichkeit zu treten.

10.4 Spaltungen als Lernprozess

Eines der häufigsten Resultate, das von einem Lernprozess ausgelöst werden kann, ist die Aufspaltung der Bewegung in mehrere Teilströmungen, die sich anschließend mehr oder weniger unversöhnlich gegenüberstehen.[8] Die Umdeutung der kollektiven Identität, die Folge eines Lernprozesses ist, wird also nicht von allen bislang Zugehörigen nachvollzogen, sondern es entstehen unterschiedliche Identitäten, die sich in einigen Aspekten voneinander abgrenzen. Die Entstehung von getrenntgeschlechtlichen Strömungen in der Linken oder auch die Herausbildung eines antideutschen Spektrums sind Beispiele für diese Form der Entstehung von Sub-Identitäten. Zum Teil fühlen sich die neu entstandenen Gruppierungen immer noch als Teil einer radikalen Linken, der sie jedoch in spezifischen Punkten Blindheit oder Ignoranz vorwerfen; zum Teil ist der Bruch mit der ursprünglichen Identität fundamentaler und die neue Gruppierung empfindet sich auch nicht mehr diffus als noch verbunden.

Mitunter zeigen sich in den Spaltungen tatsächliche Lernprozesse, weil bestimmte Unvereinbarkeiten zwischen Positionen und Werten einiger Gruppen mit den Überzeugungen der Gesamtbewegung erkannt werden und darauf entsprechend reagiert wird. Auch wenn Spaltungen oftmals als Schwächung der Bewegung wahrgenommen werden, können sie in dieser Hinsicht nützlich für die politische Arbeit sein. Statt sich weiterhin immer wieder an ähnlichen Konflikten abzuarbeiten und sich daran aufzureiben, kann eine Spaltung entlang einer zentralen Konfliktlinie in der Folge zu einer Homogenisierung der Bewegung, zu einem Abbau von Konfliktpotenzial und zu einem erhöhten Level an Produktivität führen. Solche Formen der »heilsamen« Spaltung werden im Zeitverlauf von den AktivistInnen immer wieder hervorgehoben: Spaltungen seien zwar anstrengend, aber meistens »gar nicht so fürchterlich, denn in der Regel vollziehen sich dabei wichtige Prozesse und Entwicklungen, die in der Natur politischer Bewusstseinsprozesse liegen.«[9]

Neben der Unvereinbarkeit von bestimmten zeitgleich in einer Bewegung existierenden Werten gibt es einen weiteren Hintergrund für diese Spaltungen. Sie sind auch

8 Dass Spaltungen innerhalb der Linken eine lange Tradition haben, zeigt bereits der Blick in die Geschichte der Zerwürfnisse innerhalb der ArbeiterInnenbewegung, vgl. dazu Walter 2017, S. 278-296.

9 A.G. C-K: Zwischen Anti-Feminismus und Neoliberalismus. In: *Zeck* 144_2008, S. 6-8, hier S. 6.

Resultat einer Argumentationsstrategie, die in linksradikalen Debatten eine wichtige Rolle spielt: Eines der gängigsten Muster in den Auseinandersetzungen ist der Versuch, die GegnerInnen aus der gemeinsamen linken Identität auszuschließen. Dazu wird die Unvereinbarkeit von bestimmten Einstellungen und Werten der Gegenseite mit den Kernüberzeugungen der eigenen Szene herausgearbeitet: Wer die Definitionsmacht nicht anerkennt, wer militante Politik generell ablehnt oder wer mit Israelfahnen auf einer linksradikalen Demonstration mitlaufen möchte, der oder die ist – je nach Standpunkt der KritikerInnen – kein(e) Linke(r) mehr. Nach diesem Muster verlaufen diese Abgrenzungsdebatten. Diese Formen der Separierung funktionieren dabei in beide Richtungen – es gibt sowohl Fälle, in denen die politische Gegenseite aus der gemeinsamen Identität ausgeschlossen werden soll, als auch Fälle, in denen sich eine Konfliktpartei selbst aus der bisherigen gemeinsamen Identität verabschiedet.

Diese Abgrenzung ist ein Versuch, die Argumentationsweise der GegnerInnen schlichtweg indiskutabel zu machen – der Impuls der Gegenseite wird auf diese Weise einfach aus der eigenen Bewegung herausdekliniert und dadurch bedeutungslos. Mit einem solchen Vorstoß muss man sich folglich als Linke(r) einfach nicht mehr beschäftigen. Allerdings ist diese Argumentationsstrategie somit im engeren Sinn eigentlich ein Ausbleiben von Lernprozessen, weil der Lernimpuls vollständig abgeblockt wird und nicht einmal eine differenziertere Auseinandersetzung damit zugelassen werden soll. Diese Blockade wird aber natürlich sehr selten von allen Szeneangehörigen nachvollzogen. Oft ist ja gerade die Frage, ob eine bestimmte Position vereinbar mit einer linksradikalen Identität ist oder nicht, der Kern der politischen Auseinandersetzungen – und in den meisten Fällen wird die Forderung nach einem Ausschluss einer Konfliktpartei in der Folge ebenfalls zu einem Streitthema, aus dem wiederum Lernprozesse hervorgehen können.

Einige Spaltungen innerhalb der Bewegungen sind hingegen keine Folge von Lernprozessen, sondern repräsentieren schlicht unterschiedliche Strömungen bzw. Gruppierungen, erschweren aber dennoch die Weitergabe von Wissen zwischen den unterschiedlichen Gruppen. Ein offensichtliches Beispiel dafür ist ein in der Linken häufig thematisierter Generationenkonflikt. Hier liegt das Problem nicht nur in den unzureichenden Möglichkeiten des Austauschs und der gemeinsamen Diskussion, sondern auch in den (vermeintlichen) Notwendigkeiten kollektiver Identität. Nachfolgende Generationen von AktivistInnen wollen bestimmte, mit den Kernwerten und Überzeugungen der kollektiven Identität verbundene Erfahrungen selber machen – egal, ob sich diese in der retrospektiven Analyse älterer AktivistInnen als erfolgversprechend und sinnvoll erwiesen haben oder nicht. Das gilt beispielsweise für bestimmte Formen von Militanz auf Demonstrationen, zeigt sich aber auch in den Diskussionen über möglichst pragmatische oder möglichst konsequente Politikansätze. Die prinzipielle Bereitschaft zu militanten Aktionen, der Wunsch nach einem konsequenten und radikalen politischen Handeln, die Unversöhnlichkeit mit dem System – all das sind derart zentrale Bestandteile einer linksradikalen kollektiven Identität, dass Angehörige der Szene sie auch dann noch selbst erfahren möchten, wenn ihnen andere Mitglieder der Bewegung aus eigener Erfahrung davon abraten.

In den 1990er Jahren wird ein weiterer Konflikt genannt, der gemeinsames Lernen in der linksradikalen Bewegung erschwert: nämlich jener zwischen ost- und west-

deutschen Gruppen. Hier liegt das Problem insbesondere an der fehlenden gemeinsamen politischen Vergangenheit – die autonomen Bewegungen in West und Ost haben schlicht keine gemeinsame Identität, auf die sie zurückgreifen könnten. Stattdessen unterscheiden sich beide Ausprägungen autonomer Identität in zentralen Aspekten, beispielsweise in der Frage, welche Rolle die politische Praxis und die Auseinandersetzungen mit Theorien jeweils spielen sollen.

10.5 Lernen als Machtressource

Bei der Analyse der einzelnen Diskursstränge zeigt sich eine weitere Qualität von Lernprozessen sozialer Bewegungen: Die Frage, welche Lernimpulse als diskutabel gelten und welche als unverzeihlicher Bruch mit den Grundsätzen linksradikaler Identität abgestraft werden, hat viel mit den jeweils aktuellen Machtverhältnissen innerhalb der linken Szene zu tun.[10] In verschiedenen Themenfeldern offenbaren sich immer wieder Tendenzen, die Verhinderung von Lernprozessen bzw. das harte Abblocken von Lernimpulsen auch zu nutzen, um aktuelle hegemoniale Positionen zu erkämpfen oder abzusichern. Wie auch in der kritischen Diskursanalyse nach Jäger immer wieder betont wird, ist ein großer Einfluss auf den Verlauf von Diskursen und insbesondere auf die Grenzziehung des Sagbaren in Diskursen eine entscheidende Ressource von Herrschaft in der Gesellschaft.[11] Dies gilt auch für Beziehungen innerhalb der linksradikalen Szene – auch wenn sich die Bewegung eigentlich als herrschaftsfreier und hierarchieloser Zusammenhang versteht.

Lernprozesse spiegeln also Machtverhältnisse wider, und zwar in einer besonders weitreichenden Intensität. Denn in diesem Fall werden nicht nur die Grenzen des Sagbaren in einem bestimmten Diskursstrang festgelegt, sondern gleichzeitig die Grenzen der Teilhabe an der Gemeinschaft gezogen. Im Falle eines Verstoßes gegen die Regeln des Diskurses droht damit nicht nur, mit der eigenen Position schlicht ignoriert zu werden, sondern die generelle Zugehörigkeit zur linken Szene steht auf dem Spiel. Die potenzielle Sanktionierung von nicht-konformen Diskursbeiträgen ist somit fundamental – und sorgt häufig dafür, dass grundlegend oppositionelle Sichtweisen nur dann offensiv vertreten werden, wenn die VertreterInnen dieser Haltung einen Ausschluss aus der gemeinsamen Identität prinzipiell in Kauf nehmen wollen oder ihn ohnehin bereits selbst vollzogen haben.

Irreführend wäre allerdings, sich dieses Herrschaftsinstrument stets als zielgerichtete Strategie bestimmter Gruppen innerhalb der Szene vorzustellen. Nur in Ausnahmefällen gibt es tatsächlich benennbare Instanzen, die erkennbar eine solche Rolle im Diskurs einfordern, beispielsweise im Diskusstrang Sexismus, wo autonome Frauen/Lesbengruppen explizit fordern, über Ausschlüsse entscheiden zu dürfen. Hier zeigt

10 Vgl. zu sozialer Kontrolle in sozialen Bewegungen auch Benford, Robert (2010): Controlling Narratives and Narratives as Control within Social Movements. In: Joseph E. Davis (Hg.): Stories of Change. Narrative and Social Movements. Albany: State University of New York Press, S. 53-75.

11 Vgl. Jäger, Siegfried (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller et al. (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 91-124.

sich die deutliche Bemühung, eine strukturell benachteiligte Position in der Bewegung zu verlassen und für die eigenen Zusammenhänge mehr Einfluss zu erkämpfen. In vielen anderen Fällen laufen die Grenzziehungsprozesse subtiler ab – was allerdings nicht heißen soll, dass in diesen Fällen Machtinteressen keine Rolle spielen würden. Trotzdem scheinen oft eher verinnerlichte Verhaltensregeln entscheidend zu sein – der Diskurs folgt auf diese Weise bestimmten Regeln, ohne dass es eine allgemein anerkannte strafende Instanz gibt, die auf die Einhaltung dieser Regeln achtet und öffentlich wahrnehmbar Verstöße sanktioniert (wie beispielsweise Schiedsgerichte bei Parteien o.Ä.).

Lernprozesse sind somit ein Teil eines diskursiven Systems, mit dessen Hilfe Macht innerhalb der Bewegung erlangt, gefestigt und legitimiert werden kann. Durch die aktive Neubestimmung von Gruppengrenzen, die durch Lernprozesse gezogen werden, kann erstens die Homogenität der Gruppe gesteigert werden, indem unliebsame Gruppen und konträre Positionen ausgeschlossen werden. Zweitens wird so die interne Bindungskraft der übriggebliebenen Gruppe intensiviert, weil sie immer wieder aufs Neue auf die aktuell geltenden Paradigmen eingeschworen wird. Der eventuelle Ausschluss bleibt ein allgegenwärtiges bedrohliches Szenario, das ein ums andere Mal eine disziplinierende Wirkung nach innen entfalten kann.

Obwohl die Frage, welche Lernimpulse überhaupt weiter diskutiert werden, stark von den Kräfteverhältnissen und der szeneinternen Autorität abhängt, und somit die Entscheidungen, ob gelernt wird oder nicht, immer auch Ausdruck von Machtverteilungen innerhalb der Bewegung sind, darf dieser Punkt an dieser Stelle nicht überbetont werden. Die Aushandlungsprozesse der kollektiven Identität geben zwar einen ersten Einblick in die Art und Weise, wie in einer formal nicht-hierarchischen und egalitären sozialen Bewegung Herrschaftsstrukturen entstehen und dauerhaft etabliert werden können – gleichzeitig zeigt aber die konstante Infragestellung und Herausforderung dieser Strukturen auch die weiterhin begrenzte Reichweite und die prinzipielle Volatilität dieser Strukturen. Hegemonie in der linksradikalen Szene ist, so sie denn überhaupt entsteht, ein flüchtiges und auf bestimmte Felder beschränktes Phänomen.

10.6 Lernen und Vergessen

Vergessen ist eine entscheidende Voraussetzung für Lernprozesse der hier analysierten sozialen Bewegung. Was bereits in dem theoretisch hergeleiteten Lernmodell deutlich wird, zeigt sich in der Empirie umso stärker: Das Lernen und der Aufbau neuen Wissens funktionieren nur dann, wenn dafür alte Überzeugungen aufgegeben, verlernt oder schlicht vergessen werden können.

Verlernen und Vergessen sind auf zweierlei Weise wichtig: erstens auf die Art und Weise, die im Lernmodell angenommen wird. Um neues Wissen aufzubauen, ist es notwendig, Teile des alten Wissens zu überwinden. Eine Bewegung, die nicht bereit ist, ihr kollektives Wissen zum Teil wieder infrage zu stellen, kritisch zu überprüfen und gegebenenfalls zu verwerfen, wird keine wirklichen Lernprozesse initiieren können. Erst wenn von alten Überzeugungen abgerückt wird, können sich neue Erkenntnisse durchsetzen. Das Beispiel der Stadtteilpolitik zeigt diese Notwendigkeit eindrücklich: Erst die Erkenntnis, mit dem idealisierenden Blick auf das eigene Viertel bestimmte Rea-

litäten auszublenden, ermöglicht letztlich, ein pragmatisches Verhältnis zum eigenen Stadtteil zu »erlernen«.

Zweitens kann erst das Vergessen älterer Konfliktlinien eine Institutionalisierung von Streit verhindern. Zwar beruhen Lernprozesse von sozialen Bewegungen auf Auseinandersetzungen, gleichzeitig benötigen sie aber die Bereitschaft aller Beteiligten zur Kommunikation und Diskussion. Wenn sich hingegen bestimmte Konflikte verfestigen, entstehen häufig verhärtete Fronten, die einen weiteren Austausch miteinander nicht länger zulassen. Kollektive Lernprozesse sind dann nicht mehr möglich, aber auch bereits die alltägliche politische Arbeit in einer Szene wird durch solche Verfestigungen von Konflikten stark eingeschränkt. Gerade in Projekten wie der Roten Flora, wo unterschiedliche Gruppen und Strömungen zusammenkommen und ein gemeinsames Projekt gestalten, ist daher die Bereitschaft zum Vergessen eine wichtige Voraussetzung für eine längerfristige Kooperation. Das wird auch von den AktivistInnen selbst bemerkt: »So trägt paradoxerweise gerade die Fluktuation und das Vergessen zur Stabilität der Projekte bei.«[12]

Die Kehrseite dieses Vergessens ist abermals die geringe Wahrscheinlichkeit, neues Wissen institutionalisieren zu können. Das kurze Gedächtnis, das einerseits politische Zusammenarbeit über einen längeren Zeitraum ermöglicht und die Verfestigung von Konflikten verhindert, macht andererseits auch die Institutionalisierung von neuen Wissensformen äußerst kompliziert. Die Folge dieser Amnesie ist die regelmäßige Wiederholung der immer gleichen Diskussionen, die von jeder Generation von AktivistInnen aufs Neue aufgerollt werden: »Andererseits verliert die Geschichte dadurch einen Gutteil ihrer Widersprüche und Brüche und die Politik findet in einer permanenten Gegenwart statt, in der die Fehler und Erfolge der Vergangenheit keinen Platz mehr haben.«[13] Debatten wiederholen sich folglich in regelmäßigen Abständen, ohne dass die in früheren Durchgängen erarbeiteten Ergebnisse bei den Neuauflagen eine Bedeutung haben.

Die mangelnde Institutionalisierung von Wissen wird nicht nur von den AktivistInnen selbst regelmäßig bedauert, sondern auch von den Sicherheitsbehörden registriert. Aufschlussreich ist beispielsweise der Bericht des Hamburger Landesamtes für Verfassungsschutz von 2001, der in einem Vorwort der *Zeck* folgendermaßen zitiert wird:

> »Die Szene ist nach wie vor in zahlreiche kleine, ständig wechselnde Gruppen zerfasert. […] Durch sich ständig wiederholende Grundsatzdiskussionen kann sich die Szene nicht dynamisch nach vorn entwickeln. Hinderlich wirkt sich auch die große Fluktuation in der Szene auf die Politikfähigkeit und Verfestigung von Strukturen aus. So zogen sich im Verlauf der letzten beiden Jahre ca. 25 % der Autonomen aus der Szene zurück, etwa die gleiche Anzahl von Personen rückte nach. Diese Neuen durchlaufen das gleiche Diskussionsmuster; auch das ist ein eher bremsendes Element in diesem Prozess.«[14]

12 Buchsbaum, Heinrich: 10 Jahre Rote Flora. Die eigene Geschichte. In: *Zeck* 85_1999, S. 5.

13 Ebd.

14 Landesamt für Verfassungsschutz Hamburg: Jahresbericht 2001, zitiert nach: die Redaktion: Vorwort. In: *Zeck* 111_2002, S. 2.

Die Redaktion kommentiert diesen Bericht des Verfassungsschutzes lakonisch und verteidigt die generelle Verfasstheit der eigenen Szene:

> »Soweit die nicht ganz falsche Analyse. Leider konnten wir in dem Bericht keinen Absatz finden, der uns eine Anleitung für ein ›dynamisch nach vorn entwickeln‹ gibt. Keine Grundsatzdiskussionen führen, die Fluktuation stoppen? Beides lässt sich kaum vermeiden, will die Szene nicht Bestandteil einer versteinerten Gesellschaft werden. Aber wir werden das nochmal grundsätzlich diskutieren und dann mal weitersehen.«[15]

10.7 Unterschiedliche Reichweiten von Lernprozessen

Bei der Betrachtung der Bewegungsdebatten in der *Zeck* zeigen sich schnell gravierende Unterschiede: Die Intensität der Debatten, ihr Umfang und ihr Grad von Emotionalität hängen von der Reichweite des Lernobjekts ab. Entscheidend ist, ob in den Debatten lediglich strategische Anpassungen des eigenen Handelns diskutiert werden, ob bestimmte Ziele zur Disposition stehen oder ob sogar die zugrundliegenden Werte der Bewegung infrage gestellt werden. Je nachdem, ob es sich bei dem Lernprozess um ein Einschleifen- oder um ein Doppelschleifen-Lernen handelt, verlaufen die Umdeutungsversuche und die daraus entstehenden Debatten also auf eine spezifische Weise.

Die größte Offenheit für Lernprozesse zeigt sich, wie erwartet, beim Einschleifen-Lernen: Wenn es lediglich darum geht, über die strategischen Wege zu den konstant bleibenden Zielen zu diskutieren, ist gemeinhin mit einem relativ offenen Diskussionsklima, einem insgesamt versöhnlichen Tonfall und einem niedrigen Eskalationsniveau zu rechnen. Debatten, die sich mit Vor- und Nachteilen bestimmter Strategien beschäftigen, beispielsweise mit dem eigenen Verhalten auf Demonstrationen, verlaufen folglich zwar häufig kontrovers, aber mehr oder weniger produktiv. Insgesamt zeigt sich auch eine größere Offenheit für Umdeutungen des gemeinsamen kollektiven Wissens.

Anders sieht es bei Debatten aus, die auf Doppelschleifen-Lernen abzielen: Wenn grundlegende Ziele der Bewegung oder sogar die gemeinsamen Werte infrage gestellt werden, verläuft die Debatte meistens äußerst emotional und dreht sich schnell um den Ausschluss einer der beiden Konfliktparteien aus der gemeinsamen kollektiven Identität. Bei solchen Lernprozessen steht bei jedem Lernimpuls die Zugehörigkeit zur Szene auf dem Spiel: Wer von den geteilten Werten abrücken oder die eigene Bewegung auf gänzlich neue Ziele einschwören möchte, läuft Gefahr, dafür aus der Szene ausgeschlossen zu werden. Entsprechend emotional und explosiv verlaufen Debatten, bei denen tatsächlich über Werte diskutiert wird. Die Diskussion darüber, ob man als männlich sozialisierter Linker prinzipiell Teil einer antisexistischen Bewegung sein kann und wenn ja, unter welchen Umständen das möglich ist, ob die Linke insgesamt ein Problem mit Sexismus hat und wie die Szene mit den eigenen antisemitischen Stereotypen umgehen soll, verläuft daher viel eruptiver als die Debatte darüber, ob neben der klassischen autonomen Großdemonstration noch andere Aktionsformen zielführend sein

15 Die Redaktion: Vorwort, S. 2.

könnten. Wertedebatten eskalieren sofort, haben einen konkreten, als skandalös empfundenen Auslöser und provozieren in einem kurzen Zeitraum eine enorme Anzahl von Beiträgen und Wortmeldungen. Die ruhigeren Debatten über die eigenen Strategien werden dagegen meistens über einen längeren Zeitraum hinweg geführt, oft vergehen mehrere Monate ohne Beiträge; sie verzeichnen insgesamt weniger Wortmeldungen, die auch nur selten ein größeres Echo erzielen. Dagegen gibt es in den Wertedebatten stets einige zentrale Texte, die eine Vielzahl von Reaktionen auslösen, wenn auch meistens empörte Ablehnung das zentrale Motiv ist.

Neben den unterschiedlichen Verläufen hängt aber auch die Wahrscheinlichkeit, ob ein Lernprozess zu einer Umdeutung von kollektivem Wissen führt oder nicht, von der Reichweite seines Lernobjekts ab. Kernwerte der Bewegung werden kaum revidiert – selbst wenn die AktivistInnen selbst bemerken, dass sie die politische Praxis nicht unbedingt erleichtern. Bestimmte strategische Veränderungen werden dagegen häufig ausprobiert, beispielsweise Aktionsformen, die sich stärker auf die Vermittlung der eigenen Inhalte konzentrieren oder polizeiliche Kontrolle ins Leere laufen lassen sollen.

10.8 Kollektives Lernen in der Bewegungsforschung – Potenziale, Probleme und Ausblick

Etliche Ansätze der Bewegungsforschung setzen implizit die Lernfähigkeit sozialer Bewegungen voraus – wie genau ein solcher Lernprozess aber aussieht, bleibt häufig unklar. Die Ausrichtung des eigenen Handelns an der Umwelt, die Verarbeitung von äußeren Eindrücken und die Anpassung der eigenen Ansätze an sich wandelnde Ansprüche – all das bleibt letztlich eine Black Box oder wird als reines Reiz-Reaktions-Schema konzipiert. Der hier vorgestellte Lernansatz erlaubt dagegen, den Fokus auf die Aushandlungsprozesse, die einer solchen Anpassung des eigenen Handelns vorausgehen, zu legen. Auf diese Weise wird u.a. klarer, wie genau auf unterschiedliche Anforderungen reagiert werden kann, in welchen Feldern kollektives Lernen möglich ist und welche Faktoren ein wirklich effizientes Lernen von sozialen Bewegungen erschweren oder verhindern können.

Die Operationalisierung von Lernprozessen als Veränderungen von Aspekten der kollektiven Identität einer Bewegung erlaubt es außerdem, unterschiedliche Reichweiten von Lernprozessen zu erkennen: Je nachdem, ob lediglich die strategischen Mittel (Wie wir unsere Ziele erreichen), die politischen Ziele (Was wir erreichen wollen) oder die identitären Kernelemente (Wer wir sind und was uns auszeichnet) verändert werden sollen, ist die Wahrscheinlichkeit für erfolgreiche Lernprozesse höher oder geringer.

Insgesamt hilft die Auseinandersetzung mit den Lernprozessen von sozialen Bewegungen dabei, ihr Handeln nachzuvollziehen und insbesondere politische Fehler, das Festhalten an nachteiligen Handlungsweisen oder auch ausbleibendes Lernen besser zu verstehen. Darüber hinaus ermöglicht die Analyse der Hindernisse und Probleme für kollektive Lernprozesse auch den AktivistInnen selbst, potenzielle Stolpersteine zu erkennen und gemeinsam zu überlegen, an welchen Stellen eine Modifizierung der ei-

genen Organisationsformen und Handlungsweisen sinnvoll ist, um Lernprozesse in bestimmten Feldern zu erleichtern oder überhaupt erst zuzulassen.

Unbeantwortet blieb leider der Fragekomplex, der sich stärker auf den individuellen Anteil kollektiver Lernprozesse konzentriert: Warum entwickeln einige Angehörige der Bewegung einen Lernimpuls, während andere zum Teil nicht einmal die Existenz des zugrundeliegenden Problems anerkennen wollen? Warum nehmen einige das kollektive Handeln der Bewegung als defizitär wahr und woher kommt die Motivation, gegen bestimmte (möglicherweise weit verbreitete oder liebgewonnene) Einstellungen in der eigenen Szene anzugehen? Wie gelingt es den einzelnen Individuen, ihr Anliegen im Aushandlungsprozess mit ihrer politischen Gruppe weiter voranzubringen? Und schließlich: Wir kommen kollektive Lernprozesse wieder auf der Ebene der einzelnen Individuen an? Werden sie tatsächlich durch die Beteiligung und Auseinandersetzung mit den schriftlichen Debatten in den Bewegungszeitschriften verarbeitet? Welche anderen Institutionalisierungsformen gibt es?

All diese Fragen konnten leider nicht weiterbearbeitet werden, da kein Zugang zum empirischen Feld möglich war. So ließen sich trotz zahlreicher Anläufe keine InterviewpartnerInnen gewinnen. Die Verschlossenheit der linksradikalen Szene machte empirische wissenschaftliche Erhebungen schon in der Vergangenheit äußerst schwierig[16] und die vorliegende Arbeit ist in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Die Verankerung von kollektivem Wissen auf der individuellen Ebene und die Bereitschaft von individuellen Bewegungsmitgliedern, Lernprozesse zu initiieren und dafür eventuell sogar persönliche Nachteile in Kauf zu nehmen, sind daher Forschungsdesiderate, die von zukünftigen Studien adressiert werden könnten.

Ebenfalls aufschlussreich wäre, zu überprüfen, inwieweit die hier skizzierten Erkenntnisse zum kollektiven Lernen einer spezifischen sozialen Bewegung auch auf andere Bewegungen übertragbar sein könnten. Vieles spricht für eine Übertragbarkeit mittlerer Reichweite: In anderen sozialen Bewegungen, die eine ähnliche Diskussionskultur haben wie die undogmatische Linke, die also beispielsweise gleichermaßen großen Wert auf flache Hierarchien und basisdemokratische Ansätze legen und über eine starke lebensweltliche Verankerung verfügen, sind einige der herausgearbeiteten Aspekte des Lernens vermutlich ebenfalls zu finden. So ist beispielsweise anzunehmen, dass die Differenzierung des Lernens in unterschiedliche Reichweiten sowie die Bedeutsamkeit des Vergessens und Spaltungen als Resultat von Lernprozessen auch für andere (linke) Bewegungen kennzeichnend sind.

Dennoch wurde in der Analyse immer wieder auch auf die Besonderheiten der linken Szene Hamburgs hingewiesen, die charakteristisch für das hier betrachtete Fallbeispiel sind, während bei sehr ähnlichen Gruppen in anderen deutschen Städten ähnliche

16 Vgl. beispielsweise die Ausführungen über die Schwierigkeiten des Feldzugangs zur linken Szene von Golova, Tatiana (2013): Identitätskonstruktion in Protesträumen der Berliner linksradikalen Szene. In: Michaela Glaser und René Schultens (Hg.): »Linke« Militanz im Jugendalter. Befunde zu einem umstrittenen Phänomen. Halle: Dt. Jugendinst. e.V., S. 71-95, hier S. 75-78. Entscheidende Punkte für das große Misstrauen dieser Szene gegenüber sozialwissenschaftlicher Forschung sind nach Golova u.a. die Angst vor zu tiefen Einblicken in die eigenen Strukturen, Sorge vor »Spitzeln« sowie eine Kritik an der oftmals auf den Faktor »Gewalt« fixierten Forschung und der damit verbundenen einseitigen Darstellung.

Themen vollkommen unterschiedlich gehandhabt wurden. Eine spezifische Hamburger Diskussionskultur wurde von den beteiligten AktivistInnen beispielsweise in den Auseinandersetzungen über Sexismus in der Linken immer wieder bemängelt, und tatsächlich gibt es Hinweise, dass in anderen Städten anders (und möglicherweise weniger festgefahren) über bestimmte Aspekte des Themas diskutiert werden konnte.

Gänzlich anders könnte die Situation schließlich bei Bewegungen aussehen, die sich in zentralen Charakteristika von der hier analysierten Bewegung unterscheiden. Beispielsweise könnten bestimmte Formen der Aufgabenteilung oder auch die Existenz von starken Bewegungsorganisationen mit entsprechend institutionalisierter Arbeitsweise völlig andere Möglichkeiten, Chancen und Grenzen für kollektive Lernprozesse mit sich bringen.

Deutlich wird somit, dass die vorliegende Arbeit ein erster Schritt ist, um sich dem Phänomen des kollektiven Lernens in sozialen Bewegungen zu nähern. Die gewonnenen Erkenntnisse ermöglichen ein tieferes Verständnis der undogmatischen Szene in Hamburg – immerhin eines der wichtigsten Kristallisationspunkte der radikalen Linken in Deutschland, weshalb anzunehmen ist, dass Debatten, die in Hamburger Strukturen geführt werden, stets von überregionaler Bedeutung sind. Die Ausführungen in dieser Arbeit stehen also nicht ausschließlich für das ganz konkrete Fallbeispiel, sondern weisen in eine generellere Richtung, die auch für autonome Szenen in anderen Städten relevant sein dürfte.

Auch wenn die grundsätzlich begrenzte, jedenfalls sorgsam zu überprüfende Übertragbarkeit der Ergebnisse natürlich eine offensichtliche Schwäche einer qualitativen Einzelfallstudie sein mag, liegt doch gerade in dem detaillierten Fokus auf die Hamburger Szene eine entscheidende Stärke des Vorgehens. Letztlich bietet die gewählte Analyseform tiefe Einblicke in bislang wenig beachtete Zusammenhänge: So konnte beispielsweise der *Zeitverlauf* von Lernprozessen näher beleuchtet werden. Auf diese Weise ließen sich über die periodisch auftauchenden Wiederholungen von Debatten sehr charakteristische zeitliche *Muster des Lernens* identifizieren, die eine wichtige Rolle bei der Institutionalisierung von kollektivem Wissen spielen.

Die Arbeit hat des Weiteren – hoffentlich – interessante Einblicke in die *Diskurskultur* der undogmatischen Linken eröffnet und dabei nicht nur die Vielschichtigkeit der geführten Debatten verdeutlicht, sondern auch eine detaillierte Beschreibung geliefert, wie genau miteinander diskutiert wird. Auf diese Weise konnte zudem gezeigt werden, wie das Lernen und die Aushandlung kollektiver Identität bestimmte Machtverhältnisse in der linken Szene konstituieren und verändern können.

Da die kollektive Identität der analysierten Bewegung bei aller Wandlungsresistenz dennoch stets umkämpft und prinzipiell veränderbar ist, ergibt sich ein spezifischer Bereich, innerhalb dessen Lernen möglich wird. Anzunehmen ist, dass dieser Bereich der potenziellen Lernfähigkeit bei sozialen Bewegungen, deren kollektive Identität auf einer vergleichbaren Logik basiert, ähnlich konstituiert ist – und dass sich diese Bewegungen in vergleichbaren Konfliktsituationen, in denen bestimmte Aspekte der eigenen Identität zur Disposition stehen, auch ähnlich verhalten.

Es bleibt zu hoffen, dass die vorliegende Arbeit nicht nur ein detailliertes Bild der spezifischen Lernprozesse der linksautonomen Szene Hamburgs geliefert hat, sondern zumindest auch einen kleinen Beitrag leisten konnte, das kollektive Lernen von sozialen

Bewegungen besser zu verstehen – und in zukünftigen Forschungsarbeiten noch weiter zu ergründen.

Literaturverzeichnis

Monografien, Aufsätze und Zeitungsartikel

A.G. Grauwacke (2003): Autonome in Bewegung. Aus den ersten 23 Jahren. Berlin: Assoziation A.

Amann, Marc (Hg.) (2011): go. stop. act! Die Kunst des kreativen Straßenprotests. Geschichten – Aktionen – Ideen. Grafenau u.a: Trotzdem.

Amann, Rolf (1985): Der moralische Aufschrei. Presse und abweichendes Verhalten am Beispiel der Hausbesetzungen in Berlin. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.

Amantine (2011): Gender und Häuserkampf. Münster: Unrast.

Amantine (2012): Die Häuser denen, die drin wohnen. Kleine Geschichte der Häuserkämpfe in Deutschland. Münster: Unrast.

Anders, Freia (2010): Wohnraum, Freiraum, Widerstand. Die Formierung der Autonomen in den Konflikten um Hausbesetzungen Anfang der achtziger Jahre. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 473-498.

Andresen, Knud (2010): Linker Antisemitismus – Wandlungen in der Alternativbewegung. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 146-168.

Annette (2013): Was hält mich hier bloß? In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 185-188.

Appen, Kai von (2014): Rückkauf in Hamburg: Rote Flora verstaatlicht. In: *taz.de*, 16.12.2014. Online verfügbar unter www.taz.de/!5025995/ [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Argyris, Chris; Schön, Donald A. (1978): Organizational Learning. A Theory of Action Perspective. Reading (Mass.): Addison-Wesley Pub. Co.

Argyris, Chris; Schön, Donald A. (2006): Die lernende Organisation. Grundlagen, Methode, Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta.

Armbruster, Bernt (1979): Lernen in Bürgerinitiativen. Ein Beitrag zur handlungsorientierten politischen Bildungsarbeit. Baden-Baden: Nomos.

Armstrong, Elizabeth A.; Crage, Suzanna M. (2006): Movements and Memory: The Making of the Stonewall Myth. In: *American Sociological Review* 71 (5), S. 724-751.

Artkämper, Heiko (1995): Hausbesetzer, Hausbesitzer, Hausfriedensbruch. Berlin, New York: Springer.

Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck.

Aust, Stefan; Rosenbladt, Sabine (1981): Hausbesetzer. Wofür sie kämpfen, wie sie leben und wie sie leben wollen. Hamburg: Hoffmann und Campe.

AutorInnenkollektiv aus dem Gängeviertel (2013): Das Gängeviertel – mehr als ein Viertel. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 261-285.

Backes, Uwe; Jesse, Eckhard (1983): Demokratie und Extremismus. Anmerkungen zu einem antithetischen Begriffspaar. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) (4), S. 3-18.

Bandelow, Nils (2003): Lerntheoretische Ansätze in der Policy-Forschung. In: Matthias Leonhard Maier, Frank Nullmeier, Tanja Pritzlaff und Achim Wiesner (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 98-121.

Barker, Colin; Johnson, Alan; Lavalette, Michael (2001): Leadership Matters: An Introduction. In: Colin Barker, Alan Johnson und Michael Lavalette (Hg.): Leadership and Social Movements. Manchester: Manchester Univ. Press, S. 1-23.

Baron, Udo (2014): Linksautonome auf dem Weg zum Linksterrorismus? Das Gefahrenpotential einer neuen Form sozialrevolutionärer Gewalt. In: Armin Pfahl-Traughber (Hg.): Jahrbuch für Extremismus- und Terrorismusforschung 2013. Brühl, S. 137-160.

Beer, Wolfgang (1978): Lernen im Widerstand. Politisches Lernen und politische Sozialisation in Bürgerinitiativen. Hamburg: Verlag Association.

Beer, Wolfgang (2007): Von den »Göttinger 18« in den »Wyhler Wald«. Die Lernbewegung einer sozialen Bewegung ab 1957. In: Die Zeitschrift (Nr. 4), S. 40-43. Online verfügbar unter www.diezeitschrift.de/42007/beer0701.pdf [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Beisel, Karoline Meta; Riehl, Katharina (2017): Alle mal hersehen. Mumaßliche G-20-Täter am Pranger. sueddeutsche.de. Online verfügbar unter https://www.sueddeutsche.de/medien/mutmassliche-g-20-taeter-am-pranger-alle-mal-hersehen-1.3581070 [zuletzt eingesehen am 12.10.2020].

Benford, Robert (2010): Controlling Narratives and Narratives as Control within Social Movements. In: Joseph E. Davis (Hg.): Stories of Change. Narrative and Social Movements. Albany: State University of New York Press, S. 53-75.

Benford, Robert; Snow, David (2000): Framing Processes and Social Movements: An Overview and Assessment. In: *Annual Review of Sociology* 26 (1), S. 611-639.

BesetzerInnen Burgstraße 7 (1986): Spekulanten Hochburg Burgstrasse Besetzt. Flugblatt vom 28.11.1986. Göttingen.

BesetzerInnen Theaterplatz 7 (1986): Theaterplatz 7 Besetzt! Zusammen leben – zusammen kämpfen! Flugblatt. Göttingen.

Beyersdorf, Martin (1991): Selbstorganisierte Bildungsarbeit zwischen neuen sozialen Bewegungen und öffentlichem Bildungssystem. Eine explorative Bestandsaufnahme. Hamburg: Ed. Zebra.

Biegelbauer, Peter (2013): Wie lernt die Politik? Lernen aus Erfahrung in Politik und Verwaltung. Wiesbaden: Springer VS.

Birke, Peter (2010): Herrscht hier Banko? Die aktuellen Proteste gegen das Unternehmen Hamburg. In: Sozial.Geschichte Online (3). Online verfügbar unter https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00022661, S. 148-191 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Birke, Peter (2011): Zurück zur Sozialkritik. Von der »urbanen sozialen Bewegung« zum »Recht auf Stadt«. In: Marcel Bois und Bernd Hüttner (Hg.): Beiträge zur Geschichte einer pluralen Linken. Heft 3: Bewegungen, Parteien, Ideen. Online verfügbar unter https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/rls_papers/Papers_Beitr_zur_Gesch_3_web.pdf, S. 57-65 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Birke, Peter (2014): Autonome Sehenswürdigkeit. Die Rote Flora und die Hamburger Stadtentwicklung seit den späten 1980er Jahren. In: *Sozial.Geschichte Online* (13). Online verfügbar unter https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00034893, S. 80-104 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Birke, Peter; Holmstedt Larsen, Chris (Hg.) (2008): Besetze deine Stadt! – BZ din by! Stadtentwicklung und Häuserkämpfe in Kopenhagen. Berlin: Assoziation A.

Blechschmidt, Andreas (1998): Vom Gleichgewicht des Schreckens. Autonomer Kampf gegen Umstrukturierung im Hamburger Schanzenviertel. In: StadtRat (Hg.): Umkämpfte Räume. Hamburg, Berlin, Göttingen: Verl. Libertäre Assoziation, Verlag der Buchläden Schwarze Risse – Rote Strasse, S. 83-101.

Blechschmidt, Andreas (2008): Die Rote Flora im Hamburger Alltag. Stör- und Standortfaktor. In: Peter Birke und Chris Holmstedt Larsen (Hg.): Besetze deine Stadt! – BZ din by! Stadtentwicklung und Häuserkämpfe in Kopenhagen. Berlin: Assoziation A, S. 190-198.

Blechschmidt, Andreas (2013): Die Rote Flora – über Richtiges und Falsches. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 243-253.

Blee, Kathleen; Taylor, Verta (2002): Semi-structured Interviewing in Social Movements Research. In: Bert Klandermans und Suzanne Staggenborg (Hg.): Methods of Social Movement Research. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 92-117.

Boltanski, Luc; Chiapello, Ève (2013): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

Borgstede, Simone (2013): Der Kampf um das Gemeinsame: St. Pauli Hafenstraße. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 105-157.

Brumlik, Micha (1989): Autonome: Gewaltbereitschaft als verbindendes Lebensgefühl. In: Wilhelm Heitmeyer, Kurt Möller und Heinz Sünker (Hg.): Jugend, Staat, Gewalt. Politische Sozialisation von Jugendlichen, Jugendpolitik und politische Bildung. Weinheim, München: Juventa, S. 175-189.

Buechler, Steven M. (1990): Women's Movements in the United States. Woman Suffrage, Equal Rights, and Beyond. New Brunswick (NJ), London: Rutgers University Press.

Butzlaff, Felix; Hoeft, Christoph; Kopp, Julia (2013): »Wir lassen nicht mehr alles mit uns machen!« Bürgerproteste an und um den öffentlichen Raum, Infrastruktur und Stadtentwicklung. In: Franz Walter, Stine Marg, Lars Geiges und Felix Butzlaff (Hg.): Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 48-93.

Carini, Marco (2020): Mitläufer sollen büßen. taz.de. Online verfügbar unter https://taz.de/Prozess-zu-G20-Gipfel-in-Hamburg-2017/!5650018/ [zuletzt eingesehen am 12.10.2020].

Castaneda, Delio Ignacio; Rios, Manuel Fernandez (2007): From Individual to Organizational Learning. In: *The Electronic Journal of Knowledge Management* 5 (4), S. 363-372. Online verfügbar unter https://www.researchgate.net/publication/252380753_From_Individual_Learning_to_Organizational_Learning/link/544e3e440cf29473161a6e0d/download [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Crossan, Mary; Lane, Henry; White, Roderick (1999): An Organizational Learning Framework: From Intuition to Institution. In: *The Academy of Management Review* 24 (3), S. 522-537.

Daphi, Priska (2011): Soziale Bewegungen und kollektive Identität. Forschungsstand und Forschungslücken. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 13-26.

Daphi, Priska (2017): Becoming a Movement. Identity, Narrative and Memory in the European Global Justice Movement. London, New York: Rowman & Littlefield International.

Delitz, Heike (2018): Kollektive Identitäten. Bielefeld: transcript.

Dellwo, Karl Heinz (2011): Eingangsbeitrag zur Veranstaltung: Der Kommende Aufstand – Diskussion zu einem Pamphlet. Online verfügbar unter www.bellastoria.de/publications/veranstaltung/der-kommende-aufstand-diskussion-zu-einem-pamphlet-ort-golem-hamburg, [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Dellwo, Karl-Heinz; Szepanski, Achim; Weiler, Paul (2018): Riot. Was war da los in Hamburg? Theorie und Praxis der kollektiven Aktion. Hamburg: Laika.

Deycke, Alexander; Micus, Matthias (2020): Die Radikale Linke und die Organisationsfrage. In: Brahim Ben Slama und Uwe Kemmesies (Hg.): Handbuch Extremismusprävention. Gesamtgesellschaftlich. Phänomenübergreifend. Wiesbaden, S. 142-150.

Doerr, Nicole (2014): Memory and Culture in Social Movements. In: Britta Baumgarten, Priska Daphi und Peter Ullrich (Hg.): Conceptualizing Culture in Social Movement Research. London: Palgrave, S. 206-226.

Dunlop, Claire; Radaelli, Claudio (2013): Systematising Policy Learning: From Monolith to Dimensions. In: *Political Studies* 61 (3), S. 599-619.

Eder, Klaus (2002): Wie schreiben sich soziale Bewegungen über die Zeit fort? Ein narrativer Ansatz. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 53-73.

Flemming Mikkelsen; R. Karpantschof (2001): Youth as a Political Movement: Development of the Squatters and Autonomous Movement in Copenhagen, 1981-95. In: International Journal of Urban and Regional Research 25 (3), S. 609-628.

Flesher Fominaya, Cristina (2015): Autonomous Social Movements and the Paradox of Anti-identitarian Collective Identity. In: Aidan McGarry und James M. Jasper (Hg.): The Identity Dilemma. Social Movements and Collective Identity. Philadelphia: Temple University Press, S. 65-84.

Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class: And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life. New York: Basic Books.

Florida, Richard (2005): Cities and the Creative Class. New York (NY) u.a.: Routledge.

Foley, Griff (1999): Learning in Social Action. A Contribution to Understanding Informal Education. Bonn, Leicester, London, New York: Zed Books.

Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M.: Fischer.

Frey, Ruth; Wiesenthal, Helmut (2004): Die politische Partei als lernende Organisation. In: *Utopie kreativ* (168), S. 910-922.

Fuhrmann, Maximilian (2016): Konjunkturen der Containerbegriffe. Das neue Bundesprogramm »Demokratie leben!« in extremismustheoretischer Hinsicht. In: Friedrich Burschel (Hg.): Durchmarsch von rechts. Völkischer Aufbruch: Rassismus, Rechtspopulismus, rechter Terror. Berlin, S. 131-137.

Fuhrmann, Maximilian (2019): Wer vage bleibt, gewinnt. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Grundlagen der Extremismusforschung. In: Uwe Backes, Alexander Gallus, Eckhard Jesse und Tom Thieme (Hg.): Jahrbuch Extremismus & Demokratie. Baden-Baden: Nomos, S. 81-96.

Füllner, Jonas; Templin, David (2011): Stadtplanung von unten. Die »Recht auf Stadt«-Bewegung in Hamburg. In: Andrej Holm und Dirk Gebhardt (Hg.): Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen. Hamburg: VSA, S. 79-104.

Gängeviertel e.V. (Hg.) (2012): Mehr als ein Viertel. Ansichten und Absichten aus dem Hamburger Gängeviertel. Unter Mitarbeit von Hannah Kowalski. Hamburg, Berlin: Assoziation A.

Geronimo (1992): Feuer und Flamme. Zur Geschichte und Gegenwart der Autonomen. Ein Abriss. Berlin: Edition ID-Archiv.

Gessler, Philipp (2007): Antisemitismus und Antizionismus in der bundesrepublikanischen Linken bis 1989/90 und ihr Fortleben bis zur Diskussion über den Libanon-Krieg 2006. In: Matthias Brosch, Michael Elm, Norman Geißler, Brigitta Elisa Simbürger und Oliver von Wrochem (Hg.): Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland – vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung. Berlin: Metropol-Verlag, S. 347-365.

Gmeiner, Jens; Micus, Matthias (2018): Radikalismus der Tat. Linke Militanz oder die Ethnologie der (Post-)Autonomen. In: Demokratie-Dialog. Werkstattbericht der Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen (FoDEx) (2), S. 29-35.

GoGoGo (Hg.) (2018): Das war der Gipfel. Die Proteste gegen G20 in Hamburg. Berlin, Hamburg: Assoziation A.

Golova, Tatiana (2011): Räume kollektiver Identität. Raumproduktion in der »linken Szene« in Berlin. Bielefeld: transcript.

Golova, Tatiana (2013): Identitätskonstruktion in Protesträumen der Berliner linksradikalen Szene. In: Michaela Glaser und René Schultens (Hg.): »Linke« Militanz im

Jugendalter. Befunde zu einem umstrittenen Phänomen. Halle: Dt. Jugendinst. e.V., S. 71-95.

Gongaware, Timothy B. (2011): Keying the Past to the Present: Collective Memories and Continuity in Collective Identity Change. In: Social Movement Studies 10 (1), S. 39-54.

Grolle, Joist (2005): Der Hamburger Hafenstraßenkonflikt und der Geisterkrieg um die Vergangenheit. In: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* (91), S. 133-158.

Guggenberger, Bernd (2013): Bürgerinitiativen. In: Uwe Andersen und Wichard Woyke (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Heidelberg: Springer VS.

Guzman-Concha, Cesar (2015): Explaining Differences in the Strength of Squatters' Movements in Western European Cities. In: Acta Sociologica 58 (3), S. 195-213.

Hall, Peter (1993): Policy Paradigms, Social Learning and the State. The Case of Economic Policymaking in Britain. In: *Comparative Politics* 25 (3), S. 275-296.

Hansen, Stefan (2008): Lernen durch freiwilliges Engagement. Eine empirische Studie zu Lernprozessen in Vereinen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hardt, Michael; Negri, Antonio; Atzert, Thomas (2003): Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt a.M.: Campus.

Haunss, Sebastian (2004): Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Haunss, Sebastian (2013): Die Autonomen – eine soziale Bewegung zwischen radikaler Gesellschaftskritik und Subjektivismus. In: Michaela Glaser und René Schultens (Hg.): »Linke« Militanz im Jugendalter. Befunde zu einem umstrittenen Phänomen. Halle: Dt. Jugendinst. e.V., S. 26-46.

Haunss, Sebastian (2014): Wie male ich einen Autonomen? Männlichkeitsbilder auf Plakaten der Autonomen Bewegung. In: Klaus Farin (Hg.): Kerl sein. Kulturelle Szenen und Praktiken von Jungen. Berlin: Archiv-der-Jugendkulturen-Verlag, S. 183-197.

Hellmann, Kai-Uwe (1998): Paradigmen der Bewegungsforschung. Forschungs- und Erklärungsansätze – ein Überblick. In: Kai-Uwe Hellmann und Ruud Koopmans (Hg.): Paradigmen der Bewegungsforschung. Entstehung und Entwicklung von neuen sozialen Bewegungen und Rechtsextremismus. Opladen u.a.: Westdeutscher Verlag, S. 9-30.

Herausgeber_innenkollektiv (2013): Fantifa. Feministische Perspektiven antifaschistischer Politiken. Münster: edition assemblage.

Herrmann, Michael (1987): »Hafenstrasse«. Chronik und Analysen eines Konflikts. Hamburg: Verlag am Galgenberg u.a.

Hinck, Gunnar (2012): Wir waren wie Maschinen. Die bundesdeutsche Linke der siebziger Jahre. Berlin: Rotbuch.

Hoeft, Christoph (2014): Narration in der Krise: Zum Wandel des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaatsdiskurses in Schweden. Stuttgart: ibidem.

Hoeft, Christoph (2014): Vom Milieu zur Szene. Über Lebenswelten linker Politik in Hamburg. In: Alexander Hensel, Roland Hiemann, Daniela Kallinich, Robert Lorenz und Katharina Rahlf (Hg.): Politische Kultur in der Krise. Jahrbuch des Göttinger Instituts für Demokratieforschung 2013. Stuttgart: ibidem, S. 106-108.

Hoffmann, Karsten Dustin (2011): »Rote Flora«. Ziele, Mittel und Wirkungen eines linksautonomen Zentrums in Hamburg. Baden-Baden: Nomos.

Hollstein, Walter (1998): Die Alternativbewegung. Fakten der Vergangenheit – Möglichkeiten für die Gegenwart. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 11 (1), S. 154-163.

Huff, Martin (2020): »Fahndungsaufruf« der Bild-Zeitung nach G20-Gipfel war rechtmäßig. In: Legal Tribune Online, 14.10.2020. Online verfügbar unter https://www.lto.de/recht/hintergruende/h/g20-bild-zeitung-foto-bildberichterstattung-fahndung-medien-zeitgeschichte-hamburg/ [zuletzt eingesehen am 25.10.2020].

Jäger, Siegfried (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller, Andreas Hirseland, Werner Schneider und Willy Viehöver (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 91-124.

Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.

Jasper, James M. (2014): Feeling-Thinking: Emotions as Central to Culture. In: Britta Baumgarten, Priska Daphi und Peter Ullrich (Hg.): Conceptualizing Culture in Social Movement Research. London: Palgrave, S. 23-44.

Jenson, Jane (1995): What's in a Name? Nationalist Movements and Public Discourse. In: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.): Social Movements and Culture. London: UCL Press, S. 107-126.

Jones, Ali (2018): »Militanz« and Moralised Violence. Hamburg's Rote Flora and the 2017 G20 Riot. In: German life and letters 71 (4), S. 529-558.

Kadir, Nazima; Prichard, Alex (2016): The Autonomous Life? Paradoxes of Hierarchy and Authority in the Squatters Movement in Amsterdam. Manchester: Manchester University Press. Online verfügbar unter https://ebookcentral.proquest.com/lib/gbv/detail.action?docID=4943948 [zuletzt eingesehen am 12.10.2020].

Kasper, Sebastian (2019): Spontis. Eine Geschichte antiautoritärer Linker im roten Jahrzehnt. Münster: edition assemblage.

Keller, Reiner (2001): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Reiner Keller, Andreas Hirseland, Werner Schneider und Willy Viehöver (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 125-158.

Kilgore, Deborah (1999): Understanding Learning in Social Movements: A Theory of Collective Learning. In: *International Journal of Lifelong Education* 18 (3), S. 191-202.

Klandermans, Bert (1997): Identität und Protest. Ein sozialpsychologischer Ansatz. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 10 (3), S. 41-50.

Kleysen, Robert; Dyck, Bruno (2001): Cumulating Knowledge: An Elaboration and Extension of Crossan, Lane and White's Framework for Organizational Learning. London, Ontario. Online verfügbar unter http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/summary?doi=10.1.1.320.2406 [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Koenen, Gerd (2002): Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution, 1967-1977. Frankfurt a.M.: Fischer.

Koldehoff, Stefan (2017): Wenn die Presse Polizei spielt. Deutschlandfunk. Online verfügbar unter https://www.deutschlandfunk.de/bild-zeitung-wenn-die-pr

esse-polizei-spielt.2907.de.html?dram:article_id=390657 [zuletzt eingesehen am 12.10.2020].

Kraushaar, Wolfgang (2007): Abspaltung und Potenzierung. Zum Verhältnis von Antizionismus und Antisemitismus in der militanten Linken der Bundesrepublik. In: Matthias Brosch, Michael Elm, Norman Geißler, Brigitta Elisa Simbürger und Oliver von Wrochem (Hg.): Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland; vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung. Berlin: Metropol-Verlag, S. 325-346.

Krempl, Stefan (2020): G20-Krawalle: Polizei stoppt Fahndung mit Gesichtserkennung. Online verfügbar unter https://www.heise.de/news/Polizei-Hamburg-stoppt-G20-Randalier-Fahndung-mit-Gesichtserkennung-4768299.html [zuletzt eingesehen am 12.10.2020].

Kuhn, Armin (2014): Vom Häuserkampf zur neoliberalen Stadt. Besetzungsbewegungen in Berlin und Barcelona. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Küllmer, Hella (2013): Zusammen leben, zusammen kämpfen. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 75-89.

Langer, Bernd (2018): Antifaschistische Aktion. Geschichte einer linksradikalen Bewegung. Münster: Unrast.

Leach, Darcy K.; Haunss, Sebastian (2009): Scenes and Social Movements. In: Hank Johnston (Hg.): Culture, Social Movements, and Protest. Aldershot: Ashgate, S. 255-277.

Lehne, Werner (1994): Der Konflikt um die Hafenstraße. Kriminalitätsdiskurse im Kontext symbolischer Politik. Pfaffenweiler: Centaurus.

Lucke, Albrecht von (2017): Die neue Linke und die alte Gewaltfrage. In: Blätter für deutsche und internationale Politik (8), S. 5-8.

Lülfs, Regina (2013): Nachhaltigkeit und organisationales Lernen. Eine transdisziplinäre Analyse. Wiesbaden: Springer Gabler.

Maier, Matthias Leonhard; Hurrelmann, Achim; Nullmeier, Frank; Pritzlaff, Tanja; Wiesner, Achim (2003): Einleitung: Kann Politik lernen? In: Matthias Leonhard Maier, Frank Nullmeier, Tanja Pritzlaff und Achim Wiesner (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 7-22.

Malek, Tanja; Hilkermeier, Lena (2003): Überlegungen zur Bedeutung organisationaler Lernansätze in der und für die Politikwissenschaft. In: Matthias Leonhard Maier, Frank Nullmeier, Tanja Pritzlaff und Achim Wiesner (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 78-97.

Malthaner, Stefan; Teune, Simon; Ullrich, Peter (2018): Eskalation: Dynamiken der Gewalt im Kontext der G20-Proteste in Hamburg 2017. Online verfügbar unter https://g20.protestinstitut.eu/wp-content/uploads/2018/09/Eskalation_Hamburg2017.pdf [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Malzahn, Rehzi (Hg.) (2015): Dabei geblieben. Aktivist_innen erzählen vom Älterwerden und Weitermachen. Münster: Unrast.

March, James; Olsen, Johan (1975): The Uncertainty of the Past: Organizational Learning under Ambiguity. In: *European Journal of Political Research* (3), S. 147-171.

Marg, Stine (2014): Mitte in Deutschland. Zur Vermessung eines politischen Ortes. Bielefeld: transcript.

Mayer, Margit (2008): Städtische Soziale Bewegungen. In: Roland Roth und Dieter Rucht (Hg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 293-318.

Mayer, Margit (2014): Soziale Bewegungen in Städten – städtische soziale Bewegungen. In: Norbert Gestring, Renate Ruhne und Jan Wehrheim (Hg.): Stadt und soziale Bewegungen. Wiesbaden: Springer, S. 25-42.

Melucci, Alberto (1995): The Process of Collective Identity. In: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.): Social Movements and Culture. London: UCL Press, S. 41-64.

Melucci, Alberto (1996): Challenging Codes. Collective Action in the Information Age. Cambridge [England], New York: Cambridge University Press.

Melucci, Alberto; Keane, John; Mier, Paul (1989): Nomads of the Present. Social Movements and Individual Needs in Contemporary Society. London: Hutchinson Radius.

Menke, Birger; Twickel, Christoph (2014): Angriff auf Hamburger Davidwache: Augenzeugen widersprechen Darstellung der Polizei. In: Spiegel Online, 07.01.2014. Online verfügbar unter www.spiegel.de/panorama/justiz/angriff-auf-davidwache-zweifel-an-darstellung-der-polizei-a-942235.html [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Micus, Matthias; Riedl, Jonathan (2017): Der blinde Fleck des Extremismus(-Begriffes). Überlegungen zu einer möglichen Alternative. In: *Demokratie-Dialog. Werkstattbericht der Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen (FoDEx)* (1), S. 16-22.

Miethe, Ingrid; Roth, Silke (2016): Bildung und soziale Bewegungen – eine konzeptionelle Einführung. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 29 (4), S. 20-29.

Mletzko, Matthias (2010): Gewalthandeln linker und rechter militanter Szenen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) (44), S. 9-16.

Mohr, Markus; Haunss, Sebastian (2004): Die Autonomen und die antideutsche Frage oder »Deutschland muss …«. In: Gerhard Hanloser (Hg.): »Sie warn die Antideutschesten der deutschen Linken«. Zu Geschichte, Kritik und Zukunft antideutscher Politik. Münster: Unrast, S. 65-86.

Naegler, Laura; Neef, Rainer; Neumann, Ute (2012): Urbanität und Protest. Neue Herausforderungen der Stadt- und Bewegungsforschung. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 25 (3), S. 121-126.

Nieradzik, Lukasz (2008): Göttinger Autonome und ihre Gegner. Zur Konstruktion und Identität und Alterität am Beispiel der Proteste in den 80er Jahren. Göttingen: Optimus-Verlag.

Niethammer, Lutz; Doßmann, Axel (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

»Not in Our Name, Marke Hamburg«-Initiative: Manifest »Not in Our Name, Marke Hamburg!«. Online verfügbar unter http://wiki.rechtaufstadt.net/index.php/Manifest_Not_In_Our_Name,_Marke_Hamburg! [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Nullmeier, Frank (2003): Zur Normativität des Lernbegriffs. In: Matthias Leonhard Maier, Frank Nullmeier, Tanja Pritzlaff und Achim Wiesner (Hg.): Politik als Lernprozess. Wissenszentrierte Ansätze der Politikanalyse. Opladen: Leske + Budrich, S. 329-342.

O.A. (2020): G20-Foto kostet »Bild« 50.000 Euro. Neues Deutschland. Online verfügbar unter https://www.neues-deutschland.de/artikel/1131346.g-g-foto-kostet-bild-euro.html [zuletzt eingesehen am 12.10.2020].

Parlamentarischer Untersuchungsausschuß Hafenstraße (1988): Bericht des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses Hafenstraße. (Drucksache 13/2799). Hamburg.

Pettenkofer, Andreas (2014): Die Entstehung der grünen Politik. Kultursoziologie der westdeutschen Umweltbewegung. Frankfurt a.M.: Campus.

Pfahl-Traughber, Armin (2018): Die blinden Flecken in der Kritik an der Extremismustheorie. Eine Antwort auf Jonathan Riedl und Matthias Micus. In: *Demokratie-Dialog. Werkstattbericht der Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen (FoDEx)* (2), S. 24-28.

Pilch Ortega, Angela (2018): Lernprozesse Sozialer Bewegung(en). Biographische Lerndispositionen in Auseinandersetzung mit Erfahrungen sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Vieweg.

Polletta, Francesca (1998): Contending Stories: Narrative in Social Movements. In: Qualitative Sociology 21 (4), S. 419-446.

Prömmel, Erdmann (2013): »Hamburgs größtes Problem« oder wer war Hermann Nyenkerken? In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 189-207.

Prömmel, Erdmann (2013): Hausbesetzungen in Hamburg. Eine Einleitung. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 23-31.

Purkis, Jonathan (2001): Leaderless Cultures: The Problem of Authority in a Radical Environmental Group. In: Colin Barker, Alan Johnson und Michael Lavalette (Hg.): Leadership and Social Movements. Manchester: Manchester Univ. Press, S. 160-177.

Reichardt, Sven (2014): Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Berlin: Suhrkamp.

Reichardt, Sven; Siegfried, Detlef (Hg.) (2010): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein.

Reichardt, Sven; Siegfried, Detlef (2010): Das Alternative Milieu. Konturen einer Lebensform. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 9-24.

Röhr-Sendlmeier, Una; Käser, Udo (2012a): Inzidentelles Lernen von Faktenwissen. In: Una Röhr-Sendlmeier (Hg.): Inzidentelles Lernen. Wie wir beiläufig Wissen erwerben. Berlin: Logos, S. 11-41.

Röhr-Sendlmeier, Una; Käser, Udo (2012b): Das Lernen komplexer sprachlicher Strukturen – Wissenserwerb nach unterschiedlichen Lernmodi. In: Una Röhr-Sendlmeier (Hg.): Inzidentelles Lernen. Wie wir beiläufig Wissen erwerben. Berlin: Logos, S. 43-85.

Roose, Jochen (2011): Was sind die Rohstoffe zur Herstellung und Erhaltung kollektiver Identität? Die Aushandlungen des Unverhandelbaren. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 30-32.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.: Campus.

Rosenthal, Gabriele; Fischer-Rosenthal, Wolfram (2008): Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 456-468.

Roth, Roland (1998): »Patch-Work«. Kollektive Identitäten neuer sozialer Bewegungen. In: Kai-Uwe Hellmann und Ruud Koopmans (Hg.): Paradigmen der Bewegungsforschung. Entstehung und Entwicklung von neuen sozialen Bewegungen und Rechtsextremismus. Opladen u.a.: Westdeutscher Verlag, S. 51-68.

Rucht, Dieter (1994): Öffentlichkeit als Mobilisierungsfaktor für soziale Bewegungen. In: Friedhelm Neidhardt (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 337-358.

Rucht, Dieter (2010): Das alternative Milieu in der Bundesrepublik. Ursprünge, Infrastruktur und Nachwirkungen. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983. Göttingen: Wallstein, S. 61-86.

Rucht, Dieter (2011): The Strength of Weak Identities. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (4), S. 73-84.

Rude, Matthias (2014): »Nie wieder Faschismus« – immer wieder Krieg. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten. In: Susann Witt-Stahl und Michael Sommer (Hg.): »Antifa heißt Luftangriff!«. Regression einer revolutionären Bewegung. Hamburg: Laika, S. 101-120.

Sabatier, Paul (1993): Advocacy-Koalitionen, Policy-Wandel und Policy-Lernen. Eine Alternative zur Phrasenheuristik. In: Adrienne Héritier (Hg.): Policy Analyse. Kritik und Neuorientierung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 116-148.

Sario, Beppe de (2012): Soziale Veränderung und Jugendbewegung in den 1980er Jahren in Italien: Der Fall der besetzten und selbstverwalteten Jugendzentren (centri sociali). In: Hanno Balz und Jan-Henrik Friedrichs (Hg.): »All we ever wanted«. Eine Kulturgeschichte europäischer Protestbewegungen der 1980er Jahre. Berlin: Dietz, S. 73-89.

Schalski-Seehann, Thomas (2007): SPD als lernende Organisation. Eine kritische Analyse der Personal- und Organisationsentwicklung in Parteien. Hamburg: Diplomica-Verlag.

Schmid, Christian (2011): Henri Lefebvre und das Recht auf die Stadt. In: Andrej Holm und Dirk Gebhardt (Hg.): Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen. Hamburg: VSA, S. 24-51.

Schubert, Dirk (1990): Gretchenfrage Hafenstraße. Wohngruppenprojekte in Hamburg. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 3 (4), S. 35-43.

Schuhmacher, Nils (2017): »Küsst die Faschisten«. Autonomer Antifaschismus als Begriff und Programm. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 67 (42-43), S. 35-41.

Schultze, Thomas; Gross, Almut (1997): Die Autonomen. Ursprünge, Entwicklung und Profil der Autonomen. Hamburg: Konkret Literatur.

Schulz, Marlen (2012): Quick and easy!? Fokusgruppen in der angewandten Sozialwissenschaft. In: Marlen Schulz, Birgit Mack und Ortwin Renn (Hg.): Fokusgruppen

in der empirischen Sozialwissenschaft. Von der Konzeption bis zur Auswertung. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-22.

Schwarzmeier, Jan (2001): Die Autonomen zwischen Subkultur und sozialer Bewegung. Norderstedt: Books on Demand.

Sichtermann, Barbara; Sichtermann, Kai (Hg.) (2017): Das ist unser Haus. Eine Geschichte der Hausbesetzung. Berlin: Aufbau.

Sigmund, Monika (2013): Laut zu sagen, was ist. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 217-227.

Sigmund, Monika; Stroux, Marily (1996): Zu bunt. Wandbilder in der Hafenstrasse. Hamburg: St.-Pauli-Archiv.

Snow, David; Benford, Robert (1988): Ideology, Frame Resonance and Participant Mobilization. In: Bert Klandermans, Hanspeter Kriesi und Sidney G. Tarrow (Hg.): From Structure to Action. Comparing Social Movement Research Across Cultures. Greenwich (Conn.): JAI Press, S. 197-218.

Somers, Margaret (1992): Narrativity, Narrative Identity and Social Action: Rethinking English Working-class Formation. In: *Social Science History* 16 (4), S. 591-630.

Somers, Margaret (1994): The Narrative Constitution of Identity: A Relational and Network Approach. In: *Theory and Society* 23 (5), S. 605-649.

Sommer, Moritz; Teune, Simon; Harsch, Corinna (o.J.): Journalistische Spielräume. Unterschiede in der Berichterstattung zu #NoG20. Online verfügbar unter https://g20.protestinstitut.eu/wp-content/uploads/2018/09/Satellit_Journalistische-Spielr %C3 %A4ume.pdf [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Sontheimer, Michael; Wensierski, Peter (2018): Berlin. Stadt der Revolte. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Stöss, Richard (2015): Kritische Anmerkungen zur Verwendung des Extremismuskonzepts in den Sozialwissenschaften. Hg. v. d. Bundeszentrale für Politische Bildung. Online verfügbar unter https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/200099/kritische-anmerkungen-zur-verwendung-des-extremismuskonzepts-in-den-sozialwissenschaften [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Stutzmann, Susanne (2013): 1987. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 163-167.

Sutter, Ove (2016): Contesting the Danger Zone. Creative Protest against Police Surveillance in the Post-Fordist City. In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 46 (1), S. 114-131.

Suttner, Andreas (2011): »Beton brennt«. Hausbesetzer und Selbstverwaltung im Berlin, Wien und Zürich der 80er. Wien, Berlin, Münster: Lit.

Taylor, Verta; Whittier, Nancy (1992): Collective Identity in Social Movement Communities: Lesbian Feminist Mobilization. In: Aldon D. Morris (Hg.): Frontiers in Social Movement Theory. New Haven (Conn.): Yale University Press, S. 104-129.

Taylor, Verta; Whittier, Nancy (1995): Analytical Approaches to Social Movement Culture: The Culture of the Women's Movement. In: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.): Social Movements and Culture. London: UCL Press, S. 163-187.

Teune, Simon (2017): Das Scheitern der »Hamburger Linie«. In: Blätter für deutsche und internationale Politik (8), S. 9-12.

Trumann, Jana (2013): Lernen in Bewegung(en). Politische Partizipation und Bildung in Bürgerinitiativen. Bielefeld: transcript.

Tschermak, Moritz (2017): Kommissar Reichelt und die »Bild«-Sheriffs üben Titelseiten-Selbstjustiz. Bildblog. Online verfügbar unter https://bildblog.de/91116/kommissar-reichelt-und-die-bild-sheriffs-ueben-titelseiten-selbstjustiz/ [zuletzt eingesehen am 12.10.2020].

Uwe (2013): Musik in der Hafenstrasse – wie alles anfing. In: Willi Baer und Karl-Heinz Dellwo (Hg.): Häuserkampf II: Wir wollen alles – Die Hausbesetzungen in Hamburg. Hamburg: Laika, S. 229-241.

Van der Steen, Bart; Katzeff, Ask; van Hoogenhuijze, Leendert (Hg.) (2014): The City Is Ours. Squatting and Autonomous Movements in Europe from the 1970s to the Present. Oakland (CA): PM press.

Viehöver, Willy (2001): Diskurse als Narrationen. In: Reiner Keller, Andreas Hirseland, Werner Schneider und Willy Viehöver (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 177-206.

Voesgen, Hermann (Hg.) (2006): Brückenschläge Neue Partnerschaften zwischen institutioneller Erwachsenenbildung und bürgerschaftlichem Engagement. Bielefeld: Bertelsmann.

Walter, Franz (2010): Vom Milieu zum Parteienstaat. Lebenswelten, Leitfiguren und Politik im historischen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Walter, Franz (2012): Die Rückkehr des Mobs, in: Alexander Hensel; Daniela Kallinich; Katharina Rahlf (Hg.): Gesellschaftliche Verunsicherung und politischer Protest. Jahrbuch des Göttinger Instituts für Demokratieforschung 2011. Stuttgart: ibidem, S. 35-37.

Walter, Franz (2017): Protest und Militanz. In: Blog des Göttinger Instituts für Demokratieforschung. Online verfügbar unter www.demokratie-goettingen.de/blog/protest-und-militanz [zuletzt eingesehen am 25.10.2020].

Walter, Franz (2017): Rebellen, Propheten und Tabubrecher. Politische Aufbrüche und Ernüchterungen im 20. und 21. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Warnecke, Jakob (2019): »Wir können auch anders«. Entstehung, Wandel und Niedergang der Hausbesetzungen in Potsdam in den 1980er und 1990er Jahren. Berlin: be.bra wissenschaft.

Weber, Martina (1991): Hausbesetzung als strafbarer Hausfriedensbruch? Der Einfluss der Einführung des Merkmals »befriedetes Besitztum« in § 123 StGB und seinen Vorläufern auf die Bestimmung des Rechtsguts des Hausfriedensbruchs. Zugleich ein Beitrag zur Dogmengeschichte des Hausfriedensbruchs. Frankfurt a.M., New York: Peter Lang, Internationaler Verlag der Wissenschaften.

Wiesenthal, Helmut (1995): Konventionelles und unkonventionelles Organisationslernen. In: *Zeitschrift für Soziologie* 24 (2), S. 137-155.

Zand-Vakili, André (2009): Angriffe auf Polizisten erreichen neue Dimension. Staatsschutz ermittelt. In: Welt.de, 04.12.2009. Online verfügbar unter https://www.welt.de/regionales/hamburg/article5427326/Angriffe-auf-Polizisten-erreichen-neue-Dimension.html [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Zietsma, Charlene; Winn, Monika; Branzei, Oana; Vertinsky, Ilan (2002): The War of the Woods: Facilitators and Impediments of Organizational Learning Processes. In: *British Journal of Management* 13, S. 61-74.

Quellen

2 Anarchafeministinnen, 1 Frau, 1 autonomer Mann aus 1 autonomen Männerzusammenhang und 1 autonomer Mann aus 1 gemischten Zusammenhang: Zur Kampagne »Kein Konzert mit Sexisten und Vergewaltigern«. In: *Zeck* 39_1995.

3 fragwürdige Gestalten: Die drei ??? In: *Zeck* 143_2008.

A.G. C-K: Zwischen Anti-Feminismus und Neoliberalismus. In: *Zeck* 144_2008.

A.G. Unterstützung: Was ist bisher geschehen? Chronologie einer Vergewaltigungs-Veröffentlichung. In: *Zeck* 144_2008.

AG C-K; Café Knallhart; gruppe commode; Gruppe Dunkelbunt; Infoladen Schwarzmarkt; Sous la plage; [a2]: Über den Umgang der TAN (Tierrechtsaktion Nord) mit Betroffenen von sexualisierter Gewalt, mit Tätern und mit Kritik aus linksradikalen Zusammenhängen. In: *Zeck* 147_2008.

AG für autonome Teilchenbeschleunigung: Der Konflikt um die Rote Flora. In: *Zeck* 161_2011.

AG Repression und Solidarität: 1. Mai: Schanze, Krawalle und Solidarität. In: *Zeck* 157_2010.

AG Unterstützung: Chronologie einer Vergewaltigungs-Veröffentlichung. In: *Zeck* 145_2008.

AG Unterstützung: Sexualisierte Gewalt in linken und subkulturellen Zusammenhängen. In: *Zeck* 140_2007.

AK Out of Control: Out of Control 15.12.2007 bundesweite Demo und Interventionsraum. In: *Zeck* 141_2007.

AK Rumble in the Jungle: »Wir holen gerne mehr raus, als Sie erwartet haben«. In: *Zeck* 121_2004.

Anarchistische Gruppe/Rätekommunisten: Szeneperistaltik. Gegen linken Konservatismus – zum ständigen Gezänk zwischen Antideutschen und Antiimps. In: *Zeck* 155_2010.

Anbieterinnengemeinschaft im FSK: Stellungnahme der AnbieterInnengemeinschaft im Freien Sender Kombinat. In: *Zeck* 159_2010.

Anna Bolika: Den Genossinnen Maria Cron und Klara Schnaps gewidmet. In: *Zeck* 14_1993.

Anonyme Autonome Berlin: Evergreens in den Organisierungsdebatten der autonomen Linken. In: *Zeck* 153_2009.

Antifakoordination/Hamburg: Hamburg: Fair Play?! Nachspielzeit! Stellungnahme der AntifaKoordination/Hamburg zum 31.01. In: *Zeck* 119_2004.

Antifaschistische Aktion Berlin: Heraus zum revolutionären 1. Mai. Halt, keine Gewalt! In: *Zeck* 99_2001.

antisexist contact and awarenessgroup: Zum aktuellen Umgang mit einem Vergewaltiger – Solidaritätserklärung. In: *Zeck* 142_2008.

Autonome Antifa (M): Vergewaltigungsvorwurf. Offener Brief der Autonomen Antifa (M) zum Umgang mit den Vorwürfen. In: *Zeck* 44_1995.

Autonome Antifa (M): Zweite offene Erklärung der Autonomen Antifa (M) über den Umgang mit der Tat eines ehemaligen Mitglieds. In: *Zeck* 45_1996.

Autonome Gruppe für Flora-Aktivismus: Widerstand und Perspektiven der Roten Flora. Unverträglich glücklich! In: *Zeck* 154_2010.

Autonome Gruppen: Lieber heute als morgen desertieren – raus aus Normierung, Rassismus und Kapitalismus – für ein anderes Leben. In: *Zeck* 197_2017.

Autonome im Viertel: Die Büchse der Pandora. Schanzenviertelfest, Runde Tische und Krawallambiente. In: *Zeck* 147_2008.

Autonome Kommunist*innen: Hamburg muss sterben, damit wir leben können. In: *Zeck* 179_2014.

AVVmärz-Vorbereitungs-crew: Nachbereitung Autonome VollVersammlung vom 15.03.2012. In: *Zeck* 168_2012.

Bad Weather et.al.: Basisbanalitäten. In: *Zeck* 119_2004.

Baschu Initiative; Anwohner Initiative Flora-Park: Wir wollen einen Schutzraum vor Drogen auf öffentlichen Spielplätzen. In: *Zeck* 59_1997.

Beck, Sabine: Ein erster Schritt, der auf Vertiefung wartet. Autonom Kongress – ein Rückblick. In: *Zeck* 154_2010.

Bella: Und die Moral von der Geschicht' … Geschichten aus dem patriarchalen Alltag. In: *Zeck* 25_1994.

Bella; EfaA; FLFI; Frauenbande; FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt; Melissa et al.: Nicht nur Dienstags sondern immer und überall ohne Vergewaltiger. Zur Erklärung von El Rojito. In: *Zeck* 30_1994.

Bella; Sorginak; Frauenbande; FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt; einige Altonaer Feministinnen, einige Schanzenviertel-Frauen; Frauengruppe aus Nimm 2 et al.: Öffentliche Nachfrage an das Wohnprojekt Hafenstraße. In: *Zeck* 29_1994.

Bella, Fantifa OmU, Frauenbande, FrauenLesbentag im Schwarzmarkt, Hamburger Frauenzeitung, Komplizinnen, Borginak: Aus gegebenem Anlass: Zum Umgang mit Anwälten sexistischer Gewalt. In: *Zeck* 23_1994.

Bella, FLFI, Frauenbande, Sorginak: Solidarität ist unsere Kraft! In: *Zeck* 33_1994.

Bewohner und Bewohnerinnen der »116«: Hafenstraße antwortet. In: *Zeck* 30_1994.

Buchsbaum, Heinrich: 10 Jahre Rote Flora. Die eigene Geschichte. In: *Zeck* 85_1999.

Bündnis gegen Hamburger Unzumutbarkeiten: Zu den »Zensur«-Vorwürfen der Gruppe 170. In: *Zeck* 155_2010.

Canardo: Zur Arranca-Diskussion und autonomer Politik. In: *Zeck* 51_1996.

Der Dreiachtellinke: Weniger wäre mehr gewesen. Radikale Linke und der ewige Hauptwirrwarr. In: *Zeck* 159_2010.

Der ehemalige Männerzusammenhang: Einige Bemerkungen zum Text der »Gruppe Revolutionäre Linke«. In: *Zeck* 52_1996.

Der Kontaktbereichsautonome: Rote Flora: Straftaten quer durch das Gesetzbuch! In: *Zeck* 69_1998.

Der Kontaktbereichsautonome: Wenn etwas nicht stimmt … In: *Zeck* 67_1998.

Der Kontaktbereichsautonome: Wider die Entartung des sozialen Organismus. In: *Zeck* 97_2001.

Der Kontaktbereichsautonome: Wrocklage und die Brandstifter. In: *Zeck* 68_1998.
der Viertellinke: Weniger ist Mehr. Radikale Linke und der ewige Hauptwiderspruch. In: *Zeck* 157_2010.
Der Vorbereitungskreis der Hamburger Perspektiventage: Am 17.–18. Mai fanden die ersten hamburger regionalen Perspektiventage statt … In: *Zeck* 145_2008.
der Vorstand; die ABG Delegierten von Radio Loretta, Stadtteilradio und Uniradio goes Academic Hardcore: Ein Schlag gegen den Mossad? In: *Zeck* 111_2002.
desarti: Unsere kleine Farm. In: *Zeck* 119_2004.
die 4 marinas: Eine klare Trennungslinie zwischen sich und die Bahamas ziehen! In: *Zeck* 108_2002.
Die Berliner Kongreß-Ini: Autonomie Kongreß? Wir haben keine Räume, aber wir nutzen sie! In: *Zeck* 36_1995.
die drei vom Blumenhandel: Nichts von dem, was sich hier gerade durchsetzt, ist erträglich … In: *Zeck* 71_1998.
die drei von der Tankstelle: Ein blaues Auge bleibt selten allein. Zu den Ereignissen um die Rote Flora am 1. Mai. In: *Zeck* 90_2000.
Die Frauen aus dem Schwarzmarkt: Ein paar Worte zur Interim Nr. 436. In: *Zeck* 65_1997.
Die Frauen vom Plenum Sexualität und Herrschaft: Vergewaltiger raus aus allen Zusammenhängen?! In: *Zeck* 31_1994.
Die häßlichen Entlein vom Hafen: Ein paar Worte zur »Öffentlichen Nachfrage an das Wohnprojekt Hafenstraße« und zur Diskussion um Sexismus in der Scene. In: *Zeck* 31_1994.
die Interim Redaktion der Nummer 601: Antwort an die Flora von der Interim Redaktion. In: *Zeck* 123_2004.
die Kluge Greta: Antwort auf die 5 Frauen aus der Hafenstraße (»Ein paar Worte zur öffentlichen Nachfrage«). In: *Zeck* 32_1994.
Die Nornen: Gewalt gegen Frauen als ein gesellschaftliches Unterdrückungsverhältnis. In: *Zeck* 28_1994.
die Redaktion: 100 Meisterwerke. Endlich mal ein Rückblick. In: *Zeck* 100_2001.
die Redaktion: Eine vernichtende Selbstkritik. Die Zeck Redaktion meldet sich zu Wort. In: *Zeck* 111_2002.
die Redaktion: In eigener Sache. In: *Zeck* 110_2002.
die Redaktion: Vorwort. In: *Zeck* 111_2002.
die Redaktion: Vorwort der Redaktion zum Text »Jetzt gilt's«. In: *Zeck* 142_2008.
die Redaktion: Vorwort zur Dokumentation »Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten …«. In: *Zeck* 86_2000.
die üblichen Verdächtigen: Hallo allerseits. In: *Zeck* 152_2009.
die Unmündigen: Wir bestimmen selbst, was wir lesen wollen!! In: *Zeck* 66_1998.
Die Zeck Redaktion: Anmerkung der Redaktion. In: *Zeck* 35_1995.
Die Zeck Redaktion: Anmerkung der Redaktion zum Artikel »El Rojito informiert«. In: *Zeck* 34_1995.
dieser und jener und ein paar andere: An (nicht mal alle) Männer der Prozeßgruppe Gerhofstraße. In: *Zeck* 26_1994.
Dirk: Slimescheißer. In: *Zeck* 28_1994.

Dirk Hauer, Pia Peddinghaus: Ideologie und Praxis der Vertreibungspolitik in Hamburg. Soziale Zonierung des öffentlichen Raums. In: *Zeck* 56_1997.

EA Hamburg/Rote Hilfe Hamburg: Breite Straße – Wie mit den Ermittlungen umgehen? In: *Zeck* 184_2015.

Ein altautonomer »Szenefürst«: Gilt nicht, gildet nicht! Eine Aufforderung zur praktischen Solidarität mit Betroffenen sexualisierter Gewalt. In: *Zeck* 143_2008.

ein anarchoarchivar: 20 Jahre Rote Flora. Ein paar Gedanken zu 20 Jahren Rote Flora. In: *Zeck* 152_2009.

ein Flora User: Leserbrief zum LeserInnenbrief »einiger Flora-UserInnen«. In: *Zeck* 78_1999.

ein Mann aus der Zeck: What a proper gander. Offener Brief an Matz (el rojito). In: *Zeck* 36_1995.

Ein Mensch aus dem Flora-Umfeld: Autonomie ist selbstbestimmte Abhängigkeit. Zum Artikel über die Drogendiskussion im Schanzenviertel von Elly. In: *Zeck* 73_1998.

Ein paar Autonome aus Rhein-Main: Ein Rückblick auf den Kongress für autonome Politik vom 17.–19.6.2011 in Köln. In: *Zeck* 165_2011.

Ein paar Gegner der nationalistischen Perspektive: Leserbrief: Zur Erklärung einiger Gruppen zu den Vorfällen auf der Demo am 3. Oktober. In: *Zeck* 149_2009.

eine Autonome vom Treff: Zu den Auseinandersetzungen um das Sprengel zwischen Autonomen und Punks. In: *Zeck* 46_1996.

Eine Frau aus Zeck und Flora Plenum: Liebe Kritikerin oder lieber Kritiker. In: *Zeck* 28_1994.

Eine Frau vom Schwarzmarkt: Der Kopf ist rund … In: *Zeck* 28_1994.

Eine Gruppe aus Flensburg: Zu den Revolutionären Antifas aus der Aprilausgabe der Zeck. In: *Zeck* 110_2002.

Eine organisierte hysterische Frauengruppe: Der Ball ist rund und wir sind alle links, weil wir Slime hören. In: *Zeck* 28_1994.

Eine Sympathisantin: Drogenpolitik. Ein Leserinnenbrief zu »Einmal ist keinmal«. In: *Zeck* 84_1999.

Eine Tresenschicht: Kein Nachruf. In: *Zeck* 14_1993.

eine zornige Leserin: Pluralistisch geht die Welt zu Grunde oder: Warum sind sich Frauen nur so wenig wert? In: *Zeck* 32_1994.

Einige (Post-)Autonome: Kritik zum Auftreten der Demonstration »Der Tod ist ein Meister aus Deutschland«. In: *Zeck* 167_2012.

Einige andere Leute aus dem Plenum der Roten Flora: Warum wir den Aufruf zur Demo am 13.12.2009 nicht unterstützen. In: *Zeck* 154_2010.

Einige Anwesende: Nachbereitung des Aktionstages gegen Rassismus, Sicherheitswahn und staatliche Drogenpolitik. In: *Zeck* 78_1999.

Einige AnwohnerInnen: Einmal ist keinmal. Auch eine »Vertreibung« bleibt eine Vertreibung. In: *Zeck* 82_1999.

einige Anwohnerinnen und Anwohner: Fixerräume statt Schutzräume. Soziale Integration statt Ausgrenzung. In: *Zeck* 59_1997.

Einige aus dem Vorbereitungstreffen der Informationstage: Bericht von den Informationstagen gegen Rassismus, Ausgrenzung und Vertreibung am Sternschanzenbahnhof. In: *Zeck* 64_1997.

einige aus den gruppen der demovorbereitung: Hart Backbord. Nachbereitung von einigen aus den Vorbereitungsstrukturen. In: *Zeck* 147_2008.

Einige aus der Kongressvorbereitung: Autonomie Kongress der undogmatischen linksradikalen Bewegung. In: *Zeck* 32_1994.

einige aus der Redaktion: Frozen Marighella. Eine AIZ Kritik. In: *Zeck* 46_1996.

Einige aus der Zeck Redaktion: Keine Diskussion! Diskussionspapier zum Papier der Frauen und Lesben aus dem Schwarzmarkt zum Nichtverkauf der »Arranca!« Nr. 8. In: *Zeck* 50_1996.

Einige Autonome auf Reisen: Hamburg. Eine militante Nachbetrachtung. In: *Zeck* 179_2014.

einige autonome Gruppen: Vielfalt statt Einfalt – Bewegung ohne »Aktionskonsens« stärken. Eine Absage an jegliches Hegemonie-Bestreben innerhalb des Widerstandes. In: *Zeck* 190_2016.

Einige Bettelhunde des Imperialismus: Keinen Fußbreit dem antisemitischen Mob. In: *Zeck* 109_2002.

einige deiner UserInnen: Liebe Flora, … In: *Zeck* 77_1999.

Einige derjenigen, die die Demo verlassen haben: An die VorbereiterInnen des diesjährigen Euromayday. In: *Zeck* 139_2007.

einige Flora-UserInnen: Für eine differenzierte, offene Politik. Papier zur Situation der Roten Flora. In: *Zeck* 80_1999.

einige Flora-UserInnen: Von Gradmessern und Windbeuteln. Zum Text »Einmal ist keinmal« von Einige AnwohnerInnen oder: wie Angst Politik radikal killt. In: *Zeck* 83_1999.

Einige Frauen aus Hamburg: Solidarische Kritik an der Stellungnahme der Antifa (M) zu dem Umgang mit dem Vergewaltiger in ihren Strukturen. In: *Zeck* 45_1996.

Einige Freund_innen der angegriffenen Personen: Alle Jahre wieder. Erneute Gewalttaten durch die RSH in Hamburg. In: *Zeck* 167_2012.

Einige Gruppen aus dem Bündnis »Hart Backbord!«: Erklärung zu den Vorfällen auf der Demonstration gegen den »Tag der deutschen Einheit« in Hamburg. In: *Zeck* 148_2009.

Einige Hamburger Autonome (2011): Einige Revisionen zu den Bemerkungen. Reaktion auf »Splitter in der Nacht«. Online verfügbar unter http://de.indymedia.org/2011/08/314627.shtml [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Einige Hamburger Autonome (2011): Hamburg: Einige Bemerkungen zum Schanzenfest. Online verfügbar unter http://de.indymedia.org/2011/08/314362.shtml [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Einige Individuen: Für die soziale Befriedung, äh Revolte …! Einige Gedanken zur Demonstration »Für die soziale Revolte«. In: *Zeck* 175_2013.

Einige Männer aus der Gerhofstraßen-Prozeßgruppe: Wasmann daraus lernen kann … Einige Männer der Gerhofstraßen-Prozeßgruppe melden sich noch einmal zu Wort. In: *Zeck* 29_1994.

Einige Männer aus verschiedenen Zusammenhängen: An El Rojito (und andere). In: *Zeck* 35_1995.

Einige Menschen aus Gruppen in und um die Flora: Alk in der Flora. In: *Zeck* 14_1993.

Einige Menschen in Solidarität: In Bewegung kommen … Über die Abgründe der Solidarität. In: *Zeck* 184_2015.

Einige militante Antifaschist_innen Kiel: Einige Gedanken zu militantem Antifaschismus. In: *Zeck* 151_2009.

Einige Unterstützer_innen: Vorläufiges Ergebnis einer nicht stattgefundenen Auseinandersetzung. Die Zeit der guten Worte ist vorbei – aber die Hoffnung stirbt bekanntermaßen zuletzt. In: *Zeck* 145_2008.

Einzelne aus dem Bündnis: »Niemand hat die Absicht, eure Revolution zu verhindern.« Außer uns. In: *Zeck* 143_2008.

el rojito: El Rojito informiert: Unsere Vergewaltigerdiskussion. In: *Zeck* 34_1995.

el rojito: Erklärung von El Rojito. In: *Zeck* 30_1994.

el rojito: Vorwärts – und nicht vergessen … El rojito beendet die ausschließliche Beschäftigung mit dem Patriarchatsthema. In: *Zeck* 54_1996.

Elly: Zu den Diskussionen um Drogenpolitik im Allgemeinen und im Schanzenviertel im Besonderen … In: *Zeck* 72_1998.

emadz: Der Kongreß tanzte. Subjektive Eindrücke eines männlichen Autonomen. In: *Zeck* 37_1995.

etwas mehr als die Hälfte der Kongreß Ini: … und der Kongreß tanzt doch! Ein Teil der Kongreß-Ini Hamburg will auch nochmal was sagen. In: *Zeck* 36_1995.

Euer Club: … manchmal muss man fragen, um sie zu verstehen. In: *Zeck* 59_1997.

Finn: Gefühle überall. Warum die Flora kein Hausflur und das Sicherheitsgefühl ein schlechter Ratgeber ist. In: *Zeck* 78_1999.

Flora: Liebe Rote Flora UserInnen (im Allgemeinen, aber besonders die Ihr uns anspracht). In: *Zeck* 79_1999.

Flora Plenum: Erklärung des Plenums der Roten Flora. In: *Zeck* 76_1999.

Frauen- und Lesbengruppen von den Wochenendschichten: Viel gesagt, viel geschrieben, nix begriffen. Frauen/Lesben beenden ihre Arbeit im Antirassistischen Telefon. In: *Zeck* 30_1994.

Frauenbande: Arranca – Schwarzmarkt – Zeck. Zur Diskussion um den Nichtverkauf der Arranca Nr. 8. In: *Zeck* 52_1996.

FrauenLesben für einen parteilichen Feminismus: An die Gruppe sogenannter Revolutionärer Linker. In: *Zeck* 52_1996.

FrauenLesben Tag im Schwarzmarkt und die Frauen aus der gemischten Ladengruppe im Schwarzmarkt: Transparenz in der Zensur. Oder: Warum wir die Arranca Nr. 8 nicht verkaufen. In: *Zeck* 49_1996.

FrauenLesbenInfogruppe: Erklärung der FrauenLesbenInfogruppe zum Verlassen des FrauenLesbenTages im Info und Buchladen Schwarzmarkt. In: *Zeck* 59_1997.

Freunde der guten Zeit: Freunde der guten Zeit und der Vorwurf des Antisemitismus. In: *Zeck* 86_2000.

G. Gensatz: Eigentlich kein Beitrag zu »Israel« und Palästina. In: *Zeck* 32_1994.

Gerd ex el rojito: Warum ich aus el Rojito ausgetreten bin! In: *Zeck* 33_1994.

Grobi: Kollateralschaden der Gentrifizierung. In: *Zeck* 147_2008.

Gruppe »Immer Ärger im Revier«: Wer keine Angst vor der Vierteilung hat, wagt es, den Kaiser vom Pferd zu ziehen. Einige ergänzende Anmerkungen zum Angriff auf die Lerchenwache. In: *Zeck* 154_2010.

Gruppe 170: Gegen antisemitische Auswüchse und antideutsche Geschichtsklitterung. In: *Zeck* 154_2010.

Gruppe 170: Gegen die Rausschmisspolitik im Freien Sender Kombinat. In: *Zeck* 157_2010.

gruppe arachne: HEGA die Schreckliche? In: *Zeck* 124_2005.

Gruppe aus gegebenem Anlass: Zurück zum Gegenstand. In: *Zeck* 86_2000.

Gruppe Blauer Montag: Thesen zur Situation im Schanzenviertel. In: *Zeck* 65_1997.

gruppe commode: Offener Brief an das Onkel Otto, das Veranstaltungszentrum Hafenklang, den Plattenladen Fischkopp und das Plenum der Hafenstrasse. In: *Zeck* 142_2008.

gruppe commode: Vergewaltigungs-Debatte Hahaha? In: *Zeck* 143_2008.

gruppe commode: Widerstand im Schanzenviertel reloaded. In: *Zeck* 125_2005.

gruppe commode: Zum Offenen Brief an das Onkel Otto, das Veranstaltungszentrum Hafenklang, den Plattenladen Fischkopp und das Plenum der Hafenstrasse. In: *Zeck* 144_2008.

gruppe demontage: Jenseits von Eden. Zur Diskussion um die Situation im Schanzenviertel. In: *Zeck* 65_1997.

gruppe demontage: Same procedure as every year? Einige Anmerkungen zum Antisemitismusstreit beim Freien Sender Kombinat. In: *Zeck* 112_2003.

gruppe demontage: Städtische Modernisierung und Restlinke. Zur Auseinandersetzung um die Rote Flora in Hamburg. In: *Zeck* 100_2001.

gruppe rage: Die Flora muss rot bleiben. Plädoyer für die Aufnahme von Gesprächen mit dem Senat. In: *Zeck* 95_2001.

Gruppe Ratio Rausch und Revolution & Bundesarbeitskreis der JungdemokratInnen/Jungen Linken: Die Würde des Hauptbahnhofs ist unantastbar. In: *Zeck* 62_1997.

Gruppe revolutionäre Linke Hamburg: Zu dem Vergewaltigungsvorwurf gegen Bernd. In: *Zeck* 50_1996.

Gruppe Revolutionärer Antifaschisten: Antwort der Gruppe Revolutionärer Antifaschisten auf die Stellungnahme von »kba« in der Zeck. In: *Zeck* 108_2002.

Gruppe Revolutionärer Organismen: Stellungnahme der Gruppe Revolutionärer Organismen zur Antwort der Gruppe Revolutionärer Antifaschisten auf die Stellungnahme von »kba« in der (vor-)letzten Zeck. In: *Zeck* 110_2002.

Gruppe Theorie zur Praxis: Von der Schwierigkeit, mehr als eine Subkultur zu sein. In: *Zeck* 187_2015.

gruppen und einzelpersonen aus dem no-imk-vorbereitungstreffen: Stellungnahme zum aktuellen Konflikt mit der SOL. In: *Zeck* 156_2010.

Hamburger Kongreßvorbereitung: Identität in der Krise. Redebeitrag der Hamburger Kongreßvorbereitung. In: *Zeck* 37_1995.

Hausplenum der Roten Flora: Für einen solidarischen und respektvollen Umgang in linken Strukturen! Gewaltverhältnisse bekämpfen! In: *Zeck* 168_2012.

Heiter bis Wolkig; Zeck Redaktion: Heiter bis Wolkig. In: *Zeck* 26_1994.

Heiter bis Wolkig und Band: Erklärung. In: *Zeck* 28_1994.

Hrubesch, Horst: Für ein sorgfältiges Lesen. Zwei Anmerkungen zum Text »In Between«. In: *Zeck* 124_2005.

Huckelberry & Finn: »So einfach ist das!« Eine kurze Anmerkung über die politische Selbstabschaffung. In: *Zeck* 66_1998.

Institut für creative Flora-Gestaltung: Was braucht die Rote Flora? In: *Zeck* 85_1999.

jenes feministische Zensurkommando: An den Übersteiger, Slime und Dunstkreis. In: *Zeck* 28_1994.

JES: Wo einige nicht verstehen wollen. Oder: wie man persönliche Interessen als Kritik an FSK verkauft. In: *Zeck* 134_2006.

Jik: Eine notwendige Antwort. Von Unbewiesenheiten und Vorwürfen. In: *Zeck* 95_2001.

Kampagne »Unverträglich glücklich« & Plenum der Roten Flora: Flora bleibt rot! Zwei Schritte vor und drei zurück – das Scheitern städtischer Privatisierung als Konfliktregulationsmodell. In: *Zeck* 157_2010.

Kampagne Flora bleibt unverträglich: Schluss mit dem Konsens: Für Differenzkultur und radikale Antworten gegen den Wettbewerb der Elendsverwaltung. In: *Zeck* 196_2017.

Kanalo & Co: The missing Link … Über kulturelle Unterschiede und Sofaecken. In: *Zeck* 52_1996.

karoshi: Der Wahn der Sicherheit. Februarpapier der Gruppe karoshi zum subjektiven Faktor des Diskurses der inneren Sicherheit. In: *Zeck* 78_1999.

kba: $1 + 1 = 3$. In: *Zeck* 109_2002.

kba: Bärendienste. In: *Zeck* 106_2002.

kba: Gut gemeint ist nicht gut gelungen. In: *Zeck* 88_2000.

kba: Nicht nur zu Ostern: Wir kneten uns ein Terrornest. In: *Zeck* 78_1999.

kba: RevolutionärInnen! Löst Bahnsteigkarten! In: *Zeck* 96_2001.

Kim Holland, Gruppe Kritik und Diskussion Hamburg: Griff ins Klo. Neue Entwicklungen der »anti«-deutschen Szene. In: *Zeck* 122_2004.

Kirsche, Gaston (2004): Strafexpeditiönchen. In: *enough is enough* (21), S. 38-41.

Kritik und Praxis Berlin: Stellungnahme der Gruppe Kritik und Praxis Berlin zu der Auseinandersetzung zu Beginn der Antifa-Demo am 31.01.2004 in Hamburg. In: *Zeck* 119_2004.

La Capucita Roja: Kaffeeonkel. In: *Zeck* 36_1995.

Lo: »Das Gedächtnis ist eine gute Tasche, aber sie reißt, wenn wir zuviel hineinstopfen«. In: *Zeck* 58_1997.

Loge: In Between. In: *Zeck* 123_2004.

Loge; McGuffin Foundation; Nomadisierende Ex Demonteure; Rapidas; Radio Loretta Hamburg; Anti Defamation Forum; BAZ 110: Hamburger Erklärung gegen Antisemitismus in der Linken. In: *Zeck* 122_2004.

Männerplenum aus der Roten Flora: 3:1 ist kein Fußballergebnis! Stellungnahme des Flora Männerplenums zum Sexismus der Übersteiger-Redaktion. In: *Zeck* 28_1994.

Matz: Eine Gegendarstellung. In: *Zeck* 35_1995.

Militante Panternichten und Panterneffen: »This is not a justification song«. Einige Bemerkungen zu dem Papier »Ein blaues Auge bleibt selten allein«. In: *Zeck* 91_2000.

Möllfztx & hrgmpftjkb: Der Widerstand gegen Umstrukturierungen ist gerechtfertigt und nötig. In: *Zeck* 35_1995.

monstrowski: Goldhagen: Richtige These, schlechte Argumente. In: *Zeck* 53_1996.

N.N.: Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten – Ingrid Strobl, die Linke und der Antisemitismus. In: *Zeck* 32_1994.

Netzwerk »Out of Control«: Das Freiburg Programm. In: *Zeck* 156_2010.

Noka und andere: Keine Macht für niemand. Ein Kommentar zur Antisemitismus-Debatte. In: *Zeck* 111_2002.

O.A.: 2010 fängt gut an: Autonome Vollversammlung am 15. Februar in der Roten Flora. In: *Zeck* 154_2010.

O.A.: Alkohol in der Flora?! In: *Zeck* 13_1993.

O.A.: An die TeilnehmerInnen des Vorbereitungstreffens für den »Autonomen Kongreß«. In: *Zeck* 35_1995.

O.A.: Auch mit edlen Ideen kann man die Welt verwüsten. In: *Zeck* 86_2000.

O.A.: Aufruf zum Autonomie-Kongreß, Ostern 95 in Berlin. In: *Zeck* 36_1995.

O.A.: Auswertungspapier zur Demo am 28. Januar 2012 »Der Tod ist ein Meister aus Deutschland«. In: *Zeck* 169_2012.

O.A.: Autonome Vollversammlung. In: *Zeck* 155_2010.

O.A.: Autonomie Kongreß der undogmatischen linksradikalen Bewegung. In: *Zeck* 34_1995.

O.A.: Back to the roots. In: *Zeck* 143_2008.

O.A.: Betrifft: Stellungnahmen von Heiter bis Wolkig. In: *Zeck* 28_1994.

O.A.: Buddy (Klaus Dieter T.), Vergewaltiger. In: *Zeck* 27_1994.

O.A.: Dein Wunsch nach einfachen Lösungen heißt Krieg. Gedanken zur Drogenverbotsproblematik im Schanzenviertel/in der Roten Flora. In: *Zeck* 64_1997.

O.A.: Der Weg ins 21. Jahrhundert ist holprig aber nicht hoffnungslos. Protokoll vom Kongressvorbereitungstreffen. In: *Zeck* 28_1994.

O.A.: Die AVV existiert nicht mehr. In: *Zeck* 171_2012.

O.A.: Ein paar Argumente für die autonome Vollversammlung. In: *Zeck* 161_2011.

O.A.: Einladung – Vorbereitungstreffen für einen »Kongress« für autonome Politik 2011. In: *Zeck* 160_2011.

O.A.: Einladung zum bundesweiten Kongress-Vorbereitungstreffen »Autonome auf dem Weg ins 21. Jahrhundert/GrundRisse autonomer Politik«. In: *Zeck* 26_1994.

O.A.: Einladung zum Vorbereitungstreffen für einen Kongress für autonome Politik 2011. In: *Zeck* 161_2011.

O.A.: Erklärung der Roten Flora vom 04.11.09 zur aktuellen Diskussion um Kretschmer. In: *Zeck* 154_2010.

O.A.: Flora bleibt weiterhin unverträglich! Zur aktuellen Situation der Roten Flora in Hamburg. In: *Zeck* 177_2013.

O.A.: Ganz normale Deutsche und der Holocaust. In: *Zeck* 53_1996.

O.A.: Global Action – Local Congress. Perspektiven linksradikaler Politik. In: *Zeck* 104_2001.

O.A.: Hamburg out of control. In: *Zeck* 144_2008.

O.A.: Ich würd's so lassen! Die Flora-Bleibt-Festspielwoche. In: *Zeck* 160_2011.

O.A.: Interview zur Autonomen VollVersammlung in Hamburg. In: *Zeck* 154_2010.

O.A.: Jetzt gilt's. In: *Zeck* 142_2008.

O.A.: [K]eine Flora mit Verträgen? In: *Zeck* 94_2000.

O.A.: Kein Konzert mit Sexisten und Vergewaltigern. Stellungnahme zu dem geplanten Heiter bis Wolkig Konzert und dem St. Pauli Fanladen. In: *Zeck* 38_1995.
O.A.: Keinen Fußbreit dem Sexismus? Leserinnenbrief. In: *Zeck* 28_1994.
O.A.: Kommentar zu dem Papier »Repression, Illusion, Implosion« – »wenn wir das Bild von 100 Autonome spielen Ordnungsamt vor der Flora oder 100 Autonome greifen die Bullen an vor Augen haben, wissen wir, welches wir uns wünschen«. In: *Zeck* 172_2013.
O.A.: Kritik an der Verharmlosung subjektiver Wahrnehmung. In: *Zeck* 142_2008.
O.A.: Leserinnenbrief an die Zeck/Anmerkung der zeck Redaktion. In: *Zeck* 30_1994.
O.A.: Militante Praxis. In: *Zeck* 142_2008.
O.A.: Nachbereitung zu den anti-siko Protesten 2011. In: *Zeck* 161_2011.
O.A.: Öffentlichmachung eines Vergewaltigers in Hamburg. In: *Zeck* 49_1996.
O.A.: Papier einiger Hamburger Frauen zum Autonomiekongreß. In: *Zeck* 37_1995.
O.A.: Presseerklärung des Bündnisses gegen Hamburger Unzumutbarkeiten: Erneuter Überfall von B5-Aktivisten auf Antisemitismusgegner. In: *Zeck* 156_2010.
O.A.: Spreng-Sätze! Autonomer Kongress. In: *Zeck* 150_2009.
O.A.: Von der Schanze bis zur Reeperbahn. In: *Zeck* 178_2014.
O.A.: Vorwärts in die Vergangenheit. In: *Zeck* 46_1996.
O.A.: Vorwort der Redaktion. In: *Zeck* 167_2012.
O.A.: zugeschaut und nachgebaut – kleine anregungen für den subversiven alltag. In: *Zeck* 116_2003.
O.A.: Zur Veranstaltung mit Ingrid Strobl. In: *Zeck* 31_1994.
O.A.: Zurück in die Zukunft. Die Linke und »1989«. In: *Zeck* 97_2001.
O.A. (2009): Warum der Angriff auf die Lerchenwache uns alle schwächt. In: *Schanzenpolitik*, 04.12.2009. Online verfügbar unter https://schanzenpolitik.wordpress.com/2009/12/04/lerchenwache/ [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].
Öff-AG: Und noch mehr Flora-Neuigkeiten für die liebe LeserInnenschaft. In: *Zeck* 79_1999.
partypatrol: Schanzenviertelfest. Von einer Feier, ein paar Feuern und einigem Unmut. In: *Zeck* 122_2004.
Peter Schaber, Redakteur des linksradikalen Blogs lower class mag: Gewalt! In: *Zeck* 186_2015.
Phoolan, eine revolutionäre Feministin: Leserbrief: Ist [W.] einer von »uns«? In: *Zeck* 28_1994.
Plenum der Roten Flora: Erklärung zur verhinderten und erneuten Vorführung des Films »Warum Israel«. In: *Zeck* 154_2010.
Plenum der Roten Flora: Presseerklärung der Roten Flora 05.11.2014. In: *Zeck* 184_2015.
Plenum der Roten Flora: Stellungnahme der Roten Flora zur Aufhebung eines im Zusammenhang mit dem FSK-Konflikt erteilten Hausverbots. In: *Zeck* 116_2003.
Plenum der Roten Flora: Stellungnahme der Roten Flora zur Nichtteilnahme an der Hamburger revolutionären 1. Mai Demo 2010, zur SoL und den stattfindenden Solipartys. In: *Zeck* 156_2010.
Plenum der Roten Flora: The Good and the Evil. Diskussionspapier der Roten Flora zu Antisemitismus. In: *Zeck* 122_2004.
querlight: Rote Flora: Kassandra-Rufe aus der Schanze. In: *Zeck* 100_2001.

Radikale S(cheiße) Gruppe: Neues Projekt in der Flora: »Sleep In«. In: *Zeck* 12_1993.
RadioAktiv u.a.: Wo einige gleicher sind. Kritik an FSK. In: *Zeck* 133_2006.
rapidas; against!; Sous la plage; McGuffin Foundation; Emancipate; Gruppe B17; Gruppe bricolage: Flagge zeigen?! Zu den Vorfällen auf der Demonstration am 3. Oktober. In: *Zeck* 147_2008.
Rapidas aka Pluralismusschleudern: Fahnen auf Halbmast. Noch 'ne Stellungnahme zum 31. Januar. In: *Zeck* 120_2004.
Redaktion: Anmerkung der Redaktion. In: *Zeck* 32_1994.
Redaktion: Repressiv empfundenes Diskussionsklima. In: *Zeck* 145_2008.
Redaktion: Vorwort. In: *Zeck* 112_2003.
Redaktion: Vorwort der Redaktion. In: *Zeck* 175_2013.
Redaktion: Vorwort der Redaktion. In: *Zeck* 178_2014.
reformgruppe süd-ost: brennen unsere herzen noch? Ein paar gedanken über den anstehenden »autonomen kongress«. In: *Zeck* 153_2009.
Ronneberger, Klaus: Die Erosion des Sozialstaates und der Wandel der Stadt. In: *Zeck* 67_1998.
Rote Flora: Erklärung der Roten Flora: »Zero tolerance« für staatliche Vertreibung. In: *Zeck* 71_1998.
Rote Flora: Eurhythmie? Auf die Füße treten. Kretschmer, die Stadt, der Standort und Gentrification. In: *Zeck* 100_2001.
Rote Flora: Finger verbrennen! Die Flora ist und bleibt unverträglich! In: *Zeck* 98_2001.
Rote Flora: Flora bleibt unverträglich! Stellungnahme der Roten Flora zum Verhandlungsangebot der Stadt. In: *Zeck* 96_2001.
Rote Flora: Presseerklärung der Roten Flora. Betreff: Verkauf des Gebäudes an einen privaten Investor. In: *Zeck* 97_2001.
Schanzenfestvorbereitung 2012: Repression, Illusion, Implosion. Nachbereitung Schanzenfest. In: *Zeck* 172_2013.
sec: Kampf gegen Antisemitismus und antiimperialistische Solidarität dürfen auch nicht gegeneinandergestellt werden. Eine notwendige Diskussion. In: *Zeck* 94_2000.
see-you-in-the-streets-gang: Einige Aspekte zur Unerfreulichkeit gegenwärtiger Demonstrationskultur. In: *Zeck* 128_2005.
six hills: Nach Heiligendamm: Wo steht die radikale Linke? Und: Was machen wir so die nächsten 2 Jahren? In: *Zeck* 142_2008.
so'n paar autonome Sturköpfe: Zur Einlassung eines Beschuldigten im Breite Straßen Verfahren. In: *Zeck* 193_2016.
Später, Jörg: kein Frieden um Israel. Zur Rezeptionsgeschichte des Nahostkonflikts durch die deutsche Linke. In: *Zeck* 122_2004.
Tante Flora: Tante Flora, der Knieschuß und wir. In: *Zeck* 78_1999.
the uncontrollables: Mal wieder was wagen. In: *Zeck* 161_2011.
titanic blubb 2,5: Splitter der Nacht. Die Londoner Riots und die gestörte Nachtruhe beim Schanzenfest. In: *Zeck* 164_2011.
Ungdomshuset: Was geht ab in Kopenhagen? In: *Zeck* 139_2007.
VertreterInnen der Roten Flora: Dokumentation der Pressekonferenz in der Roten Flora vom 02.04.98. In: *Zeck* 69_1998.

VGH – Vorbereitungsgruppe Hamburg: Diskussionspapier zum Autonom-Kongress. In: *Zeck* 152_2009.

Viehmann, Klaus: Militanz – die ausgeblendete Seite des Internationalismus. In: *Zeck* 58_1997.

von Leuten aus den Vorbereitungsgruppen der zwei h.a.p.: h.a.p. – Weil wir mehr wollen! Diskutierbares Diskussionspapier zum »hamburgweiten autonomen plenum«. In: *Zeck* 142_2008.

Wolli; Yok Quetschenpaua; autonome Frauen/Lesbengruppe Paderborn: Der Vergewaltigungskomplex und Heiter bis Wolkig. In: *Zeck* 27_1994.

Z.K.: (Hamburger) Sozial- und Stadtentwicklung im repressiven Wandel. In: *Zeck* 67_1998.

ZECK: Zur aktuellen Situation beim FSK. In: *Zeck* 115_2003.

Zeck Redaktion: Die unendliche Geschichte von Paul und Paula. In: *Zeck* 65_1997.

Zeck Redaktion: Vorwort. In: *Zeck* 197_2017.

ZECKIES: Zum Selbstverständnis der ZECK. In: *Zeck* 13_1993.

Sonstige Quellen und Archive

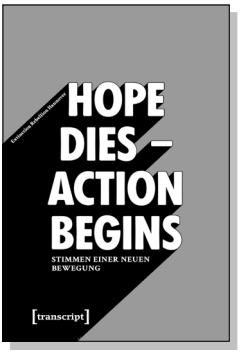
Die Zeck im digitalen Archiv der Roten Flora: http://m.roteflora.de/html/geschichte_12.htm [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Die Zeck im Archiv des Informationssystems nadir.org: https://www.nadir.org/nadir/periodika/zeck/ [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Wikipedia-Eintrag über die *Zeck:* https://de.wikipedia.org/wiki/Zeck_(Zeitschrift) [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Online-Informationsplattform des Gängeviertels: http://das-gaengeviertel.info/ [zuletzt eingesehen am 08.12.2019].

Politikwissenschaft

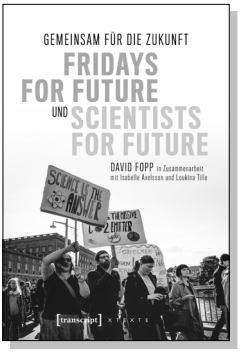


Extinction Rebellion Hannover
»Hope dies – Action begins«: Stimmen einer neuen Bewegung

2019, 96 S., kart.
7,99 € (DE), 978-3-8376-5070-9
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation, ISBN 978-3-8394-5070-3
EPUB: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation, ISBN 978-3-7328-5070-9

Jan Brunner, Anna Dobelmann, Sarah Kirst, Louisa Prause (Hg.)
Wörterbuch Land- und Rohstoffkonflikte

2019, 326 S., kart., Dispersionsbindung, 1 SW-Abbildung
24,99 € (DE), 978-3-8376-4433-3
E-Book: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4433-7



Angela Nagle
Die digitale Gegenrevolution
Online-Kulturkämpfe der Neuen Rechten von 4chan und Tumblr bis zur Alt-Right und Trump

2018, 148 S., kart.
19,99 € (DE), 978-3-8376-4397-8
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4397-2
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4397-8

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Politikwissenschaft

Sebastian Haunss, Moritz Sommer (Hg.)
Fridays for Future –
Die Jugend gegen den Klimawandel
Konturen der weltweiten Protestbewegung

2020, 264 S., kart.
22,00 € (DE), 978-3-8376-5347-2
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5347-6
ISBN 978-3-7328-5347-2

Helmut König
Lüge und Täuschung
in den Zeiten von Putin, Trump & Co.

2020, 360 S., kart., Dispersionsbindung
29,50 € (DE), 978-3-8376-5515-5
E-Book:
PDF: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5515-9
EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5515-5

BICC Bonn International Center for Conversion,
HSFK Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, IFSH Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg,
INEF Institut für Entwicklung und Frieden
Friedensgutachten 2020
Im Schatten der Pandemie: letzte Chance für Europa

2020, 160 S., kart., Dispersionsbindung, 33 Farbabbildungen
15,00 € (DE), 978-3-8376-5381-6
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5381-0

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de